Polemiſche Blätter

betreffend

Chriſtenthum, Bibelglauben und Theologie.

Eine Schrift

für

gebildete Leſer aller Stände

von

G. Fr. Daumer.

Erſtes Heft.

Nürnberg
Druck und Verlag von Friedrich Campe.
1834.

„Kein heiligeres Princip hat die Geschichte zu vertheidigen, und keines hat sie mit mehr Blut und Tod gegen alle individuelle Beschränktheit durchgesetzt, als jenes von ihrem eigenen stetigen Wachsthum ohne Einschränkung in der schrankenlosen Zeit. Auch die Religion in ihrer Endlichkeit nimmt an diesem Wachsthume Theil, sie selbst ist in den Kreis der Seelenwanderung eingeschlossen. Wie Fo durch achtzig tausend Gestalten durchgelaufen, ehe er zu Gott gelangt, also muß auch sie vielfältig wiedergeboren werden, ehe sie wiederkehrt, von wannen sie gekommen. Auch an ihr mögen Tod und Vergänglichkeit ihre Macht wohl üben.“

Görres in der Mythengeschichte.

Vorrede.

Indem ich in dieſen Blättern, an deren Herausgabe ich durch Krankheitsumſtände *) ſo lange verhindert wurde, und deren formelle Mängel eben dieſe Umſtände entſchuldigen mögen, auf dem Punkte ſtehe, einer neuaufblühenden Religionsbarbarei entgegen das Verneinende meiner Geiſtesrichtung und meiner Anſichten auf's entſchiedenſte und offenſte herauszukehren, finde ich für nöthig, den hier mitzutheilenden polemiſchen Aufſätzen, in denen es nicht immer gelegen ſeyn kann, zugleich das Bejahende meiner Meinung und Geſinnung in vor Verkennung und Mißdeutung ſichernden Erörterungen den hart auffallenden Gegenſätzen beizugeſellen, folgende Erklärungen als ein für allemal gegeben vorauszuſchicken. Wenn ich hier

*) Einiges bis jetzt unverändert Gebliebene hievon habe ich im Vorwort zur »Andeutung eines Syſtems ſpeculativer Philoſophie« angeführt.

nehmlich veranlaßt werde, mich gegen das Christenthum auszusprechen, so hat man mich weder so zu verstehen, als wäre ich in dem Sinne ein Gegner des Christenthums, in welchen die Geistesrichtungen und Denkarten, die man Aufklärung, Deismus, Naturalismus und Rationalismus genannt, den eigenthümlichen Glaubenslehren der christlichen Religion entgegenstehen, noch als stände ich von einem andern Standpunkte aus in feindlicher, verwerfender und verachtender Meinung und Gesinnung den großen und tiefen Wahrheiten entgegen, die sich in der christlichen Offenbarung hervorgethan. Denn ich darf sagen, daß ich weit mehr von den Glaubenslehren des Christenthums und seiner Kirchen für wahr halte, als nicht nur die ganze rationalistische Theologenparthei unserer Zeit, sondern auch, als irgend ein anderer gleich mir seinen selbstständigen Weg gehender speculativer Denker und Wahrheitsforscher; so daß es mir ein Leichtes gewesen wäre, den Darlegungen der mir durch freies Denken entstandenen Welt- und Gottesansicht die Form einer christlichen Philosophie oder Philosophie des Christenthums zu geben und mit weit größerem Rechte als Hegel von seinem Gedankensysteme behauptete, könnte ich von dem meinigen sagen, daß sein Inhalt und der wesentliche Inhalt des christlichen Glaubens ein

und daſſelbe ſey. Wenn ich meine bereits in mehreren Schriften zu erkennen gegebene Welt- und Gottesanſicht in Form eines Glaubensbekenntniſſes auszuſprechen hätte, ſo könnte ich in nachweislicher Uebereinſtimmung mit dem verſuchten, wohl bei niemand dem Verdachte der Unaufrichtigkeit und Verſtelltheit unterliegenden Darſtellungen («Urgeſchichte des Menſchengeiſtes.» Berlin bei Reimer, «Andeutung eines Syſtems ſpeculativer Philoſophie.» Nürnberg bei Campe, «Philoſophie, Religion und Alterthum.» Ebendaſ. beſonders im erſten Hefte No. I, II, IV.) folgende die Chriſtlichkeit meiner Denkart bezeugende Erklärung geben: Ich glaube an Gott, als die die Schickſale der Geiſterwelt, der Natur und Menſchheit voraus erkannt und beſtimmt habende ewige Schöpferweisheit, an ein vor der Schöpfung der Welt aus Gott hervorgegangenes (geborenes oder gezeugtes) perſönliches Weſen, welches kein Geſchöpf, ſondern Gott ſelbſt iſt und durch welches alles weltliche Daſeyn hervorgebracht worden *), an eine Entzweiung der

*) «Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort. Alle Dinge ſind durch daſſelbige gemacht und ohne daſſelbige iſt nichts gemacht, was gemacht iſt.» Evangelium Johannis I. Die Kir-

Creatur mit Gott oder einen Abfall derſelben von Gott *), an eine freiwillige Selbſt-

chenlehrer der erſten Jahrhunderte »ſetzten eine der ganzen Schöpfung vorangehende, ſie begründende Selbſtoffenbarung Gottes in einem, ſein göttliches Seyn darſtellenden, ſeine urbildlichen Ideen realiſirenden, zur Perſönlichkeit emanirten Weſen, dem ſelbſtſtändigen Worte, in welchem das göttliche Denken zu ſchaffender Wirkſamkeit hervortritt.« Neander's Kirchengeſch. 1. Bd. 2. Abth. p. 1026. Das Niceniſche Symbolum ſagt: »Ich glaube an einen einigen Herrn Jeſum Chriſtum, Gottes einigen Sohn, der vom Vater geboren iſt vor der ganzen Welt, Gott von Gott, Licht von Licht, wahrhaftigen Gott vom wahrhaftigen Gott, geboren, nicht geſchaffen, mit dem Vater Eines Weſens, durch welchen alles geſchaffen iſt.« Von all dem kann ich ſagen, daß ich es ohne Abbruch und Sinnveränderung für wahr halte.

*) Die aber nicht von mir, wie von unſern Gläubigen, als etwas, was nicht hätte ſeyn ſollen und auch hätte nicht ſeyn (unterbleiben) können, ſondern als etwas zur Lebensentwicklung der Creatur und Gottes ſelbſt in der Creatur Nothwendiges betrachtet wird. Jener Abfall iſt mir dieß, daß die Creatur aus ihrer ſelbſtbewußt- und willenloſen Einheit mit Gott heraustritt und ſich ihm, ſich ſelbſt erfaſſend, entgegenſetzt, hiemit böſe und unſelig wird und dem Tode anheim fällt. Aus dieſer Entzweiung aber muß und nur aus ihr kann ſich die wahre Einheit mit Gott durch das göttliche Werk der Erlöſung und Verſöhnung der gefallenen Creatur ergeben; die erlöſte und verſöhnte Creatur iſt etwas Beſſeres, Vollkommneres, als die in ihrer erſten Unſchuld ſtehende und die Einheit mit Gott, in die ſie aus ihrer Entzweiung zurückkehrt, iſt eine höhere, als die erſte,

erniedrigung Gottes zur Welt und Menſch-werdung jenes göttlichen «Sohnes» oder «Wortes», um die gefallene Creatur aus

---

noch unfreie und bewußtloſe, nehmlich dieſe, mit freiem Willen und Selbſtbewußtſeyn Eines mit Gott zu ſeyn, was die in ihrer erſten Unſchuld in Gott ruhende Creatur noch nicht war und ſeyn konnte. Dieß, daß die aus der Entzweiung und deren Aufhebung ſich ergebende Einheit etwas Höheres iſt, als die Einheit, die ohne dieſe Vermittlung beſteht, erkennt und ſpricht auch gewiſſermaßen ſchon die Bibel aus, indem ſie ſagt, es ſey mehr Freude im Himmel über einen Sünder, der Buße thut, als über viele Gerechte, die der Buße nicht bedürfen.

Die moſaiſche Erzählung von Adams Fall wird von mir in ihrer factiſchen Wahrheit anerkannt, nur nicht als eine Menſchengeſchichte enthaltend, ſondern als ſymboliſche Darſtellung einer der Welt- und Menſchenſchöpfung vorausgegangenen Geiſtergeſchichte angeſehen. Meine Anſicht iſt, daß ſie die urſprüngliche Entzweiung des creatürlichen Princips mit Gott durch Selbſterkenntniß, Richtung auf ſich und Erfaſſung ſeiner ſelbſt in der Abkehrung von Gott bezeichnet. Von dieſer Verſelbſtigung des creatürlichen Princips her waltet das Böſe durch alles Creaturleben hindurch und ſetzt ſich, erbt ſich von einer Geſtalt deſſelben zur andern fort, und das Creatürliche in uns iſt jenes durch ſeine Verſelbſtigung mit Gott entzweite Princip, jener gefallene Adam ſelbſt, in der Natur- und Menſchheit in eine Vielheit von Selbſtheiten, Ichheiten zerſtreut und zerſplittert, ſo daß richtig geſagt werden kann, daß wir alle mit und in Adam gefallen ſeyen.

den Banden der Aeußerlichkeit und des Todes, denen sie durch ihre Entzweiung mit Gott anheimgefallen, zu befreien und zur Einheit mit Gott zurückzuführen oder an ein göttliches Werk der Erlösung und Versöhnung (Wiedervereinigung) der Creatur mit Gott durch Eingehen jenes «Sohnes» oder «Wortes» in die Seynssphäre der gefallenen Creatur und Erscheinung desselben in dieser Sphäre als Mensch, an eine erneuernde, umschaffende, heiligende Wirksamkeit des göttlichen Geistes in der Menschheit, um sie zum Reiche Gottes zu gestalten *), an ein durch die Weltgeschichte hin-

*) Meine in der Schrift: «Philosophie, Religion und Alterthum» gegebene Erklärung über die Dreieinigkeitslehre ist folgende: Gott ist Einer, aber dreifach in seiner Entfaltung. Erstens ist Gott das noch unpersönliche Urwesen (wenn Persönlichkeit in demjenigen strengen Sinne des Wortes genommen wird, in welchem es den Begriff der Absonderung, des Begrenztseyns gegen Anderes, welches in der ersten einfachen Sphäre des göttlichen Seyns noch nicht vorhanden ist, in sich schließt), das nichts als Denken, die aller Wirklichkeit, Schöpfung und Lebensentwicklung vorausgesetzte ewige Schöpferweisheit ist; zweitens ist Gott die aus dem, in ihm gesetzten Grunde der Selbstheit ausgeborne Persönlichkeit, welche sowohl das Erzeugniß des Urwesens, als es selbst, der Vater als Sohn (das Wort, der Logos des

durchwaltendes über alles Verkehrte, Widergöttliche und Richtige ergehendes göttliches Gericht und an ein letztes, allgemeines, abschließendes Gericht dieser Art, an das bevorstehende Hervorgehen einer neuen, höheren Welt aus dem Untergange der gegenwärtigen und an die Auferstehung alles dessen, was Gottes ist, zu unvergänglich individueller, persönlicher Existenz in dieser zukünftigen vollendeten Welt, in welcher (nach der Bestimmung des Apostels Paulus, 1 Cor. 15, 18.) auch der letzte Feind, der Tod, aufgehoben und Gott seyn wird, was er jetzt noch ist, Alles in Allem — aus welcher letzten Angabe man sieht, daß dieß System nicht in dem Sinne pantheistisch ist, daß es annähme, Gott sey bereits in dem jetzigen Zustande des Weltlebens Alles, sondern nur, wenn man wollte, in dem so genannt werden könnte, in welchem auch die Bibel so zu nennen wäre, daß es behauptet, einst nach Vollendung

---

Evangeliums Johannis) ist; drittens ist Gott der in der Welt als organische Einheit eines Geisterreichs sich entfaltende Gott; so daß mit aufgehobener Trennung und Zersplitterung alles wieder zu Einem, aber als eine Vielheit von Geistern in sich gegliederten, Geiste zu werden hat, welchen Organismus des göttlichen Geisteslebens hervorzubringen, die Arbeit der Weltgeschichte ist.

des weltgeſchichtlichen Werkes der Erlöſung und Zurückbringung der entzweiten Creatur in Gott werde derſelbe Alles ſeyn (vergl. Andeutung eines Syſtemes ſpeculativer Philoſophie, p. 25). Bei dieſem Verhältniſſe nun zum chriſtlichen Glauben und zu einer Zeit, wo eine ganze verbreitete, allgemein gekannte und ihre Anſichten ſelbſt nicht verhehlende Theologenparthei von den ſonſt zum weſentlichen Inhalt des chriſtlichen Glaubens gerechneten Lehren, wie von der göttlichen Dreieinigkeit, vom Fall Adams, von der Erbſünde, von der Menſchwerdung des Sohnes Gottes der gefallenen Menſchheit zu Liebe und der Erlöſung und Verſöhnung mit Gott durch ihn, vom jüngſten Tage und jüngſten Gericht, und von der mit demſelben verbundenen Auferſtehung der Todten nichts hält noch ernſtlich lehrt, ohne daß ſelbſt die erklärteſten Anhänger dieſer (ſogenannten rationaliſtiſchen) Denkart aufhören, als Chriſten und Lehrer des Chriſtenthums erſcheinen und gelten zu wollen und in geiſtlichen Aemtern und Würden zu ſitzen, hätte ich gewiß nicht nöthig, auf den Namen eines Chriſten, Bekenners des Chriſtenthums und chriſtlichen Philoſophen Verzicht zu leiſten. Allerdings jedoch ſteht mein, zwar alle jene chriſtlichen Ideen enthaltendes und anerkennendes Gedankenſyſtem mit dem bibliſchen und kirchlichen Chriſtenglauben zugleich in einem Gegen-

ſatze, den ich auf keine Weiſe zu läugnen und zu verdecken die Abſicht habe. Jene auch mir heiligen, meiner eigenen Welt- und Gottesanſicht angehörigen chriſtlichen Ideen nämlich, hat das Chriſtenthum nicht in der, um für immer zu genügen, nöthigen Reinheit und Vollſtändigkeit, ſondern in zum Theil noch ſehr unlauterer, beſchränkter und barbariſcher Weiſe, mit einer Maſſe von Fabelei, Abſurdität und Rohheit gemiſcht, geoffenbaret und feſtgeſtellt *), in welcher Ge-

*) Wie viel Wahrheit ich z. B. in den chriſtlichen Vorſtellungen vom jüngſten Tage und jüngſten Gericht anerkenne, habe ich ſchon an mehreren Orten gezeigt (ſ. Andeutung ꝛc. §. 9. p. 24 mit den Anmerkungen p. 25 u. p. 29, ferner p. 31 und im Anhang III, 19 p. 52, III, 26, p. 57 — Philoſophie, Religion und Alterthum p. 17), aber welcher Denkende und Gebildete wird die kindiſche Vorſtellung für wahr hinnehmen, daß Chriſtus am jüngſten Tage mit einem Feldgeſchrei vom Himmel herunterfahren und dem Erzengel gebieten werde, in die große Poſaune zu ſtoßen, um die entſchlafenen Gläubigen aufzuwecken, die dann mit den bis dahin noch am Leben Gebliebenen auf den Wolken durch die Luft dem Herrn entgegengerückt werden würden, wie der Apoſtel Paulus 1 Theſſal. IV, 16. V, 2 — 1. Corinth. XV. 51, 52, verkündigt (wo er auch die Meinung ausſpricht, daß er und ſeine Gemeinden den Tag der Erſcheinung Chriſti noch erleben würden) — oder wie könnte ſich Denken und Humanität mit der rohen und abſcheulichen Vorſtellung vertragen, daß das über alles Richtige und Verkehrte ergehende und abſchließlich am Ende der Weltge-

ſtalt es mit den Bedürfniſſen und gewonnenen Einſichten des fortſchreitenden Geiſtes unmöglich in Ein-

ſchichte ergehen ſollende göttliche Gericht nicht in Vernichtung des Richtigen und Verkehrten als ſolchen, ſondern in Erhaltung deſſelben als einer Hölle von endlos gequälten Geiſtern ſelbſt mit Neubelebung des ſchon abgelebten Böſen zu beſtehen habe (welche rohe Vorſtellung der Prophezeiung des Apoſtels Paulus widerſpricht, daß Gott einſt Alles in Allem ſeyn werde, was ja unmöglich wäre, wenn eine Hölle von endlos Böſen beſtände)?!

Als Beiſpiel der Beſchränktheit, mit der im Chriſtenthume ſpeculative Ideen gegeben ſind, iſt beſonders die Art zu bemerken, auf welche daſſelbe die Selbſterniedrigung oder Selbſtäußerung Gottes zur gefallenen Creatur und das zur Erlöſung und Verſöhnung derſelben nothwendige Eingehen des göttlichen Weſens in die Sphäre des creatürlichen Seyns vorſtellt. Dieß Eingehen, dieſe Selbſterniedrigung oder Selbſtentäußerung Gottes nämlich wird in die Zeit geſetzt, da der Stifter des Chriſtenthums von ſeiner Mutter empfangen ward; das Denken muß es ſchon in den Anfang der Weltſchöpfung ſetzen — ein Unterſchied, der in die herkömmliche theologiſche Anſicht vom Verhältniß Gottes zur Welt eine große und wichtige Veränderung bringt. Das Wort ward Menſch; aber um Menſch zu werden, mußte es erſt werden, was unter der Menſchen iſt, wie Geſtirn, Element, Mineral, Pflanze, Thier — durch alle dieſe Stufen und Geſtaltungen des weltlichen Daſeyns und Lebens mußte er aus der unterſten Sphäre des Seyns, in die es ſich eingeſenkt, erſt aufſteigend hindurchgehen, um als Menſch zu erſcheinen, und dieß letztere geſchah nicht bloß, wie das Chriſtenthum lehrt, in

tracht zuſammenbeſtehen und ſich gegen dieſelben, man mag es anfangen wie man will, in ſeiner Kraft und

---

dem einzigen Menſchen Jeſus, ſondern in der Menſchheit überhaupt, von welcher univerſellen Anſicht jedoch ſchon eine Spur und Andeutung in dem bewundernswürdigen und unſchätzbaren Eingang des Evangeliums Johannis zu finden, die aber kirchlich ganz unentwickelt geblieben, von der gemeinen bibliſch- und kirchlichchriſtlichen Vorſtellung, daß Gott zur Zeit der römiſchen Kaiſerherrſchaft ſich vom Himmel herabgelaſſen und einen Menſchenleib angenommen, in den Hintergrund gedrängt und nur vom alten edlen, die Schranken des Bibel- und Kirchenglaubens durchbrechenden und von der Kirche verketzerten Myſticismus des Chriſtenthums erfaßt worden iſt. »Alle Dinge ſind durch das Wort gemacht, in ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menſchen; das war das wahrhaftige Licht, das alle Menſchen erleuchtet, die in dieſe Welt kommen. Es war in der Welt und die Welt war durch daſſelbe gemacht und die Welt kannte es nicht.« Der elenden Pfäfferei, welche die Univerſalität des alten, ächten Myſticismus noch heutzutage verketzert, ſind dieſe Worte zum Beweis der Bibelgemäßheit dieſes Univerſalismus entgegenzuhalten.

Unter dem, was dem bibliſchen und kirchlichen Chriſtenthume zu einem der ſchlimmſten Vorwürfe gereicht, iſt, daß es ſeine Moralität auf den unmoraliſchen Grund der gemeinen natürlichen Selbſtliebe baut, wie ich im 2ten Hefte beweiſen werde. In einem großen Theile der Lehren und Vorſchriften des Chriſtus der bibliſchen Darſtellung (was vom wirklichen Chriſtus herrührt, wiſſen wir nicht) wird der Eigennutz, das Verlangen nach irdiſchem, ſinnlichem Gute zum Principe des Han-

seinem Ansehen unbeeinträchtigt und unerschüttert behaupten kann. Diesem den Namen des Christenthums tragenden Gemische von Wahrem und Falschem, Edlem und Unedlem, Humanem und Barbarischem, in welchem das Falsche, Unedle und Barbarische, das noch bei Weitem Ueberwiegende ist, stehe ich allerdings in feindseliger Gesinnung und Absicht gegenüber; nur aber von diesem in solcher Unreinheit und Rohheit befangenen Christenthume ist die Rede, wenn ich mich in diesen Blättern gegen das Christenthum erkläre und z. B. behaupte, es sey unfähig, Bildung zur reinen Humanität bei der ihm ergebenen Menschheit zu bewirken, habe sie nach dem vielhundertjährigen Zeugnisse der Geschichte noch nie zu Stande gebracht und müsse der Entwickelung und dem Bestehen desselben nothwendig feindselig und hemmend entgegenstehen, so lange es existirt und Geltung hat; das geläuterte, entwilderte, zum denkenden Erkennen befreite und vervollständigte Christenthum jener oben bezeichneten Ideen hingegen und nichts Anderes ist die nach meiner Einsicht, wenn das geistige Bedürfniß

---

deins gemacht (s. im 2ten Hefte den Aufsatz IV.) und das kirchliche Christenthum ist nie darüber hinausgekommen, das Gute um eines Andern als des Guten selbst willen (um der Erlangung von Glückseligkeit und Vermeidung von Unglückseligkeit) zur Pflicht zu machen. (vergl. im 2. Hefte den Aufsatz VII. a. E.)

der Zeit befriedigt und dem Menschengeschlechte geholfen werden soll, erforderliche «neue Religion» *), in deren Interesse so viel zu thun, als in meinen geringen, durch ungewöhnliche Umstände so sehr beschränkten Kräften steht, ich mich gedrungen fühle und verpflichtet glaube.

Nach einer in neuern Zeiten gangbar gewordenen Bezeichnungsart könnte gesagt werden, daß ich gegen die Mystiker schriebe; was man aber heutzutage unter Mysticismus zu verstehen pflegt, diese im Schwange gehende schlechte, durch und durch selbst-

*) In der «Andeutung ꝛc.» p. 45. bemerkte ich: «Die neue Erkenntniß ist zwar nicht leere Aufklärung, welche das Positive der christlichen Religion nur negirt, aber sie muß ihr bei aller Anerkennung und Würdigung ihrer großen Ideen und Wahrheiten auf bestimmte Weise entgegentreten und sich nicht scheuen, als etwas Anderes und Neues zu erscheinen.» Zu meinen, daß eine unserer Kirchenreligionen, namentlich die in ihrer Positivität am wenigsten haltbare des protestantischen Christenthums die letzte und höchste welthistorische Gestalt der Religion sey, bei welcher es sein Verbleiben haben müsse und nach welcher keine höhere Offenbarung Gottes in der Menschheit erwartet werden dürfe, kann nur noch die Sache der größten Geistesbeschränktheit und pfäffischer Selbstsucht seyn, wie sie sich z. B. in einem Höfling repräsentirt. Diese Pfäfferei steht ganz in dem Verhältniß zu der in der Geburt begriffenen neuen Religion, in welchem der Pharisäismus zum entstehenden Christenthume stand.

süchtige Pietisterei, und dieser rohe, vom Geiste der Speculation absichtlich ferngehaltene, sich feindselig und hassend von ihm ausscheidende kirchliche Aeußerlichkeits- und Autoritätsglaube, ist so sehr verschieden von dem alten, ächten, der kirchlichen Orthodoxie feindlich entgegenstehenden, von dieser einst als Ketzerei behandelten und verfolgten Mysticismus *), dessen

*) Ihn zu Gunsten des rohen, kirchlichen Aeußerlichkeits- und Autoritätsglaubens aufs Neue zu verketzern hat der Theolog Höfling in seiner Schrift über Mysticismus zur Schande seines Zeitalters sich zum Geschäfte gemacht. Es ist übrigens recht gut, wenn diese Rohheit und Geistesbeschränktheit sich selbst ausdrücklich vom alten edlen Mysticismus abscheidet, dessen Name ihr bisher ein ehrenvolles Vorurtheil erwecken konnte, und sich hiedurch in ihrer ganzen geist- und vernunftlosen Blöße der Welt vor Augen stellt.

In einem vor wenigen Jahren erschienenen Buche eines geistvollen Mannes kommt folgende Stelle vor:

„Alte Mystiker, euch, die ihr aus eigenem Geiste,
Aus der Tiefe herauf wiedergebaret das Wort,
Das inwendig in euch und tief in der Seele geheim war,
Nicht bloß Glaub' und Gefühl, selber Vernunft und Idee,
Innerster Geistesbesitz, unendliche Fülle des Lebens —
Nicht gestutzt und gespreizt durch das geschriebene Wort,
Edele Werke erschuft, zum Beweis selbstständigen Lebens,
Euch verehre ich tief, lieb' euch aus innerstem Grund.
Aber das lederne Pack, das jetzt sich Mystiker nennet,
Das aus Mangel an Geist, inn'rer Bewährung entblößt,
Auf Kritik und Grammatik gestützt, aus Stellen der Bibel
Aengstlich zusammen sich kratzt, was ihm das Innerste sey,
Alles von außen hinein sich in sein ödes Gemüth
pumpt,

Geiſt nichts weniger als der der Aeußerlichkeit und Knechtſchaft, ſondern der der freien Innerlichkeit, der Speculation, und des ſelbſtſtändigen Vernunfterkennens war, daß in dieſem Sinne des Wortes weit mehr meine Geiſtesrichtung, meine Welt- und Gottesanſicht Myſticismus iſt, als die der pietiſtiſch- und kirchlichgläubigen Partei, mit der ich es hier zu thun habe, und bei welcher vom Geiſte des alten, ächten Myſticismus kein Funke zu verſpüren iſt. Dieſer alte, ächte Myſticismus iſt die im Schooße des Chriſtenthums hervorgebrochene reinere und vollkommnere Offenbarung und Wiſſenſchaft des Göttlichen, der mit Antiquirung des alten von der Zeitbildung nun welthiſtoriſch überſchrittenen Bibel- und Kirchenchriſtenthums zur öffentlichen Religion und allgemeinen Sache der Menſchheit zu machen, nach meiner Anſicht nothwendig und dem innerſten Bedürfniß des gegenwärtigen Standes der Geiſtesentwickelung entſprechend iſt. «Wenn die Myſtiker des Chriſtenthums, ſagt Hegel (in dem Aufſatze: Verhältniß der Naturphiloſophie zur Philoſophie überhaupt) in der herrſchenden Meinung Widerſpruch fanden und ſelbſt als Irrgläubige

---

Wo kein lebendiger Quell treibt aus dem Grunde hervor,
Dieſes gemeine Geſchmeiß verſchmäh' und haſſ' und verachte' ich;
Selber mein letzter Hauch ſey ihm noch tödtliches Gift.

betrachtet und ausgestoßen wurden, so war es, weil sie den Glauben in ein Schauen verwandelten *) und die noch nicht reife Frucht der Zeit zum Vorraus brechen wollten.» Gleichwie die Propheten des alten Testaments das Hervorbrechen eines höhern Religionsprincips bezeichnen und den Uebergang zur christlichen Periode bilden: so bilden die alten Mystiker den Uebergang aus dem alten Bibel- und Kirchenchristenthume zur Religion des neuen Weltalters, in dessen Beginne wir stehen, jenem von ihnen vermißten und in den Tiefen ihres geistigen Innern gesuchten ewigen Evangeliums **), dessen vollständige Erscheinung und Verallgemeinerung zur Weltreligion diesem Jahrhundert von der Vorsehung bestimmt zu seyn scheint.

*) Schwenkfeld erklärt «den rechten, wahren Glauben» für «einen geistlichen Verstand, Erkenntniß und Empfängniß der ewigen Wahrheit», also nach unserer Art zu reden, für speculatives Erkennen und der Gegensatz von Glauben und Schauen ist aufgehoben.

**) Schon der oben angeführte zu Luthers Zeiten lebende, von diesem so leidenschaftlich angefeindete, treffliche Schwenkfeld that den merkwürdigen Ausspruch: «Luthers Evangelium ist nichts, als die Zerstörung des Pabstthums durch den Buchstaben der Schrift, welchen er das Wort Gottes nennet. Es ist nicht das ewige Evangelium, wovon in der Offenbarung Johannis geschrieben stehet.»

Zur Widerlegung des diesen Blättern vorangegangenen Schriftchens: «Ueber die Entwendung des ägyptischen Eigenthums beim Auszug der Israeliten aus Aegypten» (Nürnberg bei Campe), hat die theologische Gegenparthei für nöthig erachtet, die Confiscation zu Hülfe zu rufen. In einem Streite um Wahrheit ziemt nur geistiger Waffen Gebrauch; nimmt eine der streitenden Partheien andere zu Hülfe, so legt sie dadurch das Bekenntniß ab, daß sie die geistigen für untauglich oder unzulänglich zu ihrer Vertheidigung hält, daß die Wahrheit und deren keine äußere Gewalt bedürfende Kraft nicht auf ihrer Seite ist. Dieses Bekenntniß hat denn auch die Parthei, mit der ich es hier zu thun habe, abgelegt, indem sie zu dem Antrag auf Confiscation meiner Schrift ihre verächtliche Zuflucht nahm *).

*) So lang es nur einigermaßen gehen mag und man noch mit irgend einem, wenn auch noch so elenden, Sophisma und Geschwätz die Blöße zu decken hoffen kann, strengt sich die Pfäfferei wohl an, auf dem Felde des Geistes ihre Sache wider den aufdrohenden Feind zu führen; tritt aber die Lüge, der Betrug, das Interesse der Selbstsucht, die das Wesen dieser Sache ist, in gar zu unverhüllbarer und allgemein einleuchtender Offenheit hervor, so ist dieser Schlechtigkeit kein Mittel zu verächtlich, um dem Gegner den Mund zu stopfen und jede mögliche Tücke und Gewaltthat wird ins Werk gesetzt. Luther in seiner Vorrede zur Offenbarung Johannis

ſagt von ſeinen Gegnern: »Nun ſie mit Schrift und Büchern nicht mehr können und die Fröſche ausgegeckt haben, greifen ſie mit Ernſt dazu und wollen's mit Gewalt ausführen, ſammeln Könige und Fürſten zum Streit.« Gottfried Arnold in ſeiner Kirchengeſchichte ſagt: »Die vornehmſte Urſache ihres (der Pfaffen) Zagens, war ihre ungegründete Sache, welche ſie auf keine Weiſe zu behaupten wußten. Darum findet man auch, wie viel angeſtellte disputationes, Geſpräche und dergleichen ſie ausgeſchlagen haben. Einer in Oſtfriesland bate bei einer öffentlichen Disputation, man möchte doch die gemeinen Leute hinausſchaffen, damit ſie nämlich ſeine Ohnmacht nicht merken ſollten. Gleichwie jene in England haben wollten, man ſolle bei ſolchen actibus die Thüren verſchließen und nicht in der gemeinen Sprache reden. Dergeſtalt mußte ſich alles zur Aenderung ſchikken, daß die verderbte Cleriſei keine andere und beſſere Waffen übrig behielte, als den weltlichen, fleiſchlichen Arm.« (p. 685. f.)

Inhalt des erſten Heftes.

Ueber einige neueſte Verſuche zur Beſchützung und Rechtfertigung des altartigen Bibelglaubens.

Ueber das in der Bibel berichtete Verfahren Gottes und der Iſraeliten beim Auszug der letztern aus Aegypten in Beziehung auf die Rechtfertigungsverſuche der evangeliſchen Kirchenzeitung, des Tholuck'ſchen literariſchen Anzeigers und einer kleinen Schrift des Herrn Dr. Fikenſcher's, Hauptpredigers zu Nürnberg..... 1

Einiges über Herrn Dr. Fikenſcher's Schrift insbeſondere..... 18

Unſinnige und abſcheuliche Lehren Herrn Fikenſcher's über die Natur des ſittlichen Bewußtſeyns und deſſen Verhältniß zur äußern Offenbarung..... 22

Ueber die von Chriſtus ausnahmlos unterſagte, von unſern Theologen aber dennoch gebilligte, geübte, ja für pflichtmäßig erklärte Eidesleiſtung..... 28

Ueber die Unfähigkeit des bibliſchen und kirchlichen Chriſtenthums, Bildung zur Humanität zu bewirken..... 35

Vergleichung des Moralitäts- und Humanitätszustandes heidnischer Völkerschaften mit dem der christlichen..... 36

Beispiele und Schilderungen der ungeheuern Barbarei, in der die Christenheit durch alle Zeiten der ungebrochenen welthistorischen Macht und Herrschaft des Christenthums hindurch versunken war..... 43

Schließlich zusammengestellte Beispiele von Unsinn, Rohheit, ja Gottlosigkeit der modernen pietistischen und kirchlichgläubigen Partei namentlich aus den Producten der Herren Fikenscher und Hösling..... 84

Druckfehler und Verbesserungen.

S. 29 Z. 13 v. u. statt: anders lies: Anderes.
S. 41 in der ersten Zeile der Note statt: charakterisch lies: charakteristisch.
S. 60 Z. 7 v. o. statt: Duthidius lies: Dubithius.
S. 69 Z. 2 v. u. statt H. A. Menzel lies: K. A Menzel.
S. 90 Z. 9 v. u. statt: Lange's lies: Frank's.

Ich habe in der Schrift: »Ueber die Entwendung ägyptiſchen Eigenthums ꝛc.« zwei in der bibliſchen Erzählung vom Auszug der Iſraeliten aus Aegypten vorkommende Anſtößigkeiten hervorgehoben, erſtlich daß Gott, indem er den Iſraeliten ſeinen Willen kund thut, ſie für immer aus Aegypten zu führen, dem Könige von Aegypten das Vorhaben eines dreitägigen Zuges in die Wüſte zur Begehung eines Opferfeſtes vorzugeben befiehlt, und zweitens, daß er ihnen befiehlt, koſtbare Geräthe und Kleider zu borgen und nicht wieder zu geben. Ueber die ſchmähliche Art, mit welcher Herr Prof. Dr. Höfling Letzteres zu rechtfertigen geſucht, habe ich ſchon in der angeführten Schrift gehandelt; jetzt haben ſich neue Vertheidiger jener anſtößigen Erzählung vernehmen laſſen, Herr Dr. Fikenſcher, Hauptprediger zu St. Sebald, in einer beſondern kleinen Schrift über die Entwendung der ägyptiſchen Gefäße und Kleider, Herrn Profeſſor Dr. Tholuck's »literariſcher Anzeiger« und Herrn Profeſſor Dr. Hengſtenberg's »evangeliſche Kirchenzeitung,« welche alle denſelben Weg zur Hebung jener Anſtößigkeiten einſchlagen, und unter welchen die evangeliſche Kirchenzeitung ſich rühmt, die ſtreitige Sache durch unwiderlegliche Gründe ins Reine gebracht zu haben.

In Betreff der erſtgenannten Anſtößigkeit, daß Gott der bibliſchen Erzählung zu Folge, während man für immer aus dem Lande zu ziehen und ſich der ägyptiſchen Herrſchaft zu entziehen vorhatte, dem Könige von Aegypten das Vorhaben eines dreitägigen Zuges in die Wüſte

zur Begehung einer Opferfeier vorzugeben, somit zu lügen, zu betrügen befahl, wird Folgendes vorgebracht.

Die Forderung, sagt man, welche die Israeliten auf Gottes Befehl an Pharao richteten, sie einen dreitägigen Zug in die Wüste machen zu lassen, um ihrem Gotte zu opfern, sey deshalb kein unwahrhaftes Vorgeben gewesen, weil zunächst wirklich nur ein Zug in die Wüste zum Behuf eines Opferfestes beabsichtigt worden sey, nach dessen Beendigung die Israeliten zurückkehren sollten. Hätte der König diesen Zug ohne Widerstreben sogleich erlaubt, so wären die Israeliten auch wirklich zurückgekehrt, und Gott würde ihr Loos vor der Hand erleichtert haben, ohne sie gleich damals aus Aegypten zu führen, die Halsstarrigkeit des Königs aber habe Gott bewogen, sein volles Strafgericht über ihn ergehen zu lassen und Israel für immer aus Aegypten zu führen.

Fragen wir nun erstlich, worauf sich diese Behauptung stütze, so finden wir: auf — nichts; denn nirgends ist in der Bibel, auf deren Aussage und Darstellung allein es hier ankommt, die leiseste Andeutung zu finden, worauf man sich bei dieser Annahme stützen könnte. Einer der Bibelvertheidiger, die diese rein willkührliche Annahme vorbringen, Herr Fikenscher, verwirft selbst (p. 9) eine Annahme anderer Gläubiger, womit sie die biblische Erzählung, mit der wir es hier zu thun haben, zu rechtfertigen suchen, aus dem Grunde, weil nichts davon in der Bibel stehe, ohne zu bedenken, daß er hiemit auch obiger von ihm zu Hülfe gerufenen Erklärung das Verdammungsurtheil spricht. Wollten diese neuaufgetretenen Bibelvertheidiger sagen, der heilige Geist habe ihnen geoffenbart, was sie uns da versichern, so läge ihnen ob, es zu beweisen, denn daß wir es ihnen so aufs Wort glauben, können sie doch nicht verlangen. Dasselbe könnten auch die andern Gläubigen für sich behaupten, deren Annahmen von diesen neuen Ehrenrettern des Bibelglau-

bens verworfen werden und welcher heilige Geiſt wäre dann der rechte? Welche Kennzeichen hätten wir, um den wahren vom falſchen zu unterſcheiden?

Fragen wir weiter, ob jene rein willkührliche Annahme ſich mit der bibliſchen Darſtellung nur wenigſtens zuſammendenken laſſe, ſo finden wir, daß ſie in offenbarem Widerſpruche mit dieſer Darſtellung ſteht, wie folgende im zweiten Buch Moſe berichtete eigene Rede und Vorſchrift Gottes zeigt.

C. 3, V. 7. Und der Herr ſprach: Ich habe geſehen das Elends meines Volks in Aegypten, und habe ihr Geſchrei gehöret über ihre Treiber, ich habe ihr Leid erkannt.

V. 8. Und bin hernieder gefahren, daß ich ſie errette von der Egypter Hand, und ſie ausführe aus dieſem Lande, in ein gutes und weites Land, in ein Land, darinnen Milch und Honig fleußt; an den Ort der Cananiter, Hethiter, Amoriter, Pheresiter, Heviter und Jebuſiter.

V. 15. Und Gott ſprach weiter zu Moſe: Alſo ſollſt du zu den Kindern Iſrael ſagen: Der Herr, eurer Väter Gott, der Gott Abrahams, der Gott Iſaaks und der Gott Jakobs, hat mich zu euch geſandt. Das iſt mein Name ewiglich, dabei man mein gedenken ſolle für und für.

V. 16. Darum ſo gehe hin, und verſammle die Aelteſten in Iſrael, und ſprich zu ihnen: Der Herr, euerer Väter Gott, iſt mir erſchienen, der Gott Abrahams, Iſaaks und Jakobs, und hat geſagt: Ich habe euch heimgeſucht und geſehen, was euch in Egypten widerfahren iſt,

V. 17. Und habe geſagt: Ich will euch auch aus dem Elende Aegyptens führen in das Land der Cananiter, Hethiter, Amoriter, Pheresiter, Heviter und Jebuſiter in das Land, darinnen Milch und Honig fleußt.

V. 18. Und wenn ſie deine Stimme hören, ſo ſollſt du und die Aelteſten in Iſrael hinein gehen zum König in Aegypten, und zu ihm ſagen: Der Herr, der Hebräer

Gott, hat uns gerufen. So laß uns nun gehen drei Tagereisen in die Wüste, daß wir opfern dem Herrn unserm Gott.

V. 19. Aber ich weiß, daß euch der König in Aegypten nicht wird ziehen lassen, ohne durch eine starke Hand.

V. 20. Denn ich werde meine Hand ausstrecken, und Aegypten schlagen mit allerlei Wundern, die ich darinnen thun werde. Darnach wird er euch ziehen lassen.

Es kann unter vernünftigen und aufrichtigen Menschen kein Streit über die Bedeutung dieser Worte seyn, die in diesem Tone und Zusammenhange gesprochen nichts anderes heißen können, als folgendes: »Ich bin erschienen, mein Volk vom ägyptischen Joche zu befreien und in ein anderes Land zu führen (nicht in irgend einer unbestimmten Zeit, sondern es soll sogleich bewerkstelligt werden) und um dies zu bewerkstelligen, sollst du, Moses, zu Pharao gehen und ihm (nicht den dir jetzt von mir kund gemachten Willen offenbaren, sondern) vorgeben, ich hätte einen dreitägigen Zug zu einem Opferfeste befohlen, nach dessen Beendigung das israelitische Volk zurückkehren und fortfahren werde, der ägyptischen Herrschaft unterthan zu seyn.« Nur die unverschämteste Unredlichkeit könnte uns bereden wollen, in diesen Worten liege der Sinn: »Ich bin erschienen, euer Loos zu erleichtern und befehle euch, mir ein Opferfest in der Wüste zu feiern, wozu ihr die Erlaubniß von Pharao verlangen sollt, was zu einer Probe dienen soll, auf die ich den König stellen will. Besteht er in dieser Probe nicht, erlaubt er euch nicht das Fest zu feiern, so werde ich euch aus Aegypten führen und vom ägyptischen Joche befreien.«

Auch erkennen diese Glaubensvertheidiger gar wohl, in welch schlimmem Widerspruche mit der biblischen Darstellung ihre lächerliche Annahme steht, darum haben sie die Ausflucht erdacht: Es sey zwar Gottes Wille gewe-

ſen, den König durch die Aufforderung zur Erlaubniß des Opferfeſtes auf die Probe zu ſtellen und wenn er in derſelben beſtehen würde, vor der Hand nichts weiter zu fordern, da er aber vorher geſehen, daß der König nicht beſtehen würde, ſo habe er gleich die Anordnung zur gänzlichen Befreiung Iſraels getroffen. Durch dieſe neue wiederum ganz willkührliche Annahme meint man den Widerſpruch jener erſtern mit der bibliſchen Darſtellung zu tilgen. Allein wenn die obenangeführten Worte Gottes ſo geſprochen wurden, wie ſie in der Bibel ſtehen, ſo konnten ſie von den Iſraeliten nicht anders als auf die oben angegebene Weiſe verſtanden werden, ſo daß ſie glauben mußten, Gott befehle ihnen die Verheimlichung ſeines Vorhabens und die Vorſpiegelung eines andern; Gott mußte wiſſen, daß ſeine Worte dieſe Vorſtellung erregen würden, wollte alſo dieſe Vorſtellung erregen, wollte ſich als einen Gott darſtellen, der Lüge und Betrug befiehlt. Stellte ſich aber Gott als einen ſolchen dar und wollte er ſich als einen ſolchen darſtellen, ſo befahl er wirklich Lüge und Betrug, welche Anſtößigkeit ſomit ungehoben bleibt. Wollte man aber annehmen, Gott habe dieſe Worte nicht in dem Tone und Zuſammenhange, wie ſie in der Bibel ſtehen und mit Beſtimmungen geſprochen, die die Vorſtellung eines Befehls zu Lüge und Betrug entfernen, die aber in der bibliſchen Darſtellung ausgelaſſen ſind, ſo würde man der Bibel, deren Ehre und Anſehen man retten will, doch eine heillos unrichtige und unvollſtändige Darſtellung zur Laſt legen müſſen, welche zur Unehre Gottes und im Widerſpruche mit der Lehre von ſeiner Heiligkeit dem Leſer die Vorſtellung erregt, als habe Gott einſt Lüge und Betrug befohlen. Ein Buch aber, das ſo heillos unrichtige und unvollſtändige Darſtellungen giebt, können wir nicht als ein durchaus heiliges Werk des göttlichen Geiſtes, nicht als die uns von Gott verordnete untrügliche Richtſchnur unſers Glaubens be-

trachten. Es bleibt hiegegen den Bibelvertheidigern nur die Behauptung übrig, die angeführten Worte seyen nicht so beschaffen, daß sie dem Bibelleser die Vorstellung eines von Gott befohlenen Betrugs erregen könnten und müßten; nur von den Feinden der Bibel werde dieselbe böslicherweise hineingelegt. Will man, dieß zu behaupten, die unendliche Frechheit haben, so haben wir nichts weiter zu sagen und können vollkommen mit dem Eindruck zufrieden seyn, den dieselbe bei allen redlich gesinnten und nur nicht ganz verstandlosen Menschen nothwendig hervorbringen muß.

Daß Israel sich nicht mit Lug und Trug der ägyptischen Herrschaft entzogen, sondern durch eine zuletzt gegebene Erklärung Pharao's berechtigt worden sey, für immer aus dem Lande zu ziehen, beweist Herrn Tholuck's literarischer Anzeiger folgendermaaßen. «Die Worte, sagt er, die Pharao sprach, als er glaubte, daß sich die Israeliten verirrt und statt in die Wüste, ans Meer gerathen seyen: «Warum haben wir das gethan, daß wir Israel entlassen aus unseren Diensten?» lassen mit Bestimmtheit darauf schließen, daß Pharao in der Angst der letzten Nacht nicht blos die Erlaubniß zu einer dreitägigen Reise, sondern zur Entlassung aus dem Dienste überhaupt gegeben habe.» — Unter der Entlassung aus dem Dienste überhaupt versteht der literarische Anzeiger die Entlassung für immer. Also in den Worten «warum haben wir Israel entlassen aus unseren Diensten?» liegt dem Anzeiger zu Folge der Beweis, daß Pharao die Israeliten für immer entlassen habe. Man weiß nicht vor Erstaunen, was man zu einer solchen Behauptung sagen soll, dergleichen man nur von einem Verrückten oder zum allergewöhnlichsten Denken unfähigen Geistesschwächling erwarten kann.

Die Rückkehr, sagt die Kirchenzeitung, sey von den Israeliten später nicht mehr versprochen und von den Aegyptiern nicht verlangt worden, und es sey anzuneh-

men, daß Pharao ſich zuletzt darein gefunden habe, Iſrael für immer zu entlaſſen. Daß die Iſraeliten noch zuletzt, da ſie auszogen, das Verſprechen der Rückkehr wiederholt hätten, leſen wir freilich nicht, aber auch nicht, daß ſie erklärt hätten, ihre Abſicht geändert zu haben und für immer aus dem Lande ziehen zu wollen, oder daß die Aegyptier erklärt hätten, ſie für immer entlaſſen zu wollen, wie es nöthig wäre, um nicht das Ausziehen der Iſraeliten, wie es uns die Bibel darſtellt, moraliſch anſtößig finden zu müſſen. Daß aber die Rückkehr von den Aegyptiern nicht mehr verlangt worden ſey, iſt eine gar zu ſchaamloſe Behauptung, da wir ja leſen, daß Pharao im letzten Augenblicke ausdrücklich nur das vom Anfang an von den Iſraeliten vorgebrachte und niemals in der Folge abgeänderte Geſuch bewilligt habe. »Und Pharao forderte Moſe und Aaron in der Nacht und ſprach: Machet euch auf und ziehet aus von meinem Volke, ihr und die Kinder Iſrael, gehet hin und dienet dem Herrn, wie ihr geſagt habt.« C. 12, V. 31. Vorher C. 10, V. 9. ſagt Moſes zum König: »Wir wollen ziehen mit Jung und Alt u. ſ. w., denn wir haben ein Feſt des Jehova,« worauf der König ſagt: »Sehet da, ob ihr nichts Böſes vorhabt?« d. h. ob ihr nicht etwa unter dem Vorwande, zu einer Opferfeier fortziehen zu wollen, euch auf immer meiner Herrſchaft entziehen wollt. C. 8. ſagt Moſes: »Drei Tagereiſen wollen wir gehen in die Wüſte und unſerem Gotte Jehova opfern,« worauf Pharao ſagt: »Ich will euch ziehen laſſen, daß ihr eurem Gott Jehova opfert in der Wüſte, allein, daß ihr nicht ferner ziehet.« C. 5. ſagen Moſes und Aaron, da ſie zum erſtenmal vor Pharao kommen: »So ſagt Jehova, der Gott der Iſraeliten: Laß mein Volk ziehen, daß es mir ein Feſt halte in der Wüſte.« Dies iſt, was hierüber in der bibliſchen Erzählung vorkommt. Nichts alſo hatten, dieſer zu Folge, die Iſraeliten gefordert,

als die Erlaubniß zur Feier des Opferfestes und nur diese gab im letzten Augenblicke Pharao.

Ueberſehen wir nun die Sache in ihrem ganzen Zuſammenhange, ſo wird Folgendes, wie ich hoffe, vollkommen einleuchtend und zu einer letzten Entſcheidung genügend ſeyn. Moſes wird der bibliſchen Darſtellung zu Folge von Gott ausdrücklich dazu berufen, die Iſraeliten für immer aus Aegypten in ein anderes Land zu führen und enthält zur Bewerkſtelligung des Auszugs den Befehl, zu Pharao zu gehen und einen dreitägigen Auszug in die Wüſte zum Behuf eines Opferfeſtes zu verlangen, den Iſraeliten befiehlt Gott ſeinen ganzen Plan kund zu thun und dies geſchieht, ehe noch etwas davon ausgeführt wird. Nun gehen Moſes und Aaron zu Pharao und verlangen die Erlaubniß zu dem dreitägigen Zuge, der ihnen lange verweigert, endlich bewilligt wird. Pharao erklärt ſich beſtimmt, daß er ihnen nicht die Erlaubniß gebe, für immer aus dem Lande zu ziehen, ſondern ſich nur auf eine Zeit lang in die Wüſte zum Opfern zu begeben. Noch zuletzt, da er die Erlaubniß giebt, auf welche der Auszug wirklich erfolgt, ſagt er den Iſraeliten, ſie möchten thun, wie ſie geſagt hätten. Dieſe aber hatten geſagt, nur einen dreitägigen Zug in die Wüſte unternehmen zu wollen und nahmen auch im letzten Augenblick ihr Wort nicht zurück. Die Iſraeliten wurden alſo unter der ausdrücklichen Bedingung entlaſſen, zurückzukehren und zogen aus, indem ſie die Verpflichtung zur Rückkehr auf ſich nahmen. Sie thaten dies aber, indem ſie wußten, daß ſie nach dem ihnen gleich Anfangs kund gemachten Plan Gottes nicht zurückkehren ſollten und würden, und alles dies geſchah der bibliſchen Darſtellung zu Folge mit Gottes Willen und Wohlgefallen, ſeiner Leitung und Vorſchrift gemäß. Die Iſraeliten betrogen alſo, ſie betrogen mit Gottes Willen und Wohlgefallen, ſeiner Leitung und Vorſchrift gemäß.

Die zweite Anſtößigkeit, welche die neuaufgetretenen Glaubensvertheidiger zu beſeitigen befliſſen ſind, iſt die, daß nach dem Berichte der Bibel, wie man ihn von alten Zeiten her bis jetzt zu verſtehen gepflegt, die Iſraeliten auf Gottes Befehl koſtbare Gefäße und Kleider borgten und nicht wiedergaben (entwendeten). Hier wird zugegeben, daß die Erzählung, ſo verſtanden, gar keine Rechtfertigung zulaſſe und daß die Vertheidigungsverſuche, bei denen angenommen wird, es ſey von einem Leihen und Entwenden die Rede, ſämtlich unzureichend oder verwerflich ſeyen *). Die bisherigen Bibelvertheidiger, ſagt

*) Die Gründe und Anſichten, die von den Theologen zur Vertheidigung jener von alten Zeiten her anſtößig geweſenen bibliſchen Erzählung vorgebracht wurden, während man annahm, die Iſraeliten hätten die Koſtbarkeiten nicht als geſchenkt, ſondern als geliehen erhalten, ſind kürzlich folgende:

1. Die Iſraeliten hätten ſich durch die Entwendung der ägyptiſchen Schätze für die den Aegyptiern geleiſteten Dienſte bezahlt gemacht.

2. Gott ſtehe es frei, Ausnahmen von den Geſetzen der Moralität zu machen, und in einzelnen Fällen etwas im Allgemeinen Unrechtes und ſonſt Verbotenes z. B. Diebſtahl zu befehlen, was neuerdings auch wieder Herr Dr. Höfling vorzubringen die Frechheit gehabt.

3. Es ſtehe Gott frei, dem einen zu nehmen und dem andern zu geben, wie ihm beliebt.

4. Das Leihen ſey eine Art von feinem Ausdruck für Schenken geweſen.

5. Die Iſraeliten hätten geborgt mit dem Willen, das Geborgte zurückzugeben, und ohne zu wiſſen, daß keine Zurückgabe Statt finden ſollte (eine mit der bibliſchen Darſtellung ganz unverträglichen Annahme; denn Gott hatte es vorausgeſagt, daß keine Zurückgabe Statt finden ſollte und alle Worte des Herrn waren dem Volke verkündigt worden), die nachher eingetretenen Umſtände aber, der eilige Auszug und das feindliche Benehmen der Aegyptier hätten die Zurückgabe unmöglich gemacht.

Die hier zu hebende Schwierigkeit iſt dieſe, daß Gott der bibliſchen Darſtellung nach einen Betrug befohlen. Dieſe An-

die Kirchenzeitung, ſeyen durchaus nicht von dem Vorwurfe frei zu ſprechen, ihren Gegnern in die Hände gearbeitet zu haben, nun aber ſolle die Sache einmal ſo behandelt werden, daß den Läſterern der Mund geſtopft werde und die Wohlmeinenden ſich beruhigen können (Kirchenz. p. 814). Die »unglückliche« Erklärung der bibliſchen Erzählung, die bisher ſo ſehr zur Unehre der Bibel gereicht, ſo viele verwerfliche Vertheidigungsverſuche verurſacht und manche redlich geſinnte Seelen in Unruhe geſetzt, wird von der Kirchenzeitung mit »unwiderleglichen Gründen« als nichtig dargethan und die ganze Schwierigkeit aus dem Grunde gehoben, indem behauptet wird, daß die hebräiſchen Worte, die Luther durch: fordern — leihen — entwenden ausgedrückt, in der angeführten Bibelerzählung keine andern, als folgende unſchuldige Bedeutungen hätten: als Geſchenk verlangen oder in Anſpruch nehmen — gern geben, ſchenken — als Siegesbeute davontragen.

Das Wort, das Luther C. 12, V. 36, durch leihen giebt (»Gott gab Gnade, daß die Aegypter leiheten«) heißt nach der Erklärung der Kirchenzeitung: verlangen machen (Gott gab Gnade, daß die Aegyptier die Iſraeliten verlangen machten), ſo daß der Sinn wäre: die Aegyptierinnen forderten die Iſraelitinnen gleichſam dazu auf daß dieſe ſie um ihre Schätze bäten; ſie gaben ſo gern ihr Eigenthum hin, hatten einen ſolchen Drang, ihre Schätze zu verſchenken, daß ſie die Iſraelitinnen gleichſam auffor-

---

ſtößigkeit zu entfernen, giebt es nur zwei Wege, entweder daß angenommen wird, es ſey Gottes nicht unwürdig, einen Betrug zu befehlen — über welche Annahme ſchon in der Schrift über Entwendung ꝛc. geſprochen worden — oder daß man behauptet, es ſtehe gar nicht in der Bibel, daß Gott einen Betrug befohlen, wie die neueſten Glaubensvertheidiger thun. Die übrigen Rechtfertigungsverſuche treffen gar nicht den Punkt, auf den es ankommt.

derten, darum zu bitten; welcher erstaunliche Trieb, die Israelitinnen mit ihren Kostbarkeiten zu bereichern, von Gott durch ein Wunder bewirkt worden sey. Es war, sagt die Kirchenzeitung, »ein Wettstreit des Bittens und Gebens, bei dem das letztere die Oberhand behielt;« die Bittenden suchten die Gebenden im Bitten, und die Gebenden die Bittenden im Geben zu überbieten und zuletzt siegte das Geben und das Bitten unterlag, indem die Aegyptierinnen eifriger ihre Schätze hergaben, als die Israelitinnen darum baten!!! Die ungeheure Absurdität dieser Erklärung bedarf keiner weitern Besprechung, um jedermann einleuchtend zu seyn.

Nur so viel, als allgemein verständlich, sey von diesen Erbärmlichkeiten angeführt, um zu zeigen, wie die Erklärungen beschaffen sind, mit welchen man, als unwidersprechlich gewissen und klaren Aufschlüssen den Gegnern den Mund gestopft zu haben sich rühmt. Mag es sich indessen mit diesem neuen Vertheidigungsversuch der gläubigen Partei verhalten, wie es will; mögen seine Erklärungen richtig oder unrichtig seyn; die Sache des Bibelglaubens ist in jedem Falle verloren; denn für den Fall, daß sie unrichtig sind und die bisher herrschende Erklärungsart die richtige ist, ist nun von der Partei der Gläubigen selber zugestanden, daß die Bibel eine durch nichts zu rechtfertigende Gottesunwürdigkeit enthält, daß sie also aufgehört hat, uns ein durchaus glaubwürdiges Buch, die Richtschnur unseres Glaubens seyn zu können. Ist aber jene bisher so allgemein in der Christenheit angenomme und verbreitete Erklärung falsch, so beweist dies, daß auch die frömmsten und gelehrtesten Männer Glaubensirrthümer von hoher Wichtigkeit aus der Bibel schöpfen können, daß der heilige Geist die gläubige Welt Jahrhunderte lang über eine Anstößigkeit von so großem Belange, welche bei vielen, auch solchen, die gegen den Bibelglauben nicht feindselig gesinnt

und zu glauben geneigt ſind, den Glauben an die Bibel unmöglich machen muß, in Irrthum laſſen kann, daß wir uns ſomit auf die Bibel und auf den Beiſtand des heiligen Geiſtes zum rechten Verſtändniß desſelben nicht verlaſſen, ſie nicht ohne Gefahr, in ſchwere Glaubensirrthümer zu verfallen, zur Richtſchnur unſers Glaubens machen können.

«Es bietet ſich uns, ſagt die Kirchenzeitung p. 826, die Frage dar: Was hat denn bei dieſen ſo klaren Gegengründen jene unglückliche Erklärung hervorgerufen, was hat ihr eine ſo allgemeine Geltung verſchafft? Offenbar ein an und für ſich geringfügiger Umſtand, ein Fehler in der fehlervollen Alexandriniſchen Ueberſetzung, welche dem Schenken das Leihen ſubſtituirte. Durch ſie wurde Hieronymus, der ihr gewöhnlich folgt, zu gleichem Irrthum verleitet, und dutch dieſen wieder Luther, der ſich meiſt an ſeine Ueberſetzung, die Vulgata, anſchließt. Die Kirchenväter und die Theologen des Mittelalters konnten den richtigen Sinn nicht herſtellen, weil ſie aus Mangel an hebräiſcher Sprachkenntniß auf den Gebrauch der Griechiſchen oder der lateiniſchen Ueberſetznng beſchränkt waren. Auf den in dieſen ausgedrückten Sinn bauten ſie in der argloſen Vorausſetzung ſeiner Richtigkeit ihre Rechtfertigungen, und je mehr dieſe ſtehend wurden, und ihre Schwierigkeiten durch die Gewohnheit verdeckt, deſto weniger dachte man auch in den Zeiten nach der Reformation daran, genauer zuzuſehen, ob den auch das Fundament, worauf ſie gebaut worden, ein feſtes ſey. Die Einzelnen, welche dies läugneten, wurden abgewieſen, weil man fürchtete, ein Verſuch, die hergebrachte Erklärung aufzugeben, könnte im Fall ſeines Mißlingens als ein thatſächliches Bekenntniß der Unzulänglichkeit der bisherigen Rechtfertigungen betrachtet werden, und dieſe Furcht machte ſich um ſo mehr geltend, weil man wirklich, wie es nicht anders ſeyn konnte, dieſe Unzulänglichkeit fühlte. Von den

rationaliſtiſchen Auslegern ließ ſich Beſſerung des Fehlers nicht erwarten, da ſie ein Intereſſe hatten, ihn nicht wahrzunehmen. Allein aus dieſem Intereſſe iſt es erklärlich, wenn z. B. Geſenius und de Wette noch ſo thun, als ob dieſe falſche Erklärung die einzige überhaupt vorhandene und mögliche wäre?«

Daß eine ſo große Unwürdigkeit, wie die Erzählung von einem durch Gottes Gebot geheiligten Lügen und Betrügen, entweder urſprünglich oder durch einen Ueberſetzungsfehler in die Bibel kam, war — das muß man vom theologiſchen Standpunkt aus zugeben — Gottes Wille und Zulaſſung. Unmöglich aber, dies wird jeder einſehen, kann Gott wollen, daß wir dieſes Buch zur Richtſchnur unſers Glaubens machen, ihm die höchſte Entſcheidung in Glaubensſachen einräumen, da er es zuläßt, daß die Bibel dergleichen Unwürdigkeiten entweder wirklich enthält, oder ſelbſt den Wohlmeinendſten zu enthalten ſcheinen kann. Gott kann uns nicht zur Pflicht machen, an Unwahres und Unrechtes, als an Wahres und Rechtes, an Dinge zu glauben, die ihn verunehren, die mit ſeiner Heiligkeit im Widerſpruche ſtehen, was er ja, wenn er uns die Bibel zur Richtſchnur des Glaubens verordnet hätte, den Annahmen jener Glaubensvertheidiger zu Folge allen denen zur Pflicht gemacht hätte, die bisher von der wahren Ueberſetzung und Erklärung jener anſtößigen Erzählung keine Einſicht und Kunde hatten und ſchuldlos getäuſcht die geltende Erklärung für die wahre hielten. Ein Buch, uns zur Regel des Glaubens und Lebens von Gott verordnet, dürfte keine für einen Theil der Gläubigen, ſelbſt für gutwillige, ja für die frömmſten, erleuchtetſten, gelehrteſten Männer ihrer Nation und Zeit, für ganze Zeitalter und lange Jahrhunderte unüberwindliche Anſtößigkeiten, keine, wenn auch nur durch einen Ueberſetzungsfehler entſtandenen, ſcheinbaren Gottesunwürdigkeiten enthalten. Auch wenn wir gewiß wären, daß die Bibel, wie ſie in

den Urſprachen geſchrieben vor uns liegt, ein durchaus lauteres, unverfälſchtes, untrügliches Wort des heiligen Geiſtes ſey, ſo könnten wir ſie deshalb noch nicht als untrügliche Richtſchnur des Glaubens für uns betrachten. Dazu wäre erforderlich, daß wir auch eine vom heiligen Geiſt eingegebene, durchaus richtige Ueberſetzung und Erklärung der Bibel hätten, von der wir gewiß wären, daß ſie dies ſey. Eine ſolche haben wir nicht, alſo können wir uns auch nicht auf die Bibel, als auf die untrügliche Quelle göttlicher Erkenntniß und ſichere Richtſchnur des Glaubens ſtützen.

»Dieſe Erzählung (von der Entwendung der ſilbernen und goldenen Gefäße und Kleider), ſagt die Kirchenzeitung p. 813, hat von jeher den Gegnern der Offenbarung zu einem Hauptzielpunkte ihrer Angriffe gedient. Daß ſchon Heiden ſie zu dieſem Zwecke zu benutzen wußten, zeigt das angelegentliche Beſtreben, ihr Anſtößiges zu beſeitigen, bei Philo im Leben Moſis, ſo wie die uns bei Tertullian erhaltene jüdiſche Fabel von einem Rechtsſtreite der Aegypter und der Juden vor Alexander dem Großen über jene goldenen und ſilbernen Gefäße, bei dem die Aegypter mit ihrer Anklage gänzlich abgewieſen ſeyn ſollen. Daß die Gnoſtiker, namentlich Marcion, ſich ihrer bedienten, um ihre Herabſetzung des A. T. zu rechtfertigen, erhellt aus Irenäus B. 4. C. 49. und Tertullian c. Marcionem B. 2. C. 20., in Bezug auf die Manichäer daſſelbe aus Auguſtinus c. Faustum l. 2. C. 71. Die Engliſchen Deiſten nahmen von ihr Anlaß, Spott über eine Religion auszugießen, welche Lüge, Betrug und Diebſtahl heilige (vergl. z. B. Tindal, Chriſtenthum ſo alt als die Welt C. 13. p. 352. 610). Daß die Franzöſiſchen Atheiſten und Religionsſpötter ſie nicht unbenutzt ließen, verſteht ſich von ſelbſt, und daß ſie von ihnen auf unſere Rationaliſten überging, läßt ſich nach der allgemeinen Beſchaffenheit ihrer Rüſtkammer, in die Alles,

was nur den Anſchein eines Einwandes gegen die Schrift trägt, aufgeſpeichert wird, ſo elend, ſo verbraucht es auch ſeyn mag *), nicht anders erwarten. Schon der elende Verfaſſer der übrigen noch ungedruckten Werke des Wolfenbüttelſchen Fragmentiſten, Berlin 1787, bemerkt S. 53., betrachte man die Handlung an ſich ſelbſt, ſo werde ein Jeder ſagen müſſen, daß es alles Unwahrheit, Betrug, Diebſtahl ſey. „Wie aber, wenn nun die Worte hinzukommen: der Herr hat geſagt oder befohlen, wird blos dadurch Unwahrheit und Lüge zur Offenbarung werden? blos dadurch die ärgſten Gottloſigkeiten zu göttlichen Handlungen? So koſtet es nicht viel, aus Falſchheit eine Offenbarung, aus der Bosheit eine Tugend und Frömmigkeit zu machen, ſo hört alles Kennzeichen deſſen, was göttlich oder ungöttlich iſt, auf, ſo iſt Religion und der Gottesdienſt von den gräulichſten Lügen und Bübereien nur durch die paar leeren Worte: Gott hat es geſagt, unterſchieden.“ Und bis auf den heutigen Tag ertönen ähnliche Stimmen von allen Ecken und Enden, aus dem Studirzimmer der Gelehrten bis zu Hegelſchen Philoſophen hinauf und aus den Zechſtuben vorwiegend praktiſcher Rationaliſten. Der auf dieſe Erzählung gegründete Einwurf gehört zu den wenigen, welche im Gemeinbeſitze aller Ra-

*) Weiter unten p. 814 ſagt die Kirchenzeitung: die Glaubensvertheidiger ſeyen, was dieſe Erzählung betrifft, durchaus nicht von dem Vorwurfe frei zu ſprechen, ihren Gegner in die Hände gearbeitet zu haben, und wenn ſich dieſe Erzählung nicht genügender, als bisher zu geſchehen pflegte, rechtfertigen ließe, ſo hätten die Angriffe ihren guten Grund. Letztere gründen ſich auf die Worterklärung, deren Verwerfung nun die Kirchenzeitung für das einzige Mittel erklärt, den Bibelglauben gegen dieſe Angriffe zu retten, die ſomit bei der, in der Chriſtenheit herrſchenden Auffaſſung und Erklärung der anſtößigen Erzählung, die ſelbſt Sprachkennern und Kritikern der neueſten Zeit, wie Geſenius und de Wette, als die einzig richtige gilt, nicht elend und verbraucht waren.

tionaliſten, ohne Unterſchied des Standes und der Bildung, ſind; er ſteht im Vademecum für aufgeklärte Leute, bildet einen Hauptbeſtandtheil ihrer ſonſt ſo ſehr ärmlich eingerichteten Haus- und Reiſeapotheke. Was aber wichtiger iſt als das, er beunruhigt manche redlich geſinnte Seelen, denen ſich der göttliche Charakter der Schrift noch nicht ſo vollſtändig kund gegeben hat, daß ſie einzelne Einwürfe in der feſten Ueberzeugung, daß es eine Löſung für ſie geben müſſe, ruhig ſtehen laſſen können, ohne ſelbſt im Beſitze dieſer Löſung zu ſeyn.«

An einer andern Stelle des Aufſatzes, aus dem dies genommen iſt, wird geſagt: »Sollte wohl der Gott, der uns das: Meidet allen böſen Schein, vorſchreibt, ſelbſt dieſe Vorſchrift ſo wenig befolgen? Sollte er es ſo ganz ohne Urſache auſſer Augen ſetzen?« Und dabei fiel dem Verfaſſer nicht ein, daß nach ſeiner eigenen Annahme Gott dieſe Vorſchrift ſo ſehr aus den Augen ſetzte, daß er in der von ſeinem Geiſte eingegebenen Schrift eine Erzählung auf eine Weiſe vortragen ließ, die viele Jahrhunderte lang den böſen Schein auf ihn warf, als habe er Lug und Trug befohlen, eine Erzählung, die, wie die Kirchenzeitung ſagt, von jeher den Gegnern der Offenbarung zu einem Hauptpunkte ihrer Angriffe gedient, die einſt ſchon Heiden, Gnoſtikern, Manichäern und in neuern Zeiten Deiſten, Atheiſten, Rationaliſten und Philoſophen eine Waffe gegen die Offenbarung in die Hände lieferte, die den Grund zu Verſpottung und Verachtung eines Lüge, Betrug und Diebſtahl heiligenden Glaubens gab und »redlich geſinnte Seelen beunruhigt, denen ſich der göttliche Charakter der heiligen Schrift noch nicht ſo vollſtändig kund gethan hat,« daß ſie die Unwürdigkeiten, wodurch ſich der ungöttliche Charakter dieſer Schrift kund thut, »ruhig ſtehen laſſen können?«

Nun noch Einiges über Herrn Dr. **Fikenſcher's** Schrift ins Beſondere.

Hier heißt es p. 8: «Aus der Stelle 2 Moſ 12. 36 ſcheint hervorzugehen, daß die Aegyptierinnen [illegible] barkeiten nur als etwas Geliehenes hergab[illegible] das mag ſeyn» u. ſ. w., und p. 10 nimmt er an, die Aegyptierinnen hätten nur geliehen. Gaben aber dieſe als geliehen, ſo nahmen die Iſraelitinnen als geliehen, und das mit dem Bewußtſeyn, daß ſie nicht zurückgeben würden, betrogen ſomit. Aber Herr F. hat hierüber eine ganz eigene Vorſtellung. Die Iſraelitinnen, meint er, forderten als Geſchenk, die Aegyptierinnen gaben hierauf ihr Eigenthum her, indem ſie zwar in Gedanken nur liehen und die Zurückgabe des Geliehenen erwarteten, aber nichts davon laut werden ließen *): Da müßten denn alle dieſe Weiber völlig verrückt geweſen oder von Gott dazu gemacht worden ſeyn. Auch hat dieſe alberne Annahme nicht die geringſte Andeutung der Bibel für ſich und Herr F. fordert wieder, ſie ihm nur ſo auf's Wort zu glauben.

S. 5 ſagt Herr F. in der Note: «Daß der ägyptiſche König und ſein Volk Heiden waren, mildert den Ungehorſam nicht, weil auch die Heiden Gott gehorchen ſollen, ſo bald ſie ſeine Stimme vernehmen. 1 Moſ. 7. 5. 6: Und die Aegypter ſollen inne werden, daß ich der Herr bin, wenn ich nun meine Hand über Aegypten ausſtrecken

*) «Die Aegypterinnen hörten das Begehren an, ſie vernahmen aber keinen Vorwand, keine Unwahrheit, keine Lüge, und wie wenig ſie auch Gemeinſchaft mit den Iſraelitinnen hatten, ſie ſagten nicht, was ſie etwa dachten, wie ſie das Begehren der Iſraelitinnen aufnahmen, aus welchen Gründen, zu welchem Zwecke ſie einwilligen wollten, ſondern ohne weitere Erklärung gaben ſie ihr Eigenthum her.» Höchſt geiſtreich iſt folgender Zuſatz Herrn Fikenſcher's: «Noch heute macht man dieſe Erfahrung, daß der übermuthige Schreier alsbald verſtummt, wenn man ihn zur unvorbereiteten Stunde mit den Waffen der Wahrheit angreift.» ꝛc. Die Forderung der Judenweiber: Gebt eure Koſtbarkeiten her! hält alſo Herr F. für einen Angriff mit den Waffen der Wahrheit.

und die Kinder Israel von ihnen wegführen werde.« Herr F. bemerkt nicht, daß gerade diese Schriftstelle, die er hier zum Beweis anführt, seiner Behauptung gänzlich entgegen ist. Die Aegyptier sollten erst durch die Wunder, die Gott verrichten ließ, inne werden, daß er der Herr d. h. dieser in Wirklichkeit waltende, mächtige Gott, das höchste Wesen sey, er war ihnen vorher unbewußt, sie kannten diesen Gott nicht und es war ihrem Religionsglauben zuwider, ihn anzuerkennen. Auch der erleuchtete H. v. Meyer bemerkt, Pharao habe den Jehova für einen geringen Nationalgott gehalten. Wie konnte denn von ihm gefordert werden, daß er gehorchen sollte, wenn ein Mann aus einem verachteten, dienstbaren Volke plötzlich vor ihr hin trat und Befehle von diesem Gott ausrichtete? 2 Mose 5, 1 f. sagt Pharao selbst: »Wer ist dieser Jehova, dessen Stimme ich vernehmen müsse und Israel ziehen lassen? Ich weiß nichts von Jehova, will auch Israel nicht ziehen lassen« — wozu Herr F. bemerkt: »Das ist die Sprache des Hochmuths, der sich dünket, ohne Gott seyn und handeln zu können.« Daß Pharao sich ohne Gott seyn und handeln zu können gedünkt habe, folgt aus jener Rede keineswegs, denn in dieser weist er nur die Forderung ab, sich dem ihm unbekannten Nationalgotte eines ihm dienstbaren Volkes zu unterwerfen. Er selber hatte seine Götter, die ihm seine Religion zu verehren gebot, im Glauben an welche er aufgewachsen war, die ihm als religiösem Aegyptier nicht minder heilig seyn mußten, als den Israeliten ihr Jehova. Und von diesen, meint die Hirnlosigkeit, hätte er so auf einmal abfallen sollen, als man ihm angebliche Befehle von einem ihm unbekannten, fremden Nationalgott ausrichtete!

Lustig sind folgende Aeußerungen Herrn Fikenscher's. S. 8: »Wenn man freilich die heilige Geschichte vom Standpunkt des natürlichen Menschen beurtheilen dürfte, so könnte man, da die unmittelbare Einwirkung Gottes

auf Menſchen dem natürlichen Menſchen widerſinnig erſcheint, ſagen, die Iſraeliten ſind mit ihrer Forderung unverſchämt, die Aegypter aber ſind bei ihrem Hergeben gar zu treuherzig geweſen.« Unter dem Standpunkt des natürlichen Menſchen verſteht Herr F. den der Vernunft. Der Vernunft jedoch iſt es nicht überhaupt widerſinnig, daß Gott unmittelbar auf Menſchen d. h. auf das Creatürliche im Menſchen *) wirke, wohl aber muß ſie eine ſolche Einwirkung Gottes auf Menſchen, wie ſie Herr F. annimmt, die darin beſtehen ſoll, Menſchen verrückt zu machen, für unmöglich und den Glauben an dieſelbe für widerſinnig und gottesläſterlich halten.

S. 8: »Nachdem die Aegyptierinnen ihre Koſtbarkeiten hergegeben hatten, war es nicht unerwartet, daß die Iſraelitinnen jene Gaben als Siegesbeute davontrugen.« Dies wird dem Herrn Hauptprediger gewiß niemand widerſprechen wollen.

S. 12: »Die gehorſamen Iſraeliten ſollten die Gnade des Herrn im Empfangen göttlicher Güter erfahren.« Unter den göttlichen Gütern verſteht der Herr Hauptprediger die ſilbernen und goldenen Gefäße und Kleider, um welche die Iſraeliten die Aegyptier betrügen mußten.

Ich habe bemerkt, daß ſolche Befehle, wie die des altteſtamentlichen Gottes unter gebildeten Menſchen und in einem wohleingerichteten Staate nicht gelitten werden könnten. Dieſer Bemerkung zu begegnen, koſtet Herrn F. keine Mühe. Schlimm wäre es freilich, das ſieht er ein, wenn ſolches Regiment noch jetzo waltete, aber er giebt einen genügenden Troſt gegen mögliche Befürchtungen: ſolche Befehle Gottes, ſagt er, kommen jetzt nicht

*) Der Gegenſatz von Menſch und Gott oder Menſchlichem und Göttlichem, ſo daß unter Menſch das creatürliche und göttliche Princip im Menſchen zuſammen verſtanden und dem Göttlichen entgegengeſetzt wird, iſt einer von den falſchen, eine Maſſe von Abſurdität aus ſich entwickelnden Gegenſätzen unſerer Theologie.

mehr vor *). Daß es Gottes unwürdig iſt, zu irgend einer Zeit, ſey es in noch ſo ferner Vergangenheit, Befehle gegeben zu haben, die mit der ſittlichen Weltordnung, welche doch als ſeine eigene Ordnung, ſein eigenes Werk in der Menſchheit zu betrachten iſt, im Widerſpruche ſtehen, und daß ein edler und gebildeter Menſch eben ſo wenig einen Gott glauben mag, der vor Jahrtauſenden ſolche Befehle gab, als einen, der jetzt noch ſolche geben kann, das fällt dem Herrn Hauptprediger nicht bei.

„Wollte, ſagt er p. 13, ein Fanatiker oder Böſe-

*) So ſagt Fr. v. Meyer von den altteſtamentlichen Vertilgungskriegen: „Sie gehören zu denjenigen unmittelbaren Handlungen und Befehlen Gottes, über die keine menſchliche Moral zu richten fähig iſt, ſo wenig als menſchliche Schwärmerei die Erlaubniß hat, ſie nachzuahmen.“ D. h. daß Gott einſt ſolche Gräuel den Juden befohlen, müſſen wir glauben, weil es in der Bibel ſteht, und ſie ſind, als von Gott befohlen, gut zu heißen. Weil es aber entſetzlich für uns wäre, weil es die humane Exiſtenz der Menſchheit zu Grunde richten und ſie in einen Abgrund der wildeſten Barbarei ſtürzen würde, wenn Gott jetzt noch ſolche Gräuel befähle, ſo müßte man, wenn jemand in unſerer Zeit einen Befehl zu ſo etwas von Gott erhalten zu haben behauptete, dies für Lüge oder Schwärmerei erklären.

Schon im 17. Jahrhundert fand es einer von Herrn Fikenſcher's Amtsvorfahren Prof. Dillherr, Prediger bei St. Sebald zu Nürnberg, für nöthig, vor Nachahmung einiger in der Bibel erzählter Thatſachen und von Gott befohlener Handlungen zu warnen. Denn er ſagt in ſeiner „Prophetenſchule.“ (Nürnberg 1662): „Das Loos, ſo über Jonam und Jonathan geworfen worden iſt, iſt ein ſonderbares Loos geweſen, welches wir nicht nachthun ſollen. Unter dergleichen ſonderbare Werke gehört der Kinder Iſrael Entlehnung ägyptiſcher ſilberner und goldener Gefäße, mit denen ſie davon zogen, die Prüfung der verdächtigen Eheweiber durch das bittere Waſſer der Jungfrauſchaft (4 B. Moſe 5, 17 f. 5 B. Moſe 22, 17) und dergleichen.“

Welch ein Glaube iſt das, der ſolcher Verwahrungen vor ſich ſelber bedarf!

wicht eine ſolche Stelle, wie die vom Entwenden der ägyptiſchen Gefäße und Kleider, dazu mißbrauchen, daß er entweder ſagt: ich habe auch eine Offenbarung erhalten, daß ich dieſes thun darf — oder ich handle nicht anders, als Gott, der damals die Gefäße den Aegyptiern nehmen ließ, ſo iſt die Antwort einfach. Wir leſen nirgends, daß die Offenbarung Gottes, welche unſern Bedürfniſſen entgegen kommt, noch über die heilige Schrift hinausgehe.»

Das leſen wir freilich nicht, wir leſen aber auch nicht das Gegentheil; daher es vom Standpunkt des Offenbarungsglaubens aus Vermeſſenheit iſt, zu ſagen, Gott könne ſich nicht heute noch ebenſo wie vor Jahrtauſenden auf beſondere Weiſe offenbaren und unter beſondern Umſtänden beſondere Befehle ertheilen.

Wir haben auch, ſagt H. F. p. 14, keine beglaubigte Thatſache von einem beſondern Umgange der Menſchen mit Gott, wenn wir in der Profangeſchichte forſchen.» Das muß ich zugeben, denn wir haben meines Wiſſens nirgends eine beglaubigte Thatſache der hier gemeinten Art.

«Vielmehr müſſen wir, fährt H. F. fort, alle dergleichen Behauptungen für Fanatismus oder Lüge erklären, ſobald ſich jemand auf irgend etwas als göttliche Wahrheit beruft, das dem beglaubigten Worte Gottes widerſtreitet.» Etwas die ſittliche und rechtliche Ordnung der Dinge Verletzendes, meint Herr Fikenſcher. Wenn aber jemand zu Unrechtthun und Gräueln, wie zum Betrügen, Ermorden des eigenen Kindes, Erwürgen des Kindes im Mutterleibe, Ausrottung ganzer Völkerſchaften und Grauſamkeiten ſelbſt an Thieren Befehl von Gott erhalten zu haben vorgäbe, ſo widerſpräche dies dem «beglaubigten Worte Gottes,» wie H. F. die Bibel nennt, nicht, da dieſes uns göttliche Befehle derſelben Art erzählt. Worin aber das Beglaubigtſeyn des von der Bibel

Erzählten, wie ihres Berichtes von Befehlen Gottes zu Lug und Trug, Mord und Grausamkeiten bestehe, darüber wünschten wir, daß der Herr Hauptprediger sich herabließe, unsere Unwissenheit zu belehren *).

»Wollte aber jemand aus eigener Machtvollkommenheit eine Verletzung des Sittengesetzes sich erkauben, so würde er damit sagen, daß er thun dürfe, was der Herr der ganzen Welt, der nicht blos der Heilige und Gerechte, sondern auch der Allmächtige ist, allein thun kann.«

Also Gott kann sich eine Verletzung des Sittengesetzes erlauben und zwar deshalb, weil er nicht blos der Heilige und Gerechte, sondern auch der Allmächtige ist! Seine Macht giebt ihm die Befugniß, das Sittengesetz zu verletzen; wenn nun Macht die Befugniß giebt, unsittlich zu handeln, so darf dies vermöge seiner Macht auch ein menschlicher Machthaber und zu allen Gräueln und Schändlichkeiten, die z. B. von Rom's Herrschern verübt worden sind, hatten diese das Recht. Je mächtiger jemand ist — so muß Herr Fikenscher meinen — desto mehr Unsittliches darf er thun und Gott, dessen Macht keine Schranken hat, ist daher auch im Thun des Unsittlichen (Schlechten, Bösen) unbeschränkt. Dieser erweckte und mittelst des Wortes Gottes durch den heiligen Geist erleuchtete Christ und Gottesgelehrte ist, wie man sieht, in der Vernunftbildung nicht einmal

*) »Alten Geschichtschreibern, vom Herodot bis zum Tacitus, messen wir nur dann Glauben bei, insofern sie uns wahrscheinliche und glaubliche Dinge erzählen, weiter aber nicht. Wollten wir dieses, so müßten wir z. B. das von Josephus erzählte Wunder, der See von Pamphilia habe sich geöffnet, um den Alexander und sein Heer durchzulassen, eben so glauben, wie die Austrocknung des rothen Meeres, die wir im 2. Mose lesen. Jenes Wunder ist vollkommen so gut beglaubigt, als dieses, und doch nehmen wir es nicht an.« Thomas Paine im 2. Th. »des Zeitalters der Vernunft.« —

ſo weit gekommen, als jene nordamerikaniſchen Wilden, welche glauben, der große, gute Geiſt, der alles erſchaffen habe, könne ſo viel Gutes thun, als er wolle, aber nichts Böſes (Meyer's mythol. Lexic. II. p. 503). Selbſt dieſe wilden Stämme würden den Herrn Hauptprediger verabſcheuen, wenn er ihnen vortrüge, was er vor einer gebildeten Nation öffentlich vorzutragen, keine Scheu und Schaam hat.

Die Anſichten Herrn Fikenſcher's über das Sittliche und über das Verhältniß des ſittlichen Bewußtſeyns des Menſchen zur äußern angeblichen Offenbarung ſind weiter aus folgenden Aeußerungen zu erſehen.

S. 8 heißt es: »Die Iſraeliten gehorchten und thaten Recht daran, weil ihnen die verborgenen Abſichten Gottes für gut und heilig galten; ſie fragten nicht erſt bei Fleiſch und Blut, ob ſie dazu berechtigt wären oder nicht.« Hieraus erfahren wir, daß des Menſchen ſittliches Bewußtſeyn Fleiſch und Blut iſt, d. h. zu ſeiner ſinnlichen Natur gehört *).

S. 12: »Warum Gott Vieles gerade ſo und nicht anders ordnet, warum er etwas befiehlt, das unſere Be-

*) Einen ganz eigenthümlichen Begriff verbindet auch Herr Olshauſen in ſeinem Commentar über das N. T. mit dem Worte Fleiſch. »Die Ungenauigkeiten der geſchichtlichen Darſtellung in der Schrift, ſagt er im 1. Th. p. 120, müſſen nach der Regel ausgelegt werden: Der Geiſt iſts, der da lebendig macht, das Fleiſch iſt kein nütze.« Alſo Genauigkeit der geſchichtlichen Darſtellung, hiſtoriſche Wahrheit iſt Fleiſch, welches kein nütze iſt! S. 460 ſagt dieſer Gläubige, es ſey ein freies Geiſteswalten bei den Schriftſtellern des neuen Teſtamentes, wenn ſie »ganz menſchlich im Gedächtniſſe ſchwanken, Stellen verwechſeln, Worte vertauſchen.« Falſchheit der Citate und Gedächtnißverwirrung iſt alſo freies Geiſteswalten, ſo wie das Gegentheil, die Richtigkeit der Angaben und der Darſtellung Fleiſch iſt. Kann man wohl dieſe Erweckten, Erleuchteten und Auserwählten des Herrn unter die Menſchen rechnen?

griffe von Recht und Eigenthum verletzt, das zu fragen ziemt nicht dem religiösen Menschen, der Gott das Recht zueignet, nach seinem Willen, der allemal der beste ist, zu verfügen.» Erstlich ist zunächst gar nicht die Frage, warum Gott etwas die rechtliche Ordnung der Dinge Verletzendes befiehlt, sondern ob er so etwas befohlen habe und befehlen könne, was H. F. erst zu beweisen hätte; zweitens bringt derselbe hier nur wieder dasselbe Princip der Religionsrohheit vor, das Herr Höfling gegen mich geltend gemacht und über welches ich schon in meiner Schrift über die Entwendung ꝛc. gesprochen.

Zwar sagt H. F. ferner: Wir geben zu: unser sittliches Bewußtseyn darf nicht im Widerstreit mit Gottes Willen seyn, aber wir müssen auch fordern, daß unser sittliches Bewußtseyn dem deutlich erkannten und in der heiligen Schrift niedergelegten Willen Gottes gemäß ist (sey).» Er sagt aber hiermit nur dasselbe, indem er sein barbarisches Princip, welches das Allgemeine und Gesetzliche unsers geistigen Wesens einem äusserlich-Gegebenen unterwirft, durch folgenden plumpen Kniff zu verstecken sucht. Unser sittliches Bewußtseyn, sagt er, darf allerdings dem Willen Gottes nicht widerstreiten, da aber unser sittliches Bewußtseyn zuweilen den in der Schrift ausgesprochenen Willen Gottes widerstreitet, so müssen wir in diesen Fällen unser sittliches Bewußtseyn dahin abändern, daß es in Einklang mit der Schrift zu stehen komme oder mit andern Worten: damit Schrift und sittliches Bewußtseyn einander nicht widerstreiten, muß man, wo sie einander entgegen sind, daß sittliche Bewußtseyn unterdrücken. So ist freilich kein Widerstreit mehr vorhanden. Es ist auf dieselbe Weise aufgehoben, wie wenn man zu Gunsten einer bösen Neigung sein derselben widerstrebendes Gewissen übertäubt und gewaltsam zum Schweigen bringt, dann ist Gewissen und Neigung einander auch

nicht mehr entgegen und man kann ſich dieſer überlaſſen, ohne daß das Gewiſſen dagegen ſpricht.

Dies Gebot, das menſchliche Bewußtſeyn des Guten und Rechten zu Gunſten eines ihm überzuordnenden äußerlich Gegebenen zu unterdrücken, geradezu aufzuſtellen, hat H. F., nachdem er es in der oben angeführten Stelle nur indirekter Weiſe gethan, p. 15 die Frechheit. »Es iſt die Forderung an den religiöſen Menſchen unerläßlich, daß er ſich immer dem geſchriebenen Worte Gottes zu fügen habe, auch wenn ſein ſogenanntes ſittliches Bewußtſeyn anfangs nicht gehorchen will.« Wenn es mit dieſer Unterdrückung unſers beſſern Selbſtes auch Anfangs nicht recht gehen will, nur beharrlich fortgefahren, es zu wollen und zu verſuchen, zuletzt wirds ſchon gelingen!

S. 15 iſt zu leſen: »Sollte der Fall eintreten, daß man eine Verſchiedenheit zwiſchen ſeiner Denk- und Handlungsweiſe und der Offenbarung Gottes wahrnähme, ſo hat man bei den klaren Ausſprüchen der heiligen Schrift nur in ſein Inneres zu blicken, um ſich ſelbſt genau zu erforſchen.« Die Frage iſt nämlich, wie im Falle eines ſolchen Widerſpruchs zur Entſcheidung zu kommen ſey. Sind nun die Ausſprüche der Bibel klar, ſo braucht ſich der Gläubige nicht weiter umzuſehen, um zu wiſſen, wie er ſich zu verhalten habe. Man ſoll aber, ſagt H. F. im Falle des Widerſpruchs ſeiner Denk- und Handlungsweiſe mit der Offenbarung in ſein Inneres blicken und ſich ſelbſt erforſchen; — dann würde man eben finden, daß die Beſchaffenheit dieſes Innern im Widerſpruche mit der göttlichen Offenbarung ſtehe und ſomit nicht mehr wiſſen als vorher. Vielleicht meint H. F., das ſittliche Bewußtſeyn, das allgemein menſchliche Erkennen des Guten und Rechten würde dann entſcheiden? Dies kann aber nicht ſeyn, denn er bezeichnet, nachdem er ſechs Zeilen weiter geſchrieben, das ſittliche Bewußtſeyn des Menſchen als

mangelhaft, trüglich und wandelbar, und ſagt, das Wort Gottes ſtehe als untrüglich und unwandelbar darüber und wo beide einander entgegen ſeyen, müſſe man das ſittliche Bewußtſeyn unterdrücken. Wie kann nun doch aus dieſem Bewußtſeyn eine Entſcheidung entnommen werden?

Zwar giebt H. F. vorn herein ſelber zu, was er hintennach verneint, daß es etwas moraliſch Gewiſſes in uns gebe, dem eine angebliche Offenbarung Gottes nicht widerſprechen dürfe. Denn er unternimmt, den der Bibel gemachten Vorwurf des Widerſpruchs mit unſerm moraliſchen Bewußtſeyn zu widerlegen, zu zeigen, daß ein ſolcher Widerſpruch nicht vorhanden ſey, was die Anerkennung in ſich ſchließt, daß ein ſolcher Widerſpruch nicht vorhanden ſeyn dürfe. Auch kündigt er ausdrücklich an — ohne Zweifel in tadelnder Beziehung auf Herrn Höfling's Bibelvertheidigung — daß er etwas ſagen wolle, wodurch ſich der Bibelgläubige beruhigen könne, ohne in die Nothwendigkeit verſetzt zu ſeyn, das Unrechte recht zu nennen. Da er aber die Unzulänglichkeit ſeiner angekündigten Bibelvertheidigung erkennt, ſo kommt er hintennach mit derſelben Rohheit angezogen, der er ſich nicht bedienen zu wollen verhieß, ſpricht verächtlich vom menſchlichen Bewußtſeyn des Guten und Rechten (dem «ſogenannten» ſittlichen Bewußtſeyn), ſetzt es als ungewiß, trüglich und veränderlich herab und befiehlt im Falle des Widerſpruchs der bibliſchen Offenbarung mit dieſem Bewußtſeyn, es dieſer darüber hoch erhabenen Offenbarung zu unterwerfen.

Die bibliſche Offenbarung ſelbſt lehrt uns, daß es ein von dieſer Offenbarung unabhängiges, ſelbſtſtändiges und ſicheres Bewußtſeyn des Guten und Rechten in der Natur des Menſchen gebe Röm. 2, 15. Daß dieſem Bewußtſeyn eine göttliche Offenbarung widerſtreiten könne, iſt nicht denkbar. Die bibliſche Offenbarung ſelbſt alſo

berechtigt uns, alles, was ſich uns als göttliche Offenbarung darbietet oder dafür ausgegeben wird, ſomit auch den Inhalt der Bibel mit jenem uns von Natur inwohnenden, ſelbſtſtändigen, ſichern Wiſſen des Guten und Rechten, mit dem ſittlich-Geſetzlichen unſers natürlich-vernünftigen Weſens zu prüfen und im Falle des Widerſpruchs der angeblichen Offenbarung mit dieſem Bewußtſeyn dieſelbe zu verwerfen.

Man ſollte meinen, ein Mann, der ſein Inneres ſo ganz dem »geſchriebenen Worte Gottes« unterwirft, wie Herr Fikenſcher, werde die darin gegebenen ausdrücklichen, unbedingten Gebote, dem von ihm ſelbſt anerkannten Sinn dieſer Ausſprüche gemäß, unbedingt zu befolgen, für ſeine heilige Pflicht halten. Allein dieſer Mann, der einmal das Wort Gottes in der Bibel ſo ſehr zur Richtſchnur der Geſinnung und des Handelns macht, daß man nach ſeiner Lehre ſogar ſein Gewiſſen unterdrücken muß, wo es nicht mit dieſem Worte Gottes harmonirt, lehrt auf derſelben Seite, auf der er dies vorgetragen, daß man Gründe haben könne, den in dieſen Worte Gottes enthaltenen ausdrücklichen Geboten keine Folge zu leiſten.

Ich habe in der Schrift über Entwendung p. 24 ff. in Beziehung auf Chriſti Eidesverbot Folgendes geſagt:

»Es läßt ſich beweiſen, daß dieſe Bibelgläubigen entweder ſelbſt nicht an die Bibel glauben oder wenn ſie glauben, deſto ſtrafbarere Verbrecher am Worte Gottes und Chriſto ſind, da ſie nicht den geringſten Anſtand nehmen, die Gebote ihres Herrn und Meiſters, wo ſie mit den Staatseinrichtungen im Widerſpruch ſind, allgemein hintanzuſetzen und zu übertreten. Denn fragt man dieſe Leute im Allgemeinen: Haltet ihr euch für verpflichtet, die ausdrücklichen Gebote Chriſti zu befolgen und Gott mehr zu gehorchen als den Menſchen? ſo antworten ſie ohne Zweifel mit einem unbedingten Ja. Nun hat aber Chri-

ſtus z. B. den Eid ausdrücklich und ohne Ausnahme unterſagt und dennoch leiſten unſere modernen Frommen und Bibelgläubigen dem Staate und den Gerichten unbedenklich den verlangten Eid. Entweder glauben ſie alſo an Bibel und Chriſtus nicht, oder wenn ſie daran glauben, ſo frage ich, welche ſind hier die Strafbaren oder doch Strafbareren, die, welche ſich nicht für verpflichtet halten, alle Gebote Chriſti zu befolgen und deshalb ſich auch kein Gewiſſen machen, dem Staate zu ſchwören, oder die, welche den unbedingten Glauben an Bibel und Chriſtum und die Befolgung ſeiner Gebote für heilige Pflicht erklären und dennoch ein ausdrückliches, ausnahmloſes Gebot desſelben nicht blos einzeln und aus menſchlicher Schwachheit und Uebereilung, in Momenten, wo das Bewußtſeyn durch Affekt oder Leidenſchaft getrübt iſt, ſondern mit ruhigem Blute vorbedächtig und allgemein übertreten und Chriſtum für nichts achten, weil die äuſſere Macht gebeut?«

Und in der Note:

»Zu Matth. 5, 33 f. wo es heißt: »Ihr habt gehört, daß zu den Alten geſagt iſt, du ſollſt keinen falſchen Eid thun und ſollſt Gott deinen Eid halten, ich aber ſage euch, das ihr allerdings (ὅλως, durchaus) nicht ſchwören ſollt ꝛc. — eure Rede ſey: ja, ja, nein, nein, was darüber iſt, das iſt vom Uebel;« macht Herr v. Meyer die Bemerkung: »Eide ſollten unter Chriſten nicht nöthig ſeyn.« Alſo ſind Eide nöthig, obgleich ſie Chriſtus verboten hat und Chriſtus hat thöricht gethan, weil er etwas, was nöthig iſt, allgemein und unbedingt verboten, ſomit ein Verbot gegeben hat, das nicht gehalten werden kann. Eben ſo ſagt Herr Hauptprediger Fikenſcher in ſeiner Schrift gegen Herrn Weihbiſchof Wittmann: Jeſus habe zwar geradehin jeden Eid verboten, es ſey aber für die Zeit der menſchlichen Schwachheit (ſind die Quäker, die nicht ſchwö-

ren, etwa keine Menſchen?) ein nothwendiges Uebel.« — Auch Jacobi 5, 12 heißt es: »Vor allen Dingen ſchwöret nicht, weder bei dem Himmel, noch bei der Erde, noch mit einem andern Eid. Es ſey aber euer ja, ja und euer nein, nein, auf daß ihr nicht unter das Gericht fallet.« Und trotz dem ſchwören unſere für bibelgläubig ſich ausgebenden Frommen und Theologen unbedenklich jeden Eid, den die weltliche Macht von ihnen verlangt.«

Hierauf antwortet der Herr Hauptprediger p. 14 Folgendes.

»Wahre Chriſten ſind wir eigentlich nur ſo lange, als wir alle Selbſtſucht beherrſchen und Chriſto mit völliger Hingebung dienen. Chriſtus aber verwirft auch die Mangelhaftigkeit unſers Strebens nicht, da er ſelbſt den Kleinglauben als Glauben uns anrechnet. Wenn wir auch nicht alle Selbſtſucht in unſerem Denken, Reden und Thun aufgeben, ſo werden wir doch nicht zurückgewieſen, wenn wir nur den ernſten Willen der Heiligung haben *) und mit Benützung der dargebo-

*) Welch' eine Religioſität, die in dem Contracte, den ſie mit ihrem Herrgotte ſchließt, ſich gleichſam ausbedingt, nicht alle Selbſtſucht in Denken, Reden und Thun aufgeben zu dürfen! Soll dieſe verächtliche Frömmigkeit, welche der Wille iſt, nicht alle Selbſtſucht aufzugeben, mit erſtem Willen zur Heiligung verträglich ſeyn, ſo muß unter Heiligkeit etwas anders, als moraliſche Vollkommenheit, die alle Selbſtſucht ausſchließt, verſtanden werden, weil ſonſt der Wille, von aller Selbſtſucht frei zu werden, zugleich der Wille wäre, nicht aller Selbſtſucht zu entſagen.

Der Ausdruck Herrn Fikenſcher's: Beherrſchung der Selbſtſucht — giebt die Meinung zu erkennen, daß es genug ſey, wenn die Selbſtſucht (welche das Böſe iſt) nur an ihren Ausbrüchen verhindert werde und unter dieſer Bedingung dieſelbe ihre Wohnung im Herzen behalten und ſo das Herz in ſeinem Grunde böſe bleiben dürfe; die wahre Religion aber wird nicht durch ſolche Zähmung, ſondern einzig und allein durch Tödtung und Austreibung des argen Höllenwurms befriedigt.

tenen Kräfte und Gelegenheit unserem Heiland anhängen. Daraus ist erklärbar, warum Manches, das Jesus auf seinem Standpunkte und seinen Bekennern verboten hat, noch gelten dürfe, ohne daß wir ihm ungehorsam sind, das gilt z. B. vom Eide. Wären alle Christen wirklich Christen, d. i. Jünger der Wahrheit, Bürger des Gottesreiches, so würde das einfache Ja oder Nein genügen; allein da die Erfahrung das Gegentheil lehrt, so ist auch dem Gläubigen in dieser sündigen Welt nicht nur erlaubt, sondern auch zu gebieten, daß er zur Steuer der Wahrheit in das für die Zeit der sündigen Menschheit nothwendige Uebel sich füge und demjenigen, der einen Eid ihm anträgt, auch denselben leiste.«

Dieses Gewäsche sagt gerade wieder dasselbe, nur noch unsinniger, was Herr F. schon früher gesagt hatte. Aber wenn nur etwas geschwatzt ist, sey es noch so hirnlos und absurd; denn reden und wiederlegen ist bei gewissen Leuten gleichbedeutend.

Seinen Bekennern, sagt H. F., habe Christus etwas verboten, was noch gelten dürfe, ohne daß wir ihm ungehorsam sind. Diese Wir, von denen H. F. spricht, sind doch wohl seine (Christi) Bekenner. Diesen also hat Christus etwas verboten, was sie, behauptet H. F., dennoch zu thun sich erlauben dürfen, ohne daß sie ihm ungehorsam sind!

Herr F. sucht einen Grund dafür anzugeben, warum Christi Verbot für nichts geachtet werden dürfe. Schon dieses, abgesehen davon, wie sein Grund beschaffen sey, ist empörend und gottlos. Dieser Mann glaubt, daß durch Christum und Bibel Gott zu ihm rede, Gott verbietet ihm durch Christum und Bibel jeden Eid und — er hat einen Grund, weßhalb er dennoch schwört! Nicht Gott, nicht Christus, nicht die Bibel ist ihm Entscheidung und Richtschnur für sein Handeln; Gott durch Christus und Christus durch die heilige Schrift sagt ihm: Ich verbiete dir zu schwören! Und

Herr F. ſetzt ſeine Meinung: daß das Schwören nöthig ſey, über Gottes, Chriſti und der Bibel Ausſpruch und ſchwört friſch weg, wie man's haben will; ja macht es, den Glauben, den er bekennt, vor aller Welt mit Füßen tretend, der ganzen Chriſtenheit zur Pflicht, aus dem von ihm angeführten Grunde Gott, Chriſto und der Bibel ungehorſam zu ſeyn.

Dem Grunde aber, weßhalb H. F. Gottes, Chriſti und der Bibel Verbot für nichts achten zu dürfen, ja zu müſſen behauptet, wird durch jenes Verbot ſelbſt widerſprochen; denn dadurch, daß Chriſtus das Verbot des Schwörens gab, erklärte er, daß das Schwören nicht nothwendig ſey; auch gab er dies Verbot nicht blos für eine Gemeinſchaft vollkommener Chriſten, nicht für ein zukünftiges Leben, wo alle menſchliche Mangelhaftigkeit aufhören werde, ſondern er gab es für dieſes Leben, für »dieſe ſündige Welt« — für »die Zeit der ſündigen Menſchheit,« wie Herr F. ſich ausdrückt. Den Juden, ſagt Chriſtus, war es erlaubt zu ſchwören; ich dagegen als Gründer einer neuen Religion (man merke wohl auf dieſen Gegenſatz) verbiete es, den an mich Glaubenden iſt es unerlaubt, in jedem Falle unerlaubt. Von der Zeit an, daß Chriſtus dies ſprach, war der Eid durch einen göttlichen Ausſpruch unterſagt, eine Sünde wider Gottes Gebot, und dennoch erklärt Herr Fikenſcher und mit ihm alle Theologen, auch diejenigen, welche lehren, daß Chriſtus Gott, und ſeine Lehre die vollkommenſte göttliche Offenbarung ſey, den Eid für erlaubt, ja für Pflicht und machen ſich kein Gewiſſen, ſelber zu ſchwören und der ihnen anvertrauten Gemeinde mit ſolchem allgemeinen und öffentlichen Verrathe ihres Herrn und Meiſters vorzuleuchten.

Auf dieſelbe Weiſe, wie H. F. läßt ſich der fromme Herr Olshauſen in ſeinem bibliſchen Commentar vernehmen. »In der Welt der Lüge, ſagt er, iſt der Schwur

ein nothwendiges Erforderniß, um zu irgend einer Sicherheit des Verkehrs zu gelangen. In der idealen Welt der Wahrheit hat aber der Schwur keine Statt und kann keine darin haben, indem ihn weder das Mißtrauen fordert, noch die Unzuverläſſigkeit anbietet. Für dieſes Reich der Wahrheit gilt der Befehl des Herrn. - Chriſtus hat aber ſeinen Befehl nicht bedingt, nicht für eine gewiſſe zukünftige Zeit oder eine andere Welt, ſondern unbedingt für die, die an ihn glauben, und als von der Zeit ſeines Ausſpruchs an gültig, gegeben. Er hat nicht geſagt: Schwöret nicht im Reiche der Wahrheit, wo den Schwur weder das Mißtrauen fordert, noch die Unzuverläſſigkeit anbietet, ſondern er hat geſagt: ſchwöret durchaus nicht. Es wäre auch nichts Lächerlicheres geweſen, als wenn er dem Schwur für eine Zeit oder für Verhältniſſe verboten hätte, wo gar niemand mehr veranlaßt und bewogen ſeyn kann, einen Eid zu fordern oder zu leiſten. Herr Olshauſen ſagt mit jenen Worten nichts anderes, als: Chriſti Verbot gilt nur da, wo es keines Verbotes bedarf. Solche Albernheit bürden dieſe Menſchen ihrem Herrn und Meiſter auf, um ſich ſeinen Geboten zu entziehen. Vollends ſchändlich iſt folgende Aeußerung: «Unter den wahren Gliedern des Reiches Gottes wird dieſer Befehl in ſeiner ſtrengen Form ausgeübt werden müſſen, nur kommt bei dem Eide ſtets auch das Verhältniß des Individuums zur politiſchen Gemeinſchaft zur Sprache, weßhalb der Gläubige ſich außer Stand ſieht, rein den höhern Geſichtspunkt zu verfolgen.» Chriſtus hat geboten, überall «rein den höhern Geſichtspunkt zu verfolgen,» wie der chriſtgläubige Herr Olshauſen ſich ausdrückt, allein der Gläubige — ſieht ſich außer Stande, es zu thun! «Zwei Kreiſen des Lebens angehörend, fährt der fromme Mann fort, muß er beiden nach den Bedürfniſſen ihrer Exiſtenz genügen.»

Er muß Chriſto und der Welt, er muß zweien Herren dienen, was Chriſtus für unmöglich erklärt. Auch genügen dieſe Menſchen keineswegs Beiden, der weltlichen und geiſtlichen Sphäre, ſondern ſie opfern dieſe auf, um mit jener nicht in Widerſpruch zu gerathen, ſie achten Chriſtum für nichts und dienen der Welt. Welches redliche Gemüth muß nicht dieſe achſelträgeriſchen, die Andersdenkenden Verdammenden, ſelbſt aber der Welt zu Liebe ihrem erklärten Glauben aufs Schaamloſeſte Hohn ſprechenden Frömmlinge verachten und verabſcheuen? — Auf dieſelbe Weiſe, wie mit dem Verbote der Eidesleiſtung gehen dieſe Leute mit Chriſti Eheſcheidungsverbote und ſeinem Gebote der abſoluten Duldſamkeit und Hingebung beim Unrecht- und Gewaltthun Anderer um, wie in demſelben Commentare von Olshauſen I. p. 210 ff. zu finden iſt. Dieſe Vorſchriften Chriſti gelten ihnen für ein »ideales Reich«, wo zu Eheſcheidung und Widerſtand keine Anregung vorhanden iſt und wo es auch keiner Vorſchrift darüber bedarf!!

Man will das Schwören der Chriſten auch durch Chriſti und der Apoſtel Beiſpiel rechfertigen. Allein wenn Chriſtus etwas that, was er ſeinen Bekennern verbot, ſo dürfen ihm dieſe das von ihm Unterſagte nicht nachthun und ſchwuren die Apoſtel, ſo ſündigten auch ſie gegen Chriſti Verbot, wenn ſie es kannten und dies ausdrückliche Verbot muß dem Chriſten mehr Gewicht haben, als der Apoſtel Beiſpiel. Dieſes Schwören der Apoſtel iſt aber wieder einer von den Widerſprüchen der Bibel, deren Erkenntniß den altartigen Glauben, der die Bibel als ein vom heiligen Geiſt eingegebenes Ganzes betrachtet und als ſolches ſich zur Richtſchnur macht, zu Grunde richtet. Immer aber bleibt, wenn man jene den Eid verbietende Stelle des Evangeliums nicht für unwahr berichtend erklären will, für jeden an Chriſtus Glaubenden die Pflicht,

ſich dem klaren, beſtimmten, unbedingten Spruche ſeines Herrn und Gottes, der den Eid für jeden Fall ausdrücklich verbot, zu fügen und keine Ausflüchte zu machen.

Ich habe in der Schrift über die Entwendung ꝛc. p. 30—34 gezeigt, daß es ſchlimm, ſehr ſchlimm um die Beurtheilung des Chriſtenthums ausſehen würde, wollte man den Ausſpruch Chriſti: An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen! auf die welthiſtoriſche Entwickelung des Chriſtenthums anwenden. Dies hindert Herrn Fikenſcher nicht, in ſeiner Gegenſchrift p. 13 geradehin und ohne Weiteres die Forderung zu ſtellen, den wohlthätigen Einfluß des Bibelglaubens auf Leben und Sitten der ihm Ergebenen *) als Beweis der Wahrheit dieſes Glaubens und der Nothwendigkeit, bei demſelben ſtehen zu bleiben, anzuſehen.

Wenn für die Religionen, um über ihre angebliche Wahrheit und Göttlichkeit zu beſtimmen, die ſittliche Beſchaffenheit des Lebens und Charakters der ihnen ergebenen Menſchheit zum Maaßſtab der Beurtheilung zu machen iſt, ſo giebt es Religionen, die für weit wahrer und göttlicher gehalten werden müſſen, als die chriſtliche, da z. B. die der indiſchen Ergebenen ein weit gutmüthigeres, redlicheres, harmloſeres Volk ſind, als alle chriſtlichen Nationen jemals waren und ſind. Die Juſtizregiſter beweiſen, daß jährlich weit mehr Verbrechen aller Art in England vorkommen, als im ganzen brittiſchen Indien (nach

*) So rühmt J. Fr. v. Meyer in ſeinem „Inbegriff der chriſtlichen Glaubenslehre: „Unzählige Herzen beſtätigen den einzig beſeligenden Einfluß der bibliſchen Schriften und die vollſtändige, wahre Cultur, Bildung und Aufklärung, die wenigſtens ſeit Chriſto allein in der Chriſtenheit zu finden iſt und die ſie nur durch Vernachläſſigung jenes Worts und durch übermüthigen Unglauben daran wieder einbüßt, bezeugen eben ſo praktiſch deſſen Kraft und Göttlichkeit.“

Bohlen's «altem Indien» I. p. 57) *). Die Ehrlichkeit der Indier wird faſt einmüthig hervorgehoben und ſchon im dritten Jahrhundert vor unſerer Zeitrechnung findet es Megaſthenes bemerkenswerth, daß faſt nie ein Diebſtahl vorkomme. Der Holländer Haafner ſagt von ſeinem Aufenthalt bei einem Wallfahrtsorte, wo er mir beinahe tauſend Indiern übernachtete: «Bei einem ſo großen Menſchengewühle in Europa hätte ich ganz gewiß ſeyn können, meinen Palankin rein ausgeleert oder gar nicht anzutreffen. Doch unter dieſen dummen, ſtockblinden Heiden hatte ich ſo etwas gar nicht zu befürchten. Die eigentlichen Diebe von Profeſſion, die man in Indien findet, ſind die Europäer, die blos in der Abſicht, ſich reich zu ſtehlen, herkommen **), und wie gut ſie auch

*) Hier kann Herr Pfarrer Wild ſehen, wie wahr er ſpricht, wenn er in Beziehung auf den von mir bemerklich gemachten Umſtand, daß die vermeintlichen Strafgerichte Gottes bei den Heiden weit ſchrecklicher als bei uns wuthen, folgenden Aufſchluß giebt. «Seuchen und andere Naturübel müſſen bei nicht chriſtlichen Völkern um ſo mehr als Strafgerichte betrachtet werden, weil auch der Sünden und Gräuelthaten bei ihnen mehr iſt.» — «Wo Chriſti Reich nicht iſt, da iſt das Reich des Satans, und daher ließe ſich erklären, warum gerade bei heidniſchen Völkern die Natur am feindſeligſten erſcheint.» Dort im Oriente, wo der Mutterſchoos der Seuchen und der Schauplatz ihrer mörderiſchſten Wuth iſt, leben gerade die gutmüthigſten und harmloſeſten Nationen, deren ſittliches Verderben die unter ſie kommenden Chriſten ſind.

**) Lord Clive, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Generalgouverneur von Hindoſtan, häufte, während er dieſe Stelle bekleidete, ungeheure Schätze an; aber das Andenken an die Gräuelthaten, die er aus Geldgier ausgeübt, verſtattete ihm keinen Genuß dieſer Reichthümer. Keinen Augenblick vermochte er, im Dunkeln zu ſeyn; die ſchrecklichſte Angſt ergriff ihn, wenn er ſich allein befand, nicht einmal allein auszugehen oder auszufahren wagte er, denn ſtets umſchwebten ihn die bleichen Geſpenſter der von ihm ausgehungerten Hindus und verfolgten

das Morden verſtehen, davon ſind Beiſpiele genug vorhanden. Was noch weiter dazu dient, den ſanftmüthigen, friedliebenden Charakter dieſes gutmüthigen Volkes, unwiderſprechlich darzuthun, iſt der kaum glaublige Umſtand, daß bei der hier verſammelten, unzähligen Menge Volkes von verſchiedenen Zweigen, Stämmen und Sekten nicht der mindeſte Zank, Wortwechſel oder gar Schlägerei vorfiel, und daß es hier weder einer Wache, noch einer Schaar Polizeidiener bedurfte, um Ruhe und Ordnung zu erhalten.“ Wo, frage ich, kommt irgendwo in der Chriſtenheit ſo etwas vor, oder wo wäre ſo etwas als möglich anzunehmen *)? Soll die moraliſche Güte der Bekenner einer Religion über den Werth, die Wahrheit dieſer Religion entſcheiden; ſo muß die indiſche weit beſſer und wahrer ſeyn, als die chriſtliche, deren Bekenner noch nie zu dem Grade allgemeiner Harmloſigkeit und Gutmüthigkeit gekommen ſind, welchen unparteiiſche Beobachter trotz der verderblichen Einflüſſe von

---

ihn überall, ſo daß er zuletzt, ein ſo qualvolles Daſeyn nicht mehr zu ertragen vermögend, ſich ſelbſt entleibte.

*) Wenn ich in die Städte der Araber kam, erzählt ein Reiſender, ſah ich Hunderte von Hungrigen, im äußerſten Mangel lebenden Menſchen durch die Kaufläden gehen, welche die Eigenthümer, während ſie zum Gebete gingen, auf keine andere Weiſe verſchloſſen, als daß ſie ein dünnes Netz vor dem Verkaufs-Gegenſtänden ausbreiteten, um die Abweſenheit des Eigenthümers anzuzeigen, und doch giebt es kein Beiſpiel, daß das Geringſte entwendet worden wäre. “Iſt es wahr,„ fragte mich ein Araber, “da„ Ihr in London Eure Thüren bei Tag und Nacht verſchließt, wenn Ihr ausgeht, damit Ihr nicht beſtohlen werdet?„ Es iſt wahr, ſagte ich. “Iſt es wahr, daß man Dinge aus der Taſche entwendet, wenn Ihr durch die Straßen geht?„ Ich kann es nicht leugnen, erwiederte ich. “Und doch,„ bemerkte der Araber, “rühmt Ihr Euch des Vorzugs Eures Volks vor dem unſrigen; bei uns würde keiner ſo etwas thun.„

außen noch in neuern Zeiten bei den Indiern fanden. Denn die guten Eigenschaften der Indier sind nach Haafner, mit dem selbst der Engländer Ives übereinstimmt, erst in neuern Zeiten durch Auswärtige verderbter geworden.

Noch gegenwärtig genießt der Fremdling in den Privathäusern der Hindus bereitwillige Aufnahme ohne Zahlung und bei jedem Chatvari reicht man unentgeldlich abgekochtes Reiswasser, um den Durst des Wanderers mit einem erfrischenden Getränke zu löschen. Keine Hülfe dagegen hat der mit dem Hungertode kämpfende Indier von denen zu erwarten, die sein Land auspressen. »Ich sah, erzählt Haafner, zu Madras die vom Hunger gepeinigten Hindus wie Insekten vor den Thürschwellen der Engländer umherkriechen und mit aufgehobenen Händen um einen Bissen Essen flehen, während die Unmenschen mit ihren Huren auf den Balkonen schwelgten und den Heißhunger der Unglücklichen durch den Anblick ihrer üppigen Schmausereien noch qualvoller machten und niemand wurde von dem traurigen Zustande dieser Armen gerührt.« — »Die Europäer in Indien glauben durchgehends, sie hätten keine andere Pflicht auf sich, als die Sorge sich zu bereichern. Sie sind auch, wie man täglich hören kann, vollkommen überzeugt, daß sie sich an diesen verachteten Heiden gar nicht versündigen können, ja es giebt europäische Geistliche, die aus der Bibel beweisen, daß die Christen gegen die Hindus, als gegen ein vom Fluche Gottes beladenes Volk, keine Menschenpflichten auszuüben hätten *). Daher der Haß, der Abscheu, die Verachtung, die sich die

*) Man höre! Das gehört auch zu den vortrefflichen Folgen des Bibelglaubens! Das ist die Bildung des Geistes und Gemüths, welche das Studium der Bibel den an sie Glaubenden und Lehrern des Wortes giebt!

Europäer bei diesem gutmüthigen Volke zugezogen haben, ins Weite geht.«

Crawfurd sagt, die Freiheit, welche die Hindus ihren Weibern gestatten, würde ihnen durch ein sittsames und tadelloses Betragen der Frauen vergolten; Tavernier bemerkt nach langer Erfahrung: wenn die Indier verheirathet sind, brechen sie wunderselten ihren Weibern die Treue, und Orme sagt: die Frau hege dafür eine Treue und Sorgfalt gegen dem Mann, welche der civilisirtesten Nation Ehre machen würde. Nach indischer Sitte darf ein Weib nicht einmal mit einer Blume geschlagen werden, habe sie auch hundert Fehler begangen. Das sittsame Betragen der Kinder gegen die Lehrer und Eltern heben besonders Paulinus und Papi hervor. »Die Behandlung der Leibeigenen, sagt Bohlen im alten Indien II. 158, mußte im höchsten Grade milde und liebevoll seyn; denn sie werden als Glieder der Familie angesehen, erscheinen häufig als Freunde der Herrschaft und dürfen sich frei ihren Gatten wählen; ein Umstand, der es erklären mag, wie die Griechen so einstimmig behaupten können, daß es durchaus keine Sklaven in Indien gebe, denn noch gegenwärtig, sagt Ives, fällt dem Hindu nichts unangenehmer auf, als die Härte der Europäer gegen ihre Dienstboten.« — »Ich füge hinzu, was der genaue Beobachter Burkhard über das Sklavenwesen der Muhamedaner mittheilt, weil man es ganz auf das alte Indien anwenden kann: Im Osten hat die Sklaverei, außer den Namen wenig Schreckliches; männliche Sklaven werden überall fast wie Kinder der Familie behandelt. Als niedrige Handlung wird es betrachtet, einen Sklaven zu verkaufen, der lange Zeit in der Familie gelebt hat. Wenn ein Sklave sich schlecht beträgt, wird er gewöhnlich aufs Land geschickt, um die Felder seines Herrn zu bauen. In den südlichen Ländern wähnt ein Sklave, der in einer Familie auferzogen ist,

höher zu ſtehen, als alle andern Perſonen in derſelben, außer dem Herrn. Er wird zu allen Familienverſammlungen zugelaſſen, darf Handel treiben, für ſeine eigene Rechnung in jedes Geſchäft ſich einlaſſen und überhaupt thun, was er will, wenn er ſich nur als ein kühner Mann benimmt und im Fall der Noth ſeinen Herrn zu vertheidigen weiß.« Denke man dagegen an den ſchrecklichen Zuſtand und die empörenden Behandlungen, die die Sklaven der Chriſten zu erdulden hatten und noch heute haben!

Am auffallendſten müßte ſich die gemüthbildende Kraft des bibliſchen Chriſtenthums, durch welche es ſeine Wahrheit und Göttlichkeit beweiſen ſoll, bei der chriſtlichen Geiſtlichkeit zeigen, die ſich das Studium der Bibel zum beſondern angelegentlichen Geſchäfte zu machen hat, nie und nirgend aber, auch nicht zu der Zeit, da es noch keine rationaliſtiſche Partei unter den Theologen gab und wo der allgemeine Glaube an die Bibel (die Hingebung an die bibliſche Offenbarung) ſeine ſittlichen Segnungen im reichſten Maaße hätte entfalten müſſen, hat man eine ſo rühmliche Schilderung von dem Charakter und den Tugenden dieſer Geiſtlichkeit zu machen vermocht, als man ſie von mancher heidniſchen machen hört. So ſagt ein Reiſender von der Geiſtlichkeit in Pegu: »Sie beobachtet die Regeln der Moral beſſer, als irgend eine andere, die ich angetroffen. Sie lehren, die Liebe ſey die höchſte Tugend und ſolle ſich nicht nur auf Menſchen, ſondern auch auf die Thierwelt erſtrecken *). Gegen das menſchliche Geſchlecht ſind ſie ſo gut geſinnt, daß ſie allen, weß Glau-

*) Wie konnte die durch Adams Fall und Erbſünde verderbte Menſchennatur, wie konnten der Herrſchaft des Teufels dahingegebene ſtockblinde Heiden ohne göttliche Offenbarung auf ſolche Lehren kommen, oder — wenn man etwa glauben wollte, ſie ſey ihnen als Reſt einer Uroffenbarung geblieben — wie können ſie ſie bei ſolcher Verkehrung des Innern zum Böſen und Falſchen noch nach Jahrtauſenden feſthalten und befolgen?

bens ſie auch ſeyen, in gleicher Weiſe wohlthun. Nach den Landesgeſetzen werden die ſchiffbrüchigen Fremden Leibeigene des Königs, aber durch Vermittlung der Kirche wird das Geſetz überſehen. In den Tempeln finden die unglücklichen Fremden große Gaſtfreundſchaft an Speiſe und Kleidung und bekommen Empfehlungsſchreiben von einem Kloſter zum andern. Iſt einer krank, ſo behalten ihn die Geiſtlichen, welche die vorzüglichſten Aerzte der Peguaner ſind, im Kloſter, bis er hergeſtellt iſt.» — «Die Prieſter der Birmanen, heißt es bei Majer im mythologiſchen Lexicon, ſind äußerſt wohlthätig, beſonders gegen Fremde und ihre armen Schüler, die täglich um ſie ſind, um in Religion, Moral und Wiſſenſchaften von ihnen unterrichtet zu werden. Alle Knaben der Nachbarn erhalten in den Klöſtern unentgeltlichen Unterricht, vornehme und geringe. Die Geiſtlichen kaufen und verkaufen nie, nehmen auch kein Geld an. Obgleich ihre Religion genau mit der Staatsverfaſſung zuſammenhängt und ſie unter dem Vorwand der Religion einen mächtigen potitiſchen Einfluß erlangen könnten, ſo kann man ſich doch nicht erinnern, daß ſie ſich je in die öffentlichen Angelegenheiten gemiſcht und an Staatsunruhen und Kriegen Theil genommen hätten. In dem Kriege zwiſchen den Völkern von Ava und Pegu wurden ſie von beiden, welche auch ſiegen mochten, ſtets gleich verehrt.» — «Die Hierarchie der Tibetaner iſt ſo ſanft, milde und menſchenfreundlich, als ſonſt keine andere, und wie der Charakter der Tibetaner ſelbſt. Sie braucht nur wenig Traditionen, nur wenig altes Herkommen und kaum den todten Buchſtaben einer heiligen Schrift, ſteht in enger Verbindung mit der weltlichen Macht und giebt ihr nicht nur Gewicht und Anſehen, ſondern verbreitet auch ein ſanftes, mildes Licht über ſie. Sie iſt eine lebendige, ſich ſtets in den großen Lama's wiedererzeugenden Religion, rechnet ſtets auf den gegenwärtigen Eindruck und leitet ihre Segnungen nicht

von alten Offenbarungen und Begebenheiten ab, sondern theilt sie immer unmittelbar mit. Gerne gehorchen die Tibetaner der Obermacht, die sie anerkennen. Ein souveräner, unbefleckter, unsterblicher, allgegenwärtiger und allwissender Lama steht an der Spitze ihres Systems, als Stellvertreter des einzigen Gottes, als Mittler zwischen den Sterblichen und dem Höchsten. Sie sehen ihn nur in dem liebenswürdigsten Lichte, beständig in religiöse Pflichten versenkt, nur mit dem wohlthätigen Dienste beschäftigt, durch seinen Segen zu stärken und zu trösten, und Vergebung und Gnade auszuüben.«

Damit halte man nun all den weltbekannten Unfug, die für Sittlichkeit und Staat so heillosen Wirkungen und Aufführungen catholischer Priesterschaft und Priesterherrschaft zusammen oder lese die Entsetzen erregende Schilderung, die Gottfried Arnold in seiner Kirchen- und Ketzergeschichte (Theil II. Buch XVI. Cap. 13 — 15) von dem Sittenverderben der protestantischen Geistlichkeit nach der Reformation entwirft *)!

*) Ungemein interessant und charakterisch sind folgende Strafen, die noch im 16. Jahrhundert für Priestervergehen festgesetzt waren. Hatte der Geistliche Blutschande getrieben, so zahlte er fünf Groschen; sechs Groschen mußte er erlegen, wenn er eine Jungfrau geschändet oder in der Kirche Beischlaf getrieben, und sieben Groschen, wenn er falsch Zeugniß geschrieben; für einen Mord mußte er den apostolischen Stuhl besuchen (so in den taxis cancellariis apostolicis, Venedig 1584). Gottfried Arnold führt an, daß man den protestantischen Geistlichen habe verbieten müssen, Schenkzeichen auszustecken und Horst in seiner Dämonomagie theilt aus dem Lindheimer Archiv den Sittenzug mit, daß im 17. Jahrhundert ein Pfarrer zu Lindheim in seinem Hause eine Wirthsbude unterhielt, sich mit seinen Gästen tüchtig bezechte, in der Trunkenheit Händel anfing, Leute zu Boden warf und ihnen Löcher in die Köpfe schmiß, auch einmal um 50 Gulden gestraft wurde, weil er dem Bürgermeister von Lindheim ein Loch in den Kopf geschlagen. Fragt man, warum solche Dinge heutzutage nicht mehr vorkommen können,

»Die Buddhiſten, heißt es bei Symes, thun jedem Menſchen wohl, ohne auf Glauben Rückſicht zu nehmen; ihre Klöſter ſtehen den Fremdlingen offen.« Vieles zu Gunſten des Buddhaismus hat nach mannigfachen Zeugniſſen Stäudlin hervorgehoben; beſonders die Milde, Menſchenliebe und Toleranz, die Symes allenthalben ausüben ſah. So wird von der verderbten vom Satan regierten Menſchennatur bei dieſen ſtockblinden Heiden, ſo von denen gehandelt, die nach Herrn Prof. Höfling's Behauptung zum Erkennen und Thun des wahrhaft Guten untüchtig ſind. Das bibliſche Chriſtenthum dagegen gebietet Andersgläubige nicht zu beherbergen, ja nicht einmal zu grüßen (2. Joh. 10). Das gehört zu dem wahrhaft Guten, wozu die einzig wahre Religion beſtimmt! Nur der Unwiſſenheit iſt es zu Gute zu halten, dieſe Religion, im Gegenſatze gegen alle andern die Religion der Liebe zu nennen. Würdiger wäre die indiſche, ſo genannt zu werden, die das Gebot der Liebe ſelbſt auf die Thierwelt erſtreckt, gegen welche Schonung und Menſchlichkeit einzuſchärfen, die chriſtliche Offenbarung nicht für nöthig erachtet hat, ſo ſehr das Vorhandenſeyn eines ſolchen Gebots wegen der rohen und grauſamen Behandlungen, die die Thiere in der ganzen chriſtlichen Welt erfahren *), dem menſchlich fühlenden Beobachter wünſchenswerth ſcheinen kann. Hat die chriſtliche Religion doch nicht einmal das Gebot der Feindesliebe, das ihr Stolz iſt, vor jener heidniſchen voraus; denn der Indier ſagt: »es ſey die Pflicht, ſeinem Mörder wohlzuthun, ſelbſt in dem Augenblicke, da dieſer ihn mordet, dem Sandelbaume gleich, der Wohlgeruch um die fällende Axt verbreitet.«

ſo kann die Antwort gewiß nicht ſeyn: weil wir chriſtlich-frömmer, kirchen- und bibelgläubiger geworden, denn daß die Welt dem alten Glauben fremd geworden, iſt ja die bittere Klage derjenigen, die uns zu dieſem Glauben zurückzuführen befliſſen ſind.

*) Hierüber wird eine Nummer des folgenden Heftes handeln.

Wie ſehr dagegen hat ſich das bibliſche Chriſtenthum gegen jene die umfaſſendſte Menſchenfreundlichkeit übenden Heidenreligionen des Gebotes zu ſchämen, ſich hart und unfreundlich gegen Andersgläubige zu betragen.

Das Chriſtenthum iſt nie, auch im allererſten Anfang nicht, die Religion der reinen Humanität geweſen *) und

*) Ein mächtiger Damm gegen die Ausbildung zur reinen Humanität war erſtlich von Anfang an, der mit dem Chriſtenthum verbundene Glaube an ein Buch, das die größten Rohheiten, Unmenſchlichkeiten und Unſittlichkeiten als von Gott gewollt, geboten, gebilligt darſtellt — an das alte Teſtament. Um an dieſe Dinge zu glauben, darf man kein Menſch ſeyn, oder muß aufhören, es zu ſeyn. Das neue Teſtament ſelbſt aber enthält Lehren, die noch fürchterlicher und barbariſcher, als irgend etwas im alten Teſtamente, ſind. Um an die Ewigkeit der Höllenſtrafen zu glauben, muß man alles menſchliche Gefühl in ſich erſticken können. Wie entmenſchend dieſe Lehre iſt, kann man aus dem Troſte des Kirchenlehrers Chryſoſtomus ſehen, den er gegen die Beſorgniß gab, in der künftigen Seligkeit durch den Gedanken an die Qualen der Verdammten zerſtört zu werden: bei den Seligen, ſagte der entſetzliche Menſch, würde alles Mitleid gegen die verdammten Menſchenbrüder erſtickt und ſie würden ſich wie Gott ganz nur von Zorn gegen dieſelben entbrannt fühlen. Noch empörender iſt die Lehre des Apoſtels Paulus, daß Gott einen Theil der Menſchen willkürlich zum Gutſeyn und Seligwerden, andere eben ſo willkürlich zum Böſeſeyn und zur Verdammniß beſtimmt habe, welche über allen Ausdruck abſcheuliche Lehre ſo viele Jahrhunderte lang von einem ſo großen Theile der Chriſtenheit geglaubt und als in der Bibel unzweifelhaft enthalten angeſehen und behauptet worden iſt, wie ſie denn auch trotz unverſchämten Läugnens und Schriftverdrehens offenbar und mit klaren Worten in der Bibel ſteht. Wie könnte ſich auf ſolchen Grundlagen der Barbarei ein Reich der Humanität erbauen? Wie könnte die Erſtickung des Menſchengefühls, die mit dem Chriſtenthum und Bibelglauben verbunden iſt, nicht nothwendig die heilloſeſten Früchte tragen?

Unmittelbar am ſchlimmſten mußte und muß wohl die Meinung und Lehre wirken, daß religiöſer Irrglaube Verbrechen ſey und daß alle nicht chriſtlich Gläubige verdammt und

hat ſich in ſeiner welthiſtoriſchen Entwicklung und Durchführung zu keiner Zeit als ſolche geoffenbart; vielmehr iſt es in dieſer ſeiner Entwicklung und Durchführung die barbariſchſte, gewaltthätigſte und grauſamſte aller Religionen geworden. So wie es nur Stand faßte, um ſich griff und Macht erlangte, gab ſich die fanatiſche Barbarei und finſtere Geiſtesunterdrückung kund, von der es bis ins achtzehnte Jahrhundert, in welchem ſeine Macht gebrochen ward und der Tag eines neuen Weltalters anbrach, nimmer gelaſſen hat. Wenige Jahrhunderte nach der Stiftung deſſelben waren verfloſſen, ſo war die Chriſtenheit ſchon haſſend, verfolgend, mordend in ſich ſelbſt zerriſſen, ſo verfluchte man ſich ſchon auf die abſcheulichſte, unmenſchlichſte Weiſe um des Glaubens willen, ſo richtete man ſchon Ketzer hin. Im Jahre 385 wurde zu Trier der Biſchof Priscillian von Avila mit ſechs Anhängern wegen manichäiſch-gnoſtiſcher Lehrmeinungen enthauptet. Der berühmte Kirchenlehrer Auguſtinus († 430) gab dem Statthalter von Aegypten den ſchrecklichen Rath, Ketzer zur Abſchreckung Anderer mit Feuer hinzurichten; denn, ſagte er, es iſt beſſer, daß einige brennen, als daß der ganze Haufe in der Hölle brate. Wie gräulich und ſcandalös es zu jenen Zeiten in der Chriſtenheit herging, davon ſind Folgendes ein Paar charakteriſtiſche Beiſpiele. Im Jahr 449 ſollte auf

---

von Gott verworfen ſeyen, wie geſchrieben ſteht: "Wer da glaubet und getauft wird, der ſoll ſelig werden, wer aber nicht glaubt, der ſoll verdammt werden.." Dies mußte und muß Herzensverſchlieſſung und Härte gegen Nichtchriſten und Andersdenkende, Ausſchließung und Hinderung alles freien Forſchens, ohne welche keine Geiſtesbildung entſtehen und beſtehen kann, unduldſame Geſinnung und Gewaltthat zu unausbleiblichen Folgen haben. Schon durch jenes einzige Wort hat der bibliſche Chriſtus bei den Seinen dem Gange der Bildung und Humanität eine unüberſteigliche Schranke geſetzt und eine nicht aufzuhebende Barbarei begründet.

einem Concilium zu Epheſus die Frage entſchieden werden, ob Chriſtus eine oder zwei Naturen gehabt. Die Biſchöfe Euſebius und Flavianus behaupteten das Letztere, der Patriarch Dioscurus das Erſtere. Die Kirche war gefüllt mit Söldaten und anderem Volk und draußen hatte Dioscurus ein Heer ägyptiſcher Mönche aufgepflanzt. Laut brüllend trägt er ſeine Meinung vor und auf ſeinen Befehl hebt alles Volk die Hände auf und ſchreit: Verflucht iſt, wer zwei Naturen in Chriſtus glaubt! Nun werden Euſebius und Flavianus für abgeſetzt erklärt; ſie ſchreien laut über Ungerechtigkeit; Dioscurus außer ſich und glühenden Geſichts läuft an die Thüre und ruft ſeine Mönche herein. Sie kommen mit Prügeln, Gewehren und Ketten und ſchlagen blind auf jeden zu, der ſich der Abgeſetzten annimmt und Dioscurus zerprügelt den Flavianus ſo entſetzlich, daß er ein Paar Tage darauf den Geiſt aufgab. — Als zu Chalcedon die zwei Naturen in Chriſto beſtätigt wurden, lief ein Mönch Theodoſius wie raſend nach Paläſtina und wiegelte alle dortige Mönche und Einſiedler auf, ſchreiend, die ganze chriſtliche Religion ſey über den Haufen geſtürzt. Drauf führt er den Schwarm nach Jeruſalem, zwingt die Biſchöfe daſelbſt, die chalcedoniſche Lehre zu verfluchen und wer ſich weigert, dem zünden die Wüthenden das Haus an und ermorden ihn und die Seinigen. Sie ſtürmen in die Kirche hinein, ein Diacon widerſetzt ſich ihrem Toben, dafür wird er gemartert, zerhauen und die Stücke ſeines Leichnams den Hunden auf der Straße vorgeworfen.

„Alles, ſagt Gottfr. Arnold in ſeiner Kirchen- und Ketzergeſchichte (Th. I. B. 5. C. 2.), was die Chriſten von den Auswärtigen litten, war gleichſam nur ein Kinderſpiel gegen die grauſamen Verfolgungen und Unruhen, damit die Orthodoxen und Andere ſich unter einander ſelbſt zu Hauſe, in der Kirche, auf Synodis und ſonſt fraßen und verzehrten. Es wird unten noch etwas vor-

kommen, wie z. E. Dioscorus auf der ephesischen Synode den Flavianum so erschrecklich mit Schlägen traktiret und mit Füßen getreten, daß dieser bald darauf des Todes gewesen. Wie ferner die Partei des Dioscori zu Alexandria den Bischof Proterium vom Amt gestossen, mitten in der Kirche beim Taufstein, wohin er sich salviren wollen, jämmerlich ermordet, seinen Leib an einem Strick in der Stadt herumgeschleppet und öffentlich verbrannt hat, ja aus Grausamkeit etwas von seinem Eingeweide gekostet; wobei sie noch sechs Andere also unschuldig hingerichtet. Ingleichen wie Dioscorus unschuldigen Leuten ihre Häuser eingerissen, die Güter verwüstet, sie ins Elend verjaget, mit Geldstrafen belegt, auch sehr viele ums Leben gebracht, worinnen ihm unterschiedliche von seiner Clerisey, auch die geringsten Diaconi, geholfen haben und zwar alles unter dem Namen der wahren Religion, welcher er sich sowohl, als die Andern rühmte. Nicht weniger, wie sogar die Kinder durch das Beispiel der Alten zu aller Bosheit erwecket worden, daß sie zu Antiochia den neuerwählten Bischof Stephanum mit Pfriemen und Griffeln zu todt gestochen und ins Wasser geworfen. Ohne was sonst für offenbare Denkmale der äußersten Bosheit bei der Clerisey mehr gewesen sind, die uns mehr als heidnische Gräuel vor Augen legen.

So weit also hatte es das Christenthum in diesen Zeiten schon gebracht, daß es das Heidenthum an Gräulichkeit übertraf. Ein Zustand, wie der des gebildeten Griechenlands mit seinem homerischen Heidenthum gewesen, war ein goldenes Zeitalter de. Humanität dagegen. Einen Socrates zwar ließ man den Giftbecher trinken, aber ihn zu todt zu prügeln, zu zerreißen, zu verbrennen, sein Eingeweide zu fressen und dergleichen fiel keinem Athenienser ein. Die Menschheit zum Kannibalismus zurückzuführen, war der allein wahren Religion und vollendeten Offenbarung Gottes aufbehalten. Wie der heilige

Geiſt des Kirchen- und Bibelchriſtenthums weiter in den folgenden Zeiten waltete, mögen folgende Beiſpiele zeigen. Um die Mitte des 11. Jahrhunderts ließ der fromme Erzbiſchof Heribert zu Mailand einen ganzen Haufen von Menſchen, die über Dreieinigkeit, Sacramente und Pabſt nicht ſo, wie die Kirche dachten, von den Flammen verzehren. Wider die Secte der Albigenſer ward ein unmenſchlicher Religionskrieg geführt. Der Abt von Citeaux, an der Spitze des Zuges ſtehend, ließ ſchonungslos alles niederhauen und ſang während des Sturmlaufens mit ſeinen Mönchen: Komm heiliger Geiſt, Herr Gott! Nach der blutigen Eroberung von Beziers ſagte man ihm, daß neben den Ketzern auch viele Rechtgläubige hier wohnten. »Nur alles niedergehauen, rief das chriſtliche Ungeheuer, der Herr kennet die Seinen!« So wurden denn bei 60,000 Menſchen ohne Unterſchied des Glaubens niedergemacht. Man wüthete mit Feuer und Schwerdt, bis das Land zur Einöde geworden, plünderte alles rein aus und verbrannte die Gefangenen zu Hunderten auf Scheiterhaufen. Um der Waldenſer willen, von denen Tauſende bluteten und brannten *), wurde 1229 jene Anſtalt

*) Sie waren bis in's 18. Jahrhundert hinein ein Gegenſtand papiſtiſcher Glaubenswuth und Unmenſchlichkeit. Nachdem ihnen der Turiner Hof erſt 1654 ihre Religionsfreiheit zugeſichert, wurden ſie gleichwohl 1655 mit der treuloſeſten Hinterliſt durch Mönche und Soldaten angegriffen, gemißhandelt und gewürgt. Die Grauſamkeit gegen ſie ging ins völlig Teufliſche und Viehiſche über. Im 16. Jahrhundert erdachte ein Mönch für ſie die Marter, ihre Füße in Stiefel zu ſtecken, die mit Schmeer oder Fett angefüllt waren, und ſie zu unſäglicher Pein, zu welcher das Ungeheuer noch Hohn hinzufügte, über ein gelindes Feuer zu hängen. In der Provence wurde ein Edelmann wegen gehaltener Zuſammenkünfte erſchlagen und ſeine Eingeweide in der Gaſſe herumgeſchleppt. Bei dem grauſamen Einfall in Piemont biß ein Soldat einem Waldenſer das halbe Ohr ab, um, wie er ſagte, von dem Fleiſche dieſer Ketzer etwas nach Hauſe bringen zu können.

des Gräuels und Entsetzens errichtet, die man das heilige Amt (sanctum officium) oder die heilige Inquisition genannt. An alle Landesherren erging der Befehl, die Bemühungen der Glaubensrichter mit ihrer ganzen Macht zu unterstützen. Sie erließen daher in ihren Ländern die strengsten Edikte und verdammten jeden, der eine abweichende Meinung hatte, zum Scheiterhaufen. Wer einen Ketzer anzeigte, wurde belohnt. Die Höllenqualen der Folter erpreßten aus dem Unschuldigsten jedes Geständniß, dem Beklagten ward sein Kläger weder genannt noch unter die Augen gestellt. Ein inquisitorisches Gesetzbuch des vierzehnten Jahrhundert erlaubt den Ketzer durch falsche Versprechungen der Freiheit und großer Belohnungen treuherzig zu machen; der Richter dürfe keine Entschuldigung des Angeklagten glauben, kein Zeuge, der für dem Beklagten spreche, dürfe gehört werden, dagegen sey jeder, der gegen ihn spreche, zuzulassen, wenn er sich auch vor keinem andern, weltlichen Gerichte zum Zeugen eigne u. s. w. Durch diese satanischen Gerichte, — welche andere Religion hat etwas Aehnliches aufzuweisen? — wurden 1482 — 1500 allein in Spanien mehr als 100,000 Menschen den Flammen geopfert. An 100,000 Unglückliche rechnet man Karln V. nach, die seine Inquisition in den Niederlanden gemordet hat. Als der durch seinen Ketzerhaß und seine tigerartige Grausamkeit berüchtigte Herzog von Alba in den Niederlanden erschien, sah man alle Tage Menschen verbrennen, hängen, köpfen und viertheilen, für welche Abscheulichkeiten der Wütherich, der während der sechs Jahre seiner Statthalterschaft wenigstens 18,000 Menschen durch Henkershand ums Leben brachte, als Vertheidiger der römischen Kirche vom heiligen Vater einen geweihten Hut und Degen erhielt — eine Auszeichnung, die bisher nur Fürsten zu Theil geworden.

In Frankreich ordnete man einst in jedem Parlamente eine besondere Kammer an, die man von dem gräßlichen

Strafmittel, deſſen ſie ſich gegen die Ketzer bediente, die Feuerkammer hieß. Eine Menge von Spionen diente dazu, die den Flammen beſtimmten Opfer aus allen Winkeln hervorzuziehen. Die Güter der Flüchtigen wurden verkauft, die zurückgebliebnen Kinder dem Elende dahingegeben. Im Jahre 1549 begab ſich der Hof nach einer prächtigen Prozeſſion in die Kathedrale auf einen Balkon am Greveplatze, um das teufliſchſte Schauſpiel zu ſehen. Unter verſchiedenen Gerüſten ſah man hier Feuer angezündet, über welchen man Ketzer in Ketten, die in Rollen liefen, bald hinabließ, bald heraufzog, bald wieder hinunterließ, um ihre Todesmartern zu verlängern. Im Jahre 1572 ereigneten ſich die bekannten Schrecken der Bartholomäusnacht, wo die eine Hälfte der Pariſer wuthſchnaubend durch die Gaſſen lief, die andere zum Tode getroffen röchelnd und winſelnd darniederſank. Als über dieſer ungeheuern Menſchenſchlächterei der Tag anbrach, ſah man Häuſer und Straßen von Blut kleben, überall verſtümmelte Körper und noch zuckende Sterbende. Einer rühmte ſich, allein über vierhundert Ketzer ermordet zu haben. Gräßlicher Muthwille wurde verübt, Leichnamen das Fell abgezogen, mit dem Knochen der Erſchlagenen geworfen. Der König, in den Straßen wandelnd, weidete ſeine Augen an den blutigen Opfern, frohlockend ging die Königin Mutter mit ihren Hofdamen herum, ſelbſt geilen Muthwillen übend an nackten Männerleichen. Drei Tage lang dauerte das Morden, eine ungezählte Menge von Hugonotten wurde geſchlachtet, und nicht nur in Paris, ſondern in den meiſten Provinzen des Reiches, wohin die königlichen Befehle deßhalb ergangen waren. Die Chroniken der franzöſiſchen Städte ſind voll der unerhörteſten Schandthaten, die bei dieſer Gelegenheit verübt wurden. Als Papſt Gregor XIII. dieſe ſchrecklichen Vorfälle vernahm, ſtellte er in unmenſchlichem Jubel ein kirchliches Dankfeſt an;

ließ Kanonen lösen, Freudenfeuer abbrennen und eine eigene Münze auf die scheußliche Begebenheit schlagen.

Betrachten wir England unter den Regierungen des reformirenden Heinrich VIII. und seiner Tochter, der catholischen Maria. Jener, ein Feind des Pabstes und Luthers ließ an allen Orten seines Königreichs für Lutheraner wie für Catholiken die Scheiterhaufen lodern, und der Schulmeister Lambert wurde, wegen seiner von der des Königs abweichenden Meinung vom Abendmahl, nachdem der König selbst vom Throne herab fünf Stunden lang mit ihm gestritten hatte, als überwundener Ketzer zum langsamen Feuer verdammt. Maria, die unmenschliche Tochter des unmenschlichen Vaters, war, was dieser mit Zwang und Mord geschaffen, mit denselben Mitteln zu zerstören entschlossen. Man rechnet in den drei Jahren gegen 300 Ketzer, die unter der Regierung dieses fürchterlichen Weibes *) in den Flammen starben, darunter 55 Frauen und 4 Kinder. Spione haschten aller Orten ketzerische Reden auf, selbst die Verdächtigen wurden auf die Folter gespannt. Bonner, Bischoff von London verdammte nicht blos Ketzer, sondern machte sich auch ein Vergnügen daraus, sie eigenhändig zu geisseln und verließ nicht eher das Gefängniß, bis er vor Müdigkeit die Peitsche nicht mehr halten konnte. Einem, der nicht abschwören wollte, riß er er den Bart aus und hielt, um ihm einen Vorschmack vom Verbrennen zu geben, dessen Hand so lange über ein brennendes Licht, bis ihm die Haut schwoll und die Adern zerplatzten. Eine protestantische

*) Hier gelegentlich eine Aeußerung dieser Fürstin, in welcher der finstere Egoismus, den die christliche Religiosität (als Sorge für's Seelenheil) zu ihrem Wesen und Centrum hat, in recht grellem Lichte hervortritt. Auf die Vorstellungen vernünftiger Männer, daß über die von ihr vorgenommenen Erbauungen von Klöstern das Land zu Grunde gehen müßte, antwortete sie: das Heil ihrer Seele sey ihr mehr werth, als zehen solche Länder.

Frau in Guernsey ward nahe an der Zeit, da sie gebären sollte, auf den Scheiterhaufen gebracht. Vor Schmerz barst ihr der Leib und das Kind brach hervor. Ein Soldat von der Wache ergriff es, um es zu retten, aber eine dabeistehende Magistratsperson befahl ihm sogleich, es zurückzuwerfen, damit die ganze Ketzerbrut zu Grunde gehe.

Gedenken wir der vielen und schrecklichen Bedrückungen und Verfolgungen, welche die Juden seit dem siebenten Jahrhundert von der Religionswuth und Rohheit der Christen zu erleiden gehabt. Sie wurden beraubt, vertrieben, mißhandelt, erschlagen und verbrannt. Zehnmal jagte man sie aus dem Lande und zehnmal kauften sie sich wieder hinein; brauchte man Geld, so mußten es die Juden schaffen und gaben sie nicht gutwillig, so zwang man sie durch Martern. Das gemeine Volk spie sie an und wälzte alle Laster und Unthaten auf sie. In der Charwoche, wo der Priester durch die Leidensgeschichte ihres Gottes die Gemüther zur Rache entflammten, war jeder Jude verloren, der sich sehen ließ. Selbst die Besseren sahen in der Mißhandlung dieser Menschen nichts Unrechtes. Einem französischen Ritter fiel es einmal ein, einen Juden zu fragen, ob er die Maria für die Mutter Gottes und eine unbefleckte Jungfrau halte und da der Jude die Achseln zuckte, ward er von jenem mit einem Schlage zu Boden gestreckt, was selbst der heilige Ludwig, ein sonst so guter und gerechter Fürst, mit Billigung vernahm *). Kreuzfahrer machten mit Judenermordungen den Anfang ihrer Heldenthaten. Graf Emich von Leiningen gab vor, es sey ihm durch ein Traumgesicht geboten, die Schmach des Kreuzes Christi nicht nur an den Heiden, sondern auch an den Juden zu rächen. Kraft dieser Vollmacht fiel er mit seiner Kreuzfahrerrotte über Mainz her, wo er an

*) Derselbe gab auch das barbarische Gesetz: wer gegen irgend eine Satzung der Religion gesprochen, dessen Lippen sollten mit einem glühenden Eisen durchbohrt werden.

900 Juden ermordete und plünderte. Durch ein von dem Pfaffen Ferdinand de Talavera der ſonſt milden Iſabella eingegebenes Edikt ward 1492 befohlen, alle Juden ſollten in halbjähriger Friſt bei Strafe des Todes und der Vermögenseinziehung Caſtilien verlaſſen, den Chriſten aber bei Bannſtrafe verboten, einem Juden Brod oder Waſſer zu geben. Daſſelbe Geſetz ward in Arragonien erlaſſen und auf dieſe Weiſe 170,000 Familien aus dem Reiche getrieben.

Nach einem langen blutigen Kriege ward den Mauren Granada genommen und ihnen für die Abtretung völlige Religionsfreiheit zugeſichert. Aber eine feierliche Verſammlung von Prieſtern und Rechtsgelehrten entſchied, daß der König nicht verbunden ſey, den Ungläubigen ſein Wort zu halten. So ward ihnen alſo die Zuſage gebrochen und ihnen die Wahl gegeben, ſich taufen zu laſſen oder bei Strafe des Todes oder der Sklaverei das Land zu räumen. Die von ihnen zurückblieben, lebten bei äußerer Annahme des Chriſtenthums als ruhige betriebſame Unterthanen, bis Philipp II. in ſeinem grauſamen Eifer für's Chriſtenthum ihren Untergang beſchloß. Seine Bedrückungen brachten ſie zum Aufſtand; da metzelten ſeine Truppen zwei Jahre lang unter die Unglücklichen und was nach dieſem Blutbade noch übrig war, wurde aus Granada weggebracht und in die innern Provinzen des caſtiliſchen Reiches verſetzt. Philipp III., ebenfalls aus Religionseifer und durch die Geiſtlichkeit beſtimmt, vollendete ihre Austreibung und beraubte hiedurch das Land zu deſſen bitterſten Schaden ſeiner fleißigſten und geſchickteſten Pächter und Arbeiter *).

*) Auf ähnliche Weiſe haben die 1685 geſchehene Aufhebung des Ediktes von Nantes, durch welches den Reformirten in Frankreich die Religionsfreiheit zugeſichert worden war und die gewaltſamen Maaßregeln zur Bekehrung der Reformirten, von denen 500,000 das Land verließen, dieſem eine empfindliche noch jetzt nicht vernarbte Wunde geſchlagen.

Im Jahre 1500 kam der portugieſiſche Admiral Cabral mit vielen Geiſtlichen nach Oſtindien, die den Auftrag hatten, das Bekehrungswerk zu beginnen und, wo nöthig, mit dem Schwerdte zu vollführen. Bald waren mehrere Inſeln mit Portugieſen überſchwemmt, 1510 fiel das wichtige Goa in ihre Hand und hier entſtand die erſte chriſtliche Gemeinde, nachdem man die Einwohner niedergemacht, die Frauen geraubt und mit Gewalt getauft hatte. Gegen die ſyriſchen Chriſten auf Travankore ward eine Inquiſition eingeleitet, der Biſchoff und die angeſehenſten Männer der kleinen Gemeinde wurden den Flammen übergeben, die Kirchen geplündert und verbrannt, die übrigen Neſtorianer wie das Wild gejagt und bis zum Tode verfolgt. Härter noch wurde mit den Eingebornen verfahren; Prieſter und Fürſtinnen der oſtindiſchen Inſeln ließ man durch wüthende Hunde zerfleiſchen **); daher jene bittere Feindſchaft, welche ſich noch jetzt bei den Indiern in heftiger Abneigung vor den Europäern äußert, bei einigen Inſulanern aber in unverſöhnliche Feindſchaft überging, weßhalb von Japan und das mit vollem Rechte, wie Kämpfer glaubt, alle Europäer für immer ausgeſchloſſen ſind.

**) Vernehme man dagegen, wie ſich ein edler muhamedaniſcher, in ſeinen religiöſen Anſichten auf dem Standpunkte freier Bildung ſtehender Fürſt jener Zeit, Namens Akber, benommen, der durch ſeine treffliche Regierung Indien auf den höchſten Gipfel der Blüthe erhob und der noch gegenwärtig wegen ſeiner allgemeinen Menſchenliebe, ſeiner liebenswürdigen Sanftmuth, ſeiner Einfachheit, Großmuth und jeglicher Tugend willen, welche Indier und Jeſuiten nicht genug zu rühmen wiſſen, in ſegnendem Andenken des Volkes lebt. Er richtete mit der größten Unparteilichkeit, ohne Unterſchied des Volkes und Glaubens und ließ ſich die Religion, Wiſſenſchaften und Geſetze der Indier auf's eifrigſte angelegen ſeyn, um darnach ſeine Regierung einzurichten. Er verſah das ganze Land mit Schulen, worin alle Zweige der Wiſſenſchaften, aber nicht auf muhamedaniſche Art, ſondern

Bekannt ſind die von den Chriſten gegen die amerikaniſchen Wilden verübten Satanitäten, durch welche ſie ſich auch bei dieſen unglücklichen Heiden als die abſcheulichſten aller Weſen dargeſtellt. So pflegte man z. B. die Oberhäupter der wilden Stämme, die ihre Freiheit zu vertheidigen gewagt, langſam am Feuer zu braten. Dieſes gräßliche Loos traf unter Anderem einen braven Kaziken auf Kuba. Als er ſchon am Brandpfahle ſtand, erzählte ihm ein Mönch, um ihn zu bekehren, von den Freuden des Paradieſes. «Giebt es auch Spanier dort?» war des Kaziken erſte Frage. «Ja, war die Antwort, aber nur gute.» — «Es giebt keine guten, rief der Kazike, ich mag nicht in deinen Himmel kommen.»

Was die vom proteſtantiſchen Bibel- und Kirchenglauben getragenen Früchte der Inhumanität und Verfolgungswuth betrifft, ſo findet ſich gleich bei unſern geprieſenſten Reformatoren und erſten Bibelhelden des Empörenden genug. Unſer gefeierter Luther z. B. erklärte,

---

aus den eigenen Schriften der Indier gelehrt wurden. Er ließ Jeſuiten von Ehoa kommen, um ſich mit ihnen zu unterreden, gab Summen aus ſeiner Kaſſe, um Kirchen zu bauen, und war weit entfernt, die Unduldſamkeit der Chriſten zu erwiedern; denn, ſagte er, ein König muß nicht Böſes mit Böſem vergelten. Als die Portugieſen einem Hunde den Koran angehangen hatten, verweigerte er ſeiner Mutter die Bitte, es mit der Bibel eben ſo zu machen und es wird von Akber's Biographen hervorgehoben, daß dieß die einzige Bitte geweſen ſey, die er der zärtlich geliebten Mutter abgeſchlagen, deren Sänfte er ſelber tragen half. Er wünſchte ſein Volk zu reformiren, wollte es aber nur durch gründliche Ueberzeugung thun, und ſein Plan, ein neues Religionsſyſtem zu ſchaffen, auf reine Gottesverehrung und Menſchenliebe mit Verwerfung aller Ceremonien gegründet, ward aus Abneigung gegen Gewaltſamkeiten und zur Vermeidung von Verwirrungen von ihm aufgegeben. Welch' ein Abſtand zwiſchen dem Betragen dieſes edlen Nichtchriſten und dem teufliſchen Thun, durch welches die Chriſten in Indien damals die Menſchheit ſchändeten!

er habe Carlſtadt, Zwingli, Schwenkfeld und Andere — verdammt und Schwenkfeld ſey ſein unverſöhnter Feind, auch wurde der zuletzt genannte edle Mann, der die reinſte Moral lehrte und alle Satzungen und Aeußerlichkeiten für gleichgültig und unnütz erklärte, wenn der Menſch nicht Gott in ſich ſelber trage und ihn in allem Denken und Thun walten laſſe und offenbare, am heftigſten von dieſem unſerm großen Bibelhelden Luther verfolgt. Als Schwenkfeld demſelben 1543 eine ſeiner Schriften nebſt einem Schreiben ſchickte, antwortete er: «Der unſinnige Narr iſt vom Teufel beſeſſen, verſtehet nichts, weiß nicht, was er bellet. Er laſſe mich mit ſeinen Büchlein, die der Teufel ausgeſpeiet und geſchmeißt, ungeheiet und habe ihm das mein letztes Urtheil und Antwort: Der Herr ſchelte dich, du Satan, und den Geiſt, der dich berufen hat, und alle, die deines Theils ſind, ſeyen mit dir verdammt, wie geſchrieben ſtehet: ſie liefen und ich ſandte ſie nicht, ſie redeten und ich habe ihnen nichts befohlen.» Die erbitterten Theologen nannten den ſeiner Zeit voreilenden, trefflichen Mann mit pöbelhafter Verderbung ſeines Namens Stenkfeld, Stankfeld und Schmeißfeld, weil er, wie ſie ſagten, einen ſtinkenden Irrthum aus der Pfütze der Vernunft hervorgebracht, ſchalten ihn ein Gräuel und Scheuſal, das man verdamme und vermaledeie, ſchrieben ſeine Lehren dem Teufel zu, ſagten, er wäre werth, von hölliſchen Furien zerriſſen zu werden, die Hölle habe ihren Rachen über den unſinnigen, tollen Teufel aufgeſperrt und ihn mit allen ihren Grundſuppen von Gift und Galle voll geſpieen, der Teufel, der ihn führe, werde ihm ſeinen Lohn geben u. ſ. w. Melanchthon bat wegen Schwenkfeld's die Fürſten und Herren, «ſolche Peſt der Kirche zu unterdrücken; küſſet den Sohn, daß er nicht zürne, machet die Thore weit» u. ſ. w. Einer der Reformirten ſchrieb von einem Schwenkfelder: «Er klagt, daß ihm von uns Gewalt und Unrecht geſchehe. Wenn man niemand

zum wahren Glauben zwingen darf, ſo haben dieſe Neulinge, was ſie wollen. Können ſie nicht unter dieſem Schilde die ganze Welt inficiren?« *) Schrecklich iſt es zu hören, wie der Bibelchriſt Calvin, auf deſſen und Beza's Anſtiften, mehrere als Ketzer hingerichtet wurden, ſich beklagt, daß nicht genug verfolgt und gewürgt werde. »Perſonen, ſagt er, denen Gott die Macht dazu gab, laſſen ſich nicht angelegen ſeyn, ſeines Namens Ehre zu befördern. Wenn die Papiſten die Abweichungen von ihrem Aberglauben ſo heftig ahnden, ſo müſſen ſich chriſtliche Obrigkeiten ſchämen, bei der Vertheidigung unerſchütterlicher Wahrheiten ſo wenig Muth zu beweiſen.« **) Den Sebaſtian Caſtellio, der ſeiner Lehre vom menſchlichen Willen und göttlicher Vorherbeſtimmung widerſprach, nannte Calvin eine Beſtie, einen Hund, einen beſtialiſchen und unverſchämten Betrüger, einen Verächter Gottes und der Religion, ſchrieb wider ihn: Gott ſchelte dich, du Satan! u. ſ. w., wie denn auch dieſer Caſtellio wegen ſeines Widerſpruchs gegen die Reformirten viel leiden und in groſſem Elend hat ſterben müſſen. Aus dem von Calvin an Servet begangenen ſcheußlichen Morde machten die Freunde jenes Reformators ihm einen großen Preis und Ruhm: »Dieſer große Calvin habe den Servetus gewaltiglich mit dem Schwerte des Wortes Gottes (!!) darnieder geſchlagen.« — »Servetus ſey unter den Papiſten ſicher geweſen, aber zu Genf habe er die Gewalt der Wahrheit(!!) und einen heiligen Ernſt erfahren.« Auch die Lutheraner billigten die abſcheuliche That und be-

*) Schwenkfeld ſtarb 1561 in der Verbannung, ſeine Anhänger ſuchten nach harten Verfolgungen eine Zuflucht in Nordamerika.

**) So hinwiederum catholiſcherſeits die Jeſuiten: "es ſey unverantwortlich, dem Reiche der Wahrheit nicht wenigſtens denſelben Eifer, als andere dem Reiche des Irrthums zu widmen.« J. A. Menzels Geſchichte der Deutſchen von der Reformation bis zur Bundesacte 5. B. p. 48.

ſonders der liebe, gute Melanchthon, der ſeine herzliche Freude darüber hatte und ausdrücklich an Calvin, als ſeinen allerliebſten Bruder ſchrieb: Der Sohn Gottes werde in dieſem Kampfe ſein Lohn ſeyn, und die Kirche werde es noch in ihren Nachkommen ihm danken. «Ich ſtimme eurem Urtheil in allem bei, ſchrieb er, und ſage, daß eure Obrigkeit recht gehandelt hat» und an Bulliger, der von Servet auf der Kanzel ſagte, er wäre werth, daß man ihm das Eingeweide aus dem Leibe riſſe: «Ich billige eure Gottſeligkeit und wundere mich, daß einige dieſen Ernſt mißbilligen.» Ueber die pfäffiſche Tücke dieſes geprieſenen Mannes ſchreibt Gottfried Arnold in ſeiner Kirchen» und Ketzergeſchichte 2. Th. 16. B. 24. Cap. alſo: «Nun wird zwar Melanchthoni ſonderlich nachgerühmet, daß er hierin ſehr gelinde verfahren. Allein ſowohl ſeine Schriften als actiones zeigen augenſcheinlich, daß er hierinnen ſowohl als bei andern dergleichen Händeln einen politicum agirt habe, geſtalt er bei ſeinem gelind ſcheinenden responsis doch heimlich an Andere alſo ſchriebe: ««Man ſoll keinem zulaſſen, daß er oſiandriſch lehre, oder öffentlich einen Vergleich ſeiner Meinung proponiren dürfe. Wer aber auf Erinnerung der Kirche fortfährt und Oſiandrum defendirt oder einen Vergleich erdenkt, den ſetze man vom Amt ab.«» Daher es denn auch geſchehen, daß auf ſeinen Rath zu Nürnberg zwei Prediger wirklich abgeſetzt und vertrieben wurden, welche in Melanchthonis aufgeſetzter Schrift nicht beruhen, ſondern der Sache weiter nachforſchen wollten.»

Plank, in ſeiner Geſchichte der proteſtantiſchen Theologie von der Concordienformel an ꝛc. läßt ſich gegen die katholiſche Kirche auf folgende Weiſe vernehmen: «War es nicht dieſe Kirche oder, wenn man lieber will, der Geiſt dieſer Kirche, der Katholicismus, der ſchon im Jahr 1552 die Scheiterhaufen in England anzündete, auf welchen die Apoſtaten, die unter Heinrich VIII. und Eduard VI. zu den

Ketzern übergegangen waren, zu Hunderten verbrannt wurden? War es nicht dieſe Kirche, welche zwanzig Jahre darauf die Regentin von Frankreich, Katharina von Medicis und ihren Sohn Karl IX. zu dem ungeheuerſten aller Blutprojecte begeiſterte, in der Bartholomäusnacht des Jahres 1572 hunderttauſend Hugonotten auf einmal ermorden zu laſſen? War es nicht ſie, welche durch Philipp II. in Spanien den Tiger von Alba auf die Proteſtanten in den Niederlanden losließ, welche durch die Häupter der Ligue in Frankreich noch zehn Jahre lang die Ueberbleibſel der Hugonotten, die der Bartholomäusnacht entgangen waren, in offenem Kriege verfolgen, welche hernach im ſiebenzehnten Jahrhundert durch Ludwig XIV. nach Widerrufung des Edikts von Nantes im Jahr 1694 die ſchöne Bekehrungsmethode der Dragonaden gegen ſie organiſiren und welche endlich noch bis in das achtzehnte hinein die Regenten der öſtreichiſchen Monarchie durch eben ſo harte und gewaltſame Mittel an ihrer Verminderung in Ungarn und Schleſien, in Böhmen und Mähren fortdauernd arbeiten ließ? Wollte und könnte man aber noch die Tauſende von Ketzern zuſammenzählen, welche ſie einzeln in den Martergewölben ihrer Inquiſitionstribunale verſchmachten oder auf ihren Scheiterhaufen verbrennen oder durch den weltlichen Arm, den ſie leitete, hinrichten ließ, ſo dürften vielleicht eben ſo viele herauskommen, und die ganze Summe würde, in Zahlen ausgedrückt, den ſchaudervollſten Beweis bilden, daß es ſich die katholiſche Kirche wahrhaftig zur ernſthaften Angelegenheit machte, den von ihr getrennten Partheien, wo und [illegible] ſie nur konnte, auch im Einzelnen Abbruch zu thun. Daß aber die Proceduren dieſes Vertilgungskrieges, den man fortdauernd in der katholiſchen Kirche gegen die einzelnen Apoſtaten, die ihrer Rache erreichbar waren, fortführte — daß ſie würklich auf die Rechnung der Kirche geſchrieben werden dürfen — wer kann es bezweifeln? Mochten auch die Werkzeuge, durch

durch welche ſie dabei handelte, immer noch ihre eigenen Abſichten und ihre eigenen Vortheile haben, um deren Erlangung es ihnen zu gleicher Zeit zu thun war, mochte auch zuweilen die Politik der katholiſchen Höfe ihr eigenes Intereſſe dabei zu finden glauben, — aber wenn es auch nicht die Kirche war, welche ſie ſelbſt dazu aufforderte, und ihnen in der Perſon eines Cardinals von Lothringen, eines päbſtlichen Legaten oder eines königlichen oder kaiſerlichen Beichtvaters die Plane dazu eingab, ſo ſanktionirte ſie doch die Grundſätze, nach denen ſie dabei handelten, ſie geſtattete, daß ſie in ihrem Nahmen handeln durften, ja ſie drückte zuweilen ihren Proceduren, beſonders wenn ſie ins Große gingen, das Siegel ihrer Approbation recht feierlich auf. War ſie es denn nicht ſelbſt, welche durch Gregor XIII. ſogar die Bartholomäusnacht förmlich präconiſirte und die ganze katholiſche Welt zum Dank und zur Freude über den Seegen dieſer Nacht aufforderte?«

Als einen ſolchen alſo hat ſich der Geiſt der katholiſchen Kirche gezeigt. Und als welchen zeigt uns die Geſchichte den des proteſtantiſchen Kirchenthums? Legt ſie ihn vielleicht z. B. in Luthers gräulichem Haſſen und Verdammen, in Calvin's entſetzlichem Hinrichten, Melanchthons ſchrecklicher Freude darüber, und der von ihm ſelbſt verübten Tücke gegen Andersdenkende an den Tag? Giebt ſie ihn vielleicht in den wüthigen Predigten eines Opitius zu erkennen, von dem der Reichshofrath Eder ſagt, daß er die Leute »ſo ſehr gegen einander erhitzt und verbittert, und ſo unſinnig gemacht, wann und ſo oft ſie von ſeiner Predigt gegangen, daß ſie Luſt gehabt, die Päpſtiſchen, welche er jederzeit als Abgötter verdammt und dem Teufel übergeben, mit blutigen Händen zu zerreißen«?*) Thut

*) Die Zahl der Zuhörer dieſes eifrigen Proteſtanten und Flacianers (als ſolcher verdammte er nicht nur den Pabſt und deſſen Anhänger, ſondern auch alle diejenigen, die in der menſchlichen

ſie ihn vielleicht in jenen von calviniſchen Unmenſchen angeheſteten Verſen fand, worin ſie auffordern, mit Mord und Hinrichtung aller Art gegen die Lutheraner zu wüthen:

O Casimire potens, servos expelle Lutheri,
Ense, rota, ponto, funibus, igne neca! *)

und ſo fort? —

Andreas Dudithius ſchrieb an Beza und Wolfius: «Er ſehe unter den Reformirten große Uneinigkeit, ja tödtlichen Haß, daß es ſchiene, ſie wären nicht die wahre Kirche, weil einer den andern ſo ſchrecklich verbannte und aus der Gemeinſchaft ausſchlöſſe. Sie hätten keine Urſache mehr über die päpſtliche Tyrannei zu klagen; dieweil ſie

---

Natur noch einen Ueberreſt guter Anlagen fanden und auf Tugend und Gerechtigkeit drangen) belief ſich zuweilen auf achttauſend und drüber aus allen Volksclaſſen, die er durch die Donner ſeiner Rede mit ſeiner rechtgläubigen Wuth zu entzünden befliſſen war.

*) Churfürſt Friedrich III. von der Pfalz, welcher der calviniſchen Lehre beipflichtete, hatte zwei Söhne, von denen der jüngere, Johann Caſimir, in ſeine Fußſtapfen trat, der ältere und Nachfolger in der Chur, Prinz Ludwig aber Luthern und der augsburgiſchen Confeſſion ergeben war. Durch dieſen wurden nun allenthalben den Calviniſten die Kirchen genommen, ihre Prediger und Schullehrer abgeſetzt und des Landes verwieſen, welches Schickſal bis zweihundert traf. Manche davon nahm Johann Caſimir in den ihm zur Apanage angewieſenen Aemtern auf, von wo aus ſie nach Ludwig's Tode, als Johann Caſimir die Vormundſchaft über ſeiner Bruders jungen Prinzen führte, wieder zum Vorſchein kamen und nun den Lutheranern auf dieſelbe Art begegneten. Der neunjährige Erbprinz bekam nun calviniſche Hofmeiſter, die ihm ſtatt des ſorgfältig eingelehrten lutheriſchen Katechismus den calviniſchen mit Güte oder Gewalt in die Seele zu prägen, die Verpflichtung hatten; die lutheriſchen Theologen und Prediger wurden weggeſchafft und mit Calviniſten erſetzt, und da dies dem Haſſe der Calviniſten zum Theil noch kein Genüge that, ſo hefteten ſie obige Verſe, in denen der Geiſt der teufliſchſten Mordgier athmet, an die Zimmer des Adminiſtrators und ſonſt hin und wieder an.

Servetum verbrannt, Gentilem enthauptet, Ochinum mit Weib und Kind in seinem höchsten Alter mitten im Winter um der Religion willen vertrieben hätten« u. s. w. Arnold's Kirchen- und Ketzergeschichte, Anhang zum 2. Theil p. 1311. »Es geben's die Historien, sagt dieser Geschichtschreiber p. 687, daß viele, sonderlich lutherische Prediger mit ihrem heftigen Schelten und unverständigen Eifer oft die Obrigkeit selber aufgewiegelt und gleichsam gedrungen, ihnen zu steuern, und wer die greulichen Troublen und Verwirrungen weiß, die oft durch die Ungestümigkeit der Hugenotten entstanden, wird sich nicht so leicht verwundern, warum die Papisten so grimmig und grausam worden sind. Und viel schlimmer haben's oft die Lutheraner gemacht mit ihrem Gezänke und Verketzern unter sich selbst und gegen Andere. Es ging so babylonisch und verwirrt zu, daß mitten unter den Papisten bald die Lutheraner von den Calvinisten, bald diese von jenen ausgebissen und unterdrückt wurden.« Man erzählt von protestantischen Fanatikern, die an grossen katholischen Festen dem Priester die Monstranz aus den Händen rissen und mit Füßen traten, obgleich sie dafür das schrecklichste Schicksal zu erwarten hatten. So einer 1549 zu Wien am Frohnleichnamsfeste, mit der Aeusserung, die Katholischen seyen Abgötter und handelten wider Gottes Wort, wofür er nach ausgeschnittener Zunge und abgehauenen Händen verbrannt ward. In Lissabon 1552 riß einer in der Messe in Gegenwart des Königs und alles Volks dem Cardinal die Monstranz aus der Hand, trat sie mit Füssen und goß den Kelch um, worauf er mehrere Tage schrecklich gemartert und endlich, nach Abhauung der Hände durch ein Pferd auf die Richtstätte geschleift, drei ganzer Tage über ein Feuer gehalten und so allmählig getödtet ward, wobei er zuletzt den 43. Psalm sang. Was solche Leute zu thun fähig gewesen, wenn sie die Macht in Händen gehabt, läßt sich denken.

»So groß, heißt es in K. A. Menzel's Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesacte 5. Th. p. 192., war die Wuth des für das Lutherthum fanatisirten Pöbels, daß, als in Dresden der vormalige Hofprediger Schütz, welcher unter der Regierung Augusts als Mitschuldiger des Wittenbergischen Krypto-Calvinismus abgesetzt und zum beständigen Hausarrest verurtheilt worden war, mit Tode abging, am Tage der Beerdigung ein großer Volkshaufe sich am Hause versammelte, die Fenster einwarf, und mit großem Geschrei verlangte, die Leiche solle unter den Galgen begraben werden, so daß es nur mit Mühe gelang, dieselbe auf einen Karren nach dem Kirchhofe zu schaffen, und die wenigen Begleiter, welche ihr hatten folgen wollen, sich durch die Flucht vor Mißhandlungen retten mußten. Einem Musiker der kurfürstlichen Kapelle, welcher im Leben Calvinischen Lehrsätzen zugethan gewesen seyn sollte und ohne Zuspruch eines Lutherischen Geistlichen gestorben war, wurde das ehrliche Begräbniß verweigert und als die Leiche des Abends in aller Stille von vier Tagelöhnern nach der Begräbnißstätte getragen ward, fielen die Fleischer- und Schmiedeknechte über die Träger her, schlugen den Sarg auf und übten an dem Körper des Calvinisten ihre rechtgläubige Wuth. Das Aergste aber begab sich in Leipzig. Am 14ten Mai 1593 entstand bei einem Abendessen, welches von zur Messe anwesenden Schweizern ihrem Landsmanne, dem Professor Huber aus Wittenberg zu Ehren, in der Herberge eines gewissen Weinhausen gegeben ward, zwischen Huber und dem ehemaligen Wittenbergischen Professor Johann Major, über einen theologisch-literarischen Gegenstand ein Zank, bei welchem Johann Major heftige Schimpfreden und einer seiner Freunde, Johann Müller, sogar die Drohung ausstieß, dem Huber das Messer in den Leib stechen zu wollen. Huber verließ sogleich die Gesellschaft und klagte am folgenden Tage beim Rathe über die

ihm zugefügte Beleidigung, erhielt aber keinen genügenden Bescheid. Die Sache wurde alsbald allgemeines Stadtgespräch. Im Laufe der nächsten Tage fand man auf den Märkten und in den Collegien Zettel ausgestreut und angeschlagen, des Inhalts: »Wer ein recht Lutherisches Herz habe, solle des Abends um acht Uhr auf dem Markte erscheinen, und das Haus des Calvinisten Weinhausen stürmen helfen; kein gut lutherischer Bürger werde sich dawider gebrauchen lassen.« Hierauf versammelte sich am Abende des 19ten Mai der Pöbel vor dem Hause und trieb großen Unfug, dem die wenigen Schaarwächter nicht steuern konnten, und der am folgenden Morgen, einem Sonntage, als zur Kirche geläutet wurde, in förmliche Erstürmung und Plünderung des Hauses überging. Da dasselbe mit vielen Weinvorräthen, reichen Hausgeräthen und großen Kunstschätzen versehen war (unter den letztern befand sich ein kostbares Gemälde von Dürer, die Passion vorstellend, welches gleich allen übrigen in Stücken gehauen ward), da auch mehrere fremde Kaufleute ihre Waarenlager in den Gewölben hatten, und diese gleiches Schicksal erfuhren, so wurden die Plünderer durch Raub und Wein immer erhitzter auf ihre Beute. Gegen Mittag erhielten sie durch mehr Volk, welches aus den Vorstädten und vom Lande herbeiströmte, Verstärkung. Der Rath rief nun die Bürgerschaft auf das Rathhaus, und forderte sie auf, zur Steuer dieses Unfugs die Waffen zu ergreifen, erhielt aber zur Antwort: »Sie wollten durchaus keine Calvinisten schützen helfen; vielmehr müsse der Rath dieselben noch vor Sonnenuntergang aus der Stadt schaffen; alsdann würden sie thun, was gehorsamen Bürgern gebühre.« Vergebens bat der Rath, ihm zur Ausführung dieses harten Verlangens zuerst sechs, dann drei Tage Aufschub zu gestatten; die Lutherischen Eiferer erwiederten, da ehemals der Superintendent Selneccer und der Diaconus Heß bei Sonnenschein hätten fortgehen müssen, so sollten die Calvinisten

nicht gnädiger gehalten werden. Er mußte also der Bürgerschaft willfahren und derselben ein Verzeichniß der ihm bekannten Calviniſten anfertigen lassen. Fünf Rathsherren, fünf Doctoren der Rechte, ein Arzt, fünf Magiſter und zwölf andere Bürger wurden auf dasſelbe geſetzt und angewieſen, die Stadt noch bei Sonnenſchein zu verlaſſen, weil ihnen am Abende kein Schutz mehr gewährt werden könne. Alle dieſe, inſofern ſie nicht ſchon früher entflohen waren, wurden mit Hohn und Spott aus der Stadt gebracht. Nun erſt ſchritt die bewaffnete Bürgerſchaft zur Verjagung des plündernden Pöbels. Es war hohe Zeit, denn ſchon hatte ſich derſelbe nach andern Theilen der Stadt verbreitet und vor mehreren Häuſern, deren Beſitzer von den Aufrührern durch eine Spottmuſik mit geraubten Keſſeln und Pfannen als Calviniſten bezeichnet worden waren, ſein Werk fortzuſetzen begonnen. Da aber Ernſt gebraucht ward, lief er bald aus einander. Am folgenden Tage kam der Adminiſtrator von Torgau herbei, erließ ein ſcharfes Mandat, und ſicherte die Erhaltung der öffentlichen Ruhe durch fünfzig Schützen zur Verſtärkung auf der Pleißenburg und durch den Befehl, an den ergriffenen Tumultuanten ſchleunige Juſtiz zu handhaben. Mehrere der als Calviniſten vertriebenen Einwohner kehrten hierauf in die Stadt zurück; andere zogen es vor, nicht wieder zu kommen, da zwar die Wuth des Pöbels gegen die Calviniſten durch die vollzogene Strafe gezügelt, die Erbitterung aber eher vermehrt als vermindert war. Einem des Calviniſmus verdächtigen Doctor Roth wurde ſein vor dem Thore gelegenes Haus [illegible] Vorwerk angezündet, und das Löſchen des Feuers durch die Zuſchauer verhindert. Der Adminiſtrator befahl hierauf den Leipziger Stadtpredigern, die Calviniſten nicht mehr ſo hart, wie zeither, auf der Kanzel anzuziehen, ſondern vielmehr das aufrühreriſche Betragen des Volkes zu ſtrafen, und die Bürger zur Ruhe und Einigkeit zu ermahnen; ja er ließ

ſogar zu letzterm Behufe auswärtige Geiſtliche, namentlich den Hofprediger Mirus, in Leipzig predigen. Dieſer genügte ſeinem Auftrage. Obwohl er ſich aber früher als Lutheriſcher Eiferer bekannt gemacht hatte, wurde er doch nun, da er die Leute zur Mäßigung ermahnte, ſelbſt für einen Calviniſten erklärt, ſo daß er ſich auf eine deßhalb wider ihn geführte Beſchwerde bei dem Meißner Conſiſtorium verantworten mußte. Sein auf der Rückreiſe erfolgter Tod konnte als Folge des gehabten Aergerniſſes angeſehen werden. Auch die Leipziger Geiſtlichen, welche nach dem Befehle des Adminiſtrators gepredigt hatten, wurden von den Bürgern, ob ihres geänderten Glaubens, geſcholten.»

»Deſto ärger trieben es ihre Amtsbrüder an andern Orten. Da mehrere derſelben in ihren Predigten ſich nur mit den Calviniſten beſchäftigten, und das Volk zur Verjagung, ja ſogar zur Steinigung derſelben anregten, ſahe ſich der Adminiſtrator genöthigt, der geſammten Geiſtlichkeit durch die Conſiſtorien eröffnen zu laſſen, obgleich er dem Calvinismus im Geringſten nicht zugethan, und nicht geſonnen ſey, denſelben bei der Regierung zu dulden, viel weniger den Predigern das nothdürftige Strafamt in ihren Predigten zu verbieten, ſo ſey es doch ſein Wille und ernſtlicher Befehl, daß zwar die Irrthümer geſtraft, aber die Perſonen, die noch bekehrt werden könnten, verſchont, die Unwiſſenden unterrichtet, die Verführten zurecht gewieſen, keinem aber zu Erbitterung, Unruhe und Empörung Anläſſe gegeben würden. Die Superintendenten reichten aber gegen den Auftrag, dieſe Eröffnung ihren Geiſtlichen bekannt zu machen, eine Proteſtation ein. «»Sie könnten eine Warnung an die Prediger, wider die Calviniſten nicht zu ſcharf zu verfahren, nicht für rathſam halten. Dadurch würden nicht nur die Calviniſten wieder erfreut und in ihrer Bosheit und ihrem Irrthum geſtärkt, ſondern auch der gemeine Mann wider ſeine Seelſorger

zu bitterer Feindschaft und bösem Vernehmen gereizt werden. Da der schädliche, verfluchte und verdammte Calvinismus wie ein Krebs um sich fresse, und in diesen Landen allgemein verbreitet sey, müßten sie Seine Fürstliche Gnaden bitten, ferner darauf zu seyn, daß das Calvinische Seelengift so viel als möglich ausgeschafft werde.« Der Administrator ließ jedoch, trotz dieser Erklärung, am 28sten August 1593 ein ernstes Mandat bekannt machen, welches die von vielen lutherischen Geistlichen gegen die Personen der Calvinisten geübte öffentliche Anfeindung auf das strengste untersagte, und den Predigern zur Pflicht machte, sich hinführo aller unbequemen Reden zu enthalten, ihre Pfarrkinder zum Gehorsam zu ermahnen, und das unzeitige Geschrei gänzlich einzustellen. Dieses Mandat brachte aber so geringe Wirkung hervor, daß einige Monate später (am 29sten October) in Dresden, unter den Augen des Administrators, die schon oben erzählte Schändlichkeit an der Leiche des als Calvinist gestorbenen Musikers verübt ward.« Als einen solchen zeigte sich der Geist des protestantischen Christenthums.

»Die Herrschaft des todten Buchstabens, und der auf denselben erbauten Starrgläubigkeit (bei den Protestanten), heißt es in demselben Werke, 5. B. p. 100, war in vieler Hinsicht noch beengender und drückender, als die Herrschaft des Priesterthums und jener gilt nur insofern bei der Nachwelt nicht mit Unrecht für den Anfang der Befreiung des menschlichen Geistes, als ihren Wächtern die Stärke des Arms genommen war, das System, welches sie aufgestellt hatten, in dem ganzen Umfange der protestantischen Welt und auf die Dauer vieler Jahrhunderte gegen die Angriffe des geistigen Freiheitstriebes zu sichern. Wo und wie lange sie sich behauptet — und sie behauptete sich doch über zwei Jahrhunderte bei weitem in der Mehrzahl der protestantischen Länder — war die Gefahr wegen neuer Gedanken und Ergebnisse wissenschaftlicher Forschun-

Forſchungen verkehrt, vom Amte und Brod gejagt, eingeſperrt oder aus dem Lande getrieben zu werden, bei den Proteſtanten wenigſtens nicht geringer als bei den Katholiſchen und nicht bloß auf Gedanken über Gegenſtände des Glaubens eingeſchränkt.« P. 341 wird bemerkt: »Die vielfachen Elemente des geiſtigen Lebens, welche heut in der Literatur, Kunſt und Politik ihre Beſchäftigung finden, waren damals ſämmtlich auf das Gebiet des Glaubens in der Kirche gerichtet; von Jugend auf wurden da die Gemüther gewöhnt, in der eigenen Confeſſion den Inbegriff alles Heils und aller Wahrheit, in der fremden wenig ſchlimmeres als Abgötterei und Heidenthum zu finden. Der hierdurch in die innerſten Tiefen der Volksgeſinnung eingedrungene, durch eine ununterbrochene Polemik der Prediger und Volksſchriftſteller befeſtigte Haß gegen die Anhänger anderer Confeſſionen und das aus dieſem Haſſe fließende Streben nach gewaltſamer Unterdrückung der Widerſacher, war eine traurige Verunſtaltung des deutſchen Characters und äußerte da, wo die Parteien nicht ſchon durch das Syſtem der Ausſchließung auseinander gebracht waren, Wirkungen, die die bürgerliche Ruhe und Ordnung unaufhörlich bedrohten.« »Auf den Proteſtantismus, heißt es in der Vorrede zum 5ten Theil, ſind alle Ehren und Verdienſte, welche die Widerherſteller der wiſſenſchaftlichen Freiheit und des geiſtigen Lebens der deutſchen Nation ſich erworben haben, übergetragen worden. Allerdings haben jene Wiederherſteller größtentheils auf den Gebieten des älteren Proteſtantismus gewirkt, dennoch kann der Geſchichtſchreibung, welche die Gedankenrichtung der Jahrhunderte durchſchaut hat, nicht zugemuthet werden, ein Kirchenthum blos deßhalb für den Repräſentanten der Geiſtesfreiheit zu erklären, weil es zu ohnmächtig geweſen iſt, Geiſtesfreiheit abzuwehren und zu unterdrücken.« — Das Concil zu Trident hat ſich gegen Andersdenkende billiger und gemäßigter benommen, als die Synoden zu Klo-

sterberge und Dortrecht, und wenn gewählt werden müßte, würden Kenner der Zeiten es vorziehen, von den Gregoren und Innocenzen, als von Heßhuß, Wigand, Andreä, Selnecer, Hutter, Hunnius, Mamphrasus und andern theologischen Demagogen und orthodoxen Gewaltmännern des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts beherrscht zu werden. Die Inquisitionsprozesse des sächsischen Kanzlers Nicolaus Crell, des braunschweigischen Bürgerhauptmanns Henning Brabant und des liegnitzischen Fürstenthums-Superintenden Leonhard Krenzheim, werden für diese Meinung die Belege an die Hand geben.»

Erasmus sagt: «Er könne viele Evangelische zeigen, die ärger geworden seyen, als zuvor» und Luther selber hat mehrfach die Klage geführt, daß durch die Verbesserung des Glaubens die Sinnesart seiner Anhänger nicht gebessert worden sey, ja sogar die Aeußerung gethan, daß seit Verkündigung der reinen Lehre die Welt viel schlimmer geworden. «Das Evangelium allein, sagte er, mache faule, fressige Christen, die da meinen, sie dürften nichts Gutes thun.» Es wäre zu wünschen, meinte er, die Lutheraner wären nur rechtliche Heiden: «Wollte Gott, wir wären das mehrere Theil gute fromme Heiden, die das natürliche Recht hielten.» Jenisius sagte «Nicht einmal die natürliche Liebe zum Vaterland, zu Verwandten, noch Rechte, Verträge oder Eidschwüre gelten etwas; man hasse, beiße und schlage sich unter einander auf das allergrausamste.» «An diesen stinkenden, gottlosen Früchten kann man keinen guten Baum erkennen» schrieb Guttelius.» Mosham sagte: «Die babylonische Hure säße sowohl im Papstthum, als im Lutherthum und beide Kirchen wären Schwestern wie Sodom und Gomorrha, ja zwei rechte Antichristen.» Musculus schrieb: «Wenn einer Lust hat, einen großen Haufen Buben, frecher Leute, Betrüger, Finanzer, Wucherer zu sehen, der gehe nur in eine Stadt, da das Evangelium gepredigt wird.

Denn es ist wahr, daß man muthwillige Leute, bei denen alle Ehrbarkeit und Tugend erloschen, nirgends finde, weder unter Heiden, Juden, Türken, als bei den Evangelischen, bei denen der Teufel gar los worden.« Georg Agricola wurde durch der Evangelischen Schreiben und Leben so geärgert, »daß er der reformirten Religion, der er sonst nicht wenig zugethan gewesen, feind worden.« Das sind nur ein paar Zeugnisse von den vielen, die Gottfried Arnold in seiner Kirchen- und Ketzergeschichte Th. 2 B. 16. zu dem entsetzenerregenden Gemälde gesammelt, das er von dem Sittenverderben der nachreformatorischen Zeiten entwirft. Sebastian Castellio hat in einer Schrift durch ganze Capitel ausgeführt, daß seine Zeiten, die doch den Namen einer Reformation und Besserung trügen, die gräulichsten wären. Ein eifriger Beförderer der Reformation, Willibald Pirkheimer, schrieb in einem Briefe Folgendes: »Wie unsere evangelischen Glaubenshelden gegen einander im Felde liegen, ist gar schrecklich. Ich war anfänglich gut lutherisch gesinnt, wie auch unser Albrecht Dürer, denn wir meinten, daß der römischen Büberei ein Ende gemacht werden sollte und der Mönche und Pfaffen Schalkheit. Aber die evangelischen Buben treiben es noch ärger. Die Papisten sind doch zum wenigsten unter sich selber eins, aber die, so sich evangelisch nennen, sind aufs Höchste unter einander uneins.« Das waren also die Früchte der Zurückwendung zu dem reinen Lichte des Evangeliums, zu dem durch Aberglauben und Menschensatzung unverfälschten Gotteswort! Darf man bei solchen Zeugnissen der Geschichte es wagen, mit dem durch Bibel und Christenthum gewirkten Guten als mit einem Erweise ihrer Wahrheit und Göttlichkeit gegen sämmtliche nichtchristliche Religionen und Geistesrichtungen groß zu thun?

»Die aufrichtigsten Freunde des protestantischen Lehrbegriffs, sagt H. A. Menzel a. a. O. p. 128., haben eingeräumt und der Wittenbergische Geschichtschreiber der

christlichen Kirche hat unumwunden ausgesprochen, daß Luthers wiederholter Widerspruch gegen das Verdienst der guten Werke nicht wenig dazu beitrug, viele seiner Verehrer sorgloser für ihre Besserung zu machen. »Hätten sie doch den wahren, allein selig machenden Glauben, und waren sie doch entschlossen, so weit ihre Macht reichte, die Alleinherrschaft desselben mit Gewalt zu behaupten.« (Joh. Matth. Schröckh's christliche Kirchengeschichte seit der Reformation, 4. Thl. S. 390 u. 391.) Auch die lange Reihe theologischer Streitigkeiten und die mit denselben verbundenen Verketzerungen und Verfolgungen, brachten eine Härte in die Gemüther, die der Lehre, welche den Glauben über die Liebe stellte, und der letzteren kaum einen Platz im christlichen Bewußtseyn vergönnte, recht eigentlich zusagte und den Gefühlen der Menschheit und Menschlichkeit mehr und mehr den Zugang verschloß. Noch zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, kurz zuvor, ehe die protestantische Kirche ihren zweihundertjährigen Umlauf vollendet hatte und einer andern Bahn der Entwickelung sich näherte, bot der mildsinnige Theolog Lorenz Mosheim in Vorträgen, die er »Heilige Reden« nannte, alle ihm zu Gebote stehenden Mittel des Scharfsinns auf, um seinen Zuhörern jeden Zweifel an der Ewigkeit der Höllenstrafen zu benehmen, und sein frommer Eifer fand in der ewigen Dauer der Seligkeit der Heiligen und in der von Jesu Christo vollbrachten Erlösung, die seiner Rechtgläubigkeit höchst tröstlich erscheinenden Beweise, daß alle, welche ihr mangelnder oder, nach der vorschriftsmäßigen Form des kirchlichen Lehrbegriffs, mangelhafter Glaube an diese Erlösung von der Seligkeit ausschließt, werden gequält werden Tag und Nacht, von Ewigkeit zu Ewigkeit, und daß der Gott, dessen verborgener Rathschluß ihnen diesen Glauben versagte, aufsteigen lassen werde den Rauch ihrer Qual von Ewigkeit zu Ewigkeit.«

»Während die Theologen in ſo barbariſchem Geiſte die Bedingungen der ewigen Seligkeit feſtſtellten, und jede der mancherlei Schulen ihre Bahn für den allein richtigen Weg zum Himmel, die der andern für den gewiſſen Weg zur Hölle erklärte; ließen es ſich die Juriſten und Staatsmänner angelegen ſeyn, ſchon die Erde zur Schaubühne hölliſcher Scenen zu machen. In den Jahrbüchern der Landſchaften und Städte kommt es nun immer häufiger vor, daß Weiber erſäuft, lebendig begraben oder verbrannt, zuweilen nach Abſchneidung der Brüſte, männliche Verbrecher an den vier Ecken des Marktes mit glühenden Zangen gerifſen, vor ihrem oder vor des Ermordeten Hauſe durch Abhauung der Hand verſtümmelt, dann gerädert und lebendig auf's Rad gelegt, oder, nach ſchamloſer Verſtümmelung, langſam zu Tode geſchmaucht worden ſind. Nicht leicht gab es eine Stadt, deren Obrigkeit das ihr zuſtehende Recht über Leben und Tod nicht alljährlich durch einige Verbrannte, Geräderte, Gehängte und Enthauptete, beurkundet hätte. In dem einzigen Fürſtenthum Anſpach, welches damals ſchwerlich über einhunderttauſend Seelen enthalten haben mag, haben in einem Zeitraume von neun und zwanzig Jahren, von 1575 bis 1603, mehr als 1441 Menſchen die Qualen der Folterwerkzeuge, 309 die Strafe des Prangers und Staubbeſens, die übrigen grauſamen Verſtümmelungen an Ohren, Händen und Fingern nicht mitgezählt, 474 den Tod durch das Schwerdt, Galgen, Rad oder Feuer gelitten. Die meiſten Opfer des letztern ſtarben dem Herenwahne, der den in frühern Jahrhunderten erhobenen Widerſpruch der Vernünftigen völlig zum Schweigen gebracht hatte, ſeitdem die Reformatoren dieſen, erſt kurz vor ihrer Zeit von einem Papſte begünſtigten Irrthum, durch das volle Gewicht ihres Anſehens und ihrer Ueberzeugungen bekräftigt hatten. Noch mehr aber als die große Zahl der Gequälten und Hingerichteten zeugt wider den Geiſt des Jahrhunderts das Wohlgefallen und die

verführerische Lust, mit welcher die Kunst der Qualen von frommgläubigen Obrigkeiten geübt ward. Wir erinnern an den gräßlichen Tod des lebendigen Viertheilens, den Grumbach und Brück auf das Geheiß des Churfürsten August erlitten, Brück um keiner andern Schuld willen, als weil er seinem Fürsten in den Tagen des Unglücks treu geblieben, und den Dienst als Kanzler versehen. Die Untersuchungsrichter behandelten das Foltern als Wissenschaft und prunkten mit den Kunstausdrücken derselben. In den Gerichtsacten ward frevelhafter Scherz mit dem Entsetzlichen getrieben. Der Staupbesen hieß: die erste Weihe zum Galgen geben, fitz fetz machen, einen Wettlauf anstellen mit Passo mezzo ꝛc. Man nannte in den Verfügungen der Nachrichter Meister Auweh, Meister Hämmerlein, Knüpfauf, Schnurhänslein, Fix, Kurzab; man befahl ihm, dem Sträfling das Gröbste herunter zu nehmen, ihm vom Brode zu helfen, ihm den Kopf abzuschlagen und ihn alsdann laufen zu lassen; man befahl bei der Folter: gut Geschirr machen, den Sträfling gut geigen zu lehren, gut Beicht zu hören, zum glückseligen neuen Jahr ein gutes Züglein machen; man war vorzüglich bei den Umschreibungen des Henkertodes unerschöpflich in höhnischem Galgenwitz: ein lustiges Ginkele Gankele machen, den Wicht etliche Spannen höher bringen, ihm mit einer Pfennigsemmel aus einem Seilerladen vergeben, ihn an der Herberge der drei Säulen als Bierzeichen aushängen. Wenn auch das Todesurtheil schon gefällt war, machte es den Richtern noch Genuß, oft nur ein paar Tage vorher noch eine Folterung vornehmen zu lassen, so daß die Verbrecher meist zum Voraus zerknickt und zerbrochen auf dem Richtplatz ankamen. Dieses grausame Spiel, welches die Staaten ihre Justiz mit dem menschlichen Leibe treiben ließen, rächte sich furchtbar an den Völkern, als in den Kriegen, welche die kirchlichen Leidenschaften und Interessen entzünden halfen, Soldaten die Rolle der Henker

gegen wehrloſe Schlachtopfer übernahmen, und die Kunſt der Qualen zur Befriedigung der Raubſucht und Wolluſt, im Wetteifer mit den Dienern der Gerechtigkeit, übten.«

Was ſind die Religionsgräuel des roheſten Heidenthums gegen die unmenſchliche, unheilvolle, wahnſinnige Wuth des durch Bibel und Papſt geſetzlich gemachten und durch den Aberglauben der Reformatoren zu ſeiner höchſten Schrecklichkeit angefeuerten chriſtlichen Hexenprozeſſes, deſſen namenloſe Gräuel kein Wahn und keine Wirklichkeit entſchuldigt und die auch dann nicht als gerechtfertigt erſcheinen können, wenn angenommen wird, es habe ehemals wirklich durch Zauberei ſchadende oder zu ſchaden ſuchende Menſchen gegeben, deren Beſtrafung und Verminderung nöthig und gerecht geweſen? Nicht der Hexenprozeß überhaupt, aber der Hexenprozeß in ſeiner abſcheulichſten, barbariſchſten, zerrüttendſten Geſtalt iſt ein Erzeugniß des Chriſtenthums, ſtieg nach der Reformation auf ſeine fürchterlichſte Höhe und ward von den Proteſtanten, ihres eifrigeren Haltens am Bibelworte wegen, welches den Tod der Hexen gebietet, am mordgierigſten und hartnäckigſten betrieben (vergl. »Ueber die Entwendung ägyptiſchen Eigenthums« ꝛc. Anhang p. 31 ff.) Zu ganzen Schaaren wurden angebliche Zauberer und Zauberinnen, denen man das Geſtändniß der ihnen angeſchuldigten Verbrechen, wie daß ſie mit ihrem Urine Ungewitter erzeugt, Kinder aufgefreſſen, beim Teufelstanz geweſen, mit Teufeln Unzucht getrieben u. ſ. w., durch die ungeheuerſten Körperqualen erpreßt hatte, oft jährlich den Flammen überliefert und zahlloſe Familien, ja ganze Gemeinden durch Hexenprozeſſe ſchonungslos zu Grunde gerichtet, wobei man der empörenden Regel folgte: wenn unter zweihundert Menſchen, die man wegen angeſchuldigter Hexerei verbrenne, nur ein einziger wirklich ſchuldig ſey, ſo dürfe man ſich die Aufopferung der übrigen nicht leid ſeyn laſſen. Wie über alle Maaßen fürchterlich der Zuſtand der zur

Unterſuchung Gezogenen und Gemarterten war, kann man aus folgenden Worten des Hexenhammers, dieſes mit dem tollſten Unverſtand und den empörendſten Abſcheulichkeiten angefüllten Criminalcodexes abnehmen, wo die Inquiſitoren von den durch ſie Hingeopferten berichten: »Wenn ſie (auf der Folterbank verſteht ſich) ihr Verbrechen bekannt hatten, ſo ſuchten ſie ſich gemeiniglich ſelbſt zu entleiben. Dieß gab ihnen der Teufel ein, dem bange ward, ſie möchten noch zur Buße und Gnade bei Gott gelangen. Wurden ſie verhindert, ſich ſelbſt zu tödten, ſo hinderte er ſie auf andere Art vor Erlangung von Gnade, durch Raſerei, Verwirrung der Sinne oder plötzlichen Tod.« Fühlte ein Richter eine Regung des Mitleids mit den dem höchſten Grade des menſchlichen Unglücks und Schmerzes dahingegebenen Weſen, ſo war dieß, nach dem Hexenhammer — — eine von den Hexen durch Teufelskünſte bewirkte Bezauberung. Entſetzliches Geſchlecht, das die Gefühle der Menſchlichkeit als Wirkungen der Hölle aus ſeiner Bruſt verſtieß!

Wiederholen, ſagt der Hexenhammer, dürfe man die Tortur nicht, wenn nicht neue Indicien hinzukommen, wohl aber den andern und dritten Tag — fortſetzen!! Der Richter muß alsdann das Urtheil alſo publiciren: »Wir verurtheilen dich, daß morgen die Folter mit dir fortgeſetzt werde.« Da eine Hexe, wenn ſie dazu aufgefordert wird, nicht weinen kann, ſagt das unſinnige Buch, ſo ſehe der Richter darauf, ob die Angeſchuldigte bei Vorzeigung der Folterinſtrumente Thränen zu vergießen vermöge. In dem Augenblicke, da die Unglücklichen ausgekleidet wurden und die ihnen drohenden Marterwerkzeuge vor ſich ſahen, oder auch, wenn ſie an allen Gliedern zerriſſen, von der Folter kamen, verlangte man von ihnen, daß ſie — was pſychologiſch unmöglich war — weinen ſollten, und konnten ſie dieß nicht, ſo war es ein Beweis, daß ſie — vom Teufel die Gabe des Schweigens auf der

Tortur erhalten hatten!! Im 15. Capitel des Hexenhammers wird der Beweis, daß Hexen Donnerwetter und Gewitterschaden machen können, auf Gottes Wort (Hiob I. u. II.) gegründet und unter Andern angegeben: »Von Ravensburg bis Salzburg verwüsteten schreckliche Gewitter einen Strich Landes von beinahe acht und zwanzig deutschen Meilen. Wir ließen ein Paar berüchtigte alte Weiber einziehen, folterten sie, und da zeigte sichs, daß wir die rechten getroffen hatten. Sie bekannten alles. Sie hatten auf des Teufels Befehl ein Grübchen gegraben, ihr Wasser darin unter Hersagung von Zauberformeln mit den Fingern umgerührt, die schmutzige Jauche in die Luft geworfen, und solchergestalt 28 Meilen fruchtbaren Landes verwüstet. Man verbrannte sie.« Und ein Buch, worin solche Dinge zu lesen sind, war bei Catholiken und Protestanten der Criminalcodex, woraus drei volle Jahrhunderte hindurch im Hexenproceß geurtheilt und entschieden wurde, so jedoch, daß die einzelnen Spuren von Vernunft und Menschlichkeit, die dieselbe bei absolutem Unsinn in sich hat, späterhin weder von Catholiken und Protestanten beachtet wurden, und man bei den meisten Hexenprozessen noch weit unvernünftiger, grausamer und tumultuarischer zu Werke ging, als selbst in diesem Buche vorgeschrieben war. So hat das Christenthum seine Welt humanisirt! Dieß ist »die vollständige wahre Cultur und Aufklärung«, der sich nach Herrn v. Meyer's Behauptung die Christenheit seit Christus zu erfreuen gehabt.

Daß das Christenthum unfähig sey, die Geister zu einigen, die Gemüther zu entwildern und einen humanen, gebildeten Zustand der Dinge herbeizuführen, bezeugt die Geschichte durch alle Jahrhunderte seiner historischen Existenz und Herrschaft hindurch. Keine Religion — das ist historische Thatsache — hat je so unmenschliche Gräuel geboren und in ihrem Schooße genährt, keine die Menschheit entsetzlicher gegen sich selber wüthen lassen, keine so viel

Zerreißung und Elend in die Welt gebracht. Die Zeit der Macht und Blüthe des protestantischen Bibel- und Kirchenglaubens insbesondere war die verkehrteste, unseligste, schmählichste von allen und der humane Zustand der Dinge, den unsere Zeit vor der vergangenen voraus hat, ist nicht die Frucht des Christenthums, am wenigsten der protestantischen Bibelreligion, sondern einer selbstständigen Menschenbildung, die sich mit dem Sinken des alten Glaubens und der Zurückwendung der Geister zu einer ehemaligen heidnischen Cultur zu entwickeln begann, und der wir allein das Verschwinden der alten vom Catholicismus und Protestantismus so viele Jahrhunderte hindurch gehegten und genährten und so weit sie nicht von der Religion hervorgebracht, begünstigt, erhöht und vermehrt wurden, wenigstens von ihr unüberwunden gelassenen Gräuel, Unmenschlichkeiten und Rasereien zu danken haben.

Das siebenzehnte Jahrhundert des Christenthums war das letzte seiner im Ganzen noch ungebrochenen Geltung und Herrschaft; denn das folgende Jahrhundert war das der sogenannten Aufklärung *), durch welche diese Geltung und Herrschaft gebrochen ward. In siebenzehen Jahrhunderten nun, sollte man denken, hätte das Christenthum Zeit genug gehabt, seine bildende Kraft zu entfalten und einen humaneren Zustand der Dinge bei der ihm ergebenen an Christus und Bibel glaubenden, besonders durch die Reformation zum reinen Lichte des Evangeliums zurückgeführten Menschheit zu bewirken. Dieß Jahrhundert aber war gerade das der finstersten, grausamsten Barbarei und des rohesten, unmenschlichsten und zerrüttendsten Aberglaubens. Man höre, was Horst in seiner Dämonomagie von diesem Jahrhundert, in welchem protestantischer Glaube und Bibelthum auf seiner höchsten Höhe stand, für ein Bild entwirft. „Dieses Jahrhundert,

*) Auch „das philosophische Jahrhundert“ genannt.

ſagt er, war recht eigentlich das Jahrhundert der Teufelsfurcht und der Hexenprozeſſe. In beiden Kirchen, in der katholiſchen wie in der proteſtantiſchen, ja in dieſer faſt noch mehr, als in jener, erreichte die Dämonologie in demſelben den höchſten Grad ihrer Schrecklichkeit. Die Nachwelt wird Mühe haben, das zu glauben, was in dieſem Jahrhundert geſchah; ſie wird in Zweifel ſeyn, ob ſie mehr dem Unſinn dieſer Zeit bemitleiden, oder die Grauſamkeiten, welche in ſeinem Gefolge verübt wurden, verabſcheuen ſoll. Es iſt, als ob der Teufel die Erde zu ſeinem Wohnorte und zu dem, was man die Hölle nennt, gemacht hätte. In tauſend und wieder tauſend Geſtalten wandelt er ſichtbarlich und leibhaftig auf Erden einher; beinahe nichts geſchieht ohne ihn; in Allem ſieht man ſeine Wirkung und Alles wird aus ſeiner Dazwiſchenkunft erklärt; die Frauen unterhalten an der Seite ihrer Männer vertrauten Umgang mit ihm; kein Mann weiß mehr, ob das neugeborne Kind von ihm oder vom Teufel erzeugt worden ſey; gefallene Mädchen bekennen auf ihn; die Zihim, die Ohim, die Waldteufel, die Feldgeiſter in der Lutheriſchen Ueberſetzung des Jeſaias ſind der Teufel, der im Feld, in den Wäldern, bei ihren ländlichen Arbeiten Frauen und Mädchen nachſtellt und ſie unglücklich macht; entſteht in einem Haus, in einer Scheuer, einem Dorfe, einer Stadt, eine Feuersbrunſt, ſofort ſind Zeugen da, welche ausſagen, ſie hätten den Teufel auf dem Dache herum laufen, in den Schornſtein ſteigen, aus dieſem, oder jenem Haus in rothem oder ſchwarzem Rock heraus gehen ſehen; iſt irgendwo ein Donnerwetter, ein Hagelſchlag, ſo ſind der Teufel und die Hexen ſchuld; iſt Dürre oder regnet es zu lange, ſo ſind der Teufel und die Hexen im Spiel, wird ein Geſunder krank, ſo haben ihn der Teufel und die Hexen krank gemacht; fällt einem ein Pferd, gibt die Kuh keine Milch, ſo thun's der Teufel und die Hexen u. ſ. w. In den Burgen der Ritter, in den Paläſten der Großen, in

den Bibliotheken der Gelehrten, in den Officinen der Aerzte und Naturlehrer, in dem Küh- und Pferdestall, in der Schäferhütte — überall und überall ist in diesem Jahrhundert der Teufel. Von unsinnigen Teufeleien sind alle Actenstücke dieser Zeit angefüllt. Man erstaunt, man wird wehmüthig bewegt, man bedauert dieß Geschlecht, man wird unwillig über dasselbe, man möchte es verachten, und weiß zuletzt nicht, was man zu diesem Allen sagen oder denken soll.»

Von berühmten Rechtsgelehrten des siebenzehnten Jahrhunderts ward ein Prozeß in Betreff eines der Hexerei beschuldigten achtzehnjährigen Mädchens geführt, dessen Ergebniß (1651) die Verbrennung dieses unglücklichen Wesens war, dem von den universitätsgelehrten Richtern «mit solchen grausamen Martern zugesetzt worden, daß sie dreimal auf dem Brett die Schwerenoth gekrieget.» So steht es in den Akten. Nach den Akten eines andern Hexenprozesses vom Jahre 1657 wurde ein offenbar unschuldiges kränkliches Mädchen, welches bei einem Superintendenten in Diensten stand, mit dem Feuertode bestraft, weil es in Gemeinschaft mit dem Teufel, ihrem Buhlen, Sr. Hochwürden das Haus angezündet haben sollte. Der Hauptzeuge gegen dieses Mädchen hatte ausgesagt: daß er ein Paar Tage vor dem Brand einen schwarzen, luftigen Kerl auf dem Dache der Wohnung jenes Geistlichen habe herum laufen sehen. Grund genug zur Verbrennung eines armen Dienstmädchens. Das sind von unzähligen solchen Fällen nur ein Paar. In dem schrecklichen Lindheim'schen Hexenprozeß von 1650—1653 war der Rechtsgang folgender. Wenn der Richter eine Frau in Untersuchung zu ziehen beschlossen hatte, so schickte er seine Blutschöpfen mit Henker und Gerichtsdiener zu ihr. Mit den Worten: «Du bist auch eine von dem verfluchten Hexengeschmeiß; aber wart! wir wollen deinen Teufel schon sprechen lehren; du sollst uns nicht mehr entlaufen» trat man in die

Stube der Unglücklichen. Dieſe, das fürchterlichſte Schickſal, Folter und Scheiterhaufen vorausſehend, ſchlug verzweiflungsvoll die Hände über dem Kopfe zuſammen und betheuerte ihre Unſchuld. «Was? du willſt noch läugnen? Dein Teufel ſoll uns ſchon bekennen.» Nun ward die Frau unter den Thränen und dem Jammergeſchrei ihres Mannes, ihrer Kinder und Hausgenoſſen in eine Scheuer geſchleppt und da ſo lange gefoltert, bis ſie im Allgemeinen bekannte, daß ſie eine Hexe ſey. Hierauf wurde ſie aufs Rathhaus oder ins herrſchaftliche Schloß gebracht, und nun — fing die Unterſuchung an. Wurden die Schlachtopfer nicht in den Scheuern gefoltert, ſo ſteckte man ſie vor Anfang der eigentlichen Unterſuchung in das ſogenannte Trillerhäuschen, und drehte ſie ſo lange darin herum, bis ihnen Hören und Sehen verging, ſie auch wohl Uebligkeiten und Erbrechen bekamen und in Ohnmacht fielen, während ſie der Richter zu den Fenſtern des Rathhauſes heraus unter gräulichen Scheltworten examinirte, oder ihnen befahl, ſie ſollten ihm mit Kopfnicken geſtehen, daß ſie Hexen, Teufelstänzerinnen, Drachenhuren ꝛc. ſeyen. Ein ſolches Nicken des bis zur Sinnloſigkeit gequälten Weſens genügte ſchon, um es — verbrennen zu laſſen. Sechs Weiber wurden in dieſem Prozeß beſchuldigt, aus den Knochen eines Kindes eine Hexenſalbe bereitet zu haben, und geſtanden dieß, durch die Folter überwältigt. Allein nun findet man das Kind unverſehrt im Grabe; da verbietet man bei ſchwerer Strafe, dieſe die Beſchuldigung unzweifelhaft widerlegende Thatſache laut werden zu laſſen, «bis die Hexen, weil ſie es doch einmal geſtanden hätten, verbrannt wären.» Unglaublich, wenn die Aechtheit der Documente zu bezweifeln wäre!

Ein unbedeutendes Wort, ein Kinderſpiel vermochte in jenen Zeiten des Entſetzens einen mörderiſchen Hexenprozeß zu entzünden. Ein muthwilliger Junge z. B. ſagt beim Baden: Wart, ich will euch in des Teufels Rahmen

taufen! Das kommt zu den Ohren der Obrigkeit, ein erſchrecklicher Prozeß nimmt ſeinen Anfang; Männer und Weiber, Erwachſene und Kinder werden gefänglich eingezogen und Scheiterhaufen rauchen. Ein zorniges Weib ſchimpft ein anderes Drachenhure; es wird angezeigt; die Geſchimpfte wird auf die Folter geworfen, ſie geſteht, daß ſie eine Drachenhure ſey, und bekennt auf zwei andere, die auf der Folter wiederum ſieben andere anzeigen; die meiſten Familien verlaſſen Haus und Hof, und flüchten in Dörfer und Wälder, nach kurzem Prozeß ſind mehrere Weiber verbrannt, die Hälfte der Familien des Ortes ruinirt, Trauer, Mißtrauen, Verzweiflung herrſchen; der Ort iſt wie durch die Peſt verwüſtet. Bekannte eine Gefolterte, unter fürchterlichen Martern, daß ſie eine Hexe ſey, ſo war dieß eine Rechtfertigung der Anklage, und der Tod die Strafe; verfiel ſie in krankhafte Verzuckungen, ſo hieß es: ſie lacht auf der Folter! ſtarb ſie, ſo hatte ihr der Teufel den Hals gebrochen, und konnte man einer ſtarknervigen Perſon durch die ausgeſuchteſten Qualen kein Geſtändniß erpreſſen, wie bei der Lindheim'ſchen ſogenannten Hexenkönigin der Fall war, die der Sage nach an den Folgen der oft wiederholten Folterung im Gefängniſſe ſtarb, ſo hatte ſie, wie der Lindheim'ſche Inquiſitor ſich ausdrückt, »mit ihrem ſaubern Vogel (dem Teufel) ein gar zu hart Verbündniß gemacht.« Die Eingezogenen gaben im Folterſchmerz ganze Schaaren Anderer an, die dann demſelben Verfahren unterworfen wurden. In den Jahren 1629 und 1630 wurden zu Herborn im Naſſauiſchen 76 Perſonen der Hexerei beſchuldigt und durch Feuer und Schwert hingerichtet. In den Jahren 1590—1600 giengen im Braunſchweigiſchen die Executionen ſo ſtark, daß oft auf einen Tag 10—12 rothäugige Weiber verbrannt wurden und daß, wie eine gleichzeitige Chronik erzählt, der Ort vor dem Lechelnholze in Wolfenbüttel, wohin die Hexen aus Kalenbergiſchen und Wolfenbüttelſchen geliefert werden

mußten, von den vielen Brandpfählen wie ein kleiner Wald anzuſehen war. An vielen Orten Deutſchlands, ſagt Friedrich Spee, der allein zweihundert Heren zum Tode begleitete, war ein ſolches Sengen, Brennen und Metzgen der Menſchen, daß der Geſtank der getödteten Körper über Berge und Meere flog (Cautio criminalis 1631. c. 50.).

Das von den Lutheranern vergoſſene Blut des ſächſiſchen Kanzlers Crell, der, nachdem man ihm zehn Jahre mit der unwürdigſten Härte behandelt, als heimlicher Calviniſt im Jahre 1601 enthauptet wurde, bezeichnete den Eintritt des ſiebenzehnten Jahrhunderts des Chriſtenthums, »des trübſten des deutſchen Lebens, wie K. A. Menzel in ſeiner Geſchichte der Deutſchen von der Reformation ꝛc. 5. B. p. 224. bemerkt, ſeitdem die Nation eine Geſchichte hat. Sprache und Literatur, fährt derſelbe fort, befanden ſich im tiefſten Verfalle. Nicht bloß Phantaſie und Geiſt, Poeſie, Hiſtorie und Philoſophie hatten den geſchmackloſen Erzeugniſſen der Sektenwuth das Feld geräumt, auch die Redekunſt und Grammatik ſogar verliefen ſich in eine Barbarei, die kaum noch erkennen ließ, daß die Deutſchen zu den gebildeten Völkern gehörten. Mit dieſer geiſtigen Barbarei gieng die härteſte Willkühr im bürgerlichen und geiſtlichen Regiment Hand in Hand.« Wenn es auch eigentlich politiſche Feindſchaft war, welche Crell's Untergang bewirkte, ſo war es doch die Religion und Geiſtlichkeit dieſer Zeit, welche die Unthat auf ihre Rechnung nahm und zu einem Acte der Frömmigkeit und des Glaubenseifers ſtempelte. Der Geiſtliche, der dem Kanzler die Leichenrede hielt, ſchloß ſie mit folgender Warnung an die Zuhörer: »Hierneben hütet, ja hütet euch, ihr Weltlichen, daß ihr Gottes Engel, Legaten und Botſchafter weder mit Worten noch mit Werken antaſtet. Es ſind Chriſti Freunde. Wer ſie antaſtet, der taſtet ſeinen Augapfel an, der kann nicht viel leiden. Daher laſſet euch

gesagt seyn, was jener christliche Herr sagte: Ich will lieber den römischen Kaiser, als einen Diener Christi zum Feinde haben. Warum? Wenn ich einen Kaiser erzürne, so habe ich einen bloßen Menschen wider mich. Wenn ich aber einen treuen Diener Christi wider mich habe, alsdann habe ich auch Gott wider mich.« — Beim Sturze Crell's wurde auch der Thomaspfarrer Gundermann zu Leipzig verhaftet und nach der Pleisenburg abgeführt, wo er fünf Monate saß, bis die Sorge um seine zurückgelassene schwangere Gattin ihn dahin brachte, ein ihm vorgelegtes Bekenntniß schwerer Verschuldung durch Einführung calvinischer Lehren zu unterschreiben und einen Revers auszustellen, daß er bei Wiederholung seiner Lehren der Obrigkeit mit Leib und Leben verfallen seyn wolle. Unter dieser Bedingung sollte ihm gestattet seyn, als Amtsentsetzter in der Stille zu leben. Als er um diesen Preis seine Freiheit erkauft, erfuhr er, daß seine Gattin aus Kummer über sein Mißgeschick in einem Angstanfalle ihrem Leben ein Ende gemacht, worüber der Unglückliche in Wahnsinn verfiel, — welche traurige Geschichte ein orthodoxer Lutheraner (s. Kiesling's fortgesetzte Historia motuum S. 144.) auf folgende Art erzählt. Nach seiner Meinung hatte Gundermann keine Ursache sich zu beklagen, sondern der hohen Obrigkeit für gnädigen Straferlaß dankbar zu seyn; denn »an nothdürftigem Unterhalt hat es ihm nicht gefehlt, außer, daß er sich wegen des traurigen Todes seiner Eheliebste so betrübt hat, daß er erstlich in eine Raserei verfallen, nachher aber sich wieder erholet und sein Leben elendiglich zugebracht hat.« — »Noch schrecklichere Wirkungen als an den Höfen der Fürsten, heißt es in K. A. Menzels Geschichte der Deutschen von der Reformation ꝛc. p. 229. äußerte die theologische Barbarei des Zeitalters in den Partheiungen des Stadtregiments.« Hierzu wird folgendes über alle Maaßen entsetzliches Beispiel und charakteristisches Zeitbild gegeben. In der durch

eine bittere Feindschaft des alten patrizischen Rathes und der gemeinen Bürgerschaft fortwährend in sich selbst entzweiten Stadt Braunschweig errang im Jahr 1601 die letztere unter der Führung eines angesehenen, in Wissenschaften und Geschäften wohlerfahrenen, wohlmeinenden und gottesfürchtigen Bürgers, Henning Brabant, die Oberhand, wozu die lutherische Geistlichkeit, die mit den Patriziern in Spannung gestanden, die Hand geboten, bald aber Anlaß zur Unzufriedenheit erhielt, da die Bürgerhauptleute ihr noch weniger Rücksicht als die früheren Machthaber erwiesen. Als nun die Bürgerhauptleute einen zum Tode verurtheilten Befreier von Kirchendieben hatten befreien helfen, wurde Brabant und die übrigen Bürgerhauptleute vom Stadtministerium förmlich in Bann gethan, von Abendmahl, Kindertaufen, u. s. w. ausgeschlossen. «Vergebens protestirten die Gebannten gegen das form- und ordnungslose Verfahren, dessen Willkür alles übertraf, was vormals von Mißbräuchen der geistlichen Gewalt gehört worden war; sie konnten der erbitterten Hierarchie nichts abgewinnen, als daß die Frage, ob der Bann fortdauern solle, im Wege Rechtens und zwar von einem geistlichen Gericht, entschieden werden solle. Während hierüber ein halbes Jahr lang hin- und her gestritten wurde, verbreitete sich im Mai 1604 plötzlich das Gerücht, Brabant sey auf dem Aegydien-Kirchhofe so sehr von einem Raben verfolgt worden, daß er sich dessen kaum habe erwehren können. Eben dieser Rabe besuche ihn im eigenen Hause, und das Gesinde beklage sich über diese verdächtigen Besuche. Ein Grobschmidt versicherte, er habe selbst gesehen, wie Brabant von dem Raben verfolgt worden sey. Bei dem damaligen Standpunkte der deutschen Cultur drohte solch ein Gerücht demjenigen, gegen den es ausgebracht ward, an Leib und Leben Gefahr; denn daß ein Rabe, der einen Excommunicirten besuchte, Niemand anders als der Teufel sey, verstand sich von selbst, und auf bloße Gerüchte und

ſchwankende Anzeigen eine halsbrechende Thatſache für völlig ausgemacht zu halten, war herrſchende Gewohnheit, welche alljährlich in mehreren hundert Heren-Executionen ihre Wirkungen an den Tag legte. Brabant hielt es daher für nöthig, unter dem Titel: Rabentand, eine Verantwortung auf die wider ihn ausgebrachte Lüge drucken zu laſſen, und auch einer ſeiner Freunde gab eine Vertheidigungsſchrift für ihn heraus. Seine geiſtlichen Gegner ließen ſich aber dadurch von dem einmal eingeſchlagenen Wege nicht abbringen, und fügten dem erſten Gerüchte bald das zweite hinzu: ein blödſinniger Schmiedeknecht habe am Katharinenkirchhofe dem Paſtor Hildebrand über die Mauer zugerufen, Brabant werde um Johannis im Hagen-Galgen gehenkt, und Hildebrant ihm die Leichenrede halten.«

»Unter Verfolgungen und Anfeindungen dieſer Art war der Sommer vergangen, als ein verhafteter Bürger, der den Bürgermeiſter zu mißhandeln verſucht hatte, auf der Folter unter den fürchterlichſten Martern auf Brabant und ſeine Geſellen bekannte. Die hiedurch angeregte Wuth der Gegenparthei zwang Brabant zur Flucht, von welcher er jedoch, nachdem er beim Sprunge von der Stadtmauer ein Bein zerbrochen, in die Stadt zurückgebracht ward. Nach begonnenem Verhöre wurde Brabant dreimal, jedesmal mehrere Stunden lang, ſelbſt an ſeinem zerbrochenen Beine, gefoltert, und auf der Leiter ſo ausgeſpannt, daß ein Arm aus dem Gelenke riß. Der Rath hatte kleine Keile machen laſſen, um ſie ihm unter die Nägel treiben zu laſſen, aber der Scharfrichtersknecht (ein erſtaunliches Beiſpiel von Menſchlichkeit für jene Zeit und in einem ſolchen Stande) lehnte die ihm zugedachte Arbeit ab, ſagend, er müſſe ſeine Seligkeit bedenken. Brabant, um der Marter zu entgehen, erklärte endlich, er wolle zu allem, was man ihm fragen würde, ja ſagen, worauf ihm das Bekenntniß der Aufruhrſtiftung, der Stadtverrätherei und ei-

nes mit dem Teufel gemachten Bundes abgenommen ward. Nicht beſſer ging es ſeinen Unglücksgefährten. Als Zacharias Drüſemann, ein Kämmerer, mit ausgereckten Armen in der Folter hing, entfernten ſich die Richtherren, um in einem oberen Zimmer ein Nachteſſen mit Wein und Confect zu ſich zu nehmen. Er bat den Nachrichter um die Wunden Jeſu willen, ihn nur einen Augenblick herunter zu laſſen und die Fußſchrauben nur ein wenig zu lüften; dieſer betheuerte aber, er dürfe ſolches nicht eher thun, als bis die Richtherren zurückgekommen ſeyn und es befohlen haben würden. Als nun dieſe völlig trunken nach einer Stunde wieder zurückkehrten, war Drüſemann, in den Rollen hängend, ſchon geſtorben.« *)

*) An einem andern Orte deſſelben Werkes, woraus dieſe Erzählung genommen iſt, Th. 5 p. 132 iſt angemerkt: »Bei den bürgerlichen Zwiſten in Braunſchweig 1604 wurden die verhafteten Genoſſen der beſiegten Parthei der Bürgerhauptleute in der Art verhört, daß man jedem befahl, auf alle Fragen, die ihm vorgelegt würden, Ja zu ſagen. Zögerte er, ſo wurden ihm die Hände mit Darmſeiten ſo feſt auf den Rücken gebunden, daß das Blut aus den Einſchnitten in Strömen herunterfloß und unter den Nägeln hervordrang. Dann wurde der Inquiſit zum zweiten Male befragt. Waren ſeine Antworten noch nicht befriedigend, ſo wurde ein Strick mit einem Haken in den Verband der Hände geſchlagen und der Gemarterte an der Rolle in die Höhe gezogen. Da er nun gewöhnlich in Ohnmacht fiel und alſo gar nicht antworten konnte, ſo wurden ihm unter dem Vorwande der Verſtocktheit die ſogenannten ſpaniſchen Stiefeln angelegt und dieſe mit meſſingenen Schrauben ſo feſt zuſammengeſchroben, daß nicht nur das Fleiſch gequetſcht, ſondern oft auch die Knochen zermalmt wurden. Jetzt erwachte der Gemarterte gewöhnlich aus ſeiner Betäubung, und ſchrie, daß er zu Allem Ja ſagen wolle. Solch ein Verhör war ein Feſt der deputirten Mitglieder des Gerichts. Dieſelben ſaßen auf grünen Polſtern an einem grün beſchlagenen Tiſche, und thaten ſich auf Koſten der Kämmerei an Wein und Confect ſo gütlich, daß ſie entweder wie wüthend wurden, oder ſchlaftrunken auf das Geſicht ſanken, während der Gemarterte um der Wunden Jeſu

-Brabant's, deſſen ſtärkere Natur dieſen Qualen wi-derſtanden, harrte das ſchrecklichere Loos, nach dem Ur-theilsſpruche damaliger Juſtiz ſterben zu müſſen. Am 16. September hielt der Paſtor Wagner zu Sanct Katharina eine Predigt über die Geſchichte der Steinigung Achans, in welcher er zeigte, wie eine chriſtliche Obrigkeit ſich ge-gen öffentliche Verbrecher und Uebelthäter zu verhalten habe, und wie gottſelige Chriſten ſolchen Strafen zuſehen und ſie ſich chriſtlich zu Gemüthe führen ſollten. Tags darauf wurde auf einer in der Mitte des Hagenmarktes errichteten Bühne dem Einker (der auf Brabant bekannt hatte) der Kopf abgeſchlagen; dann Brabant, im bedauerns-würdigſten Zuſtande herbeigetragen, zuerſt um zwei Finger der rechten Hand verſtümmelt, dann mit glühenden Zangen an den Armen und an der Bruſt geriſſen, hierauf ganz entkleidet auf einen Schlachttiſch gelegt, das männliche Glied ihm abgeſchnitten, die Bruſt langſam mit einem hölzernen Hammer zerſchlagen, der Leib aufgeritzt, das Herz mit dem Eingeweide ausgeriſſen, und dem Sterben-den um das Geſicht geſchlagen. Damit der Unglückliche nicht durch Ohnmacht dem vollen Gefühl dieſer ſcheußlichen Marter entgehe, ward ihm Kraftwaſſer vorgehalten, und

---

willen nur um einen Tropfen Waſſer oder um einen Augenblick Erleichterung flehte. Zuweilen blieb er ſechs, acht, ja neun Stunden mit kurzen Pauſen in den Rollen hängen, bis die zum Schmauſe abgetretenen Richtherren wiedergekehrt waren, oder indem ihm die Artikel des Verhörs mit der größten Umſtänd-lichkeit vorgeleſen wurden. War endlich das Verhör zu Ende, und hatte der Henker die Schulterknochen wieder eingeſetzt, ſo wurde die Frage gethan, ob er beſchwören wolle, in dem Ur-gicht, (dem Verhör nach der Tortur) alle Fragen von Neuem zu bejahen. Widerrief er jetzt, ſo wurde die peinliche Frage in geſchärfter Weiſe dergeſtalt wiederholt, daß der auseinander ge-renkte Leib mit brennendem Schwefel beſpritzt und unter die Fußſohlen brennende Lichter geſtellt wurden. (v. Strombecks Henning Brabant. S. 52.)

damit die Standhaftigkeit, mit der er litt und bis zum letzten Hauche seine Unschuld betheuerte, nicht gegen seine Richter zeuge, wurde von den Geistlichen, welche neben ihm standen, sein Ausspruch beim Zerreißen seiner Brust: »»Das heißt: streite für dein Vaterland««, in die Worte verkehrt: »»Das heißt: setze dich wider deine Obrigkeit und verachte dein liebes Vaterland«« und darüber gepredigt.« Diese Ungeheuer von Geistlichen konnten bei solch höllischer Marter- und Schlachtarbeit neben dem Gepeinigten stehen, ihm die Worte verdrehen, die er in seiner Todesqual aussprach und — darüber predigen!! Welch eine Zeit, welch ein Zustand der äußersten Entmenschung, den wir hier mit kirchlichem und biblischem Christenthum verschmolzen, welche Unthaten, die wir von seiner Geistlichkeit herbeigeführt, in ihrer unmittelbarsten Gegenwart verübt, von ihr gebilligt und geheiligt sehen! Das waren die Zeiten des noch in vollstem Ansehen, durchgängigem Einflusse und allgemeiner Wirksamkeit stehenden Bibel- und Kirchenglaubens! «Der Körper des hingerichteten Brabant's wurde in fünf Theile zerstückt an den fünf Stadtthoren aufgehängt. Am folgenden Tage nahm man einen in den Unruhen getödteten Anhänger Brabant's aus dem Grabe, hielt über die Leiche Gericht und flocht sie auf's Rad. Am Michaelsfest übernahm die Geistlichkeit die Rechtfertigung der noch fortdauernden Hinrichtungen, und am 9. December wurde in allen Kirchen ein feierlicher Lob- und Dankgottesdienst gehalten. So wird bemerkbar, sagt Menzel nach Anführung noch weiteren Unrechts, daß das Geschlecht dieser Zeit nicht zur Menschlichkeit und Gerechtigkeit, sondern zur Rechtgläubigkeit und Kirchlichkeit erzogen war.«

Von dem rohen und scandalösen Betragen der Theologen gegen einander selbst in diesem Jahrhundert sind ein Paar Züge folgende. Dreier und Latermann, zwei Schüler des Georg Calixt, eines Mannes, in dem sich

bereits der Geiſt einer künftigen Periode regte, waren 1644 und 1646 nach Königsberg gekommen, wo ſich Mislenta, Profeſſor der Theologie, gegen Katermann erhob und ihn grober und gefährlicher Lehren beſchuldigte, als welche er z. B. folgende angab, daß alle Menſchen, wenn ſie den Willen dazu hätten, mit dem Beiſtande Gottes und dem gehörigen Gebrauch der Gnadenmittel ſich beſſern könnten, und daß die Erbſünde kein hinreichender Grund ſey, weßhalb Gott einen Menſchen ewig verdammen könne. Mit Mislenta vereinigte ſich das ganze Stadtminiſterium zu Königsberg gegen Dreier und Katermann, denen ſich nur Dr. Behme zur Seite ſtellte. Bis 1653 wurde gelärmt, ohne daß man ſich zu Athem kommen ließ. Als ſie 1650 den Dr. Behme zu Tode geſchimpft hatten, beſtand der wüthige Mislenta mit dem ganzen Stadtminiſterium darauf, daß der Mann nicht wie ein anderer Chriſt und nicht neben andern Chriſten beerdigt werden dürfe, welches Verfahren ſie in einer öffentlichen Schrift als ächt theologiſch vertheidigten und Dreier und Katermann drohten, »daß auch ſie, als ſchändliche Mamelucken, als Verfälſcher der reinen Lehre, als Stifter einer neuen ſamaritaniſch-babeliſchen hermaphroditiſchen Sekte, als Verräther der theuer beſchworenen Augsburgiſchen Confeſſion, ja als Verräther Gottes und ihres Dienſteides, gewiß einmal nicht chriſtlich-ehrlich, ſondern wie das Vieh verſcharrt werden ſollten.« — Aus Hartknoch's preußiſcher Kirchenhiſtorie iſt folgende Stelle: »Mitlerzeit weil Movius (Mislenta's theologiſcher Gegner) im Kneiphofe bei einem Gerichtsverwandten ſeine Herberge genomm[illegible], hat D. Mislenta dieſen Mann vor dem Movio gewarnet, und ihn bedräuet, im Fall er ihn nicht aus dem Hauſe ſchaffen würde, wollte er ihn auf der Kanzel deßwegen ſtrafen. Weil aber dieſer Mann ſich dem D. Mislentä nicht accomodirte, ſondern Movium in ſeiner Wohnung unmoleſtiret ließe, da fieng D. Mislenta an, auf der Kanzel darwider zu predigen

und war, wie Movius ſchreibet, des Scheltens auf die Schwenkfelder und diejenigen, ſo ſie beherbergten und mit ihnen umgingen, kein Ende.*) Es ward auch öfters dieſes mit großem Eifer eingebläuet, wenn jemand litte, als ein Ketzer, mit dem ſollte man kein Mitleid haben.« Mislenta nannte den Movius die giftige Teufelsbosheit ſelbſt und eine ſtinkende Kothlache. Gegen den jüngern Calixt gerieth der Theolog, Profeſſor Strauch, in ſolchen Eifer, daß er behauptete, er ſey ärger als der Teufel ſelbſt, und die Namen Eſel, Schmeißfliege, Schnarchhans, Rattenkönig, der von dem Ungeziefer der Aegypter übrig geblieben, waren noch die höflichſten, die er dieſem ſeinen Gegner gab.

Der Geiſt der Barbarei, Unduldſamkeit und des Gewaltthuns um des Glaubens willen, den das Chriſtenthum in allen ſeinen Entwicklungsformen geoffenbart, ermangelte es auch nicht in der gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts hin durch Spener hervorgerufenen und dann vornehmlich durch Frank emporgebrachten Form des Pietismus kund zu thun, von welchem Plank in der Geſchichte der proteſtantiſchen Theologie von der Concordienformel an p. 192 f. Folgendes bemerkt: »Dieſer neuen Chriſten bemächtigte ſich ein geiſtlicher Stolz, der ſich bald durch mehrere Zeichen zu erkennen gab. Sie ſahen ſich als die einzigen Kinder Gottes und die, die nicht zu ihrer Geſellſchaft gehörten, als Weltkinder an. Sie gaben ſich Mühe, ſich mehr und auffallender von ihnen abzuſondern, glaubten, daß es zum Chriſtenthume gehöre, ſich ihnen ſo wenig als möglich gleichzuſtellen, und trieben die Abſonderungs- und Auszeichnungsſucht in den gleichgültigſten und unbedeutendſten Dingen bis zu einer mehr als kindiſchen Strenge. Lieblose Verdammungs- und unzeitige Bekehrungsſucht mußten bald dazu kommen und an jedem Orte, wo ſich ein ſolches Pie-

*) Gegen den Geiſt des bibliſchen Chriſtenthums iſt dieß nicht; denn man ſehe 2. Joh. 10.

tiſtenhäuflein geſammelt hatte, zwiſchen ihnen und andern Menſchen wenigſtens eine Kälte hervorbringen, welche allein dem thätigen Chriſtenthum mehr ſchadete, als ihm dieſe neuen Anſtalten im glücklichſten Falle nützen konnten. Den Philoſophen Wolf, der in Halle dem Pietiſtenweſen einen empfindlichen Schaden that, gaben Dr. Lange und der geprieſene Frank (im guten und ſchlimmen Sinne des Wortes ein wahrer Chriſt) bei dem damaligen Regenten der preußiſchen Staaten, Friedrich Wilhelm I., als einen Verführer der Jugend an, deſſen Grundſätze zum Atheismus führten, und wußten der Anklage auf geraden und ungeraden Wegen ſo viel Eingang zu verſchaffen, daß der König einen Befehl nach Halle ſchickte, nach welchem Wolf »bei Strafe des Galgens« in vier und zwanzig Stunden die Univerſität und in drei Tagen die preußiſchen Staaten räumen ſollte, worüber Lange ſchrieb: Ich habe in meinem Gemüthe von den entſetzlichen Verführungen, ſo in die hieſigen Anſtalten mit Gewalt durch ſeine (Wolf's) Collegia eingedrungen, ſolchen Jammer und Herzeleid gehabt, daß ich nachher, als wir über alles Vermuthen davon erlöſt worden, oft nicht ohne große Bewegung zum Lobe Gottes die Stelle angeſehen, da ich auf den Knieen Gott um die Erlöſung von dieſer großen Macht der Finſterniß angerufen hatte, und es lebenslang zum Exempel behalten werde, daß Gott Gebet erhöre, wo von Menſchen keine Hülfe mehr zu hoffen iſt.« Es war jedoch nicht zum Seegen für Lange's Sache, ſondern zum Vortheil der neuen Philoſophie, daß Gott das Gebet des frommen Mannes ſo wunderbar erhört hatte; denn ganz Europa vereinigte ſich, das neue Beiſpiel von theologiſcher Verfolgungsſucht, das ſich ſo ſchön an die alten reihte, in das gehörige Licht zu ſetzen, und in ganz Europa kam dafür die Wolfiſche Philoſophie in deſto größere Aufnahme und ſchnelleren Umlauf. Auch ließ Gott einige Zeit nachher einen Fürſten auf den Thron

gelangen, der, ein Pfaffenfeind und Beschirmer der Geistesfreiheit, den mit solcher Brutalität aus Halle gejagten Philosophen in eben diese Stadt zurückberief, wo er als Vicekanzler der Universität 1754 sein Leben beschloß.

Die letzte große welthistorische Wirkung des Christenthums war ein dreißigjähriger Krieg voll Schlachten, Mord und Brand, war Zerrüttung und Elend der ungeheuersten Art im Aeußeren und die unglaublichste geistige und sittliche Barbarei. Die halbe Bevölkerung Deutschlands ward ausgerottet, Städte und Dörfer lagen in Schutt, ein großer Theil des Landes wüste und unbebaut, aller Wohlstand war im Grunde erschüttert, verhungerte Bauern, feige Bürger, lieberliche Soldaten, grollende Pfaffen, mattherzige Höflinge waren der Rest des untergegangenen großen Geschlechts, dessen Erziehung und Bildung das Christenthum übernommen, und nach so vielen Jahrhunderten bis zu diesem bejammernswerthen Ziele geführt. Die Fürsten gaben das Beispiel feiger Treulosigkeit, die Theologen aller Farben entflammten zu wüthendem, schonungslosem Hasse, die Feldherrn suchten sich zu bereichern, und entmenscht und aller Bande ledig herrschte der Soldat. Alle Teufel des politischen Verraths, des religiösen Fanatismus, der Habsucht der Emporkömmlinge und der viehischen Gier der Soldaten wurden auf Bürger und Bauer gehetzt. Man schlug nicht nur Schlachten, sondern zerstörte ganze Länder und mordete die wehrlosen Bewohner. In der Religion riß ein Aberglaube ein, finsterer, als je einer im Mittelalter geherrscht und nichts mehr erfüllte die verdüsterten Gemüther, als Teufelsfurcht und schwarze, gallichte Sorge für's Seelenheil. Trotz der beständigen Angst vor den ewigen Höllenstrafen wurde doch mehr gesündigt als je, und je mehr man äußerlich ein züchtiges Leben führte, desto schändlichere Lüste trieb man im Verborgenen. Da die wahre innere Ehre verloren war, jagte man nach ihrem eitlen Schein und Rangsucht be-

mächtigte ſich aller Stände. Die äußerſte Unnatur, Abgeſchmacktheit, und Albernheit herrſchte in jeder Art von Darſtellung *). Für Freiheit war aller Sinn verloren,

*) Hievon nur ein einziges Beiſpiel. Aus M. Samuel Dietrichs „geiſtlicher Oelkammer“ (13. Ausgabe 1684.) ſind nachfolgende Predigttexte:

1.

Der Teufel als ein großer Kettenhund.

Erſter Theil: Denn er hat nicht bloß den Adam, ſondern auch den Sohn Gottes in die Beine gebiſſen.

Zweiter Theil: Denn hernachmals hat er dennoch, nachdem ihn der Sohn Gottes beſieget, wieder mit Schimpf und Schande in ſein hölliſches Hundsloch zurückkriechen müſſen.

2. Sechſter Sonntag nach Trinitatis.

Unſer Herr Jeſus Chriſtus ein Schornſteinfeger.

Wir ſehen da:

I. Den Schornſteinfeger ſelbſt,
II. Den Rauchfang, den er feget,
III. Die Beſemen, womit er kehret.

3. Dritter Sonntag in der Faſten.

Unſer Herr Jeſus Chriſtus, eine Schieß- und Paſſionsſcheibe.

Dabei betrachten wir:

I. Die Schützen,
II. Die Pfeile,
III. Die Fehlſchüſſe.

4. Am Trinitatisfeſt.

Das ſauſende und brauſende Evangelium.

Dabei forſchen wir nach:

I. Wie? Wo? und Wohin es ſauſet.
II. Wie? Wo? und Wohin es brauſet.

Das Buch, worin dieſe Dinge ſtehen (manches wagt Horſt, der Obiges mittheilt, gar nicht abzuſchreiben) wurde dreizehnmal gedruckt und der alberne Verfaſſer, zum Lohne für ſeine geiſtreichen Kanzelreden, bei deren Vortrag alle Stühle gedrängt voll waren, zum Superintendenten der ganzen Provinz erhoben. Welch eine Zeit!

Despotie, Beamtenwillkühr und ein barbariſches Rechtsſyſtem hielt alles darniedergedrückt *). Dieß war das traurige und ſchmähliche Ende der chriſtlichen Menſchheits- und Völkererziehung; denn was nun folgt, die Erhebung des menſchlichen Geiſtes aus ſo tiefer Geſunkenheit und die Begründung eines gebildeten und humanen Zuſtandes der Dinge gehört nicht mehr dem Chriſtenthume, ſondern einem von ihm unabhängigen, ja ihm entgegengeſetzten und mit der Negation deſſelben verbundenen Geiſtesſtreben und freien Vernunftsbildungsgange an, ohne den wir noch heutzutage die alten Barbaren und Unmenſchen wären, und der in einem einzigen Jahrhundert bewirkte, was das Chriſtenthum in ſo vielen Jahrhunderten ſeiner Zucht und Herrſchaft auszurichten, nicht im Stande geweſen — Entwilderung, Humaniſirung des germaniſchen Völkerlebens.**)

---

*) Nach W. Menzel's Schilderung in deſſen Geſchichte der Deutſchen. 3. Thl.

**) "Die einzelnen Kirchenthümer, ſagt K. A. Menzel (Geſchichte der Deutſchen von der Reformation ꝛc. V. 128.) haben ſo wenig als die chriſtliche Kirche ſelbſt die Sündhaftigkeit der menſchlichen Natur zu überwältigen vermocht, und in jeder derſelben hat dieſe Sündhaftigkeit eigenthümliche Wege eingeſchlagen." Wohl! Aber der ſelbſtſtändige, mit dem Abfall vom chriſtlichen Glauben verbundene Bildungsgang der neuern Zeit hat die Menſchheit doch weit geſitteter, edler, humaner gemacht, als ſie das Chriſtenthum und ſeine kirchlichen Anſtalten je zu machen vermocht, ſo daß es uns jetzt gar nicht als möglich vorkommt, daß es habe ſo heillos und entſetzlich zugehen können, wie es durch alle Zeiten der welthiſtoriſchen Herrſchaft des Chriſtenthums hindurch bis ins vorige Jahrhundert zugegangen. Dieſem freien Bildungsgang iſt ſomit und zwar in ſo kurzer Zeit ein Höheres, Beſſeres gelungen, als dem Chriſtenthume durch ſo viele Jahrhunderte ſeiner Zucht und Herrſchaft hindurch; er muß alſo, darf ſolcher Erfolg zum Maaßſtabe der Beurtheilung dienen, das Princip, das ſich in dieſem Bildungsgange hervorzuthun begonnen, ein höheres, göttlicheres, als das des Chriſtenthums ſeyn.

Werden für die geiſt- und gemüthbildende Kraft des bibliſchen und kirchlichen Chriſtenthums Zeugniſſe aus der neueſten zum alten Glauben ſich mehr und mehr zurückwendenden Zeit gewünſcht, ſo liegen in den literariſchen Producten unſerer erweckten und mittelſt des Wortes Gottes vom heiligen Geiſt erleuchteten Gläubigen und öffentlichen Vertreter des Bibel- und Kirchenglaubens die erſtaunlichſten und in Betracht des in ſolche äußerſte Bärbarei und Verächtlichkeit zurückſinkenden Zeitalters für den Freund der Humanität und Bildung trauer- und ſchreckenerregendſten vor. Mehreres der Art habe ich ſchon früher, in meiner »Andeutung eines Syſtemes ſpeculativer Philoſophie« und nachfolgenden Schriften, beſonders in der Schrift »über die Entwendung ägyptiſchen Eigenthums« ꝛc. hervorgehoben, wovon ich nur an die Kundgebungen der niedrigen Eigennützigkeit, die die Grundlage der Frömmigkeit unſerer Gläubigen iſt, wie ſie in des vielgeprieſenen Schubert's Buch: »Altes und Neues aus dem Gebiete der innern Seelenkunde« *) und an die in der Schrift über die Entwen-

*) Hier wird z. B. nicht nur als rechter, lobenswürdiger Beweggrund zur Chriſtlichkeit die Ausſicht, in den Himmel zu kommen, empfohlen, ſondern auch gelehrt, daß man Nothleidende unterſtützen müſſe, weil Gott die Wohlthätigkeit mit Reichthum und ſchönen, großen und prächtigen Häuſern belohne, und zu Gemüthe geführt, wie Gott einen Bäcker, Schubert's chriſtlichen Freund, der einem hungrigen Juden ein Stück Brod geſchenkt, ein Pfund Gold dafür habe erden laſſen, und wie der fromme Frauenberg für zwei verſchenkte Kronenthaler durch eine wunderbare Fügung Gottes 200 Gulden gewonnen hat, und daß Gott dem ungeduldigen Herzen frommer, junger Männer eine Frau beſcheeren werde, ohne daß ſie deßhalb vom Stuhle aufzuſtehen brauchen.

Die niedrige Geſinnung dieſer Frommen giebt ſich unverhohlen auch in Herrn Prof. Dr. Höfling's Glaubensvertheidigung kund, wo p. 50. geſagt wird: Unſer Herz frage nicht, was Gott einſt geweſen oder was er einſt ſeyn werde, ſondern was er jetzt, was er für uns ſey. Was hier Hr. H. Herz nennt, iſt das ſelbſtiſche Intereſſe des Individuums, das allerdings nicht

dung ꝛc. von mir aufgezeigten Aeußerungen des Geiſtes der Tyrannei und Glaubensverfolgung erinnern will, der, wenn er wieder den alten Spielraum bekäme, uns ohne allen Zweifel die alten Scenen des Mordes und Entſetzens erneuern würde, die in der Chriſtenheit die ganze Zeit des welthiſtoriſchen Obwaltens des alten Bibel- und Kirchenglaubens hindurch in der Sitte geweſen. Man erinnere ſich ferner aus dem hier beſprochenen Schriftchen, das uns den Anlaß zu den zuletzt angeſtellten Betrachtungen gab, und zu dem wir hiermit zurückkehren wollen, folgender Behauptungen und Lehren, die ein in einer

---

fragt, was Gott an und für ſich, ſondern was er in Beziehung auf das Individuum ſey, ſo wie der Hund ſich nicht darum bekummert, was ſein Herr an und für ſich, ſondern einzig darum, was er für ihn, den Hund, iſt, ob er ihm zu freſſen giebt, ihn prügelt u. ſ. w. Es iſt nichts beſſeres, wenn ein ſolcher Frömmling zu Gott betet, ſich vor ihm demüthigt, ihm wohlgefällig zu ſeyn ſtrebt, als wenn ein Hund vor ſeinem Herrn kriecht und wedelt, um ein Stück Brod oder Fleiſch zu erſchnappen. Wie lächerlich iſt es, wenn dieſe Leute gleichwohl von reiner Gottesliebe, Freiheit von Selbſtſucht und dergl. reden, als ob bei ihrer elenden, durch und durch ſelbſtſüchtigen Religioſität ſo etwas möglich wäre.

Ein alter Denker und Prediger ſagt: "Wer Gott ſucht und etwas anderes mit Gott, der findet Gott nicht. Suchſt du Gott um deinen eigenen Nutzen oder um deine eigene Seligkeit, in Wahrheit ſo ſuchſt du Gott nicht.. — "Etliche Leute haben Gott lieb, wie ſie eine Kuh lieb haben; die haſt du lieb um die Milch und um den Käſe und um deinen eigenen Nutz. Alſo thun alle Leute, die Gott lieb haben um auswendigen Reichthum oder um inwendigen Troſt. Die haben Gott nicht recht lieb, ſondern ſie ſuchen ſich ſelbſt und ihren eigenen Nutz. (ſ. Anhang zu Tauler's Poſtille). An dieſen goldenen Worten mögen ſich unſere modernen Frommen und Gläubigen ſpiegeln und wenigſtens ahnen, wenn ſich ihr gemeiner Sinn bis zu ſolcher Ahnung erheben kann, welch' unendliche Kluft ſie von dem wahren Gotte ſcheidet, zu welchem niemand gelangt, als wer ſich ſelber gänzlich verlaſſen hat.

ansehnlichen deutschen Stadt ein ansehnliches Predigtamt begleitender Mann, Herr Hauptprediger Dr. Fikenscher zu Nürnberg, ehemals Professor des Gymnasiums dieser Stadt, dem Publicum vorzutragen, keinen Anstand genommen, und die ich als ein merkwürdiges Beispiel pietistisch-pfäffischer Rohheit und Frechheit hier noch einmal kürzlich angeben und zusammenstellen will:

1) Macht giebt das Recht, das Sittengesetz zu verletzen; je mächtiger jemand ist, desto mehr Unsittliches, Unrechtes darf er thun, und Gott als das mächtigste aller Wesen darf auch das meiste Unsittliche und Unrechte thun. *)
2) Es kann etwas gut und recht seyn, was den allgemein menschlichen Begriffen des Guten und Rechten entgegen ist.
3) Es giebt kein selbstständiges, gewisses Wissen des Rechten und Guten im Menschen.
4) Die göttliche Offenbarung, als welche die Bibel anzuerkennen ist, kann mit dem sittlichen Bewußtseyn des Menschen im Widerspruch stehen, und wo dieß der Fall ist, muß das sittliche Bewußtseyn dem Ansehen der Bibel unterworfen und unterdrückt werden.
5) Das sittliche Bewußtseyn des Menschen gehört zu seiner sinnlichen Natur (zu Fleisch und Blut.)
6) Christus hat etwas gänzlich untersagt, dessen fortwährendes Stattfinden nothwendig ist.
8) Etwas, was Christus gänzlich verboten hat, ist Christen nicht nur erlaubt, sondern Pflicht zu thun.

*) Was jedoch, als von Gott gethan, nicht unsittlich und unrecht, sondern gut und recht genannt werden soll (vergleiche Nr. 2.)

Von dieſen gräulichen Sätzen der roheſten Unvernunft und verächtlichſten Unredlichkeit gehören meines Wiſſens der erſte und fünfte dem Herrn Hauptprediger Dr. Fikenſcher eigenthümlich an; die andern findet man auch ſonſt bei ſeiner edlen Partei. So iſt der zweite, dritte und vierte in Herrn Prof. Dr. Höfling's Glaubensvertheidigung, der ſechſte, ſiebente und achte in dem angeführten Olshauſen'ſchen Commentar enthalten.

Schließlich ſeyen noch ein Paar Beiſpiele von Herrn Fikenſcher's höchſt eigenthümlichem ſchriftſtelleriſchen Ausdrucke mitgetheilt.

S. 8 heißt es: «Es (das iſraelitiſche Volk) ſollte daheim (in Aegypten) als ein unerträgliches Volk allerlei Drangſale erfahren.» Das gibt keinen Sinn; wem ſollte das iſraelitiſche Volk unerträglich geweſen ſeyn, ſich oder den Aegyptiern? Sich ſelbſt gewiß nicht und wäre es den letztern unerträglich geweſen, ſo hätten ſie es nicht zurückgehalten. H. F. wollte wohl ſagen: Es ſollte allerlei Drangſale erdulden und der Ausdruck: «als ein Volk», zu welchem das Beiwort geſetzt iſt, das zu «Drangſale» gehört, iſt gänzlich überflüſſig. Das iſt noch toller, als wenn man ſtatt: «mein Bruder hat eine lange Reiſe zu machen» ſich ſo ausdrückte: «mein langer Bruder hat eine Reiſe zu machen». In ähnlicher Weiſe ſagt Hr. F. p. 3: «Wenn man bedenkt, daß alles, wenn es auch noch ſo ſehr das ſittliche Gefühl verletzt, in unſern Tagen willkommene Leſer findet» u. ſ. w., womit er Leſer bezeichnen will, denen ſelbſt das, wodurch das ſittliche Gefühl in hohem Grade beleidigt wird, willkommen iſt*).

*) Das ſittliche Gefühl, lehrt Herr F., müſſe man zu Gunſten der demſelben widerſprechenden Bibel mit feſtem, beharrlichem Willen unterdrücken, — Macht gebe die Befugniß, gegen das Sittengeſetz zu handeln u. ſ. w. — und dieſer Mann wagt es, ſich aufs ſittliche Gefühl zu berufen, er, der es ſelbſt auf die ſchamloſeſte Weiſe thatſächlich zu Boden tritt!

Herrn Fikenscher's Schrift ist nicht mehr als einen Bogen stark und doch ist das, was ich daraus angeführt, noch lange nicht alles Unsinnige und Absurde, was darin zu finden ist.

»Das sind die, wie Herr Hösling sich ausdrückt, »durch den Geist Gottes, der über die dürren Todtengebeine auf dem Leichenacker der fast erstorbenen Kirche hinfuhr, wieder erweckten, evangelischen Christen«*), welche, wie derselbe Theolog an einem andern Orte versichert, die allein das Wahre und Unvergängliche in sich Tragenden, das Salz der Erde und die leuchtende Gottesstadt sind! **) Welchen Rang diese den Thron einer

*) Wenn diese Menschen klagen, sie würden um desselben Glaubens willen gescholten, den die doch noch so allgemein geehrten und gepriesenen Reformatoren, namentlich Luther, gehabt, so ist zu sagen, daß es ein großer Unterschied ist, ob man etwas ist und glaubt, der Bildungsstufe der Zeit gemäß, in der man lebt, oder ob man es ist und glaubt im Gegensatze zur Bildung und Einsicht seiner Zeit. Das an jenen alten Theologen haftende, ihrer Zeit angehörige Robe kann uns vernünftiger und billiger Weise nicht an Würdigung ihrer Verdienste und Ehrung ihrer Namen hindern, Menschen aber, die sich der Bildung, Einsicht und Wissenschaft ihrer Zeit entgegengesetzend und sich gegen die offenbare und klar gemachte Wahrheit verstockend noch glauben oder zu glauben heucheln, was jene alten Theologen glaubten, sind Elende und der tiefsten Verachtung werth.

**) Von der erstaunlichen Gedankenlosigkeit, mit der auch der zuletzt genannte Kämpfer des wahren Israels geschrieben hat, mag hier beiläufig folgendes Pröbchen stehen. S. 96 seiner Glaubensvertheidigung ist zu lesen: »Gott wollte an den mit Blut bezeichneten Oberschwellen und Thürpfosten nicht sehen, ob Israeliten in den Häusern wohnen, sondern ob diese sein Gebot erfüllt, seiner Verheißung vertraut und das von ihm vorgeschriebene Opfer dargebracht haben.« Also daß Israeliten in den Häusern wohnten, wußte Gott wohl, aber nicht, ob sie sein Gebot erfüllt hätten. Hier erfährt das Publikum, daß es in der

neuen Barbarei auf dem Grabe der Bildung und Geistesfreiheit zu errichten beflissene Menschenart in der Geisterwelt einnimmt, wird, wie ich glaube, aus dem von mir Beigebrachten hinlänglich klar geworden seyn. Sich mit etwas so Elendem befassen und ein öffentliches Wort dagegen zu sprechen, statt es dem eigenen Gerichte seiner Nichtigkeit zu überlassen, wäre für entwürdigend und schmachvoll zu halten, wenn nicht das Fußfassen und Umsichgreifen jener uns bedrohenden schmählichen Barbarei ein Entgegentreten, wie das hier geschehene, zur Schande der Zeit als zeitgemäß und nöthig erscheinen ließe.

---

christlichen Welt einen Geistlichen giebt, der — und zwar als Sprecher und Vertheidiger orthodoxer protestantischer Theologie — die Allwissenheit Gottes läugnet.

Wie sehr muß eine Sache von Gott verlassen und verworfen seyn, der er keine andern Vertheidiger erweckt, als solche, die sich mit ihrer Vertheidigung nur lächerlich und verächtlich machen!

Daß Herr Hösling in der angeführten Stelle die Allwissenheit Gottes verneint, ist nur seiner Gedankenlosigkeit zuzurechnen, eine wahre Abscheulichkeit und Gottlosigkeit der Gesinnung aber spricht sich in einer Stelle seiner Schrift über Mysticismus aus, wo er behauptet, die reine Liebe zu Gott habe an und für sich keinen christlich religiösen Werth, sondern einen solchen nur als Folge von etwas Anderem. In so fern, sagt er nehmlich p. 26, die mystische Theologie nur auf Vereinigung mit Gott in Liebe dringe und diese Liebe in etwas Anderem, als in dem rechtfertigenden Glauben an den für uns Gekreuzigten suche, könne man sagen, daß sie — nur mit Werken des Gesetzes umgehe! Die Vereinigung mit Gott in Liebe, rein als solche, ist diesem mittelst des Wortes Gottes vom heiligen Geiste erleuchteten Gottesgelehrten nicht das Wahre, Wesentliche, alles in sich Schließende und Genügende in der Religion, er fordert vielmehr als Hauptsache, als das, was der reinen Liebe zu Gott erst ihren religiösen Werth gebe, den Glauben an eine angebliche Thatsache der Vergangenheit und ihre angebliche äußerliche Beziehung auf uns. Ohne diesen Glauben sey die Vereinigung mit Gott in Liebe nichts als Gesetzeswerk! Welch ein Abgrund von Unsinn, Rohheit, Abscheulichkeit und Verächtlichkeit!

Zusätze.

Zu p. 21 f.

«Wenn man einwenden wollte, daß die heilige Schrift alten und neuen Testamentes eine genügende Quelle dessen darbiete, was der Mensch benützen soll, um den Weg des Heils zu finden, so möchte es wohl anmaßend scheinen, wenn schwache Menschen sich unterfangen wollten, Gott vorzuschreiben, daß das, was er am letzten geredet hat durch den Sohn (Hebr. 1, 2), auch für Gott das Letzte seyn müsse, was er den Menschen zu sagen, in seiner Weisheit bestimmt haben könnte, zu behaupten, daß es ihm nicht mehr erlaubt wäre, weissagende Personen noch heut zu Tage zu erwecken und daß die den Corinthern gegebene Ermahnung Pauli: «Fleißiget euch der geistlichen Gaben, am meisten, daß ihr weissagen möget», nur die zu Pauli Zeiten lebenden Corinther angehe oder auch, daß unter jenem Weissagen eine bloße gewöhnliche Belehrung zu verstehen sey.» Blätter aus Prevorst. 4. Samml. p. 116. f.

Zu p. 31. ff.

«Und gewißlich ist es in der That bis auf diese Stunde nicht anders gangen, als daß man Christi Worte mit sophistischen, ja teuflischen Sätzen und Distinktionen gemeistert und seine Lehre hat nirgends leiden wollen, ja als ketzerisch verdammt.» Gottfr. Arnold's Kirchengesch. II. B. 16. Cap. 16. §. 5.

Paschasius Quesnel in seinem berühmten Bibelwerke hatte zu Christi Worten: «Ihr sollt allerdings nicht schwören ꝛc. Lasset es genug seyn, daß ihr saget: Also ist's und also ist's nicht; denn was darüber ist, das ist vom Uebel» die Anmerkung gemacht: «Nichts ist dem Geiste Gottes

und der Lehre Jesu Christi mehr zuwider, als wenn man die Eidschwüre in der christlichen Kirche so gar gemein macht.» Und dieser Satz — sollte man es für möglich halten? — war einer von denen aus dem genannten Bibelwerke, die durch eine Bulle des Pabstes Clemens XI. als ketzerisch verdammt wurden! Christus sagt: Schwöret durchaus nicht! das Oberhaupt der katholischen Christenheit aber verdammt den Satz, daß häufiges Schwören unchristlich sey und unsere protestantischen Religionslehrer verdammen den Satz, daß, wenn Christus das Schwören verboten habe, es Pflicht für Christen sey, diesem Gebote nachzukommen, und lehren sogar, daß es Pflicht für den Christen sey, die ihm angetragenen Eide zu leisten! Wohl mit Recht sagte Mosham, die katholische und protestantische Kirche seyen Schwestern wie Sodom und Gomorrha und zwei rechte Antichristen.

Zu p. 43. ff.

Joh. v. Müller sagt in Beziehung auf Augustin: «Es ist abscheulich, wie diese lieben Heiligen mit Gott umgegangen sind, was für einen Caligula sie aus der ewigen Liebe gemacht haben. Hierin sind wir doch wirklich besser. Ich gestehe, daß ich lieber, ich weiß nicht was, seyn möchte, als ein solcher Christ.» Briefe aus Mainz, 2. B. Lebensbeschreibung. «Eusebius spricht immer, wie die Apostel mit der Begeisterung eines Mannes, der eine ganz neue höhere Periode der Menschheit anzukündigen kommt. Wenn man aber die Historie nach ihm liest, so zeigt sich so etwas durchaus nicht, die Menschen keineswegs gebessert, die Zeit gar nichts weniger als glücklich, keine neue Blüthe der Humanität, sondern das Gegentheil.» 330ster Brief von 1802. Sämmtliche Werke. VII. Theil.

In den ersten Zeiten übte noch heidnische Bildung und Philosophie ihren Einfluß auf die Kirchenlehrer, und bildete

einen Damm gegen die einreißende finstere Barbarei des Christenthums *). Es finden sich bei den alten Lehrern noch manche von der Bibellehre abweichende humanere Ansichten und Reste von Vernunft und Menschlichkeit, die in dem Abgrund von Rohheit verschwanden, in welchen die neue Religion die Menschheit zu begraben eilte. So was die biblische Lehre von der Verdammniß eines Theils der Menschen zu endlosen Höllenqualen betrifft **). Gregorius von Nazianzus z. B. spricht von dem Feuer, das nie verlöscht, und dem Wurme, der nie stirbt, setzt aber hinzu: »Wenn man dieß nicht auf eine menschenfreundlichere und des strafenden Richters würdigere Art verstehen will.« Origenes hatte den verdammten und selbst den bösen Geistern die Hoffnung der Besserung und Begnadigung gelassen. Diese Lehre kam seit dem Ende des 4ten Jahrhunderts in immer schlimmeren Ruf. Hieronymus erhob sich gegen sie mit ungestümer Heftigkeit und rechnete sie unter die durchaus verdammlichen Irrthümer; selbst Rufinus, sein Gegner, erklärte sich weit davon entfernt, sie anzunehmen, und jeden, der sie annehme, für

*) Münscher in der Dogmengesch. 1 Th. p. 135 sagt: »Die Philosophie milderte auch den heftigen fanatischen Geist, welcher von den Juden zu vielen Christen übergegangen war, und welchen z. B. die Schriften Tertullian's (eines Feindes der Philosophie) athmen, von welchem aber die Alexandriner frei oder doch viel weniger angesteckt waren. Ihr hatten dieselben Alexandriner den freieren Geist und die billigere Beurtheilung der Nichtchristen und überhaupt anderer Partheien zu verdanken, wodurch sie sich vor andern Schriftstellern auszeichnen.«

**) Frustra nonnulli, imo quam plurimi, aeternam damnatorum poenam et cruciatus, sine intermissione perpetuos humano miserentur affectu, atque ita futurum esse non credunt.« August. enchir. ad Laur. Das Menschliche im edlen Sinne des Wortes wird hier, wie noch heutzutage von unsern Gläubigen und Bibelvertheidigern, der christlichen Religiosität entgegengesetzt.

ſelbſt der ewigen Verdammniß verfallen (»ut sentiat, quod negavit«); Auguſtinus glaubte, wenn auch die übrigen Irrthümer des Origenes entſchuldigt werden könnten, ſo laſſe doch dieſer keine Entſchuldigung zu und müſſe bei jedem rechtgläubigen Chriſten Schauder erregen, und endlich ſprach eine Synode den Bannfluch darüber. Einige ließen jedoch — und das war eine noch empörendere Rohheit — einen Unterſchied zwiſchen Nichtchriſten und böſen Chriſten gelten, welche letztere, nicht aber erſtere, Befreiung zu hoffen hätten. Hieronymus glaubte, die Teufel und Gottesverläugner würden ewig gequält, die chriſtlichen Sünder mäßig und mit Schonung von Gott gerichtet werden und gegen die Pelagianer erklärte er, daß böſe Chriſten, aber keine Ungläubigen und Teufel aus der Hölle erlöſt werden würden.

In Ausſprüchen der Bibel fand und aus ihnen entwickelte Auguſtin ſeine bekannte, über allen Ausdruck abſcheuliche Anſicht, daß Gott nicht aller Menſchen Seeligkeit wolle, ſondern von Ewigkeit willkürlich und unbedingt nur eine gewiſſe Anzahl von Menſchen zur Seeligkeit, die übrigen zu ewigen Höllenqualen vorherbeſtimmt habe *), welche Vernunft und Menſchengefühl auf's äußerſte empörende Lehre mit offenbarer Richtigkeit vorzüglich aus pauliniſchen Stellen entnommen und auf ſie gegründet iſt. Röm. IX., worüber im 2ten Heft, kann ohne Unaufrichtigkeit und himmelſchreiende Verdrehungskniffe gar nicht anders verſtanden und gedeutet werden, und könnte es geſchehen, ſo wäre doch dem heiligen Geiſt, der die Bibel eingegeben haben ſoll, zum Vorwurf zu machen, jene heilloſe Anſicht wenigſtens ſcheinbar in die Bibel haben kommen zu laſſen und hiedurch den Auguſtin zur Erfaſſung und Ausbildung ſeiner gräßlichen Lehre und eine Menge

*) Zu dieſen wurden von dem heiligen Unmenſchen die vor der Taufe verſtorbenen kleinen Kinder gerechnet.

Menſchen zur gläubigen Annahme derſelben verführt zu haben *). Auch in dem Ausſpruche Pauli, daß Gott das zur Seeligkeit nöthige Wollen und Vollbringen in uns wirke **), iſt dieſe Lehre wohlbegründet. Denn derſelbe kann nicht ſo ausgelegt werden, daß Gott nur einen Theil dieſes Wollens und Vollbringens wirke, den andern aber nicht, ſondern muß ſo verſtanden werden, daß, wenn wir ſeelig werden ſollen, Gott alles Wollen und Vollbringen in uns wirken müſſe, wodurch wir unſere Seeligkeit ſchaffen. Iſt dieß ſo, ſo iſt der Prädeſtinationslehre nicht zu entgehen. Denn dann iſt auch das Annehmen der uns von Gott gebotenen Gnadenmittel ein Wollen, welches Gottes Macht und Gnade in uns zu wirken hat. Wird nun daſſelbe, wie bei vielen Menſchen der Fall iſt, nicht gewirkt, ſo kann die Schuld nicht auf dieſer Menſchen willkürliches Nicht-annehmen-wollen der von Gott gebotenen Mittel geſchoben werden, ſondern fällt ganz auf Gott, der das Annehmen, d. h. den annehmenden Willen nicht wirkt. Das Annehmen

*) Vergleiche Münſcher's Dogmengeſchichte 4. Th. p. 216. Ebendaſ. p. 237 wird geſagt, daß der Auguſtiniſche Lehrbegriff durch ſehr ſcheinbare bibliſche Beweiſe, beſonders aus Röm. IX. unterſtützt werden konnte. Herr Prof. Dr. Höfling in der "Beleuchtung des Daumeriſchen Sendſchreibens." ſagt p. 23: "Allerdings kommen bei der Erörterung des Apoſtels (Röm. IX.) Ausdrucke vor, welche mißverſtanden den Glauben an eine willkürliche Vorherbeſtimmung Einzelner zur Seeligkeit oder zur Verdammniß veranlaſſen konnten." Wie konnte der heilige Geiſt das zulaſſen? Etwa aus Unbedachtſamkeit? Oder in der Abſicht, Mißverſtändniſſe herbeizuführen? Eines von dieſen anzunehmen, wäre Gotteslaſterung; es wäre alſo auch Gotteslaſterung zu glauben, die Bibel ſey ein vom heiligen Geiſt eingegebenes, uns zur Richtſchnur des Glaubens verordnetes Buch.

**) "Schaffet, daß ihr ſeelig werdet mit Furcht und Zittern; denn Gott iſt's, der in euch wirket, Beides, das Wollen und Vollbringen nach ſeinem Wohlgefallen." Vergleiche hierüber das Ausführliche im 2. Heft.

liegt hier ganz im Wollen, iſt nichts als ein Wollen; das Wollen aber, ſagt Paulus, wirke Gott in uns. So ſagt Auguſtin, indem er die Frage unterſucht, warum Gott den Jacob geliebt und den Eſau gehaßt habe, die Urſache der Erwählung könne nicht die Aufnahme ſeyn, welche die göttliche Berufung bei den Menſchen findet; denn der Wille, die Berufung anzunehmen, werde von Gott gewirkt, und wenn ein Theil der Berufenen dieſen Willen nicht hat, ſo komme das daher, daß ſie nicht wirkſam berufen ſeyen. Münſcher in der Dogmengeſch. 4. Th. p. 236. ſagt: Nahm man ein gänzliches Unvermögen der menſchlichen Natur an*), ſo mußte alles Gute Gott allein zugeſchrieben werden.

*) Auch Herr Höſling erklärt den natürlichen Menſchen für abſolut unfähig zum Erkennen und Wollen deſſen, was zum Heile in Chriſto gehört, nimmt aber zum Behuf des Anklagens und Verdammens der nicht zu dieſen Heile Gelangenden nichts deſto weniger ein Vermögen der menſchlichen Natur an, dieß Heil, wenn es dargeboten wird, als ſolches, ſich anzueignen, ſomit zu erkennen und zu wollen. "Allerdings, ſagt er, lehrt die Schrift, daß der natürliche Menſch nichts vernimmt von dem, was des Geiſtes Gottes iſt, daß er ſich in einer Blindheit und Sündhaftigkeit befindet, aus welcher er ohne Gottes Gnadenwirkung nicht herauskommen kann, daß er aus eigner Kraft ſich nicht zum Guten wenden, und daſſelbe aus ſich ſelbſt weder wollen noch thun kann. Das Wollen und Vollbringen des wahrhaft Guten nehmlich deſſen, wodurch die Seeligkeit geſchafft wird, iſt Gottes Werk in uns. Eben ſo erkennen wir es als Lehre der Schrift an, daß der Menſch in geiſtlichen Dingen ſich nichts nehmen kann, daß ihm alles verdienſtlos durch Gottes Gnade verliehen wird und daß auch der Glaube nicht unſer Verdienſt, ſondern die Gottes Gabe und die Wirkung ſeiner mächtigen Stärke iſt." (Beleuchtung ꝛc. p. 34.) Als gefallene Weſen ſind wir in einem "Zuſtande, in welchem wir unfähig ſind, das wahrhaft Göttliche zu wollen und zu lieben, es zu erkennen, und feſt daran zu glauben." (p. 61). "Nach der Seite des wahrhaft Göttlichen hin erſcheint der natürliche Menſch nicht als frei." (p. 35.) ꝛc. Nun werden aber, ſagt Herr Höſling, dem Menſchen, der in dieſem Zuſtande iſt, die Mittel des Heils von

Wenn man dann nach der Urſache fragte, warum jene Gnade hier ertheilt, dort verſagt werde, ſo gerieth man

---

Gott angeboten und nun ſteht es in ſeiner Macht und Wahl, dieſe Mittel zu gebrauchen oder nicht (p. 16, 17, 36, 37, 38) — wie wenn man vom Hunde ſagte: er ſey zwar unfähig von Natur, zu erkennen und zu wollen, was zur Erwerbung von Gelehrſamkeit gehört; würden ihm aber die Mittel dazu angeboten, ihm Unterricht ertheilt, Bücher zum Leſen gegeben, Collegia geleſen, ſo ſey es offenbar des Schlingels eigene Schuld, wenn kein Gelehrter aus ihm wird. Der natürliche Menſch, ſagt Paulus, vernimmt nichts vom Geiſte Gottes, es iſt ihm eine Thorheit, er kann's nicht erkennen. Gleichwohl, ſagt Herr Höfling, ſteht es in der Willkür des Menſchen, das, wovon er nichts vernimmt, was ihm als eine Thorheit erſcheint, was er nicht erkennen kann, in ſeine Erkenntniß und in ſeinen Willen aufzunehmen oder nicht, wenn es an ihn kommt; der Menſch kann das wahrhaft Göttliche nicht wollen und lieben, aber wenn es ihm angeboten wird, kann er ſich willkürlich dazu beſtimmen, es zu wollen und zu lieben oder nicht. Er kann aus eigener Kraft ſich nicht zum wahrhaft Guten wenden, es aus ſich weder wollen noch thun; aber er hat, wenn es ihm dargeboten wird, die Kraft, ſich zu ihm zu wenden oder ſich von ihm abzuwenden, und kann aus ſich ſelbſt den Willen ſchöpfen, es anzunehmen, in ſich aufzunehmen oder nicht. Das Wollen und Vollbringen des zur Seeligkeit Nöthigen iſt Gottes Werk in uns; das Wollen aber, Gottes Gnade in uns wirken zu laſſen, iſt unſer und nicht Gottes Werk, unſere eigene Selbſtbeſtimmung. Der Menſch kann ſich in geiſtlichen Dingen nichts nehmen, aber den Willen, das ihm dargebotene Heil in Chriſto zu ergreifen, kann er ſich nehmen. Ein Verdienſt (eigene Selbſtbeſtimmung zum Guten) iſt hier dem Menſchen durchaus nicht zuzuſchreiben, doch iſt es ſeine eigene Selbſtbeſtimmung, wenn er das ihm dargebotene Heil ergreift, Gottes Gnade in ſich wirken läßt, und hat dann vor denen, die das Gebotene nicht ergreifen, die Gnade nicht in ſich wirken laſſen, das Verdienſt des Ergreifens, Wirkenlaſſens (die eigene freie Selbſtbeſtimmung dazu) voraus. Nach der Seite des wahrhaft Göttlichen hin iſt der Menſch nicht frei, doch hat er die Freiheit, daſſelbe anzunehmen, in ſich aufzunehmen oder nicht. Auch der Glaube iſt nicht unſer Verdienſt, ſondern Gottes Gabe, aber das "Annehmen des Glaubens, der

auf die Schwindel erregende Höhe des Systemes, den unbedingten Rathschluß und den damit zusammenhängenden Particularismus.»

Wie sich die «vollständige, wahre Cultur, Bildung und Aufklärung», die nach J. Fr. v. Meyer's Behauptung in Folge des beseeligenden Einflusses der bibliſchen Schriften seit Christo in der Christenheit zu finden war, in der Polemik der christlichen Parteien geäußert, davon seyen hier nachträglich noch ein paar Pröbchen angeführt. Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel schrieb wider den Kurfürsten von Sachsen einen Tractat voll ehrenrühriger Beschuldigungen, die der Kurfürst in einer Schrift zu widerlegen unternahm, von welcher man zur Bezeichnung ihres Geistes nur den Titel anzuführen braucht, der folgendermaaßen lautet:

Des Durchlauchtigsten Fürsten u. s. w. Johannes Friedrichen wahrhafte, beständige, gegründete, christliche und aufrichtige Verantwortung wider des verstockten, gottlosen vermaledeiten, verfluchten Ehrenschänders, bösthätigen Barrabas, auch hurensüchtigen Holofernes von Braunschweig,

---

uns von Gott angeboten wird.» (p. 39), also eben das Glauben selbst (denn was sollte das «Annehmen des Glaubens» anders heißen als eben das Glauben?) ist unsere eigene, freie Selbstbestimmung, ein Verdienst also, daß wir vor denen, die den Glauben nicht annehmen, d. h. die sich nicht dazu bestimmen, zu glauben, oder einfach, welche nicht glauben, voraus haben. «Glaubt.» — heißt nicht: erzeugt den Glauben aus euch selbst, sondern es heißt nur: nehmet den Glauben, der euch von Gott als Gabe dargeboten wird, an.» (p. 39). Also nicht der Glaube, sondern nur das Annehmen des Glaubens wird aus uns selbst erzeugt. Den Glauben annehmen aber kann nichts anderes heißen, als: die uns von Gott geoffenbarten Wahrheiten, die uns Gott zu glauben befiehlt, glauben, oder einfach: den Glauben annehmen, heißt: glauben. Und so ergiebt sich als der Sinn von jenem Satze Herrn Höfling's Folgendes: Glaubt — heißt nicht, erzeugt den Glauben aus euch selbst, sondern es heißt nur: erzeugt den Glauben aus euch selbst.

ſo ſich Herzog Heinrich den jüngern nennet, unverſchämt, calphurniſch Schand- und Lügenbuch u. ſ. w. wider vorgemeldten Churfürſten- u. ſ. w.

Dagegen ſchrieb der Herzog eine Antwort unter dem Titel:

«Des Durchlauchtigſten Fürſten u. ſ. w. Heinrichs des jüngern erhebliche, gegründete, wahrhaftige, göttliche und chriſtliche Quadruplica, wider des gottloſen, verruchten, verſtockten und abtrünnigen Kirchenräubers und vermaledeiten, boshaftigen Antiochi, Novitiani, Severiani und Hurenwirths, ſo ſich Hanſen Friedrich Churfürſten von Sachſen nennet, erdicht, erlogen und unverſchämt Läſterbuch, welches er über gemeldten Herzog ausgegoſſen hat.

Da der Herzog geſchrieben hatte, Luther brauche den Churfürſten zum Hanswurſt, ſo ſchrieb Luther gegen den Herzog ſeine Schrift: «Wider Hans Worſt», woraus folgendes eine Probe iſt:

«Du ſollteſt, ſagt Luther zum Herzog, nicht eher ein Buch ſchreiben, du hätteſt denn einen .....z von einer alten Sau gehört; da ſollteſt du dein Maul gegen aufſperren und ſagen: Hab Dank, du ſchöne Nachtigall; da hab ich einen Text für mich. Halt feſt, Rüden, das wird gut in ein Buch zu drucken nirgends denn zu Wolfenbüttel wider die Schriftler und den Churfürſten. O wie ſollten ſie die Naſen dafür zuhalten und werden müſſen bekennen, daß Heinz Pezzenhut auch ein Schreiber ſey worden!»

Der Jeſuit Vetter ſchrieb ein Buch des Titels: «Akademiſcher Luther, das iſt: Zwanzigſte Probe, wie Luther an Verwüſtung deutſcher Nation und ſo vieler Seelen Untergang und Verderbniß ſich am jüngſten Tage werde entſchuldigen können.» Zur Bezeichnung des Tones, der in dieſer und ähnlichen Schriften gegen Luther geführt ward, kann Folgendes hinreichen:

«Am jüngſten Tage wird die Prädicanten nichts Härteres ſchmerzen und beſchämen, als daß ſie ſo wiſſentlich,

greiflich eine ſo unſinnige Beſtie, eine ſo unflätige Sau, einen ſo unbeſtändigen Wetterhahn, leichtfertigen Lügner, ſchaamloſen Fleiſchbängel, zornige Hadermetze, hyperboliſchen Thraſon, übermüthigen Goliath, Marcoliſchen Zotenreißer, öffentlichen Ketzer und Nonnenſchänder, dieſen Wuſt, Furm und Grundſuppe für einen heiligen Propheten, Apoſtel und Evangeliſten haben halten wollen.»

In Ph. Nicolai's: «Kurzem Bericht von der Calviniſten Gott und ihrer Religion» 1595 ſteht Folgendes:

«Was mag denn der Calviniſten Gott für ein freundlich Angeſicht haben? Er ſieht aus, wie ein Brüllochs. Denn gleichwie ein Wucherſtier oder Brüllochs für keinen Hurer noch Ehebrecher mag gehalten werden, wenn er ſchon auf alle Kühe ſpringt, alſo will der Calviniſten Gott und Brüllgeiſt engelrein und heilig ſeyn, wenn er ſchon die verruchte Buben und verlohrne Höllenriegel zu allerlei Sünde und Laſter nach ſeinem Muthwillen reizet. Was dünket dich nun von dem Calviniſten Herrgott? Es iſt genugſam offenbar, daß ihr Gott ein leichtfertiger, geiler, unkeuſcher, verſchlagener, argliſtiger, betrüglicher und blutdürſtiger Moloch ſeyn muß.»

O edle Blüthe der Humanität, o herrlicher Stand der Cultur, der ſich in dieſen und unzähligen andern ſolchen chriſtlichen Producten ſpiegelt! — Nun auch ein Paar gereimte Pröbchen! In einem Liede von 1592 «wider die Calviniſche Rotte, welche ſich die reine chriſtliche Lehre vom hochwürdigen Sacrament des wahren Leibes und Blutes Jeſu Chriſti auch derſelbigen Taufe zu ändern, zu verfälſchen und unterdrücken unterwinden» (angebunden an Selneccer's Calvinus redivivus), heißt es:

Erhalt uns Herr bei deinem Wort
Und ſteur' der Calviniſten Mord
Durch Chriſtum, deinen lieben Sohn,
Die dein Allmacht nicht wollen han.
Sie haben auch die Tauf geſchändt,

Den Exorcismum davon getrennt,
Und seyn gelaufen Tag und Nacht,
Bis sie es han zu Wege bracht.
Durch Peucerum, den Calviniſt,
Hab'n ſie die Sache angericht
Und haben ſich von uns getrennt.
Sieh wie der Teufel die Leut verblendt!

So geht es noch 64 Strophen fort. Dann ſchließt ein neues Lied wider (den von den Lutheranern hingerichteten) Dr. Nicolaus Crell und ſeinen Calviniſchen Anhang ſich an, wo es heißt:

Ihre Bäuche waren alle Stunden voll,
Die Hoffuxren ſchmackten ihnen wohl,
Dadurch ſie begierig worden,
Aus Ehrgeizigkeit gar klug auszurotten
Mit großem Betrug den Lutheraner-Orden.
Aber ſolches Gott nicht wohl gefiel,
Dieweil er's nicht ſo haben will,
Sondern legt ſich bei Zeit ins Spiel.

Aus proteſtantiſchen Kirchenliedern ſind folgende Proben edler Poeſie des Chriſtenthums. Aus dem Liede: Gott hat das Evangelium ꝛc.:

Es iſt doch eitel Büberei,
Die Welt treibt ſolche Schinderei,
Als ob kein Gott im Himmel wär' ꝛc.
Sie haben nichts gelernet mehr,
Denn nur freſſen und ſaufen ſehr ꝛc.
Ihre größte Kunſt iſt Banketir'n
Und in der Büterei ſtudier'n ꝛc.
Drum komme lieber Herre Chriſt,
Das Erdreich überdrüßig iſt,
Zu tragen ſolche Höllenbrä-d',
Drum mach's einmal mit ihr ein End.

Aus dem Liede: O Ewigkeit, du Donnerwort ꝛc. *):

Wenn der Verdammten große Qual
So manches Jahr, als an der Zahl
Hier Menſchen ſich ernähren,

*) Bejahrte Perſonen, wiſſen ſich noch zu erinnern, wie ein Nürnberger Pfarrer dieß Höllenlied beim Leichenbegängniß eines

Als manchen Stern der Himmel hegt,
Als manches Laub die Erde trägt,
Noch endlich ſollte währen,
So wäre doch der Pein zuletzt
Ihr recht beſtimmtes Ziel geſetzt.

Nun aber wenn du die Gefahr
Viel hundert tauſend tauſend Jahr
Haſt kläglich ausgeſtanden,
Und von den Teufeln ſolcher Friſt
Ganz grauſamlich gemartert biſt,
Iſt noch kein Schluß fürhanden,
Die Zeit, ſo niemand zählen kann,
Die fänget ſtets von neuem an.

Ach Gott, wie biſt du ſo gerecht!
Wie ſtrafſt du einen böſen Knecht
So hart im Pfuhl der Schmerzen!
Auf kurze Stunden dieſer Welt
Haſt du ſo manche Pein beſtellt! u. ſ. w.

Es wird ſie plagen Kält und Hitz,
Angſt, Hunger, Schrecken, Feuer, Blitz
Und ſie doch nicht verzehren u. ſ. w.

O du verfluchtes Menſchenkind,
Von Sinnen toll, von Herzen blind,
Laß ab, die Welt zu lieben!
Ach! Ach! ſoll denn der Höllen Pein
Da mehr denn tauſend Henker ſeyn
Ohn' Ende dich betrüben?

Aus dem Lied: Sey bereit, du kluge Seele ꝛc.:

Schaut, daß ihr in weißen Röcken
Ihm begegnet und ihn küßt,
Und nicht mit den geilen Böcken
Zu der Linken ſtehen müßt,

Mannes ſingen ließ, den er als Sterbenden beſucht und der ihm, aus Eckel vor ſeinem Geſchwätz, den Rücken gekehrt hatte.

Die aus ihrer Gräber Kluft
Durch die offenbare Luft
Nach dem Stuhl des Lammes hinken
Und vor lauter Schande stinken.

Aus dem Lied: Erschrecklich ist es, daß man nicht der Höllen Pein betrachtet ꝛc.:

Wer mag ermessen den Gestank,
Der hier auch wird gefunden?
Der strenge Gift kann machen krank
Urplötzlich die Gesunden.
Es ist, wie dicker Koth und Feu'r,
Durch ihn wird alles Ungeheu'r,
Das stinket, uberwunden.

Aus dem Lied: Kommt her, ihr Menschenkinder! ꝛc.:

Du wirst für G'stank vergehen,
Wenn du dein Aas mußt sehen,
Dein Mund wird lauter Gall
Und Höllenwermuth schmecken,
Des Teufels Speichel lecken
Ja fressen Koth im finstern Stall.

Es wird die Gluth dich brennen,
Die Teufel werden trennen
Dein Adern, Fleisch und Bein.
Sie werden dich zerreißen,
Sie werden dich zerschmeißen
Und ewig deine Henker seyn.

Diese Pöbelhaftigkeiten und Scheußlichkeiten standen noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in den gebräuchlichen Gesangbüchern (wie in den folgendermaaßen betitelten: »Singender Mund eines gläubigen Christen, das ist: Vollständiges Gesangbuch ꝛc. mit großem Fleiß zusammengetragen ꝛc.« Nürnberg 1753 und: »Sammlung erbaulicher und geistreicher Lieder oder vollständigeres Gesangbuch der Hochfürstlichen Hofkirche allhier zu Bayreuth ꝛc., herausgegeben unter der Aufsicht J. Chr. Schmidts, Consistorialraths und Hofpredigers, Bayreuth 1756) und

wurde von den andächtig gerührten Gemeinden vom Bettler bis zum Fürſten zum Klange der Orgel abgeſungen! Das war chriſtliche Cultur! Wie tief hätte ein alter, edler Grieche, wäre er damals in's Leben zurückgekehrt, dieß entmenſchte Barbarenvolk verachtet! Wie ſchmerzlich den ſchmählichen Fall der Menſchheit betrauert!

In Waldau's Kirchengeſchichte der evangeliſch-reformirten Gemeinde zu Nürnberg findet ſich: »Schech's, Paſtors in der Vorſtadt Wöhrd, Bedenken, ob Evangeliſch-Lutheriſche bei den Leichen reformirter Perſonen mit gutem Gewiſſen das Lied: Nun laßt uns den Leib begraben ꝛc. ſingen können«. Darin kommen folgende Stellen vor: »Erſtlich wird der Geſang: Nun laßt uns den Leib begraben ꝛc. bei der Leichenbeſtattung einer reformirten Perſon wider unſer beſſer Wiſſen und Gewiſſen geſungen. Sintemal wir ja wiſſen, daß eine ſolche Perſon in unterſchiedlichen Glaubensartikeln, als von der Gnadenwahl und heiligen Abendmahl nicht recht und wahrhaftig mit uns einſtimmet. Wie können wir denn einer ſolchen Perſon in und mit dieſem Geſang das öffentliche Zeugniß geben des wahren ſeeligmachenden Glaubens, des ſeligen Endes und dermaleins der fröhlichen Auferſtehung am jüngſten Tage?« Angeführt wird hiezu: »Herr Conr. Schlüſſelburgius ſchreibt in ſeinen 24 theologiſchen Fragen alſo: »Bedenke doch, mein frommer Chriſt, wenn hie bei uns ein Papiſt oder Calviniſt mit unſern chriſtlichen Geſängen ſollte zur Erde beſtattet werden, würde ihm alsdann nicht wiſſentlich wider unſer Gewiſſen, ein lügenhaftes und falſch Zeugniß gegeben? Sintemal er ja nicht können ſeelig abſterben, vielweniger dermaleins fröhlich zum ewigen Leben aufſtehen, welches aber unſere lutheriſche Geſänge ihm nachzeugen und nachſingen.« — »Drittens iſt es wider

unſer hieſiges Normalbuch; daſſelbe lehret, von den Calviniſten dieſes zu halten: daß, weilen ſie irrige Leute, die da aus lauter Muthwillen nicht bekennen wollen, daß im heiligen Abendmahl der Leib und das Blut Chriſti ſey, allein darum, daß ſie es mit ihrer blinden Vernunft nicht begreifen können, wie es zugehe, ſo ſollt ihr euch mit allem Fleiß hüten, daß ihr ihnen nicht gleich werdet ꝛc. denn ſolche Leute ſeyn gewißlich nicht Chriſten. — Sind die Calviniſten keine Chriſten, wie kann man denn nach ihrem Abſterben ihnen ein öffentlich Zeugniß geben, daß ſie chriſtlich gelebt, chriſtlich geſtorben, und deßwegen leuchten werden wie die Sonne?» Hierauf ſchlägt der Herr Paſtor vor: «bei der Sepultur einer reformirten Perſon ſtatt des Liedes: Nun laßt uns den Leib begraben ꝛc. den Hymnum zu ſingen: «Gott der Vater wohn' uns bei und laß uns nicht verderben!» ꝛc.

Zu p. 54 ff.

«Und ob wohl vor hundert Jahren im vorigen Säculo eine Reformation iſt entſtanden, iſt es doch nach derſelben hernach viel ärger geworden, als vorhin, — und das Herz iſt unreformirt geblieben, ja noch in Blindheit und weltfleiſchlichem Weſen gewachſen und viel gottloſer, wilder, falſcher, trotziger geworden, denn vorhin.» Hoburg's unbekannter Chriſtus Cap. XL. §. 11. «Ja, es iſt endlich auch bei den Evangeliſchen ſo weit gekommen, daß man diejenigen, ſo unſere Dinge in allem gelobet, hat angenommen, aber was uns hat widerſprochen, verfolget und verketzert, und was man an den Papiſten vorhin, da man unterm Kreuz ſtund und noch keine Macht hatte, hat geläſtert, nehmlich den Gewiſſenszwang, eben daſſelbe hat man nachher ſelber gethan, da man Luſt bekam.» Ebendaſ. im «Summariſchen Begriff, beweiſend aus den Hiſtorien dieſer und voriger

Zeit, daß alles Unheil, ja das das allergräulichſte Unweſen in der ſogenannten Chriſtenheit aus dieſer Unkenntniß Chriſti entſtanden.« Hoburg meint den »Chriſtus in uns« der alten Myſtiker. Herr Prof. Höfling in ſeiner Schrift über den Myſticismus, worin er ſich nicht ſchämt, die edelſten und tiefſten Geiſter der chriſtlichen Vorzeit, einen Tauler, Verfaſſer der »deutſchen Theologie«, Jacob Böhme, Weigel ꝛc. in die Ketzerliſte zu ſetzen, ſagt p. 23: »Wo das ſogenannte innere Licht und Wort (der »Chriſtus in uns« der alten Myſtiker) als etwas Selbſtſtändiges, vom äußerlichen Wort Unabhängiges, demſelben nicht Unter- ſondern Uebergeordnetes geltend gemacht wird, da iſt die Schwärmerei eigentlich ſchon da und nicht dieſem verkehrten Prinzipe, ſondern andern Urſachen iſt es zuzuſchreiben, wenn ſie nicht überall in greller Geſtalt, ſondern häufig nur in ſehr gemäßigter Erſcheinung hervortritt.« Chriſtus ſagt: »An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen!« Was die kirchliche Orthodoxie für Früchte getragen, iſt gezeigt worden. Von ihr iſt nicht zu ſagen, daß ihr Unweſen »häufig nur in ſehr gemäßigter Erſcheinung hervorgetreten.« Sie hat die chriſtliche Welt ſo lange Jahrhunderte hindurch, bis auf die den Riß in die Barbarei des Chriſtenthums machende Aufklärung des vorigen Jahrhunderts hin zu einem Tollhauſe und einem flammenden Molochsrachen gemacht. Iſt das vielleicht auch nicht ihrem Weſen und Principe, ſondern andern außer ihr liegenden Urſachen zuzuſchreiben? Es ihrem verkehrten Weſen, ihrer Unkenntniß des wahren, lebendig gegenwärtigen Gottes und Heilandes in uns, desjenigen Chriſtus, von dem auch Herrn Höfling's ſchmähliche Pfäfferei nichts wiſſen will, zuzuſchreiben, nimmt ſich der obenangeführte alte Myſtiker und Pfaffenfeind Hoburg die Freiheit.« »Woher kam es doch, ſagt er in dem erwähnten »ſummariſchen Begriffe«, daß Luther den C. Schwenkfeld, der ihm

mit ſo chriſtlichen Erbieten ſeine Confeſſion überſandte, ſo bitter feind ward? Woher iſt es kommen, daß die Lutheriſchen die Reformirten und dieſe jene wieder ſo anfeinden und ſo bitter auf einander ſind? Wahrlich aus dieſer Unkenntniß Chriſti. Dieſe Macht und Gewalt in Religionsſachen von den Regenten wider ihre Religionsfeinde entſtund aus Verketzerung, Haß und Neid der allermeiſten Lehrer, welche diejenige Parthei, ſo ihr nicht in allem können beifallen, ſofort anfeindeten, ihre Perſon haſſeten, ſie verfolgeten, verjageten, ja gar tödten ließen, wie ſolches die Gelehrten zu Baſel dem Gottesgelehrten David Joris gethan, deſſen Schriften ſie doch nicht verſtehen konnten, weil ſie mit ſo bitterem Neid und Grollen eingenommen waren, darum ſie ſolche haben verbrannt. Das laſſe ich mir einen rechten phariſäiſchen blinden Eifer ſeyn, und zwar von evangeliſchen Lehrern, einen ſolchen Gottesmann, der mit ſeinen geiſtreichen Schriften das Reich Chriſti mitten unter der dicken Finſterniß des Pabſtthums ſo gründlich bezeuget und ſo herrlich davon zeuget, mit ſolchem Cainiſchen Haß anfeinden, daß man auch ſeine Gebeine nicht ruhen laſſen kann. *) — Dieſes Elend, Verbitterung, Haß, Feindſchaft, und endlich blutige Kriege ſind aus Unkenntniß Chriſti unter den evangeliſchen Chriſten im vorigen Säculo entſtanden, und es iſt nicht allein continuirt, ſondern hat auch zugenommen, ſonderlich unter den ſogenannten Lutheriſchen; denn warum hat man den tief in der Schule Gottes gelehrten Weigel ſo bei ihnen geläſtert und warum haſſet man die, ſo ſeine Schriften leſen, und verfolget ſie, wie in Deutſchland an'er Orten geſchieht?

*) Man hielt ein öffentliches Blutgericht über den vor drei Jahren verſtorbenen Ketzer, grub den Leichnam aus, ließ ihn nebſt dem Bildniß und den Schriften des Verſtorbenen vom Henker zum Galgen ſchleppen und daſelbſt verbrennen.

Wahrlich aus dieſer Unkenntniß Chriſti! — Warum haſſet und verketzert man den geiſtreichen Lehrer Jeſu Chriſti J. Arndt an vielen Orten in Deutſchland? Wahrlich aus dieſer Blindheit. Warum verketzert und verläſtert man diejenigen, ſo Gott zu ſeinem Dienſte als außerordentliche Zeugen ſeines annahenden Gerichtes hin und wieder erwecket hat, wie Hans Engelbrecht, Chriſtina Panatovia, den hocherleuchteten Jacob Böhme, wie auch Hermann von der Hude, Cotterum, Drabitium und viele andere, die von jedem Abfall der Evangeliſchen gewaltig zeugen und die annahenden Tage der Rache Gottes haben verkündigen müſſen? Wahrlich aus dieſer blinden Unkenntniß Jeſu Chriſti; daß man ihn mit ſeinem Reich und Gericht nicht kennet und daher nicht leiden kann noch will, daß er uns in unſere Religion eingreife und beſtrafe! — Warum hat man zu Hamburg den Fetting, Roſelium, Engelbrechten zu Braunſchweig, Gichteln zu Regensburg, Breckling in Holſtein, Charias zu Kampen und viele an andern Orten unter den Lutheriſchen ſo geplaget und verjaget? Warum iſt das lutheriſche Conſiſtorium zu Amſterdam ſo ehrgeizig, ſo papſtſüchtig, alles zu regieren, was lutheriſch in Niederland? Wahrlich weil man den rechten Chriſtum nicht kennt! — Ja warum haben mich die Prediger in Hamburg, Lübeck und Lüneburg ſo verketzert und gemacht, daß ich gebannet und verjaget worden? Wahrlich aus dieſer Unkenntniß Chriſti, denn ſie erkennen den rechten Chriſtum nicht, dahero konnten ſie nicht leiden, daß ich ihnen zu gut ihre gräulichen Mißbräuche entdeckte. Warum iſt in England ſolch elendes, blutiges Unweſen entſtanden? Wahrlich aus dieſer Unkenntniß Chriſti, weil man den rechten Chriſtum nicht erkennet, und dagegen einen Ceremonien-Chriſtum angenommen, daher iſt entſtanden, daß die Biſchöfflichen für ihre Prärogative und die Presbyteriani für ihren Stand und ſie beide untereinander

ſo geſtritten mit Schriften, bis es in einen gräulichen Blutſtreit iſt ausgebrochen. Siehe, lieber Leſer, alles das Unweſen mit vieler tauſend armer Menſchen Blut iſt einzig entſtanden daher, daß beide ſtreitende Parteien den rechten Chriſtum nicht haben erkannt, welcher iſt nicht ſo ſchlecht und gering, daß er mit Ceremonien und andern äußern Dingen will gedienet ſeyn; ſondern da heißet es mit ihm: iſt jemand in Chriſto, ſo iſt er eine neue Creatur, die allein gilt in dem Reich Chriſti, das andere alles iſt nur Puppenwerk und eine Narrenkappe, und iſt doch darum ſo viel Blutvergießen in demſelben Lande. — Warum iſt man in Seeland ſo bitter feind, haſſet, verfolget, ja verbannet und verjaget den allda geweſenen eifrigen Lehrer Labadie? wahrlich keine andere Urſache iſt es, als daß ſeine Landsleute, die Franz-Lehrer, den rechten Chriſtum nicht kennen mit ſeinem Reich und annahenden Herrlichkeit, und weil dieſer Mann aus reinem Eifer für die Ehre und Herrlichkeit ſeines Chriſti ſo gewaltig ſtreitet, ſie aber dagegen ſo gräulich toben, verrathen ſie ſich nicht damit, daß ſie den König Jeſum Chriſtum mit ſeinem Reich nicht recht kennen, und alſo unter dieſen ſind, die da ſagten, wir wollen nicht, daß dieſer König Chriſtus über uns herrſche? Und weil von dieſem ſo eifrigen Lehrer Labadie ſo viel Schreiens und Läſterns iſt erſchollen im ganzen Lande, habe ich aus gutem Gemüthe ſeine Perſon gerne hören und ſehen wollen, aber an ihm nichts anders befunden, als reinen Eifer für die Ehre und Lehre und Reich Chriſti, und daß ſeine Widerſacher mit einem recht phariſäiſchen Eifer getrieben, ihn bei der Obrigkeit angeklaget, und ihn alſo verjaget und verbannet haben. Denn weil er das Geſchwär ihrer Scheinheiligkeit und Blindheit, ja ihre große Heuchelei hat angegriffen und aufgedrücket, weil ihnen dieſes ſo ſchmerzet und wehe thut, ſind ſie raſend wider ihn und haben mit den alten Phariſäern die weltliche Macht ſo

lang überlaufen, bis ſie ſolche übertäubt haben, daß ſie, welches in demſelben Lande ſonſt nicht pflegt zu geſchehen, ihn verjaget.«

Zu p. 73 ff.

Tieck hat uns neuerlich den im Jahr 1459 zu Arras vorgefallenen ſchrecklichen Hexenprozeß in ſeiner Novelle: »Der Hexenſabbath« (Novellenkranz. 2. Jahrgang) vergegenwärtigt. Hier folgendes Geſchichtliche darüber aus Horſt's Dämonomagie. Die daſelbſt gegebene Erzählung Hauber's aus Enguerrand de Monſtrelet's Chronik iſt folgende: »In dieſem Jahr 1459 trug ſich in der Stadt Arras eine erſchreckliche Begebenheit zu. Man ſagte, daß gewiſſe Leute wären, Männer und Weiber, welche bei Nacht durch Hülfe des Teufels weggeführt würden von der Stelle, wo ſie wären, und kämen plötzlich an gewiſſe abgelegene Oerter in Gehölzen und Wüſteneien, allwo ſich Männer und Weiber in ſehr großer Anzahl befänden. Und träfen ſie daſelbſt einen Teufel in Geſtalt eines Mannes an, deſſen Geſicht ſie niemals zu ſehen bekämen. Und dieſer Teufel läſe oder ſagte ihnen ſeine Gebote und Verordnungen, und wie und auf was für Weiſe ſie ihn müßten anbeten und ihm als ihrem Herrn dienen. Hiernächſt ließ er ſich von einem Jeglichen unter ihnen ſeinen Hintern küſſen, und darauf gäbe er einem Jeden etwas Geld. Und zuletzt theilte er ihnen Wein und Eſſen in großer Menge mit, womit ſie ſich beluſtigten. Und darauf ergriff auf einmal ein jeder die Seine und in dieſem Augenblicke würde das Licht ausgelöſcht und vermiſchten ſie ſich fleiſchlich mit einander. Und wenn dieſes geſchehen, befände ein Jeder ſich plötzlich wieder an ſeinem Ort, woher er gekommen.«

»Wegen dieſer Thorheit wurden verſchiedene vornehme Leute der beſagten Stadt Arras, wie auch andere

geringe Leute, einfältige Weiber und dergleichen eingezogen und gefangen genommen, welche denn dermaßen gequälet und so entsetzlich gefoltert wurden, daß Einige bekannten, es habe sich mit ihnen eben so zugetragen, wie es oben gesagt worden. Und überdem gestunden sie, wie sie in ihren Versammlungen viele vornehme Leute, Prälaten, Herren und andere obrigkeitliche Personen in Aemtern und Städten gesehen und erkannt hätten, nämlich, nach der gemeinen Sage, solche, welche die Verhörer und Richter ihnen vorher nannten und in den Mund legten, so daß sie dieselbigen wegen der vielen Qual, Marter und Tormenten angaben und aussagten, sie hätten sie wirklich und gewiß auch daselbst gesehen.«

»Einige nun von denen, welche also angegeben waren, wurden gleich darauf auch eingezogen, und so sehr und so lange und grausamlich gefoltert, daß sie es endlich auch gestehen mußten. Und wurden die geringen Leute auf eine unmenschliche Weise gerichtet und die meisten verbrannt. Einige andere, welche reicher und mächtiger waren, kauften sich durch viel Geld los*) um die Strafe und Beschimpfung zu vermeiden, die man ihnen anthät. Nun waren auch einige unter den Vor-

*) Hiezu bemerkt Horst: »Darauf war's oft allein angelegt. Schelte mir niemand unser Zeitalter, so bös es auch seyn mag. Habsucht und Eigennutz werden zu allen Zeiten ihren Einfluß äußern, aber so etwas ist jetzt bei unsern peinlichen Gerichten nicht mehr möglich.« Und fragen wir: warum? — was ist die Antwort? Etwa weil der christliche Glaube gestiegen und blühender, mächtiger, einflußreicher geworden, als er damals war, da solche Gräuel verübt werden konnten? Daß dieß nicht so ist, lehrt die Geschichte. Erst seit dem Sinken des Christenthums und durch die antichristliche Aufklärung des vorigen Jahrhunderts ist ja der Zustand der Dinge in der Christenheit edler und menschlicher geworden.« (Vergleiche oben p. 76 und p. 41 f. in der Note.)

nehmſten, die ſich von denen, ſo ſie verhörten, überreden und verführen ließen, als welche ihnen zu verſtehen gaben und verſprachen, daß ſie weder an ihren Leibern und Gütern einigen Schaden nehmen, wenn ſie die Sache geſtehen würden. Andere erlitten die Qual und Tormente mit verwundernswürdiger Geduld, wollten aber nichts zu ihrem und anderer Nachtheil geſtehen. Aber ſehr viele gaben den Richtern und allen denen, die ſie von ihren Qualen befreien konnten, häufig Geld. Andere räumten das Land und thaten ihre Unſchuld dar, daß man ſie endlich in Ruhe ließ.«

»Und hiebei iſt nicht zu verſchweigen, was viele redliche Leute genugſam erkannten, daß dieſe Art der Anklage eine Sache geweſen, welche von einigen boshaften Leuten erfunden worden, um etliche Vornehme, wider welche ſie einen alten Haß trugen, aus einer heftigen und böſen Neigung in Schaden und Unglück zu bringen, oder ſie zu beſchimpfen, und daß ſie deßwegen zuallererſt bloß liederliche Leute haben gefangen nehmen laſſen, welche ſie durch allerhand Pein und Marter gezwungen, einige Vornehme anzugeben, als nämlich ſolche, welche ſie ihnen in den Mund legten, welche, nachdem ſie auf ſolche Weiſe angeklagt wurden, gefangen geſetzt und gepeinigt wurden, wie geſagt iſt. Welches denn nach dem Urtheil aller redlichen Leute eine gar verkehrte und unmenſchliche Sache war, welche gar nicht zur großen Beſchimpfung derer diente, die damit beſchuldigt wurden, ſondern zur großen Gefahr der Seelen derer, die durch ſolche Mittel andere ehrliche Leute beſchimpfen wollten.«

Limborch (Hist. Inquis.) ſagt: »Die meiſten wurden auf Begehren Peter Brüſſard's, eines Inquiſitoren,

in's Gefängniß geworfen. Diese wurden durch die Marter der Tortur überwunden und bekannten alles, was man ihnen Schuld gab. Sobald sie aber zum Feuer verdammt waren, protestirten sie gegen alles und schrieen öffentlich, daß sie unschuldig sterben müßten. Sie wären nie auf dem Teufelssabbath gewesen, sondern sie wären von den Richtern unmenschlicher Weise betrogen worden, welche ihnen mit vielen Schmeicheleien versprochen hätten, daß sie sogleich der Folter entledigt, auch ihnen alle Strafen erlassen seyn sollten, wenn sie die ihnen imputirten Verbrechen gestehen würden.«

Polemiſche Blätter

betreffend

Chriſtenthum, Bibelglauben und Theologie.

Eine Schrift

für

gebildete Leſer aller Stände

von

G. Fr. Daumer.

Zweites Heft.

Nürnberg
Druck und Verlag von Friedrich Campe.
1834.

Inhalt des zweiten Heftes.

I. Aphorismen über Bibelglauben und Chriſtenthum 1
II. Ueber Römer IX, 9—23 37
III. Ueber Philipper II, 13 46
IV. Ueber die Unlauterkeit der der bibliſchen Darſtellung zu Folge von Chriſtus vorgetragenen Moral 54
V. Ueber die Leiden der unter Chriſten lebenden Thierwelt 61
VI. Ueber die theologiſchen Vorſtellungen von göttlichen Strafgerichten und göttlicher Verſehung 69
VII. Ueber Myſticismus 107
Zuſätze 137

Druckfehler und Verbesserungen.

Nachträglich zum ersten Heft:

Seite X der Vorrede Z. 8. v. o. statt: wesentlichen lies: wesentlichsten.
S. XVII Z. 12 v. o. statt: der lies: das.
S. 44 Z. 6 v. u. statt: welche lies: welches.
S. 67 Z. 2 v. u. statt: Das setze: "Das (mit einem Anführungszeichen).
S. 120 Z. 2 v. u. ist das Anführungszeichen zu tilgen.
Se auch S. 115 Z. 3 v. u.

Zum zweiten Heft.

S. 5. Z. 8 v. u. sollen die Worte: zu lesen nicht durchschossen seyn.
S. 29 Z. 13 v. u. statt: daß lies: das.
S. 49 Z. 7 v. o. statt: Gnadenwirkung lies: Wirksamkeit.
S. 50. Z. 14 v. u. tilge: sie.
S. 61 Z. 8 v. u. statt: Wochen lies: Woch'.
S. 79 Z. 12 v. o. statt: machte setze: machte..
S. 106 in der ersten Zeile statt: Menschen lies: die Menschheit.

I. Aphorismen über Bibelglauben und bibliſches Chriſtenthum.

I.

Herr Prof. Dr. Höfling giebt in ſeiner »Beleuchtung des Daumeriſchen Sendſchreibens ꝛc.« eine Abhandlung über die Frage: »woher uns die höchſte Entſcheidung in Glaubensſachen kommen müſſe« und ſtellt hier zu Gunſten ſeiner Meinung, daß ſie einzig und allein aus der Bibel kommen müſſe, folgende Behauptungen auf.

Das ganze Innere des Menſchen ſey verderbt, verkehrt, unrein, verdächtig, und könne ſomit keine ſichere Erkenntniß des Wahren und Guten aus ſich ſchöpfen, keine gültige Entſcheidung in Glaubensſachen geben. Die zuverläſſige Erkenntniß und Entſcheidung müſſe daher von etwas außer dem Menſchen Befindlichen her in ihn hineinkommen. Auf die Belehrung und Erleuchtung des (als von außen her in den Menſchen hineinkommend betrachteten) heiligen Geiſtes allein aber dürfe ſich der Menſch nicht verlaſſen, weil bei unſerer Unreinheit, Verderbtheit, Sündigkeit geſchehen könne, daß, während wir von dieſem Geiſte belehrt zu werden meinen, unſere Einbildung oder gar der Teufel uns etwas vorgaukle. Die einzige ſichere Belehrung und Entſcheidung ſey aus einer äußerlichen Offenbarung Gottes im feſten geſchriebenen Worte zu entnehmen, nur mittelſt einer ſolchen ſey auf die Belehrung

und Erleuchtung des heiligen Geiſtes zu bauen und eine ſolche hätten wir in der Bibel, was Herr Höfling bloß deßhalb nicht bewieſen hat, weil ihn der Beweis zu weit geführt haben würde (nach ſeiner Aeußerung p. 64). Das iſt recht ſehr Schade und wir bitten Herrn Höfling dieſen für die Sache ſeines Bibelglaubens ſo hochwichtigen und nöthigen Beweis an einem geeigneten Orte, wo er ihn nicht zu weit führen wird, ſo bald als möglich nachzuliefern.

Angenommen unterdeſſen, was noch bewieſen werden ſoll, die Bibel enthalte eine durchaus wahre und zuverläſſige Darſtellung göttlicher Offenbarung, ſo iſt doch bekanntlich das rechte Verſtändniß dieſes Buches nicht ohne, zum Theil ſehr bedeutende und nicht bloß unbedeutende Dinge betreffende Schwierigkeit, daher über den Sinn vieler ihrer Ausſprüche und Darſtellungen ſeit alter Zeit ſelbſt unter den Gläubigen viel Uneinigkeit und Zank geweſen *); ſoll aber dieſe Offenbarung Gottes, welche die höchſte Entſcheidung in Glaubensſachen geben, welche die Quelle des zu unſerer Seligkeit erforderlichen Glaubens ſeyn ſoll, dieſen ihren Zweck erfüllen, ſo iſt nöthig, das wir ſie recht verſtehen. In dieſer Beziehung ſagt nun Herr Höfling p. 55: »Das weſentlichſte Erforderniß zum rechten Schriftverſtändniß iſt die Erleuchtung durch den heiligen Geiſt.«

Dieſe aber ſichert nach Herrn Höfling's Ausſpruch nicht vor Irrthum und um durch vermeintliche Erleuchtung und Belehrung des heiligen Geiſtes nicht irre geführt zu werden, ſey, behauptet er, die Bibel nöthig. Um aber durch falſche Auffaſſung des durch die Bibel Gegebenen nicht irre geführt zu werden, ſey, ſagt er, die Erleuchtung und Belehrung des heiligen Geiſtes nöthig. Die unſichere Erleuchtung und Belehrung des heiligen Geiſtes giebt alſo

*) Vergl. die folgende Nummer.

der unſichern Auffaſſung des in der Bibel Gegebenen und die unſichere Auffaſſung des in der Bibel Gegebenen der unſichern Erleuchtung und Belehrung des heiligen Geiſtes Sicherheit und ſo entſteht die vollkommenſte Sicherheit, die man ſich denken kann.

Herr Höfling, indem er ſagt, daß die Belehrung und Erleuchtung durch den heiligen Geiſt ohne geſchriebenes Wort keine ſichere Erkenntniß gewähre, hat auch nicht bedacht, daß dieſe Annahme die Autorität des geſchriebenen Wortes, als ſicherer Quelle religiöſer Erkenntniß, ſelbſt über den Haufen wirft. Denn die Bibel iſt ja nicht als ein fertiges Buch vom Himmel gefallen, ſondern durch Menſchen entſtanden, die angeblich vom heiligen Geiſt erleuchtet waren, und dieß geſchah zunächſt ganz ohne bereits vorhandene Bibel, weil die Bibel erſt entſtehen ſollte, und wenn die ſpäteren Verfaſſer auch ſchon Theile derſelben vor ſich hatten, ſo waren ſie doch in Beziehung auf das, was Neues durch ſie hinzukam, ohne geſchriebenes Wort, das ſie vor Irrthum ſicherte, außer etwa, daß ſie ſich davor zu hüten gehabt, dem früher durch den heiligen Geiſt Eingegebenen nicht zu widerſprechen. Das Neue, wenn auch dem Früheren nicht Widerſprechende, aber doch nicht darin Enthaltene iſt alſo unſicher, und wäre es, wenn wir auch über die Richtigkeit des früheren ſicher geſtellt wären, und das Erſte ſelbſt, welches entſtand, als der heilige Geiſt noch keinem Menſchen etwas diktirt hatte, iſt unſicher und kann daher auch dem Folgenden, ſo wie keines in der Reihe des Folgenden dem andern Sicherheit gewähren. Soll die Bibel für eine ſichere Erkenntnißquelle gelten, ſo gehört nothwendig dazu, daß die Belehrung des heiligen Geiſtes auch ohne geſchriebenes Wort vor Irrthum ſichere und iſt dieß nicht der Fall, ſo kann auch die vom heiligen Geiſte eingegebene Bibel nicht vor Irrthum ſichern.

Allerdings, ſagt Herr H., kann es für alles, was

für heilig und göttlich gilt, keinen andern Maaßſtab geben, als das, was an ſich ſelbſt gut und wahr iſt. Aber wo haben wir dieſes an ſich ſelbſt Gute und Wahre urſprünglich zu ſuchen? In uns, wo auch die reiche Quelle des Böſen und des Irrthums, der Sünde und der Lüge iſt? Nimmermehr! Die Wahrheit an ſich kann nur in dem allein guten und wahrhaftigen Gott und in Beziehung auf uns nur in dem Worte und in der Offenbarung Gottes zu ſuchen und zu finden ſeyn.« In uns, behauptet alſo H. H., könne das Gute und Wahre nicht urſprünglich vorhanden ſeyn, weil in uns die Quelle des Böſen und des Irrthums iſt. Allein was hindert anzunehmen, daß unſer Inneres ſowohl die Quelle des Guten und Wahren, als die des Böſen und des Irrthums ſey? Böſes und Gutes, Falſches und Wahres, quillt aus unſerer eigenen wunderbaren Doppelnatur und noch niemand hat bewieſen, daß das, was aus unſerem Inneren hervorgeht, von außen in daſſelbe hineingebracht worden.

»Was wir, fährt H. H. fort, nach unſerem natürlichen Erkennen für wahr und gut halten, das iſt darum noch nicht wahr und gut an ſich, es gilt uns nur dafür.« Alſo z. B., wir halten es unſerem natürlichen Erkennen nach für etwas Gutes, Andern wohlzuwollen, das allgemeine Beſte zu wollen, der Menſchheit nützlich zu ſeyn; dieß iſt aber ſo noch keine ſichere Wahrheit, auf die wir uns verlaſſen dürften, eine bloße ungewiſſe Meinung, und erſt, wenn es durch eine äußere Offenbarung beſtätigt worden und ſchwarz auf weiß in der Bibel ſteht, iſt es zur Gewißheit erhoben; ſtände das Gegentheil in der Bibel, ſo müßte uns dieſes das Wahre und Gewiſſe ſeyn. Kann man ſich etwas Verächtlicheres, Verwerfeneres, Entmenſchteres, eine ſchmähligere, niederträchtigere Wegwerfung an's Aeußerliche denken?

Herr Höfling beruft ſich, um zu widerlegen und zu beweiſen, auf das menſchliche Herz und Gefühl, er will

-vom Standpunkte des Herzens aus widerlegen *). - Allein wenn Herr H. ſagt, daß man, weil der Menſch überhaupt ein gefallenes Weſen ſey, auch die Vernunft als gefallen, ſomit keiner Entſcheidung fähig anzuſehen habe, ſo iſt auch zu ſagen, daß, weil der Menſch überhaupt ein gefallenes Weſen ſey, ſein Herz und Gefühl verderbt und keiner Entſcheidung fähig ſey. Das menſchliche Herz gehört ohne Zweifel zu dem menſchlichen Innern, von dem H. H. behauptet, es ſey ſo unrein und verderbt, das keine ſichere Erkenntniß des Wahren und Guten daraus zu ſchöpfen ſey; wie kann nun dennoch H. H. den Ausſpruch ſeines, ſeiner eigenen Behauptung nach ſo ſehr verderbten, unreinen und keiner Entſcheidung fähigen Innern (Herzens) als Beweisgrund ſeiner Behauptungen geltend machen wollen?

Aber vielleicht iſt es nur das erweckte, wiedergeborne, durch Gottes Gnade zurechtgebrachte Herz, worauf ſich H. H. beruft, wiewohl er nur ganz allgemein vom Herzen und Gefühle ſpricht. Das aber das menſchliche Herz je ganz frei von Verderbtheit werden, der Menſch zu einer vollkommenen Heiligkeit gelangen könne, iſt ſeinen eigenen Behauptungen entgegen und wäre es, daß Herrn Höfling's Herz ein durchaus verderbnißloſes, heiliges geworden, ſo müßte er uns dieß erſt beweiſen, um der Berufung auf dieſes Herz Gültigkeit zu geben. Iſt es aber nicht vollkommen verderbnißlos und heilig, ſo kann

*) Thomas Paine widerlegt vom Standpunkt des Herzens und Gefühls den Bibelglauben. „Um die Bibel, ſagt er in ſeinem „Zeitalter der Vernunft", ohne Grauſen zu leſen, mußten wir jede Empfindung der Menſchlichkeit, des Mitleidens, des Wohlwollens in unſern Herzen vernichten. Was mich betrifft: hätte ich auch keinen andern Erweis für die Fabelhaftigkeit der Bibel, als das, was ich von meinen Gefühlen aufopfern muß, wenn ich ſie für wahr halten ſoll, ſo würde dieſer allein ſchon hinreichen, mein Denken darüber zu beſtimmen."

die Berufung darauf keine Gültigkeit haben, auch wenn er behaupten wollte, er berufe ſich auf ſein Herz nur in ſo weit, als es durch Gottes Erweckung und Gnade verderbnißlos und heilig geworden, denn auch dieß müßte er erſt beweiſen, daß es zum Theil verderbnißlos und heilig geworden und hätte er es bewieſen, ſo müßte er noch ferner beweiſen, daß der Theil ſeines Herzens, worauf er ſich beruft, der verderbnißloſe und nicht der verderbte ſey.

Ja Herr H. beruft ſich ſogar und das faſt auf jedem Blatte ſeiner Glaubensvertheidigung auf dieſelbe allgemeine Menſchenvernunft, die er ausdrücklich für gefallen, verkehrt und eine Entſcheidung zu geben unfähig erklärt — eine Gedankenloſigkeit ohne Gleichen. Vielmehr müßte es ja als ein Beweis gegen die Wahrheit einer Behauptung zu betrachten ſeyn, wenn ſie als ſolcher verderbten und verkehrten Geſetzlichkeit unſeres Geiſtes entſprechend erſchiene, ſo wie, wenn ſie unſerem verderbten Herzen gefiele.

Da H. H. das Innere des Menſchen überhaupt für unrein und verdächtig erklärt, ſo kann weder aus dieſem Innern, aus Verſtand, Vernunft, Herz, Gefühl oder wie man ſonſt dieß Innere beſtimmen will, noch auch aus einem Andern, äußerlich Gegebenen, von außen Kommenden etwas bewieſen werden, weil dieſes vom Innern aufgefaßt werden muß und die durch ein durchaus verdächtiges Inneres geſchehende Auffaſſung auch nicht anders, als verdächtig ſeyn kann. Weder die Berufung auf die Bibel, noch auf den heiligen Geiſt, als etwas von außen in den Menſchen Einfahrendes, kann ſo die geringſte Gültigkeit haben, denn die Bibel iſt für uns nur das, was unſere Auffaſſung aus ihr macht, und dieſe Auffaſſung iſt ungewiß, unterliegt dem Verdachte, falſch zu ſeyn, weil ſie durch ein verdächtiges Inneres geſchieht *), und was der

*) "Das evangeliſche Chriſtenthum, ſagt Herr H. (uber Myſticismus p. 68) laugnet eine reine Abſpiegelung des Göttlichen in

heilige Geiſt dem Menſchen offenbart, muß eben ſo durch das Innere aufgefaßt, ins Innere aufgenommen werden und kann durch dieſe Auffaſſung, Aufnahme verunreinigt und verkehrt werden; welche Gewißheit, welche Möglichkeit irgend eines Beweiſes könnte da vorhanden ſeyn? Hiernach iſt es auch unmöglich, daß Herr H., wie er zu können vorgiebt, einen Beweis für die Wahrheit und Göttlichkeit der Bibel liefere, denn woher will er ſeine Beweisgründe nehmen? Aus ſeinem Innern? Das iſt ja durch und durch verdächtig, wie er behauptet. Aus etwas Anderem? Das muß er auf jeden Fall in ſein, nach ſeiner eigenen Ausſage durchaus verdächtigen Inneres auffaſſen und dieſe Auffaſſung durch ein verdächtiges Inneres kann nicht anders als wiederum verdächtig ſeyn.

II.

Die Bibel, ſagt man, ſey das feſte, untrügliche Wort Gottes, das uns nicht irren laſſe. Allein ihr Inhalt iſt in dem Grade dem Zweifel und Streite unterworfen, daß ſelbſt unter den Gläubigen die einen dieß, die andern jenes für Bibellehre, für den weſentlichen Inhalt der Bibel halten und erklären. Welch ein Widerſpruch! Wie kann man ſagen, daß der Glaube an dieß Buch über die Verſchiedenheit, Wandelbarkeit und Irrſale menſchlichen Forſchens und Meinens hinweghebe, wenn dieß Buch nicht durchaus und allgemein von ſelber klar iſt, wenn wir nicht einfach an die Belehrung deſſelben, ſondern an ein, wie die Geſchichte lehrt, zu höchſt verſchie-

---

irgend einem Vermögen der ſündhaften und verderbten menſchlichen Natur und predigt daher den Grundſatz der nothwendigen Unterwerfung unter ein außer uns gegebenes Princip göttlicher Erkenntniß and göttlichen Lebens.“ Giebt es keine reine Abſpiegelung des Göttlichen in irgend einem Vermögen der menſchlichen Natur, ſo giebt es auch keine reine Abſpiegelung des in der Bibel dargeſtellten Göttlichen in uns.

denen und entgegengesetzten Resultaten führendes Forschen und ungewisses, wandelbares Meinen über den Inhalt desselben verwiesen sind? Muß die Bibel erklärt und ausgelegt werden, so haben wir ein festes Wort Gottes nur in dem äußerlichen Vorhandenseyn dieses Buches, nicht in dem Seyn seines Inhaltes für unsern Geist; für diesen haben wir nur die ungewisse menschliche Erklärung und Auslegung, wir haben nicht Gotteswort, sondern Menschenwort.

Mit Recht haben einst die Catholischen an die Protestanten die Forderung gestellt, daß diese, wenn sie sich auf die Bibel beriefen, erst beweisen sollten, daß sie im Besitz des rechten Schriftverständnisses, der wahren Schriftauslegung seyen. Ja man hat sogar aus der Unmöglichkeit, hierüber ins Reine zu kommen, einen Beweis für den Catholicismus geführt. »Weil die Vernunft ein unsicheres und zweideutiges Instrument der Erkenntniß sey, welches auch nicht einmal durch feste Regeln der Auslegung aus der Offenbarung unerschütterliche Glaubensartikel herausziehen könne, so bleibe ihr nichts anderes übrig, als sich einem unfehlbaren, von Gott dazu bestimmten Ausleger der Offenbarung unbedingt zu unterwerfen.« (Turretini Pyrrhonismus pontificius. Leiden 1692. Tennemann's Geschichte der Philosophie. X. Th. p. 529.). Der neutrale Andreas Dudithius schrieb an die Reformirten: »Ihr sagt: Forschet in der Schrift! Ist wohl geredt. Aber ihr drehet die Schrift nach euerer, andere nach ihrer Meinung. Indeß bleibe ich im Zweifel; wer soll hier Richter seyn?« (Arnold's Kirchen- und Ketzergeschichte, Anhang zum 2. Theil. p. 1311.). Und das ist bis auf diese Stunde noch die Frage. Wird niemand bestimmt, der Richter sey, so ist keine Einigkeit zu erlangen, und wird einer zum Richter bestimmt, so sind wir in die Fesseln eines Pabstthums gelegt.

Es ist im höchsten Grade albern und unbesonnen, die Verschiedenheit und Wandelbarkeit der Ansichten und Sy-

ſteme, die die Vernunft auf dem Wege ihres Zuſichkommens im Gebiete des freien philoſophiſchen Denkens und Forſchens hervortreibt, der Vernunft im Gegenſatze zum Bibelglauben, um jene gegen dieſen herabzuſetzen, zum Vorwurf zu machen; da Geſchichte und Erfahrung bis auf dieſe Stunde lehrt, daß der Bibelglaube, die Unterwerfung unter das entſcheidende Anſehen der Bibel nicht im Stande iſt, die Geiſter zu einigen und vor Verſchiedenheit und Wandelbarkeit der Meinungen über den Inhalt der Bibel zu ſichern *), an den als an das Feſte

*) Das erkennt man am beſten aus dem Erfolg der durch die Reformatoren des 16. Jahrhunderts unternommenen Zurückführung zum reinen Evangelium und Gründung der Religion auf die Bibel, als auf das alleingültige Gotteswort, die in einer Reihe der wüthendſten und ſkandalöſeſten Zänkereien und Parteiungen, in Spaltungen über Spaltungen, gegenſeitigen Verdammungen, Verfolgungen und Glaubensbedrükkungen unter den Proteſtanten ſelbſt ihre göttliche Sicherheit und Feſtigkeit bewies. Gottfried Arnold in ſeiner Kirchen- und Ketzergeſchichte (2. Theil zu Ende) führt an, wie die Lutheraner ſelber über die Zänkereien ihrer Glaubensgenoſſen Klage geführt. "Es entſtänden alle Tage Unruhen der ſchädlichſten Streitigkeiten und verwirrteſten Fragen, die zu immer größeren Spaltungen Urſache gäben.." — "Wir wüthen gegen uns ſelbſt ſo arg, als wenn wir ſonſt unſere Tapferkeit nicht könnten ſehen laſſen.." — "Man ſieht, daß die Trennungen von Tag zu Tag größer werden und die Sekten ſich wieder in neue zertheilen.." — "Es wollen den Geiſtlichgenannten etliche faſt Schuld geben, als richteten ſie alles Unglück in der Welt an und wären diejenigen, davon man im Sprichwort ſagt, die Gelehrten, die Verkehrten.." — Landgraf Philipp ſchrieb: "Alle der Religion Widerwärtige lachen in die Fauſt, daß man ſich alſo trennet.." — und Churfurſt Auguſt: "Dieweil ich mir keine Hoffnung machen kann aus vorhergehenden Geſchichten und Erfahrung, daß die Theologen (leider Gott ſey's geklagt) durch einig colloquium oder anderere conventus miteinander zu verſöhnen ſeyen u. ſ. w.. Camerarius ſagt: "Es ſey damals ein ſo häufiges Diſputiren

und Sichere ſich zu halten, ſtatt auf das freie vernünftige Denken zu bauen, gefordert wird. Der eine halte dieß, der andere jenes für vernünftig, rückt Hr. Höfling den philoſophiſchen Denkern vor und p. 59. ſeiner Schrift über Myſticismus äußert er, daß unter den Bibelgläubigen der eine dieß, der andere jenes für den weſentlichen Inhalt der Bibel halte *), ohne zu gewahren, daß er mit demſelben Vorwurfe, den er ſonſt dem Denken im Gegenſatze des Bibelglaubens macht, hier den Bibelglauben ſelber belaſtet.

---

ein ſolches Schelten und Schmähen, Zanken und Beißen untereinander geweſen, daß der für den Tapferſten gehalten und am höchſten erhoben worden ſey, der den andern am heftigſten zuſetzen konnte. Da ſehe man alle Buchläden voller Defenſionen, Anklagen, Widerlegungen und grauſamer Streitſchriften.. Die Theologen betrauerten ſelber, daß dieſe Spaltungen gar vielfältig der Kirche ſchadeten; "doch meinen ſie und tröſten ſich, es wäre in der erſten apoſtoliſchen Kirche auch ſo zugegangen..

*) "Inſofern der Einzelne nicht bloß überhaupt Chriſt, ſondern Mitglied einer beſtimmten chriſtlichen Religionsgeſellſchaft ſeyn will, leuchtet es ein, daß ſich nicht bloß zu dem Grundſatze der unbedingten Unterwerfung unter das Wort Gottes bekennen, ſondern auch darüber erklären muß, was er für den weſentlichen Inhalt deſſelben hält. Darum, daß ſie ſich der heiligen Schrift zu unterwerfen bekannten, wurden weder die Zwinglianer, noch die Wiedertäufer, noch die Socinianer von den Lutheranern als Mitglieder ihrer ſpeciellen Glaubensgenoſſenſchaft anerkannt. Mit dem Eintritte in eine gewiſſe Kirche muß ſich der Einzelne gefallen laſſen, über den Inhalt des Wortes Gottes mit der Kirche, der er angehören will, übereinſtimmend zu denken.. D.:..lbe Sprache wurde einſt gegen die Anhänger des David Joris geführt: "Ob ſie gleich ſagen, ſie verwerfen alles, was wider der Propheten und Apoſtel Schriften laufet, iſt doch ſolches nicht genug, alldieweil ſich deſſen kein Ketzer verweigert, ſondern ein jeder den rechten Verſtand der Schrift zu haben ſich einbildet. (nach Gottf. Arnold's Kirchengeſch.).

»Einige, ſagt Valentin Weigel, gedenken ihr Urtheil zu nehmen aus der Schrift des Buchſtabens, darum daß er alſo und alſo klingt, darum wollen ſie alſo glauben von ihren vorgenommenen Artikeln und wer anders hält, der ſey ein Ketzer, und ſie können doch ſelbſt nimmermehr mit einander übereinkommen, alle, die am Buchſtaben hangen, denn er iſt ein Beidenhänder, und ein jeder kann ihn für ſich brauchen, wie er will, daher auch ſo viel Spaltungen und Sekten ſind entſtanden.« Thomas Paine im 2. Theile ſeines »Zeitalters der Vernunft« ſagt: »Alle chriſtlichen Bibelerklärer und alle chriſtlichen Prieſter und Prediger haben bisher der Welt die Bibel als eine Maſſe von Wahrheit und als das Wort Gottes aufgedrungen. Sie haben ſich unter einander geſtritten, gezankt und in den Bann gethan über den muthmaßlichen Sinn einzelner Theile und Stellen davon: der Eine hat geſagt und behauptet, eine Stelle enthalte dieß, der Andere, ſie enthalte gerade das Gegentheil; und ein Dritter, ſie enthalte weder das Eine noch das Andere, ſondern etwas von Beidem Verſchiedenes; und dieß haben ſie: die Bibel verſtehen genannt. Alle Antworten, die mir über den erſten Theil des »Zeitalters der Vernunft« zu Geſichte gekommen, ſind von Geiſtlichen geſchrieben geweſen, und dieſe frommen Männer, gleich ihren Vorgängern, ſtreiten und zanken ſich, und verſtehen die Bibel. Jeder verſteht ſie unterſchieden, verſteht ſie aber am beſten, und nur über Eines ſind ſie übereingekommen: darüber, ihren Leſern zu melden, daß Thomas Paine ſie nicht verſtehe.«

Wie verſchieden die Auffaſſung des Inhalts der Bibel ſelbſt unter den Bibelgläubigen ſeyn kann, davon iſt unter einer Menge bekannter dogmengeſchichtlicher Beiſpiele eines der Streit über die Prädeſtinationslehre, wo jede der ſtreitenden Parteien ihre Anſicht in der Bibel fand und durch die Bibel bewies. Die 1618 und 1619 gehaltene

Dortrechtiſche Synode erklärte: »Hart, ſehr hart iſt die Prädeſtinationslehre, aber feſt ſtehe der Ausſpruch der heiligen Schrift, untergehe die Meinung der widerſtrebenden Welt!« So gewiß war dieſe Synode, daß die Prädeſtinationslehre Bibellehre, von Gott geoffenbarte Wahrheit ſey. Und gegen mich, der ich mit Auguſtinus, catholiſchen und proteſtantiſchen Kirchenparteien, Kirchenverſammlungen und Kirchenreformatoren dieſe Lehre gleichfalls in der Bibel finde, ſagt Herr Höfling: dieſe Lehre in der Bibel zu finden, ſey entweder Bosheit oder Unverſtand! Das iſt die Einigkeit und Sicherheit des Glaubens, die das geſchriebene Wort Gottes ſeinen Verehrern giebt! Dieß die Erleuchtung des heiliges Geiſtes mittelſt dieſes Wortes Gottes, welche nicht irren läßt *) und im Gegenſatze gegen welche Herr Höfling die Vernunft anklagt, daß ſie es zu nichts Feſtem und Allgemeinanerkanntem zu bringen vermöge, während er ſelbſt ſich jeden Augenblick auf dieſelbe von ihm als durch Adams Fall verkehrt und verderbt und keiner Entſcheidung fähig herabgeſetzte allgemeine Menſchenvernunft beruft, um ſeine Behauptungen zu unterſtützen, und dadurch anerkennt, daß es etwas Allgemeingültiges gebe, worauf wir als vernünftige Weſen uns ſtützen und berufen können.

Bei aller Verſchiedenheit und Wandelbarkeit der vom Selbſterkennungsſtreben der Vernunft hervorgerufenen Anſichten und Lehrmeinungen, giebt es etwas Uebereinſtimmendes und Beharrendes im Bewußtſeyn vernünftiger Weſen, giebt es Geſetze des Denkens, Wollens und Handelns, über welche bei allem Streite, den Menſchen von geſundem Geiſt und gebildeter Vernunft miteinander haben können, kein Streit, keine Verſchiedenheit und Wan-

*) Man vergleiche zu dem hier Geſagten im erſten Hefte die Note p. 9 und die Bemerkungen p. 11 — 14.

delbarkeit der Meinungen Statt findet*), an welchen feſtgehalten, deren Geltung gegen jede andere Autorität bewahrt werden muß, wenn die Menſchheit nicht aufs Neue in den Abgrund der finſterſten und gräuelvollſten Barbarei verſinken ſoll, aus dem ſie ſich durch die Arbeit eines neuen ſelbſtſtändigen Weltbildungsganges — nicht durch den reformatoriſchen Bibelglauben, der die alte catholiſche Barbarei nur noch barbariſcher gemacht — an's Licht der Humanität hindurchgerungen.

Der Bibelglaube, die unbedingte Unterwerfung unter die Ausſprüche der Bibel ſichert nach dem vielhundertjährigen Zeugniß der Geſchichte und Erfahrung vor Verſchiedenheit und Wandelbarkeit der Glaubensmeinungen nicht; ſicherte aber dieſer Glaube davor, ſo wäre es auch ſo noch die höchſte Albernheit, mit ſolcher Sicherung gegen die freie Vernunftforſchung groß zu thun, weil ſie keinen Beweis der Wahrheit des Geglaubten gäbe. Wir werden über das, was wir zu glauben haben, weit weniger in Streit und Zweifel ſeyn können, wenn wir die Geſänge Homer's oder Ovid's Metamorphoſen, als wenn wir die Bibel zur Richtſchnur unſeres Glaubens machen. Nie ſind die Gelehrten über den Sinn und Inhalt dieſer Bücher ſo ſehr in Uneinigkeit und Streit geweſen, als ſie es bis auf dieſe Stunde über den Sinn und Inhalt der Bibel

*) "Die oberflächliche Anſicht der philoſophiſchen Streitigkeiten läßt nur die Differenzen der Syſteme erblicken, aber ſchon die alte Regel: contra negantes principia non est disputandum, giebt zu erkennen, daß, wenn philoſophiſche Syſteme miteinander ſtreiten — ein anderes freilich iſt es, wenn Philoſophie mit Unphiloſophie ſtreitet — Einigkeit in den Principien vorhanden iſt, welche über allen Erfolg und Schickſal erhaben, ſich nicht aus dem, worüber geſtritten wird, erkennen laſſen, und dem Gaffen entgehen, welches immer das Gegentheil von dem erblickt, was vor ſeinen Augen vorgeht." Kritiſches Journal von Schelling und Hegel 1. B. 2. St. p. 4.

ſind, und ſo müßten uns denn dieſe Bücher nach dem abſurden Principe, das durch jenes Schelten auf die Verſchiedenheit und Wandelbarkeit menſchlicher Meinungen im Gegenſatz des Bibelglaubens, der davor bewahren ſolle, ausgeſprochen wird, für weit wahrer und göttlicher, als die Bibel gelten.

III.

Daß der chriſtliche Glaube tröſtend und beruhigend für's Herz ſey, wird als ein Vorzug deſſelben gerühmt. Dieß iſt ein ſehr zweideutiger Ruhm; denn ein Glaube kann gerade deßhalb tröſtend und beruhigend ſeyn, weil er falſch iſt, und gerade die Täuſchung, die Unwahrheit pflegt im menſchlichen Leben das Tröſtlichſte und Beruhigendſte zu ſeyn. Auch ſind andere vom chriſtlichen Standpunkt aus falſche Religionen nicht minder tröſtend und beruhigend für das Herz ihrer Gläubigen, als das Chriſtenthum für das der Seinigen. Gleichwohl wird die tröſtende und beruhigende Kraft des Chriſtenthums oft wie ein Beweis ſeiner Wahrheit angeſehen und zur Sprache gebracht *). Wenn einem Kinde, das nach der verſtorbenen Mutter verlangt, geſagt wird, ſie ſey verreiſt und werde nächſtens

*) Gegen die wahrheitloſe und ſittlich verderbliche Tröſtlichkeit des kirchlichen Glaubens haben alte, edle Myſtiker geeifert. So z. B. ſagt J. Böhme: "Nicht tröſten und das Leiden Chriſti an die Spitze ſtellen, iſt der wahre Glaube, ſondern ein umgekehrter Wille. u. ſ. w. Hoburg ſagt: "Viel lieber, als der harte und bittere "Chriſtus in nobis. (in uns) iſt uns der äußere Welt- "Chriſtus pro nobis. (für uns); bei demſelben können wir auf der breiten Weltſtraße verbleiben und unſere Zuhörer auch darauf weiſen; die iſt fein leiſe, fein ſanfte, da braucht es keines Abſterbens, da kann man bei allem beharrlichen, ja wachſenden Weltweſen dennoch in's Paradies kommen, wenn man nur die Hiſtorien von dem lieben "Chriſto für uns. höret, glaubt, und ſich damit fein ſauberlich tröſtet bis an ſein Ende ꝛc.

wiederkommen oder wenn ein Arzt den angſterfüllten Kranken die Verſicherung giebt, daß ſeine Krankheit nicht gefährlich ſey und daß er in Kurzem geneſen werde, ſo iſt dieß tröſtlich und beruhigend für des Kindes und des Kranken Herz, nicht deshalb aber auch wahr. Auch ſo drückt man ſich aus: Unſer Herz brauche dieß und jenes z. B. einen ſolchen Gott, eine ſolche Unſterblichkeit und deshalb wird angenommen daß ein ſolcher Gott, eine ſolche Unſterblichkeit auch ſeyn müſſe. Es kann ſeyn, daß ich hundert Gulden brauche, müſſen ſie deshalb in meiner Caſſe ſeyn?

Ueberdieß muß es ein ſehr ſchlechtes und rohes Herz ſeyn, welches ſich bei unſerem Kirchen-, Bibel- und Pietiſtenglauben getröſtet und beruhigt fühlen kann. Mir wäre die Ueberzeugung im Tode gänzlich vernichtet zu werden, weit tröſtlicher und beruhigender, als zu glauben, daß ich in den Himmel kommen und da mich endlos wohlbefinden werde, während ein großer Theil der Geiſterwelt ein über alle Vorſtellung ſchreckliches Daſeyn in der Hölle endlos fortleben werde. Wer letzteres glaubt, ſich dabei innerlich wohl befinden und einſt in ungeſtörter Seelenruhe die Freuden des Himmels zu genießen hoffen kann, während er eine Welt von Weſen und ehemaligen Mitmenſchen unter ſich im Abgrund brennend weiß, der muß ein Herz haben, das von dem eines Teufels nicht viel verſchieden iſt *). Ja es iſt zu bemerken, daß es den

*) P. 19 des Sendſchreibens findet ſich die Bemerkung: „Es iſt ſchwer zu faſſen, wie man bei dieſem barbariſchen Glauben (daß Gott einen großen Theil ſeiner Geſchöpfe zu endloſen, ſchauderhaften Qualen beſtimmt habe) in Gemüthsruhe leben und hoffen kann, dereinſt trotz des Bewußtſeyns, daß Tauſende von ehemaligen Mitbrüdern unendliche Pein leiden, die Seligkeit des Himmels ungeſtört genießen zu können.“ Darauf antwortet Herr Pfarrer Wild: „Es giebt auch eine falſche Barmherzigkeit und von der werden wir befreit werden.“ Man ſieht, daß

unmenſchlichen Herzen dieſer Gläubigen ſogar ein Bedürfniß und angenehmer Kitzel iſt, ſich gegen eine Welt von Verdammten und zu endloſen Qualen Beſtimmten als die Bevorzugten und Beſeeligten zu wiſſen, und die himmliſche Freude, die ihnen um ihres hölliſchen Glaubens willen bereitet iſt, würde nicht vollkommen ſeyn und der pikanteſten Würze ermangeln, wenn der Gegenſatz ihres Erlöſt- und Beſeeligtſeyns gegen einen flammenden Höllenſchlund von Verſtoßenen und ewig Gemarteten fehlte *).

IV.

Möchten uns doch die Vertheidiger der ſcheußlichen Lehre von der Endloſigkeit der Höllenſtrafen die Frage beantworten, warum denn ihr Gott diejenigen, die nicht ſelig werden können oder ſollen, nicht lieber vernichtet, ſtatt ſie in alle Ewigkeit fort eine an Schrecklichkeit alle menſchliche Verſtellung überſteigende Pein leiden zu laſſen? Seiner Allmacht müßte dieß möglich ſeyn und ſeine Gerechtigkeit könnte nichts dagegen haben; denn eine nicht barbariſche Gerechtigkeit kann nicht mehr verlangen, als daß der Gegenſtand ihres Verneinens gar nicht mehr ſey. Wo nichts iſt, braucht die Gerechtigkeit Gottes nichts zu beſtrafen; etwas aber im Seyn erhalten, um etwas zu beſtrafen zu haben, könnte Gott nur aus Luſt am Wehethun, als ſolchem, wollen.

---

man es hier nicht mit Menſchen zu thun hat, ſondern mit Ungeheuern, vor denen ſich jeder, dem ein menſchliches Herz im Buſen ſchlägt, entſetzen muß.

*) Es gereicht dem ſonſt hinlänglich unmenſchlichen Herrn von Meyer zur Ehre, hier eine Ausnahme zu machen und einige Spuren von Vernunft und Menſchlichkeit zu verrathen, indem er ſich in ſeiner Glaubenslehre für die Annahme eines Endes der Höllenſtrafen erklärt, was er jedoch im Widerſpruche gegen die unzweifelhafteſten Ausſprüche der Schrift thut, nach welcher der zur Hölle Verdammten „Wurm nie ſtirbt und ihr Feuer nicht verlöſcht.“

Paulus ſagt, Gott werde einſt Alles in Allem ſeyn. Dieß könnte er nicht, wenn das Böſe, welches das Widergöttliche iſt, welches ſich gegen Gott verneinend, ausſchließend verhält, nicht aufhörte zu ſeyn. Und ſo iſt die Lehre von der Endloſigkeit der Höllenſtrafen, welche die der Endloſigkeit des Böſen in ſich ſchließt, zwar in andern Stellen bibelgemäß, in jener des Apoſtels Paulus aber ſelbſt der Bibel entgegen.

Herr Pfarrer Wild ſagt in ſeiner Schrift über göttliche Strafgerichte: «Wenn der Geiſt Gottes nicht frei durchziehen kann, wenn er gleichſam eingeengt und beſchränkt wird durch die Sünde ꝛc., das macht ihm Schmerz und Qual. Gequält und beengt nun vom Böſen, macht Gott ſich auf und ſucht es zu tilgen.» Das Seyn des Böſen alſo, lehrt Herr Wild, iſt Beſchränkung des Seyns Gottes und macht Gott Schmerz und Qual. Wenn nun das Böſe nicht aufhört zu ſeyn, ſo kann Gott auch nicht aufhören, ein beſchränktes, Schmerz und Qual fühlendes Weſen ſeyn. Da nun Herr Wild behauptet, das Böſe werde nicht aufhören, ſondern als ein Strafe Leidendes endlos dauern, ſo muß nach Herrn Wild's Anſicht Gott ein endlos beſchränktes, endlos Schmerz und Qual fühlendes Weſen ſeyn und Herr Wild thut das Entſetzliche, Gott ſelbſt zu ewiger Pein zu verdammen.

Gott im vollſten Sinne des Wortes iſt nur dasjenige Weſen, das nichts ausſchließt und von nichts ausgeſchloſſen wird, das, wie Paulus ſagt, Alles in Allem iſt. Nur dieſes Weſen iſt das Unendliche, Schrankenloſe, und dieſes exiſtirt nach dem Ausſpruch der Bibel noch nicht, ſondern iſt im Werden begriffen. Gott war ſchon einſt das Unendliche, war Alles in Allem, da noch die Creatur ſelbſtlos in ihm ruhte, ſich noch nicht aus ihm zu ſich ſelbſt befreit und verſelbſtſtändigt hatte, noch nicht abgefallen, böſe geworden war. So wie das Böſe, die Creatur in ihrer Zerfallenheit mit Gott, als Außergöttliches, ſich von

Gott Ausschließendes und von Gott Ausgeschlossenes zu seyn begann, hörte Gott auf, das unendliche Wesen, Alles in Allem zu seyn, und kann es so lange nicht wieder seyn, als es Böses giebt, als die Creatur böse, ein Außer-, Widergöttliches ist. Soll er es wieder seyn — und nach dem Ausspruch der Bibel wird er es seyn — so muß das Böse aufhören und die Creatur wieder ein Gott Inneres, eine Bestimmtheit seines eigenen Wesens werden; die Scheidewand zwischen Gott und Creatur muß fallen, und diese Scheidewand fallen zu machen, Gott und Creatur zu versöhnen und in Eins zu setzen, Gott zur Creatur und die Creatur zu Gott zu machen, ist der Zweck der Geschichte der Geister und der Welt. Noch ist die Entzweiung und der Pantheismus, der sie zum Schein herabsetzt, eine haltlose und unfruchtbare Vorspiegelung; das Wahre ist, daß die Entzweiung, daß Sünde, Böses, Teufel ist, aber die Geschichte der Prozeß ist, sie aufzuheben. Hier einen nicht aufgehenden Rest zu setzen, der Gott in alle Ewigkeit hindern würde, unendlich und unbeschränkt, Gott im vollsten Sinne des Wortes zu seyn, wie in mehreren Stellen die Bibel und die kirchliche Dogmatik thut, gehört der Rohheit an; aber schon jener Ausspruch Pauli ist die Negation dieser Barbarei und stimmt vollkommen mit der edlen persischen Lehre überein, nach welcher einst Hölle und Teufel vernichtet und verschlungen seyn werden in den alles durchherrschenden, unendlichen Geist.

V.

Wie sehr die Einsicht der Zeit dem altartigen Bibelglauben entwachsen und wie unhaltbar die Lehre von der Bibel als untrüglicher Quelle der Erkenntniß geworden, wird durch die eigenen, ausdrücklichen Zugeständnisse, die unsere Gläubigen zu machen sich gedrungen sehen, in die Augen springend.

J. Fr. v. Meyer in seinem Lehrbuch des christlichen

Glaubens p. 29 ſagt: «Im Ganzen ergiebt ſich nun aus den Bemühungen der niedern Kritik über die Integrität des Textes der Bibel, daß zwar im Laufe der Zeit viele Veränderungen durch Abſchreiber darin vorgefallen ſind, wobei es nicht immer möglich iſt, zur Gewißheit und unwiderſprechlich richtigen Lesart zu gelangen, jedoch kein einziges Buch unſers doppelten Kanons ſo verfälſcht iſt, daß es für die Hauptwahrheiten unbrauchbar oder der Sinn des Verfaſſers ganz verdunkelt worden, und daß diejenigen Ungewißheiten, wo die Wage völlig einſteht, allermeiſt minder bedeutend, im Uebrigen ſolche ſind, an denen ſichtbarlich der menſchliche Fleiß und Scharfſinn geübt und der Glaube und gute Wille nach göttlichem Rath geprüft werden ſoll. Daher gibt es noch zur Zeit, und bis Gott weitere und übernatürliche Mittel darreicht, keine durchgängig kanoniſche Recenſion des Textes, ſondern diejenige wahrt allein deſſen Integrität, welche die Varianten, oder doch die wichtigern Abweichungen darunter, aus den beſten Exemplaren nach kritiſchen Regeln daneben ſtellt, um den Gläubigen die Auswahl, Allen aber die Ueberzeugung zu verſchaffen, daß des ſtörenden Unkrauts in der Saat des Worts (denn auch dieſer Acker unterlag auf irdiſcher Seite der allgemeinen Drohung) höchſt wenig, der geſunden und fruchtbaren Aehren aber wider alle Liſt des Feindes genug ſey.»

Alſo viele Veränderungen durch Abſchreiber, Verfälſchungen und bedeutende Ungewißheiten werden zugeſtanden. Der Teufel, ſagt H. v. Meyer, habe ſein Unkraut in die Bibel geſäet; und dieß Buch, o unglückliche Chriſtenheit, ſoll die Quelle deiner religiöſen Erkenntniſſe, die entſcheidende Regel deines Glaubens ſeyn!

Olshauſen in ſeinem Commentar über das neue Teſtament, auf den ſich Herr Höfling bei ſeiner Glaubensvertheidigung mehrmals beruft, räumt ein: daß die

Evangeliſten die Redeelemente Jeſu frei behandelt (d. h. die Reden Jeſu untreu berichtet) haben, daß Ungenauigkeiten der geſchichtlichen Darſtellung in der Ueberlieferung der Evangeliſten vorkommen, daß die Schriftſteller des neuen Teſtamentes mehrmals der alexandriniſch-griechiſchen Ueberſetzung auch gegen den hebräiſchen Text und wo dieſelbe den Text des alten Teſtamentes falſch übergetragen, folgen und bei Behandlung des alten Teſtamentes im Gedächtniſſe ſchwanken, Stellen verwechſeln, Worte vertauſchen *).

H. Höfling in ſeiner Beleuchtung des Daumeriſchen Sendſchreibens ſagt p. 155.: »Die drei verſchiedenen Arten der richterlichen Zukunft Chriſti ſind in den evangeliſchen und apoſtoliſchen Schilderungen nicht ſtrenge auseinander gehalten und die Züge fließen mannigfaltig in einander (alſo ſind die Schilderungen unrichtig). Auch ſteht bei den Evangeliſten, wie aus der Vergleichung des Matthäus mit dem Lukas erhellt, mancher Ausſpruch Jeſu nicht in ſeinem rechten, eigentlichen (alſo in falſchem) Zuſammenhange.« Wenn H. H. hiezu bemerkt: »die Unbeſtimmtheit und Dunkelheit liegt im Zweck der Offenbarung« ſo iſt zu ſagen, daß hier nach Herrn Höflings Ausſage nicht bloß Unbeſtimmtheit und Dunkelheit, ſondern Unrichtigkeit der Darſtellung ſtatt findet, was nicht einerlei iſt.

Ein Buch, welches zugeſtändlich falſche hiſtoriſche und prophetiſche Darſtellungen, Widerſprüche, Irrthümer und Verfälſchungen enthält, kann uns nicht für das lautere Wort Gottes, für die untrügliche Quelle der Erkenntniß gelten, aus ihr kann nichts bewie-

*) Schon Porphyrius rückt dem Chriſtenthum vor, die Evangeliſten ſeyen ſo unwiſſende Menſchen, daß ſie nicht einmal die bibliſchen Bücher richtig zu citiren wüßten.

ſen werden, ſeine Auktorität ſinkt bei ſolchen Erkenntniſſen und Zugeſtändniſſen auf ewig in nichts dahin.

»Es fragt ſich nicht, ſagt Hr. Höfling in der angeführten Schrift, ob die Bibel ein verhältnißmäßig und beziehungsweiſe gutes, beſonders für den wiſſenſchaftlich gebildeten Mann ohne Gefahr und Anſtoß brauchbares Buch ſey, ſondern die wichtige Frage, um die es ſich handelt, iſt die, ob wir ſie als das Buch der Bücher, als das Wort Gottes, als die untrügliche Erkenntnißquelle der einzig wahren Religion zu betrachten haben, oder nicht.« Meine Leſer haben im Obigen die eigenen Worte unſerer Gläubigen vor ſich, ſie mögen ſich nun fragen, ob ſie hiernach die Bibel für eine untrügliche Quelle religiöſer Erkenntniſſe zu halten im Stande ſeyen.

In Herrn Höfling's Schrift über den Myſticismus kommen folgende Stellen vor: »Da wegen des großen und tiefen Verderbens unſerer ſündhaften Natur der Inhalt der göttlichen Offenbarung, inſofern er einer bloß menſchlichen Ueberlieferung anvertraut iſt, unmöglich in ſeiner urſprünglichen Reinheit und Lauterkeit erhalten werden kann und auch den Zeugniſſen der Geſchichte zu Folge darin nicht erhalten worden iſt, ſo bleibt uns durchaus nichts Anderes übrig, als uns ausſchließlich an die Erkenntniß der chriſtlichen Wahrheit zu halten, welche in der unveränderten Geſtalt eines feſten, geſchriebenen Wortes von der Apoſtel Zeiten auf uns gekommen und in welcher das Zeugniß des h. Geiſtes von Chriſto auf eine authentiſche, von allen Einflüſſen menſchlichen Verderbens unberührt gebliebene und eben darum auch für alle Zeiten normale Weiſe niedergelegt iſt.« — »Wo haben wir ein authentiſches, den göttlichen Inhalt auch in rein göttlicher Form wiedergebendes Zeugniß von den Thatſachen der heil. Geſchichte, wenn nicht in der von Gott ſelbſt eingegebenen, unter Leitung des heil. Geiſtes geſchriebenen, heil. Schrift?« Man weiß nicht

vor Erstaunen, was man zu solchen Behauptungen sagen soll. Nur die größte Unwissenheit oder Besinnungslosigkeit oder die äußerste Unverschämtheit kann so sprechen, da selbst von den Gläubigen viele Veränderungen durch Abschreiber, Verfälschungen, »störendes Unkraut in der Saat des Wortes,« Widersprüche, Irrthümer der Verfasser, Unrichtigkeiten der Darstellung als in der Bibel entdeckbar angenommen und zugegeben werden.

VI.

Ich habe gesagt: »Vor Wahn, Schwärmerei und religiöser Tollheit bewahre nicht Bibellesen und Bibelglaube.« Deshalb muß ich Herrn H. gesagt haben: »daß die Erscheinungen des Wahnglaubens und der Schwärmerei mit Bibellesen und Bibelglauben in nothwendigem Zusammenhange stehen und daraus als aus ihrer Quelle hervorgehen!« — wieder ein Beispiel von der unredlichen Polemik dieser Gläubigen, von der ich schon früher einige erstaunliche Proben gegeben *). Daß, wie ich bemerkt habe, Bibelglaube und Bibellesen nicht vor religiöser Tollheit und Schwärmerei bewahre, zeigt die Geschichte des Christenthums bis auf die neuesten Zeiten herab, ja auch, daß die Bibel zur Quelle von Schwärmereien zu werden und ihre Gläubigen und Verehrern zu Unfug und Gräueln anzureizen vermöge, wird von der Geschichte nicht unbezeugt gelassen. Ein berühmter Kirchenlehrer fand in einer Bibelstelle den Anreiz, sich selbst zu entmannen **) und ein von mir selbst gekannter junger Theolog

*) Ueber die Entwendung ägyptischen Eigenthums ꝛc. p. 35—39. Bei Betrachtung dieser und anderer im Gebiete der christlichen Gläubigkeit unserer Tage vorkommenden Erscheinungen kann einem Luthers Wort beifallen: Wollte Gott, wir wären gute, fromme Heiden, die das natürliche Recht hielten!

**) »Daß sein (des Origenes) Gemüthe es aufrichtig mit Gott ge-

aus der pietiſtiſch-bibelgläubigen Schule unſerer Zeit hat in religiöſem Wahne dieſelbe Gräuelthat vollbracht. Das homiletiſch-liturgiſche Correſpondenzblatt 2. Jahrg. p. 474. ſpricht von den durch den bibelgläubigen Pietismus, den ſogenannten Myſticismus der neueſten Zeit, »verrückt gewordenen Kandidaten und Weiblein,« wo alſo zugegeben wird, daß dieſer Glaube nicht nur nicht vor Verrücktheit bewahre, ſondern die Urſache derſelben zu werden vermöge. Ein bekanntes Beiſpiel des Unſinns und wilden Fanatismus, der mit Bibelglauben und Bibelleſen Hand in Hand gehen kann, gaben zur Zeit der engliſchen Revolution jene ſchwärmeriſchen Independenten, die den Mund ſo voll von Bibelſprüchen hatten, und ſelbſt in ihren Staatsverſammlungen faſt nichts als Bibelworte ſprachen. Bibelglaube und Bibelverehrung fehlte auch den Wiedertäufern nicht, da ſie ihre gröbſten Ausſchweifungen begiengen. Ihr Prophet Matthieſen überredete bei den Münſteriſchen Unruhen das Volk, alle Bücher außer der Bibel zu verbrennen, und unter dem Gefolge des Johann von Leyden befanden ſich zwei Jünglinge, die ihm Krone, Schwerdt und Bibel nachtragen mußten, woraus zur Genüge zu erſehen, wie viel ſie auf die Bibel hielten.

---

meinet hat, ſagt Gottfr. Arnold, geben alle ſeine actiones, ſonderlich diejenigen, worüber er von andern iſt geurtheilet, ja gar verdammet worden. Angeſehen er alles aus einfältigem Gehorſam der Wahrheit that, und was er in der Lehre Chriſti fand, gerne alles von Herzen leiden, thun und ſodann auch lehren wollte. Dennoch mußte er von den Lehrern ſelbſt die feindſeligſten Urtheile und Verfolgungen leiden, wenn er ſich nicht nach dem Sinn des Biſchoffs Demetrii und Anderer, ſondern nach Chriſti Worte richtete. Zumal da der gute Mann wohl ſahe, daß es mit den Chriſten wohl ſchon nicht mehr ſo gut und lauter ſtünde, als zu Anfang des Evangelii. Dannenhero mußte es nun ein groß Verbrechen ſeyn, wenn er Chriſti Worten einfältiglich folgete. Matth. 19, 12.«

In einem zu Münſter 1534 herausgekommenen Buche kommt Folgendes vor: «Hier möchte nun jemand bei ſich bedenken, wie wir die Waffen ergreifen dürfen, da es doch den Chriſten gebühret zu leiden? Hierauf dient den Wohlmeinenden zur Antwort: erſtlich, daß eine Zahl und Zeit des Kreuzes und des Gefängniſſes Babylons geſetzt iſt, in welcher die Gottloſen ihr Maaß erfüllen müſſen. Es iſt aber auch eine Zeit der Erlöſung, in welcher den Gottloſen vergolten wird und mit gleichem, ja doppeltem Maaße ſoll gemeſſen werden, Matth. 2, 3. Pſalm 75. Die Propheten und Chriſtus verweiſen den Juden, daß ſie die Zeit ihrer Beſuchung nicht erkannt haben, darum muß man wohl Acht haben auf die Zeit, damit man nichts zur Unzeit unternehme, thue oder laſſe, Matth. 15, Luc. 19. Nun hat uns Gott gelehrt, welches wir aus der Schrift und den Geſchichten abnehmen können, daß jetzt die Zeit der Wiederbringung aller Frommen ſey, des Erbes, das der Herr austheilen ſoll, des Einſammelns in ſein Reich und ſeine Scheure und des ein Ende Machens des gottloſen Weſens; ſo muß denn nun das Mittel, das die Gottloſen wider Gott und ſeine Diener gebraucht haben, wider ſie ſelber angewendet werden. Alſo hat uns der Herr nicht allein durch geiſtliche Offenbarung zum Widerſtand gedrungen, ſondern auch durch Anweiſung aller der ſchriftlichen Zeugniſſe der Propheten u. ſ. w.» Darauf wird auch Joel 3 angeführt, wo es heißt: «Heiliget einen Streit, erweckt die Starken, laßt herzukommen und heraufziehen alle Kriegsleute. Machet aus euren Pflugſchaaren Schwerter und aus euern Sicheln Spieße, der Schwache ſpreche, ich bin ſtark. Schlaget die Sichel an, denn die Ernte iſt reif, kommt herab, denn die Kelter iſt voll und die Keltertröge laufen über, denn ihre Bosheit iſt groß.» Daß das Leſen des alten Teſtaments zu ſchwärmeriſchen und gräuelhaften Unternehmungen aufregen könne, muß auch Fr. v. Meyer geglaubt haben, da er in ſeiner Einleitung ins alte Teſta-

ment die Worte ſchrieb: »Die Vertilgungskriege, die mit jener Einnahme des gelobten Landes verbunden ſind, gehören zu denjenigen unmittelbaren Handlungen und Befehlen Gottes, über die keine menſchliche Moral zu richten fähig iſt, ſo wenig, als menſchliche Schwärmerei die Erlaubniß hat, ſie nachzuahmen.« Die ſogenannten Adepten fanden einſt, daß in den Pſalmen und im Buch der Weisheit von der Alchymie die Rede ſey. Allen Wahnſinn des Teufel-, Zauber- und Herenglaubens, von dem die früheren Jahrhunderte des Chriſtenthums erfüllt waren, fanden Katholiken und Proteſtanten in der Bibel und bewieſen die Wahrheit dieſes Glaubens aus dieſem ihren untrüglichen Gotteswort. So heißt es im Herenhammer, viele hätten behauptet, mit der Luftfahrten der Heren ſey es eitel Phantaſie und Betrug; aber dieſe Behauptung ſey ſchnurſtracks wider Gottes Wort. Hat doch der Teufel Matth. IV. unſern Herrn Chriſtum durch die Luft auf die Zinne des Tempels geführt! Die Möglichkeit des zauberiſchen Wettermachens ward aus dem Buche Hiob bewieſen. Daß die Herenprozeſſe durch eine Bibelſtelle juridiſch begründet wurden, habe ich ſchon früher angeführt. So iſt die Bibel die Urſache des gerichtlichen Todes vieler tauſend verbrechenloſer Menſchen geworden. Horſt ſagt: »Im Proteſtantismus trieb man den Zauberglauben und Herenprozeß faſt noch weiter und faßte ihn noch ſchärfer auf, als in der catholiſchen Kirche, denn ſo wollte es Gottes Wort, wie man die Bibel nannte. Selbſt bei dem erſchrecklichen hieſigen (Lindheim'ſchen) Herenprozeß war der Domherr von Roſenbach zuletzt die einzige Zuflucht der armen Heren, indeß von Oynhauſen zur Ehre Gottes und ſeines heiligen Wortes, das nicht lügen könne und den Tod der Zauberinnen gebiete, das ««verfluchte Herengeſchmeiß»« ohne Gnade und Barmherzigkeit ausgerottet wiſſen wollte.« Von dem wilden, gräulichen Fanatismus der bibel- und

kirchengläubigen Proteſtanten früherer Zeit habe ich ſchon im erſten Hefte genügende Beiſpiele angeführt und wenn Herr Höfling von dem ſich der Knechtſchaft des Buch- und Buchſtabenglaubens entziehenden Myſticismus ſelbſt zu geſtehen gezwungen iſt, daß ſeine »Schwärmerei« häufig nur in ſehr gemäßigter Erſcheinung hervortrete, ſo erfreut ſich dieſe Schwärmerei eines Lobes, das man der durchgängig nachweisbaren Heilloſigkeit des orthodoxen Bibelglaubens nicht ſpenden kann.

Gottfried Arnold in ſeiner Kirchengeſchichte ſchreibt von den Wiedertäufern: »Wiewohl viel menſchliche Blindheit, Schwachheit und Thorheit bei manchem mit unterlief, ſo war doch bei vielen auch eine große Einfalt und Treue des Gehorſams zu ſehen, weil ſie dem Buchſtaben der Schrift ſo genau nachzukommen trachteten, daß ſie auch darüber in der Andern ungütige Urtheile und ſelbſt in Schande und Schaden kamen. Es lehrete einer unter den Wiedertäufern, alle Chriſten müßten ihre begangenen Sünden auch öffentlich bekennen, und zwar, weil Jacobus ſchriebe: Bekenne einer dem andern ſeine Sünde; worauf ihrer viel ihre vorige Laſter gegen jedermann erzählt haben ſollen, ſo, daß ſich die andern darüber verwundert. Ein anderer ſoll aus dem Spruch: Wo ihr nicht umkehret und werdet, wie die Kinder, werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen, viele beredet haben, daß ſie ſich in Geberden und andern Dingen, wie die kleinen Kinder angeſtellet, geſpielet und Kinderſachen angenommen, welche Art Leute man ſonſt Apoſtolicos zu nennen pflegte, weil ſie in allen dem bloßen Buchſtaben der Schrift zu folgen bemüht waren. Dergleichen Anfechtungen nicht allein bekanntermaaßen dem alten Origeni ehemals begegnet ſeyn, ſondern auch andern, welchen es um den Gehorſam gegen Gott ein Ernſt geweſen, wie ich z. E. in einer geſchriebenen Chronica finde, daß ein Bürger zu Torgau Anno

1572 ſich ſelbſt mit einem Fleiſchbeil die Hand abgehauen, weil er die Worte aus Matth. 18: So dich deine Hand ärgert, ſo haue ſie ab, nach dem Buchſtaben verſtanden und ſich wohl erinnert, was er etwa damit begangen gehabt.« Hieraus kann man erkennen, wie wahr H. H. ſpricht, wenn er, nachdem er mir meiner obenangeführten Aeußerung wegen Unwiſſenheit in der Geſchichte des Wahnglaubens und der Schwärmerei vorgeworfen, folgenden Ausſpruch thut: »Es läßt ſich aus der Geſchichte mit der größten Evidenz nachweiſen, daß Wahn und Schwärmerei überall nur da anfangen, wo das demüthige Bibelleſen und der ſchlichte einfache Bibelglaube bereits aufgehört haben. Was wir an den Schwärmern aller Zeiten wahrnehmen, iſt nicht ein ausſchließliches Geltendmachen und eine Ueberſchätzung des äußern, geſchriebenen Wortes, ſondern vielmehr gerade umgekehrt eine größere oder geringere Verachtung deſſelbigen.«

VII.

»Von dem durch Offenbarung Mitgetheilten, ſagt Herr Höfling, ſpricht Daumer immer als von etwas in der Vernunfterkenntniß nicht Aufgehendem, gegen ſie ein Anderes, ihr äußerlich Bleibendem.« Ich glaube nicht, noch habe ich behauptet, daß alles, was in der Bibel — denn dieſe allein meint H. H. mit dem Worte »Offenbarung« — enhalten ſey, ſich gegen die Vernunfterkenntniß äußerlich, verneinend verhalte, wohl aber glaube ich, daß vieles, was in der Bibel ſteht, in abſolutem Gegenſatze zur Vernunfterkenntniß ſtehe und nie in ihr aufgehen könne. Dieſe Offenbarung giebt Berichte und Lehren, die nicht nur dem Verſtande, ſondern auch unſerem allgemeinem Bewußtſeyn und Erkennen des Sittlichen, Guten, Rechten aufs entſchiedenſte und unverträglichſte zuwider ſind. Hält man nun den Gläubigen dieſe ungereimten und rohen Dinge, als ſolche, vor, Dinge, die jedem, der

nicht alle Vernunft zu unterdrücken und ſein Bewußtſeyn des Guten und Rechten in die unwürdigſten Feſſeln zu ſchlagen, die niederträchtige Willigkeit und Fähigkeit hat, das Glauben unmöglich zu machen, ſo ſchreien ſie geifernd über Mißverſtand, Bosheit und Läſterung und behaupten, man finde dieß Ungereimte und Rohe nur irriger- oder böslicher Weiſe in ihrem heiligen Buche, indem ſie es in ihren Vertheidigungsverſuchen eines Theils auf die unzulänglichſte und gezwungenſte Weiſe mit den Forderungen und Einſichten der Vernunft auszugleichen ſuchen und dadurch anerkennen, daß ihre ſogenannte Offenbarung mit dieſen Forderungen und Einſichten nicht in Widerſpruch ſtehen dürfe, andern Theils aber, wo der Widerſpruch zu offenbar vor Augen liegt, als daß man ihn ſelbſt auf jene klägliche Weiſe zu verdecken hoffen könnte, Vernunft und ſittliches Bewußtſeyn unter den Glauben an die Bibel gefangen zu nehmen und zu unterdrücken befehlen.

VIII.

»Von Barbarei, Wuth und Raſerei Gottes findet ſich in der Bibel kein Beweis« ſagt Herr Höfling. »Diejenigen, welche mit Geiſt und Charakter, mit Lehre und Geſchichte des alten Teſtamentes nur einigermaaßen vertraut ſind, wiſſen, daß ſie die Aeußerungen des Sendſchreibens nur als grundloſe Läſterungen und Verläumdungen zu betrachten haben.« Alſo von Barbarei des bibliſchen Gottes fände ſich in der Bibel kein Beweis? Es wäre nicht barbariſch, zu befehlen, lebendigen Pferden die Fußſehnen zu zerhauen, mit dem Verbrecher auch ſeine Söhne und Töchter, Ochſen, Eſel und Schaafe zu ſteinigen und zu verbrennen, Knechte, bloß als ſolche, zu mißhandeln, und dergl., nicht barbariſch, zu erlauben, daß der Herr den Knecht bis auf den Tod ſchlagen dürfe, wenn der Tod nur nicht unmittelbar unter den Streichen erfolge, was ich mit Mehrerem der Art ſchon in der Schrift über die

Entwendung ägyptiſchen Eigenthums angeführt, welche die Gegner, ſtatt zu widerlegen, durch Confiscation beſeitigen zu laſſen, für gut gefunden? Und was die Wuth und Raſerei des bibliſchen Gottes betrifft, ſo könnte es, von andern Stellen abgeſehen, als ein guter Beweis derſelben erſcheinen, daß Gott ſelbſt Jeſ. 42 von ſeinem Wüthen und Raſen ſpricht. Aber da wiſſen ſich unſere Theologen zu helfen. Man müſſe es nicht ſo verſtehen, wie es geſchrieben ſteht, man müſſe dergleichen Stellen, »vom Geſichtspunkte der göttlichen Herablaſſung« betrachten. Gott rede nur ſo aus Herablaſſung zu dem Standpunkte des geſunkenen Menſchengeſchlechts. »Gott mußte ſich, ſagt Herr Höfling, zu den Menſchen erniedrigen, um ſie nach und nach zu ſich emporzuziehen und zu erhöhen.« Aber ſollte denn dazu nöthig geweſen ſeyn, ſich ihnen als einen Wüthenden, Raſenden darzuſtellen?

»Es kommen, ſagt Thomas Paine im 2. Theile ſeines »Zeitalters der Vernunft,« in der Bibel Handlungen vor, von denen geſagt wird, ſie ſeyen auf Gottes ausdrücklichen Befehl geſchehen, welche ſo empörend für die Menſchheit, ſo entgegengeſetzt jedem Begriffe ſind, den wir von moraliſcher Gerechtigkeit haben, als nur irgend etwas ſeyn kann, daß durch Robespierre, Carier, Joſeph Lebon in Frankreich oder durch die engliſche Regierung in Oſtindien oder durch ſonſt irgend einen Mörder neuerer Zeiten verübt worden iſt. Wenn wir z. B. in den Moſes, Joſua, u. ſ. w. zugeſchriebenen Büchern ꝛc. leſen, daß ſie weder erwachſenes Alter noch Kindheit verſchont, daß ſie bis auf den letzten Mann Männer, Weiber und Kinder umgebracht *), daß ſie keiner Seele den Odem ge-

*) Ja ſelbſt das Vieh der Feinde, das doch gewiß nichts verbrochen hatte, befiehlt der bibliſche Gott zu vertilgen, ſo 1. Samuel 15, 3. »Tödte Beide, Mann und Weib, Kinder und Säuglinge, Ochſen und Schafe, Kamele und Eſel.« Und dieß wird befohlen,

laſſen, Ausdrücke, die jeden Augenblick in dieſen Büchern, und noch dazu mit frohlockender Wildheit wiederhohlt werden; ſollten wir denn gewiß ſeyn können, der Auftrag, dieſe Dinge zu thun, ſey vom Schöpfer ſelbſt ertheilt worden? Sollten wir gewiß ſeyn können, die Bücher, die uns dieß erzählen, wären auf ſein Anſehen geſchrieben?«

2. Moſe giebt Gott das Geſetz, daß nach ſechs Jahren der hebräiſche Knecht freigelaſſen werden ſolle, habe ihm aber ſein Herr ein Weib gegeben, ſo ſolle Weib und Kind dem Herrn verbleiben. Habe der Knecht Weib und Kind zu lieb, um ſich von ihnen trennen zu können, ſo müſſe er Knecht bleiben auf immer. Zum Zeichen ewiger Knechtſchaft ſollte er dann an die Thüre gehalten und ihm mit einem Pfriemen das Ohr durchbohrt werden. Ein Weſen, das ſolche Barbareien und Menſchheitsentwürdigun-

---

weil »Amalak Iſrael den Weg verlegte, da er aus Aegypten zog.« Dafür müſſen die Nachkommen, ihre Weiber, Kinder und Säuglinge, ja ſelbſt ihre Ochſen, Schafe, Kamele und Eſel büßen!

P. 124 der Höſling'ſchen »Beleuchtung des Daumeriſchen Sendſchreibens.« wird uns gelehrt: »Auf ähnliche Weiſe, wie die Erbſünde, erbt ſich auch die aktuelle Sünde in gewöhnlichen Fällen fort. In der alten Zeit, wo das Familienband noch viel feſter und inniger, wo die Erziehung und Bildung faſt ganz auf das Haus beſchränkt, und wo eben darum auch das Heraustreten des Individuums aus dem Geiſte der es erzeugenden und in ſeinem Schooſe tragenden Gemeinſchaft eine größere Seltenheit war, mußte dieß natürlich noch ungleich mehr der Fall ſeyn, als bei uns, wo ſich die Verhältniſſe ſo bedeutend verändert haben. Wer das recht bedenkt, der wird gewiß das gedrohte Heimſuchen der väterlichen Sünden an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied nicht auffallend finden.« Stand etwa in jenen Zeiten auch das Vieh in einem ſo genauen Familienbande mit ſeinem Herrn, daß deſſen actuelle Sünde auf daſſelbe überging, ſo daß ſie von Gott auch am Viehe zu ſtrafen war?

gen vorſchreibt, kann kein edler und gebildeter Menſch für ſeinen Herrn und Gott erkennen; nur ein Auswurf der Menſchheit kann es ſeyn, der in einer zum Standpunkte der Humanität hindurchgedrungenen Welt und Zeit den Glauben an einen Gott, wie dieſer bibliſche iſt, zu ergreifen, der fortgeſchrittenen Einſicht und Bildung, dem allgemein Klargewordenen und Klarausgeſprochenen zum Trotze feſtzuhalten und ſich dieſe Sünde wider den heiligen Geiſt der Wahrheit und Menſchlichkeit als das Verdienſt anzurechnen vermag, der ihm das ewige Freudenreich und die Wonne verſchaffen wird, diejenigen, die nicht unedel genug waren, ſich ſeinem rohen und gotteslästerlichen Glauben zu fügen, ewig unter ſich in den Qualen des Abgrunds zu wiſſen.

Einige hatten den von Samuel gemachten König nicht anerkennen wollen; an dieſen will Samuel nach einem Siege Saul's blutige Rache nehmen (S. 11.). Saul aber ſpricht: »Es ſoll auf dieſen Tag niemand ſterben, denn der Herr hat heute Heil gegeben in Iſrael.« Wie herrlich ſteht hier dieſer Saul, der von Gott verworfen wird, gegen jenen unmenſchlichen, blutdürſtigen Mann Gottes da! Wenn man bedenkt, was nach der bibliſchen Darſtellung damals Gott alles gethan hatte, um ſein auserwähltes Volk aller Menſchlichkeit zu entkleiden, ſo begreift man nicht, wie ein ſo ſchönes Wort aus eines Iſraeliten Mund kommen konnte.

Folgendes predigt dir, o gläubige Welt, der heilige Geiſt durch den Mund des weiſen — Brudermörders Salomo: »Ich merkte, daß nichts Beſſeres iſt, denn fröhlich ſeyn und ſich gütlich thun in ſeinem Leben.« Pred. 3. »Es gehet dem Menſchen eben wie dem Vieh; wie dieß ſtirbt, ſo ſtirbt er auch und haben alle einerlei Odem und der Menſch hat nichts mehr denn das Vieh, denn es iſt alles eitel. Es fähret alles an einen Ort, es iſt alles von Staub gemacht und wird wieder Staub. Wer weiß, ob

des Menſchen Geiſt aufwärts fahre und der Odem des Viehes unterwärts unter die Erde fahre? Darum ſahe ich, daß nichts Beſſeres iſt, denn daß der Menſch fröhlich ſey in ſeiner Arbeit, denn das iſt ſein Theil.« Pred. 3. »So ſehe ich nun das für gut an, daß es fein ſey, wenn man iſſet und trinket und gutes Muths iſt in aller Arbeit ſein kurzes Leben lang, denn das iſt ſein Theil.« Pred. 5. »Sey nicht allzu gerecht und nicht allzu weiſe, daß du dich nicht verderbeſt.« Pred. 7. »Es ſind Gerechte, denen gehet es, als hätten ſie Werke der Gottloſen und Gottloſe, denen gehet es, als hätten ſie Werke der Gerechten. Darum lobete ich die Freude, daß der Menſch nichts Beſſeres hat unter der Sonne, denn Eſſen und Trinken und fröhlich ſeyn.« Pred. 8. »Es gehet einem wie dem andern, es begegnet einerlei Geſchick dem Gerechten, wie dem Gottloſen, dem Guten und Reinen, wie dem Unreinen. Wie der Gute, ſo der Sünder, wie der Meineidige, ſo auch der den Eid fürchtet. Das iſt das ſchlimmſte Ding von allen, daß es einem gehet wie dem andern, daher auch das Herz des Menſchen voll Arges wird und iſt Tollheit in ihrem Herzen, dieweil ſie leben, und darnach müſſen ſie zu den Todten hin. Denn wer iſt ausgenommen? Bei allen Lebendigen iſt noch Hoffnung, denn ein lebendiger Hund iſt beſſer, denn ein todter Löwe. Brauche des Lebens mit dem Weibe, das du lieb haſt, ſo lange dein eitles Leben währet, denn das iſt dein Theil im Leben. Im Todtenreich, wo du hinfährest, iſt weder Werk, Kunſt, Vernunft noch Weisheit.« Pred. 9.

IX.

Bis zu welchem Grade der Albernheit und der Entäußerung ins Begriffloſe die Bibel ihre Gläubigen zu entwürdigen vermöge und zur Zeit der höchſten Blüthe der reformatoriſchen Bibelverehrung entwürdigt habe, kann

folgende Stelle aus der obenerwähnten «Prophetenſchule» von Dillherr (1662) bezeugen, wo nach einer naturgeſchichtlichen Beſchreibung des Fiſches, der den Propheten Jonas verſchlang, der Verfaſſer alſo fortfährt: «In dieſes Fiſches Bauch wurde Jonas einquartiret; da ein ſolcher Fiſch ſo viel andere Fiſch in ſeinem Magen hat, daß man etliche Wäſſer davon füllen kann, muß alſo Jonas unter vielen lebendigen und todten Fiſchen gelegen ſeyn. Die lebendigen haben ihn etwan angefangen anzutaſten, die todten haben geſtunken, daß er davon hätte ſterben mögen. Bald hat der Wallfiſch etwas ausgeſpeiet, bald hat er wiederum was eingeſchlucket, bald iſt er in die Höhe, bald in die Tiefe gefahren, und wird die ſchreckliche Hitze des Magens Jonä auch nicht geringe Angſt verurſacht haben. Mit welch brennender Andacht Jonas in ſeiner ſtockfinſtern, ſtinkenden und brennheißen Herberg müſſe gebetet haben, iſt leichtlich zu gedenken, und aus ſeinem Gebet, ſo er uns beſchrieben hinterlaſſen, abzunehmen. Worauf der Herr dem Wallfiſch befohl, daß er ihn ans Land ſpeiete, jedoch alſo, daß er weder Arm noch Bein, noch einig anderes Glied verletzen möchte. Weil nun ein ſolcher großer Wallfiſch, wegen ſeines mächtigen Leibes, nicht nahe kann an das Ufer kommen, ſo muß er Jonam mit einer großen Gewalt, wie ein grobes Geſchütz eine geladene Kugel, gleichſam in einem halben Bogen, viel Klafter lang auf das trockene Land geworfen haben. Joſephus, der jüdiſche Geſchichtſchreiber, meldet: ſolches Land ſey das Ufer an dem euriniſchen Meer geweſen. Wenn man nun von Japho an rechnet, da Jonas abgefahren, ſo ſind's zum wenigſten dritthalb hundert Meilen, bis an daſſelbe Ufer. Daß alſo dieſer Fiſch in der Zeit, da Jonas in ſeinem Bauch gelegen, ganz Kleinaſiam umſchwommen, mit ihm durch das ägeiſche Meer für Conſtantinopel fürüber kommen und durch den engen Meerſchlund in das euriniſche Meer

hineingeschossen. Wollte man nun solches ausrechnen, so würde man finden, daß dieser Fisch in drei Tagen und Nächten alle Stund vier deutscher Meilen wäre fortgeschossen, welches der göttlichen Allmacht, die den Fisch getrieben, nicht schwer gewesen.»

Bei einem so sehr ins Begriff- und Wesenlose entäußerten Glauben ist es merkwürdig, daß dieser Theolog, da er das Märchen von dem ins Wasser gefallenen Eisen erzählt, das Elisa durch ein Wunder vor dem Untersinken bewahrt haben soll (2. Kön. 6), die Frage aufwirft: «Warum läßt der heilige Geist solche schlechte Sachen aufzeichnen? Was muß ich davon wissen, daß einer eine entlehnte Art ins Wasser fallen lassen?» Ein Blitz der Vernunft, wie man sieht, zuckte durch die dunkle Glaubensnacht dieses alten Theologen; er fühlte die Entwürdigung, solches Zeug zum Inhalt seines Glaubens machen zu müssen.

Hegel in seinen Vorlesungen über Religionsphilosophie sagt: «Es kann seyn, daß der Glaube in einer Religion anfängt in einem endlichen Inhalt, von Wundern ꝛc. Christus hat selbst gegen die Wunder gesprochen und die Juden geschmäht, daß sie Wunder von ihm forderten, und zu seinen Jüngern gesagt, der Geist wird euch in alle Wahrheit leiten. Es giebt solche äußerliche Weisen, von denen das anfängt, was man Glauben nennt, an dessen Stelle der wahrhafte Glauben treten muß. Dieß muß unterschieden werden; geschieht dieß nicht, so muthet man dem Menschen zu, Dinge zu glauben, die er auf einen gewissen Standpunkt der Bildung nicht mehr glauben kann. Der so geforderte Glaube ist Glaube an einen Inhalt, der zufällig ist, d. h. der nicht der wahre ist; denn der wahre Glaube hat keinen zufälligen Inhalt. Die Aufklärung ist Meister geworden über diesen Glauben und wenn die Orthodoxie solchen Glauben fordert, so kann sie ihn nicht erhalten, weil er Glaube an einen Inhalt ist,

der nicht göttlich ist, nicht Zeugniß Gottes von sich als Geist im Geiste. Dieß ist besonders in Rücksicht der Wunder zu bemerken. Ob bei der Hochzeit zu Kana die Gäste mehr oder weniger Wein bekamen, ist ganz gleichgültig, und eben so zufällig, ob jenem eine verdorrte Hand geheilt wurde; denn Millionen Menschen gehen mit verdorrten und verkrüppelten Gliedern umher, denen niemand sie heilt..... Dieß Glauben hat kein Interesse für den Geist. Voltaire's bitterste Einfälle sind gegen die Forderung eines solchen Glaubens gerichtet. Er sagt unter Anderem, es wäre besser gewesen, wenn Gott den Juden Belehrung über die Unsterblichkeit der Seele gegeben hätte, als daß er sie lehrte, auf den Abtritt zu gehen. Die Latrinen werden so ein Inhalt des Glaubens.«

Noch unendlich größer wird der Widerspruch, wenn nicht nur das Ungeistige, Zufällige, nichts Allgemeines, keine ewige Wahrheit Enthaltende, sondern auch solches zum Inhalt des Glaubens gemacht werden soll, was ewigen Wahrheiten, was den entschiedensten Erkenntnissen des Guten und Rechten entgegen ist, wenn z. B. geglaubt werden soll, Gott habe Befehle gegeben, die nur ein satanisches Wesen zu geben vermöchte.

X.

So unfehlbar den Gläubigen im Evangelium die Erhörung ihrer Gebete zugesagt werden, so erfuhr doch der Apostel Paulus bei dreimaligem Flehen zum Herrn die Nichtgewährung seiner Bitte (2. Cor. 12, 8 f.).

Dieselbe Erfahrung machen auch unsere modernen Gläubigen. Herr Olshausen in seinem Commentar über das neue Testament I. 495 bemerkt: »Der Glaube erfährt oft, daß der Himmel ehern ist, und seiner Bitten zu spotten scheint.« Und doch stehet geschrieben: Bittet, so wird euch gegeben, klopfet an, so wird euch aufgethan ꝛc. — Alles, was ihr bittet, glaubt nur, daß ihr's

empfahen werdet, so wird's euch werden. — So ihr den Vater etwas bitten werdet in meinem Namen, so wird er's euch geben. — Was ihr bitten werdet in meinem Namen, das will ich thun. — So ihr in mir bleibt und meine Worte in euch bleiben, werdet ihr bitten, was ihr wollt, und es wird euch widerfahren. — So ihr Glauben habt als ein Senfkorn, so möget ihr sagen zu diesem Berge, hebe dich von hinnen dorthin, so wird er sich heben und euch wird nichts unmöglich seyn. — Was wir bitten, werden wir von ihm nehmen. — So wir wissen, daß er uns höret, was wir bitten, so wissen wir, daß wir die Bitte haben, die wir von ihm gebeten haben. — Diese Aussprüche werden durch die Lebenserfahrungen der Gläubigen, deren Glaube erfährt und oft erfährt, daß der Himmel ehern ist und ihrer Bitten zu spotten scheint; als unwahr erwiesen. Ich selber habe in einer gewissen Zeit meines Lebens in Christi Namen gefleht, und erfahren müssen, daß der Himmel ehern war und meiner Bitten zu spotten schien.

Einem in den »Nachrichten aus der Heidenwelt« stehenden Briefe des Predigers Bramwetsch zu Catharinenfeld in Grusien vom 18. Nov. 1832 zu Folge hatte eine in türkische Gefangenschaft gekommene Frau, zu deren Befreiung man das Aeußerste that, den zweifellosen Glauben, daß ihre Erlösung bevorstehe, sandte zum Zeichen ihres festen Vertrauens das einzige Erbauungsbuch, das sie noch besaß, zu ihren christlichen Freunden zurück und ein Russe gab die Nachricht: »die deutsche Sklavin habe gehört, daß ihre Befreier da seyen, sie sey zwar in den innersten Harem gebracht worden, aber sie glaube dennoch an ihre Erlösung.« Die Bemühungen zu ihrer Rettung waren aber vergeblich. »Sie ist nicht nur nicht erlöst, heißt es in dem erwähnten Briefe, sondern hat auch nichts mehr vom Worte Gottes bei sich, da sie ihr Hiller'sches Schatzkästlein abgegeben hat.«

»Wenn ich auf die ganze Sache hinblicke, heißt es weiter a. a. O., ſo muß ich ſchweigen, denn ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll über das verborgene Handeln des Herrn, daß er die Chriſten, die doch ſeinen Bund tragen, in Sklaverei unter den Heiden läßt, da es doch auch vielen ihrer Mitchriſten und auch mir in meinem geringen Theil ein Anliegen des Herzens iſt, daß er ſein gefangenes Volk erlöſen möge. Beſonders ſtieg wieder viel Gebet öffentlich und im ſtillen Kämmerlein zu ihm, dem Herrn, hinauf, ſeit Walker dieſe Reiſe zu unternehmen bereit war und wirklich reiſte, daß er doch die Herzen der Beſitzer unſerer Gefangenen lenken möge, damit ſie dieſelben losgeben, und daß er dieſe Reiſe reichlich ſegnen wolle! Aber vergebens war ſie, niemand iſt erlöſt und die Unkoſten ſind gemacht! Fürwahr ein verborgener Gott!«

Auf dieſe Weiſe wird des Glaubens der Chriſten, dem doch der bibliſche Chriſtus die unbedingteſten Verheißungen macht, durch die Erfahrung geſpottet.

II.

Römer IX, 9 — 23.

Hier behauptet der Apoſtel Paulus, Gott mache die Menſchen nach bloßer Willkür theils gut und ſelig, theils böſe und unſelig, wie ein Töpfer aus ſeinem Thone nach Belieben Gefäße theils zu edlem, theils zu unedlem Gebrauche verfertige und die Menſchen verhielten ſich nicht anders zu ihrem Schöpfer, als der Thon zum Töpfer und könnten ſich deshalb nicht über die ihnen von Gott willkürlich gegebene Beſtimmung zum Böſeſeyn und zur Verdammniß beklagen. Dieſe abſcheuliche Lehre trägt der

Apoſtel mit ſolcher Entſchiedenheit und unzweideutiger Deutlichkeit vor, daß keiner, der ſich nicht gefliſſentlich und gewaltſam gegen die Wahrheit verblendet, deſſen Meinung verkennen oder bezweifeln kann; wie denn auch von einem großen Theile der bibelgläubigen Chriſtenheit und theologiſch gelehrten Welt, von Kirchenvätern und Kirchenreformatoren, von ganzen catholiſchen und proteſtantiſchen Kirchenparteien und Kirchenverſammlungen, auch von Theologen der neueſten Zeiten anerkannt und behauptet worden iſt, daß die angegebene Lehre von der willkürlichen göttlichen Vorherbeſtimmung der Menſchen zum Gut- und Böſeſeyn, zur Seligkeit und Verdammniß die Lehre der Bibel und jener Stelle des Römerbriefs ſey; welchen großen Theil der Chriſtenheit und theologiſchgelehrten Welt Herr Höfling mit mir zu beſchimpfen und anzuſchuldigen, kein Bedenken trägt, indem er p. 33 ſeiner »Beleuchtung des Daumeriſchen Sendſchreibens« ꝛc. ſagt: was ich dadurch, daß ich der Bibel jene gräuliche Lehre Schuld gegeben, an den Tag gelegt, ſey entweder Mangel an allen exegetiſchen Kenntniſſen und Fähigkeiten oder eine ſolche Böswilligkeit des Herzens, welche den Apoſtel abſichtlich mißdeuten und den Leſer nur täuſchen wollte. So kann es nach dem Urtheile des Herrn Höfling auch nichts anderes, als Unwiſſenheit, Dummheit oder Bosheit ſeyn, wenn der Oberhofprediger Ammon in ſeiner »bibliſchen Theologie« die bezeichnete Stelle des Römerbriefes folgendermaßen überſetzt und erklärt:

»Wort der Verheißung war's: über's Jahr komme ich wieder und dann ſoll Sara einen Sohn haben. Derſelbe Fall trat bei der Rebekka ein, der Gattin eines Mannes, unſres Stammvaters Iſaak. Denn als ihre Kinder noch nicht geboren waren, und alſo weder Böſes noch Gutes gethan hatten, ſo wurde ſchon, zum deutlichen Beweis der freien Wahl Gottes, die, weil noch keine Verdienſte ſtatt fanden, ganz durch ſeinen Entſchluß beſtimmt

wurde, der Ausſpruch kund gethan: »der ältere ſoll ſich dem jüngeren unterwerfen.« Daher es an einem andern Orte heißt: ich habe Jakob dem Eſau vorgezogen. Dürfen wir deswegen Gott der Ungerechtigkeit beſchuldigen? Das ſey ferne! Schon zu Moſe ſagt Gott: meinen Lieblingen bin ich gnädig und meinen Freunden erzeige ich Wohlthaten. Dieſe können nicht durch unſeren Willen und unſere Beeiferung, ſondern allein durch Gottes Gnade erlangt werden. Daher denn ſchon die Schrift von Pharao ſagt: dazu habe ich dich erhoben, um an dir meine Macht zu zeigen, damit meine Hoheit im ganzen Lande geprieſen werde. So erbarmt er ſich eines Jeden, oder verhärtet Jeden nach Willkür. Nun möchteſt du freilich erwiedern: warum tadelt er uns? Denn wer vermag ſeinem Entſchluſſe zu widerſtehen? Aber, Verwegener, wie magſt du es wagen, Gott zu Rede zu ſtellen? Kann das Gefäße ſprechen zu ſeinem Bildner: warum gabſt du mir dieſe Geſtalt? Hat denn der Töpfer nicht freie Macht über den Thon, aus derſelben Maſſe ein Gefäß zu einem edlen oder unedlen Gebrauche zu bilden? Wie, wenn nun Gott, um ſeinen Zorn und ſeine Macht zu zeigen, die Werkzeuge ſeines Zorns, die zum Verderben beſtimmt ſind, und die er langmüthig ertrug, nicht länger tragen, und wenn er dafür die Werkzeuge ſeiner Güte, die er zu den Freuden des Meſſiasreiches beſtimmte, mit reicher Güte überſchütten will?

Hiezu wird p. 129. bemerkt:

»Sinn: Wer kann mit Gott rechten, wenn er Juden, die zum Unglück und Verwerfung beſtimmt ſind, vom Meſſiasreiche ausſchließt, und dafür die Heiden in daſſelbe aufnimmt, die er längſt hiezu auserſehen hat? Er macht es, wie er will (Hiob 23, 13).«

»Dieſe ganze, in der Lehre von der Freiheit des göttlichen Willens claſſiſche Stelle, ſteht offenbar dem jüdiſchen Wahne entgegen, daß die Rathſchlüſſe Gottes

zur Beförderung der Israeliten im Messiasreiche an ihre Abkunft von Abraham und die Verdienste ihrer Vorfahren gebunden seyen. Paulus stellt dafür die Behauptung auf, daß Gott als Autokrator von Niemanden abhänge, als von sich selbst. Statt aber diese Freiheit Gottes, der höchsten Intelligenz, in ihrer innigsten und genauesten Verbindung mit der göttlichen Vernunft und Weisheit vorzustellen, schildert er sie als bloße Willkür (V. 15. 22), welche auf die moralischen Verdienste der Menschen gänzlich keine Rücksicht nimmt (V. 16.), sondern nach freier, unbestimmter Wahl Juden und Heiden zu Bürgern des Messiasreichs erhebt, oder sie von den Freuden desselben als Verworfene und Söhne des Verderbens ausschließt. Wenn daher die Pharisäer nach Josephus die Nothwendigkeit der göttlichen Rathschlüsse mit der menschlichen Freiheit zu vereinigen suchten, so schärft hier Paulus, um seine Antithese zu heben, sein eigenes System, und lehrt eine absolute Willkür Gottes, die durch keinen weisen Gebrauch der menschlichen Freiheit abgeändert und bestimmt werden kann.«

Herr Hösling hat bei Abhandlung des neunten Capitels des Römerbriefes bloß den Commentar von Tholuck ausgeschrieben. »Nur aus unlauterer Gesinnung, sagt er p. 29. seiner Glaubensvertheidigung, nehmlich aus dem trotzigen und hoffärtigen Bestreben, die Schuld von dem unläugbar vorhandenen Unglauben Gott aufzubürden, können solche Fragen, wie die vom Apostel seinem Gegner in den Mund gelegten, hervorgehen«). Durch diese Natur

*) Dagegen sagt Benecke in seiner Erläuterung des Römerbriefes p. 227: »Die Lehre von der Nothwendigkeit, welche Paulus hingestellt, führt unfehlbar zu der Frage: Wie kann denn, wenn alles nach dem unabänderlichen Rathschluß Sol-

des gemachten Einwurfes muß denn auch die Art und Weiſe, wie der Apoſtel denſelben abweiſt, vollkommen gerechtfertigt

---

tes geſchieht, dem nichts zu widerſtehen vermag, Gott zugleich wollen, daß etwas anderes geſchehe, als was wirklich geſchieht? Wie kann er die Menſchen zur Verantwortung ziehen über das, was ſie dieſer Nothwendigkeit gemäß vollbringen? Die Frage drängt ſich jedem denkenden Menſchen ſo natürlich auf, daß der ſelbſt ſo ſcharf denkende und zum Denken auffordernde Paulus ſie gewiß niemandem zum Vorwurf macht, um ſo weniger da ja, in Gemäßheit ſeiner eigenen Lehre, ſie in dem, der ſie aufwirft, nothwendig entſteht, und er alſo auch dieſer Nothwendigkeit nicht entgehen kann. — Darum kann ich auch hier wieder nicht, wie ſo viele Ausleger, an hartnäckige, die Worte des Apoſtels abſichtlich mißdeutende Juden denken, von denen Paulus dieſe Frage erwarte und die er mit einer nur ablehnenden Erwiederung abfertigen wolle, ſondern ich glaube vielmehr, daß er ſie früher oft ſich ſelbſt aufgeworfen habe und ſie eben ſo von vielen andern auch Wohlmeinenden erwartet. Auch iſt, was Paulus zunächſt ſtatt einer Antwort folgen läßt, keineswegs geeignet, den widerſpenſtigen Juden zum Schweigen zu bringen, denn dieſe gleichfalls aus dem alten Teſtament entlehnten Sätze (Jeſ. 45, 9; vergl. Jeſ. 29, 16. und Jer. 18, 6) ſprechen nur denſelben Gedanken in treffenden Gleichniſſen auf die ſtärkſte Weiſe aus. Wollte aber der Jude die früher angeführten Stellen nicht als Beweis gelten laſſen und gab ihnen alſo eine andere Deutung, warum ſollte er es mit dieſen nicht eben ſo machen? Aber, was die Hauptſache iſt, ein ſolcher Jude ſprach ja ſeinem Gott keineswegs das Vermögen ab, alles nach ſeinem Willen zu lenken, er behauptete dies vielmehr ſelbſt von ihm, ſetzte aber hinzu, daß ſein Gott dieſes ſein Vermögen anwende, um ihn, den Juden, vor allen andern Menſchen zu ſegnen und zu beglücken. Dieſes letztere Vorurtheil war es, was Paulus dem Juden benehmen wollte, und weshalb dieſer ihn anfeindete. Wenn alſo Paulus in dem Satze: der Töpfer hat Macht aus dem Lehm, welche Gefäße er will, zu bilden, auch den Gedanken mit ausſprechen wollte: Gott hat Macht auch die Heiden zu ſeinem Reiche hinzuführen, ſo läugnete der Jude dies nicht

erſcheinen. Paulus antwortet weniger auf die Fragen des Gegners, als auf ſeine Geſinnung; er ſtellt ſich für einen

---

hinſichtlich der Macht Gottes, ſondern nur hinſichtlich ſeines Willens, er hatte alſo gar keine Urſache, die Behauptung des Apoſtels zu beſtreiten, daß alles nach dem unabänderlichen Willen Gottes geſchehe. An einen widerredenden Juden dachte hier Paulus eben ſo wenig, als in den frühern Stellen ſeines Briefes, wo man dergleichen vermuthet hat, und hatte auch keine Veranlaſſung, an ihn ſeine Erwiederung zu richten, indem er Gläubigen, mit Chriſtus durch die Geiſtestaufe vereinten Brüdern, Unterweiſungen über die göttliche Weltregierung ertheilt.

Aber was ſoll man dazu ſagen, wenn nun Benecke hinzuſetzt: "Für dieſe iſt die neue Frage, die Paulus ſtatt Beantwortung der erſten aufwirft, eben die allerbelehrendſte und befriedigendſte Antwort. Sie enthält die Zurückweiſung des forſchenden Verſtandes in ſeine richtigen Grenzen, welche zu überſteigen, ihm ſeiner Natur nach ganz unmöglich iſt?" Die Stelle lautet nach Benecke's Ueberſetzung ſo:

> "Du wirſt mir nun erwiedern: Wie ſchuldigt er denn noch an? Denn wer kann ſeinem Willen widerſtehen? — Aber, o Menſch! wer biſt du, daß du mit Gott rechteſt? Spricht auch das Gebild zum Bildner: Warum haſt du mich ſo gemacht? Oder hat nicht der Töpfer Macht über den Thon, aus derſelben Maſſe ein Gefäß zu edlem Gebrauch zu fertigen, ein anderes zu unedlem?"

Paulus weiſt hier den forſchenden Verſtand nicht in ſeine Grenzen zurück, weiſt die Beantwortung des Einwurfes nicht ab, ſagt nicht, es laſſe ſich hierauf wegen der Grenzen des menſchlichen Erkenntnißvermögnes keine Antwort geben, es ſey ein Räthſel, das nicht gelöſt werden könne; ſondern er giebt die entſcheidende Antwort. Es iſt zwar ſo, wie du ſagſt, daß der Böſe an ſeinem Böſeſeyn nicht ſchuld iſt, da er durch Gottes unwiderſtehlichen Willen dazu genöthigt iſt — dieſe Bejahung der Frage liegt in dem folgenden aber — aber darüber haſt du, o Menſch! mit Gott nicht zu rechten, weil du, als ſein Machwerk, rechtlos gegen ihn biſt, weil er das Recht hat, aus ſeinem Gebilde zu machen, was ihm be-

Augenblick auf den eigenen Standpunkt des Widerſachers und ſchlägt dieſen mit ſeinen eigenen Waffen.»

Paulus denkt ſich einen, der ſeine Aeußerungen anſtößig findet und ihm eine Einwendung dagegen macht, die der Apoſtel auf eine Art beantwortet, die nicht unbefriedigender und empörender ſeyn könnte; in dieſem ſchlimmen Falle nun ſucht man ſich dadurch zu helfen, daß man alles Anſtößige, was in des Apoſtels Lehre und ſeiner Beantwortung jener Einwendung liegt, von dem Apoſtel weg in die Einwendung und den Einwendenden hineinſchiebt. Aber dieſes Taſchenſpielerſtückchen iſt gar zu plump und handgreiflich offenbar, als daß einem nur nicht ganz Stumpfſichtigen der erbärmliche Betrug entgehen ſollte. Auf die Gegenbemerkung, daß nach des Apoſtels Lehre der Menſch als ein widerſtandsunfähiger, aller Beſtimmung durch ſich ſelbſt ermangelnder oder beraubter Stoff in Gottes Hand und als von dieſem nach Willkür böſe oder gut gemacht, keiner Zurechnung wegen Böſeſeyns und Böſethuns unterliegen könne, antwortet Paulus nach Herrn Höflings Auslegung — was?

»Angenommen, es ſey ſo, wie du ſagſt, antwortet Paulus, nehmlich, daß niemand dem gnädigen Willen Gottes widerſtehen könne, daß wir uns nur wie ein widerſtandsloſer Stoff in der Hand Gottes verhalten.» —

Aber das ſagt ja der Gegner nicht, ſondern er ſpricht ſich gegen dieſe Annahme aus —

»Wer biſt du denn dann, o Menſch, daß du mit Gott rechten willſt? Spricht auch ein bloßes Werk (wozu du dich ſelbſt erniedrigeſt) zu ſeinem Meiſter: warum macheſt du mich alſo?»

Aber dazu, ein bloßes Werk Gottes, gleich dem Mach-

---

liebt. Wie ſoll man die Behauptung nennen, daß eine ſolche Antwort im höchſten Grade belehrend und befriedigend ſey?

werke eines Töpfers zu seyn, erniedrigt sich der Gegner nicht, sondern gerade diese Erniedrigung, wie sie der Apostel ausgesprochen, ist ihm anstößig und er widersetzt sich ihr durch die Gegenbemerkung, daß dann kein Mensch mehr einem Vorwurfe wegen seines Böseseyns und Uebelthuns unterliegen könne und der Apostel auf diese Weise alle Zurechnungsfähigkeit aufhebe.

Der Apostel nimmt an, es wende ihm jemand ein: Aber so fiele ja alle Zurechnungsfähigkeit hinweg, indem Gott die einen böse, die andern gut machte, sie möchten wollen oder nicht. Hierauf erwiedert der Apostel auf keine Weise, daß ihn der Gegner mißverstanden, oder eine falsche Folge aus seiner Lehre gezogen, sondern erkennt durch seine Antwort an, daß ihn der Gegner richtig verstanden, daß seine (des Apostels) Behauptung sey, der Mensch müsse nach willkürlicher Vorherbestimmung Gottes entweder gut oder böse werden und es falle alle Zurechnungsfähigkeit hinweg. Allerdings, sagt er, ist es so, wie du sagst, aber darüber hat der Mensch sich nicht zu beklagen; denn wir gehören nicht uns selbst an, haben nicht unser Daseyn durch uns selbst, sind ein bloßes Machwerk Gottes und müssen uns daher gefallen lassen, wie er uns macht oder was er aus uns macht; wir sind rechtlos gegen ihn als den unbeschränkten Eigenthümer von uns und können uns nicht beschweren, wenn er einige von uns gut und selig macht, um an ihnen seine Gnade, und andere verstockt und verdammt, um an ihnen seinen Zorn zu offenbaren.

Ist diese rohe Lehre wirklich die des Apostels und der Bibel, so sinkt das Ansehen dieser, als des Wortes Gottes für eine gebildete Zeit und Welt, die sich solcher Rohheit unmöglich fügen kann, unwiderbringlich dahin. Sey es aber, daß das Angegebene des Apostels Meinung nicht sey, so ist auch so die Sache des Bibelglaubens verloren; denn es ist dann zu bemerken, was schon in Be-

ziehung auf die alttestamentliche Erzählung vom Raube der ägyptischen Gefäße und Kleider bemerkt worden ist: giebt es Darstellungen in der Bibel, welche selbst wohlmeinende, fromme und möglichst unterrichtete Menschen so falsch zu verstehen in Gefahr sind, daß sie, indem sie die Bibel zur Richtschnur ihres Glaubens machen, zu gräulichen, gotteslästerlichen und unheilvollen Meinungen gezwungen werden, dergleichen ohne Widerrede jene Vorherbestimmungslehre ist, so ist unmöglich anzunehmen, daß Gott uns ein solches Buch zur Richtschnur des Glaubens verordnet und es in dieser Beziehung durch Eingebung und Leitung seines Geistes habe verfassen lassen. Verlangte Gott, daß wir aus diesem Buche unsere Glaubensansichten schöpfen, uns von ihm mit völliger Hingebung und Vertrauen belehren lassen und dessen Aussprüchen uns unterwerfen sollten, so müßten die Aussprüche dieses Buches, insbesondere desjenigen Theiles desselben, welches die vollendete, für immer genügende Offenbarung Gottes an die Menschheit enthalten soll, des neuen Testamentes, so beschaffen seyn, daß es dem seiner Belehrung sich hingebenden unmöglich wäre, falsche Ansichten über göttliche Dinge und zwar von solcher Rohheit, Abscheulichkeit und Gotteslästerlichkeit daraus zu schöpfen, wie nach dem Zeugnisse der Geschichte, so viele fromme Christen und Theologen wirklich daraus geschöpft haben, deren falsche Bibelauslegung — wenn sie eine falsche war — niemand ihrer Böswilligkeit zuschreiben und darauf — wie auf mein Bibelverständniß Herr Höfling — den Ausspruch des Apostels Petrus wird anwenden wollen: »In welchen (den paulinischen Briefen) sind etliche Dinge schwer zu verstehen; welche verwirren die Ungelehrigen und Leichtfertigen zu ihrer eigenen Verdammniß.«

III.

Philipper II, 13.

Gott ist es, der in euch wirket, beide, das Wollen und Vollbringen nach seinem Wohlgefallen.

Herr Höfling versteht hier nicht das Wollen und Vollbringen des Guten überhaupt, sondern nur des christlich Guten, von dem unsere Seligkeit abhange. So würde wenigstens in Beziehung auf das christliche Heil dem Menschen die Freiheit der Wahl zwischen Gutem und Bösem abgesprochen. Herr H. jedoch, der sich diese Freiheit durch die Bibel, die Richtschnur seines Glaubens, nicht nehmen lassen will, weiß sich auf folgende Weise zu helfen: »Wenn Gott, sagt er p. 16 seiner Glaubensvertheidigung, das Wollen und Vollbringen des zur Seeligkeit Nothwendigen in uns wirket, so folgt daraus wohl, daß das Schaffen unserer Seligkeit eigentlich nicht unser Werk, und durchaus nicht unser Verdienst ist; auch folgt daraus, daß da, wo die Seligkeit nicht geschafft wird, Gott das Wollen und Vollbringen nicht wirket, aber daß dieß Nichtwirken Gottes in einem willkürlichen Nichtwirkenwollen seinen Grund habe, das folgt daraus schlechterdings nicht. Bei dem, was nur durch Gott in uns gewirkt werden kann, kommt es ja vor allen Dingen darauf an, ob wir einer solchen Wirksamkeit Gottes in uns Raum geben wollen oder nicht. Ohne unsern Willen und gegen denselben kann und will Gott nichts in uns wirken.« Also: zum Wollen des christlichen Guten sind wir nicht selbst fähig, Gott muß es in uns wirken; er kann es aber nur dann wirken, wenn wir ihn dieses Wollen wirken lassen wollen. Ohne unsern Willen kann Gott nichts in uns wirken, also auch den Willen nicht und daß Gott das Wollen wirke, dazu ist die Bedingung, daß wir wollen.

Soll dieß nicht Unſinn ſeyn, ſo muß ein zweifaches Wollen unterſchieden werden können, wovon das eine Gott wirkt, das andere wir ſelbſt. Ueber dieſen Unterſchied iſt uns Herr Höfling die Belehrung ſchuldig, auch iſt, wenn ein ſolcher Unterſchied gemacht werden kann, zu zeigen, mit welchem Rechte derſelbe hier in Anwendung gebracht und das Eine Wollen, wovon der Apoſtel ſpricht, als ein zweifaches gefaßt werden dürfe.

Verſuchen wir indeſſen, zu finden, welchen Unterſchied von Wollen und Wollen H. H. ſich gedacht haben mag. Das Wollen und Vollbringen des chriſtlich Guten muß von Gott in uns gewirkt werden. Das heißt, wenn ich nicht irre, den Willen, chriſtlich gut zu ſeyn und dieſes Gutſeyn ſelbſt bringt Gott in uns hervor oder er wirkt den Willen, des chriſtlich Guten theilhaft zu werden, es durch ihn in uns wirken zu laſſen eben ſo ſehr als dieß Gute ſelbſt. Gott macht chriſtlich gut, die es durch ihn werden wollen, und dieſes Wollen ſelbſt ſchon iſt Gottes Werk in ihnen. Sowohl den Uebergang aus dem Zuſtande natürlicher Sündhaftigkeit zum chriſtlichen Gutſeyn, als auch dieſes Gutſeyn ſelbſt (in ſeiner volleſten Bedeutung) wirkt Gott. Was bleibt nun noch der menſchlichen Selbſtheit übrig? Wo ſoll noch ein anderer Wille ſeyn, der nicht von Gott in uns gewirkt werde, der die Selbſtbeſtimmung unſeres eigenen creatürlichen Weſens wäre? Etwa der Wille, daß der Wille, des chriſtlich Guten theilhaft zu werden, oder es in uns wirken zu laſſen, in uns gewirkt werde? Auf dieſe Weiſe könnte man ins Unendliche fort dem einen Willen einen andern vorausſchicken. Erſtlich haben wir den Willen, daß das chriſtlich Gute in uns gewirkt werde, zweitens den Willen, daß dieſer erſte Wille gewirkt werde, ſo könnte man auch einen dritten Willen annehmen, nämlich den, daß der zweite gewirkt werde, einen vierten, daß der dritte gewirkt werde und ſo fort. Allein ſo viel ſolche Willen man auch annehmen wollte,

ſo hätten ſie doch alle zum Gegenſtand das chriſtlich Gute und wären alſo alle, wann auch noch ſo mittelbar, ein Wollen des chriſtlich Guten. Um z. B. nur bei zweien ſtehen zu bleiben: Wer will, daß das Wollen des chriſtlich Guten in ihm gewirkt werde, der will offenbar das chriſtlich Gute ſelbſt. Ueberdieß gehört, wie nicht minder offenbar, jedes Wollen des chriſtlich Guten ſchon zum chriſtlich Guten ſelbſt. Wer den Willen hat, chriſtlich gut zu ſeyn oder zu werden, der hat am chriſtlich Guten ſchon Theil genommen. Wenn jemand, ſich als nicht chriſtlich gut erkennend, den Wunſch oder Entſchluß faßt, chriſtlich gut zu ſeyn, ſo iſt dieſer Wunſch oder Entſchluß ſchon die Regung des chriſtlich Guten ſelbſt in ihm, er hat ſchon angefangen, chriſtlich gut zu ſeyn, indem er es zu ſeyn, den Willen hat, es zu werden ſich entſchließt *); der Wille, chriſtlich gut zu ſeyn und das Chriſtlich-gut-ſeyn ſelbſt verhält ſich ſo nur als Anfang und Vollendung. Dieß eben iſt es, was der Apoſtel durch Wollen und Vollbringen ausdrückt, und indem er ſagt, daß beides Gottes Werk ſey, lehrt er, daß ſowohl das Wollen, chriſtlich gut zu ſeyn, als das Chriſtlich-gut-ſeyn ſelbſt, als vollendet gute Geſinnung nicht aus des Menſchen creatürlichem Selbſt entſpringe, ſondern durch Gott gewirkt werde. Von des Menſchen Selbſtheit geht nach des Apoſtels Ausſpruch gar nichts aus, ſondern ſelbſt die anfangende Regung des

*) Arndt in ſeinem Werke vom wahren Chriſtenthum 2. B. C. 51 ſchreibt Folgendes: "Ja, ſprichſt du, ich fühle faſt keinen Glauben in mir. So frage ich dich, ob du auch gern wollteſt glauben? Wenn du das fühleſt, das iſt auch ein Glaube. Denn Gott muß auch das Wollen in uns wirken. Wenn du derowegen gern wollteſt glauben, ſo fühleſt du Gottes Wirkung in dir und haſt die tröſtliche Hoffnung, der das Wollen in dir wirket, der werde auch das Vollbringen wirken." —

chriſtlich Guten im Menſchen, die Hinwendung zum chriſtlich Guten, der Wunſch, Wille, Entſchluß dazu iſt Gottes Werk und es iſt nicht abzuſehen, was noch von uns ſelbſt gewirkt werden ſollte, was noch der Wahl unſerer Selbſtheit angehörte.

Hrn. Höfling's Anſicht von menſchlicher Willensfreiheit und göttlicher Gnadenwirkung in Beziehung auf das chriſtliche Heil iſt überhaupt folgende: dazu, daß wir des chriſtlichen Heiles theilhaftig werden, ſey die Gnadenwirkung Gottes im Menſchen nöthig. Dieß hebe aber die Freiheit der Wahl nicht auf; denn es ſtehe in des Menſchen Willkür, die göttlichen Gnadenwirkungen entweder in ſich walten zu laſſen oder von ſich abzuweiſen. Dieß Letztere wendet er auch auf den Ausſpruch Pauli an, daß Gott in uns das Wollen und Vollbringen wirke. Das Wirken des Wollens, meint er, ſey eine Gnadenwirkung, der der Menſch Raum geben oder widerſtehen könne und merkt dabei nicht, daß er den tollſten Unſinn ſpricht. Denn jenes Raum geben iſt ja auch ein Wollen (das Wollen, daß das chriſtlich Gute in uns gewirkt werde) und wenn das zum chriſtlichen Heile nöthige Wollen von Gott gewirkt werden muß, ſo muß auch jener raumgebende Wille von ihm gewirkt werden. Es muß ſomit dabei bleiben, daß Paulus durch den Ausſpruch, daß Gott das Wollen und Vollbringen in uns wirke, wenigſtens in Beziehung auf das chriſtliche Heil die Freiheit der Wahl gänzlich aufhebt und ſeiner Lehre nach alles wenigſtens chriſtlich Gute allein von Gott gewirkt, dem Menſchen aber gar nichts übrig bleibt.

Wird nun hier unter Menſch die creatürliche Selbſtheit im Menſchen verſtanden, welche als das von Gott Gefallene, außer Gott Geſetzte, das Böſe iſt, ſo habe ich nichts gegen dieſe Lehre einzuwenden, und es iſt ein Satz meines eigenen Syſtemes, daß Gott alles Gute und alles Gute im Menſchen Gott ſey. Die in ihrem Gefallenſeyn von Gott auf ſich beſchränkte creatürliche Selbſt-

heit hat keine Fähigkeit zum Guten, kann keinen Willen zum Guten aus ſich ſchöpfen, auch nicht den Willen, Gottes Gnadenwirkung nicht zu widerſtreben; denn ihre Natur iſt, ihr zu widerſtreben; ſie iſt nur, indem ſie ihr widerſtrebt, ſie exiſtirt nur als Negation, Ausſchließung Gottes. Soll dieſe Selbſtheit aufhören, böſe zu ſeyn, ſo muß ſie, da ſie eben ſelbſt das Böſe iſt, ſelbſt aufhören zu ſeyn; und wird nur in dem Grade gut, ſchuldlos, rein, in welchem ſie aufhört zu ſeyn; daher das Sterbenlaſſen der Selbſtheit oder Ichheit die Forderung aller wahren Religion, Philoſophie und edlen Myſtik iſt. Dieſe Selbſtheit oder Ichheit ſoll ſich aufgeben, ſterben laſſen, um durch den Tod hindurchgedrungen, in Gott zu erſtehen und zu leben, aber nicht als dieſe Selbſtheit, welche ſtarb, ſondern als ein neues Weſen in Gott, welches ſich zu dieſem als eine Beſtimmtheit ſeiner (Gottes) ſelbſt verhält. Der Wille aber dieſer Selbſtheit, ſich aufzugeben und zu ſterben, iſt nicht ſie, ſondern Gott in ihr, eine innere Gewalt, die ihr vom göttlichen Princip angethan wird, ein Herausgeriſſenwerden aus ſich ſelbſt durch dieß Princip, welches ſie, dieß finſtre Centrum der Ichheit, zu durchbrechen und ſie zur Baſis ſeiner Exiſtenz im Menſchen zu machen ſtrebt. Dieß göttliche Princip iſt aber ferner nicht als ein in den Menſchen von außen hinein Wirkendes und Kommendes, ſondern als ein bereits urſprünglich in der Menſchennatur Vorhandenes, als ein Beſtandtheil des eigenen Weſens des Menſchen zu betrachten. Der ganze innere Menſch beſteht nicht blos aus dem von Gott gefallenen creatürlichen, ſondern auch aus dem in das weltliche Seyn ſich eingeſenkt habenden menſchgewordenen göttlichen Princip, welches alles Gute im Menſchen wirkt und iſt, und in dieſer Beziehung iſt zu ſagen, daß der Menſch von Natur auch gut und vermögend ſey, aus eigener Kraft (nicht aus Kraft ſeiner Ichheit, ſondern des ihm inwohnenden göttlichen Princips) alles Gute zu thun.

Die Quelle alles Guten und Böſen iſt im Menſchen ſelbſt und wenn er ſeine Ichheit, die das Widergöttliche in ihm, das Böſe iſt, in ſeine eigene göttliche Tiefe verſenkt und begräbt *), ſo ſteht Gott aus dem Grabe ſeiner verborgenen Innerlichkeit im Menſchen auf und giebt ſich Exiſtenz in ihm, wird des Menſchen Leben und Thun, das Böſe iſt in's Gute, die Creatur in die Gottheit verſchlungen und das urſprüngliche durch ihren Abfall verkehrte Verhältniß der Creatur zur Gottheit wiederhergeſtellt. Dieß iſt die Vollendung, bis zu welcher das göttliche Princip im Menſchen ſich ſelber fortführt, und dieſe Fortführung zur Vollendung, ſo wie der erſte Anfang und Wille dazu, iſt Gottes Wille und Werk, nicht das der Creatur.

Daß jedoch in jener Stelle: «Gott iſt es, der in uns wirket, beides, das Wollen und Vollbringen» — ſich rein nur dieſe Erkenntniß des göttlichen Princips, als des lebendig Guten in uns, als der alles Gute in uns wirkenden und ſeyenden göttlichen Natur, habe ausſprechen wollen, iſt wegen des Zuſatzes: «nach ſeinem Wohlgefallen» nicht anzunehmen. Denn zu deutlich verräth ſich hier jene im Briefe an die Römer ſo entſchieden vorgetragene rohe Anſicht des Apoſtels, daß Gott ein willkürlicher Beſtimmer zum Böſen oder Guten ſey — eine Anſicht, die von vernünftigen und gebildeten Menſchen nur verworfen und verabſcheut werden kann.

Höre man nun noch, wie Calvin in ſeiner Erklä-

*) «Wenn wir uns, ſagt J. Böhm, nach dem rechten Menſchen entſinnen, welcher das rechte Gleichniß und Bild Gottes iſt, ſo finden wir Gott in uns, uns aber außer Gott und liegt nun an dem, daß wir wieder in uns ſelber in Gott eingehen in unſern verborgenen Menſchen.» — «Der Menſch muß nur in ſich ſelber eingehen und den heiligen Geiſt in ſich ſuchen und anrufen; denn in ihm ſelber iſt die Stätte, da Gott in ſeinem Himmel wohnet.»

rung des Briefes an die Philipper über unsere Stelle spricht.

„Schaffet mit Furcht und Zittern eure Seeligkeit; denn Gott ist's, der in euch wirket, sowohl das Wollen, als das Vollbringen nach dem Wohlgefallen.“

„Gott ist's, der ꝛc. — Dieß ist die rechte Mine, um alle Bollwerke der Aufgeblasenheit zu sprengen, dieß das Schwerdt, allen Hochmuth niederzuschlagen, wenn wir hören, wir seyen gänzlich nichts und können nichts, als durch Gottes Gnade. Laßt uns jetzt sehen, was Paulus Gott zuschreibt und was er uns übrig läßt. Beim Handeln sind zwei Haupttheile: der Wille und die Kraft der Ausführung. Beides schreibt er ganz Gott zu: was für ein Grund zu rühmen bleibt uns übrig? Es ist auch kein Zweifel daran, daß die Abtheilung in Wollen und Vollbringen eben so viel gilt, als wenn er mit einem Wort: das Ganze gesagt hätte. Denn das Wollen ist das Fundament, das Vollbringen das Gebäude selbst. Auch sagt er weit mehr, als wenn er Gott den Urheber des Anfangs und des Endes genannt hätte. Dann würden die Sophisten schreien, ein gewisses Mittlere zwischen diesen beiden Endpunkten bleibe dem Menschen selbst überlassen. Jetzt aber — was uns Angehöriges werden sie finden? Sie lassen es sich in ihren Schulen ungemein sauer werden, den freien Willen mit der Gnade Gottes zu vereinbaren. Ich meine nämlich den freien Willen, den sie erdichten, der sich durch eigene Bewegung lenken kann, und der eine eigene, ihm beiwohnende Kraft hat, wodurch er mit der Gnade Gottes mitwirkt. Damit nun derselbe mit der Gnade übereinkomme, machen sie folgende Eintheilung: daß Gott zwar das Vermögen, frei zu wählen, in uns wiederhergestellt, kraft welches wir Gutes wollen können — und so verdanken sie das Vermögen, Gutes zu wollen, Gott — den guten Willen an sich aber schreiben

ſie dem Menſchen ſelbſt zu. Aber Paulus erklärt dieſen ohne Ausnahme für ein Werk Gottes. Denn er ſagt nicht: unſere Herzen würden nur gelenkt, angeſpornt, oder dem ſchwachen guten Willen Beiſtand geleiſtet, ſondern der gute Wille ſelbſt werde gänzlich von Gott gewirkt. Was alſo dieſen erſten Theil betrifft, ſo ſehen wir, daß er ganz Gott zugeeignet wird und daß es ein ſehr oberflächliches Vorgeben der Sophiſten ſey, wenn ſie lehren, die Gnade werde uns angeboten, ſie, wenn's uns beliebt, anzunehmen. Denn wenn Gott nicht entſcheidend und erfolgreich in uns wirkte, würde nicht geſagt werden, er wirke den Willen. — Von dem andern Theil, dem Vollbringen, iſt das Nämliche zu halten. Gott, ſagt er, iſt es, der das Wirken wirkt, wie es im Griechiſchen lautet. Er führt alſo das fromme Verlangen, das Er uns eingeflößt hat, bis zum Ziele, damit es nicht fruchtlos ſey, wie Er beim Ezech. 36, 27 verheißet: Ich will machen, daß ſie in meinen Geboten wandeln. Daraus ſchließen wir, daß auch die Beharrung ſein lauteres Gnadengeſchenk ſey. — Nach dem Wohlgefallen oder gutem Willen. Einige verſtehen darunter das gute Vernehmen des Herzens. Ich beziehe es lieber auf Gott und verſtehe es von Seinem geneigten Vorſatz. Denn in dieſer Bedeutung wird das griechiſche Wort am häufigſten genommen; ſo paßt es auch am meiſten in den Zuſammenhang. Denn Pauli Zweck geht dahin, uns alles zu nehmen, Gott alles zu geben. Alſo — nicht zufrieden, Gott ſowohl die Hervorbringung des guten Willens ſammt deſſen Ausführung zugeſchrieben zu haben, eignet er auch beides ſeiner freien Barmherzigkeit zu.»

IV.

Ueber die Unlauterkeit der der bibliſchen Darſtellung zu Folge von Chriſtus vorgetragenen Moral.

Das Gute ſoll rein um des Guten ſelbſt willen gewollt und gethan werden. Wer das Gute nicht rein um des Guten ſelbſt willen, ſondern des dadurch der individuellen Beſonderheit entſtehenden Vortheils, des verheiſſenen Lohnes oder der gedrohten Strafe wegen thut, der handelt nicht in Wahrheit ſittlich gut und wer uns auffordert, in Rückſicht auf Lohn und Strafe gut zu ſeyn und Gutes zu thun, der fordert uns nicht auf, in Wahrheit gut zu ſeyn und Gutes zu thun, denn das wahrhafte Gutſeyn und Gutesthun ſchließt alle eigennützigen Rückſichten und Beweggründe aus. Wer durch die Hinweiſung auf die Vortheile und Nachtheile, die das Thun oder Unterlaſſen des Guten dem Thäter oder Unterlaſſer ſelber bringen werde, zum Guten zu reizen ſucht, der macht die Eigenliebe, das Suchen des eigenen Nutzens zum Beweggrunde des Handelns, der lehrt keine edle und lautere Moral, der ſtellt den Menſchen, den er belehret, nicht auf den Standpunkt der wahren Sittlichkeit, ſondern läßt ihn auf den der ſittlichen Gemeinheit und Rohheit geſtellt, indem er ſich an ſeine Selbſtliebe wendet und dieſe zum Princip des Handelns macht, die der Gemeine, Rohe ſchon als ſolcher zum Princip ſeines Handelns hat. Das ſind Sätze, von denen ich annehmen darf, daß ſie kein Achtungswerther unter meinen Leſern in Zweifel und Abrede ſtellen wird.

Nun mache man von dieſen Sätzen die Anwendung auf die Lehre des bibliſchen Chriſtus, ſo wird man zugeben müſſen, daß Chriſtus, wie er der Darſtellung der Bibel zu Folge lehrt, keine lautere, edle Moral vorträgt, nicht das wahrhaft Gute der Geſinnung verlangt, welches einzig und allein das Wollen des Guten um ſeiner ſelbſt willen iſt. Dieſer Chriſtus der Bibel ſucht zum Guten zu reizen durch die Hinweiſung auf den für daſſelbe beſtimmten Lohn, ſelbſt auf irdiſchen und ſinnlichen, und vom Böſen abzuhalten durch die Androhung der dafür zu erwartenden Strafe, macht ſomit die Eigenliebe, das Suchen des eigenen Nutzens und die Furcht vor individuellem Nachtheil und Uebelbefinden zum Beweggrund des Handelns ſeiner Gläubigen, wie z. B. in folgenden Stellen unläugbar der Fall iſt:

„Seyd fröhlich und getroſt, es wird euch im Himmel wohl belohnt werden.“ Matth. 5, 12. „So ihr liebet, die euch lieben, was werdet ihr für Lohn haben?“ Matth. 6, 46. „Ihr habt anders keinen Lohn bei eurem Vater im Himmel.“ Matth. 6, 1. „Wahrlich ich ſage euch, ſie haben ihren Lohn dahin“ Matth. 6, 2. c. 6, 16. „Dein Vater, der ins Verborgene ſieht, wird dir's vergelten öffentlich.“ Matth. 6, v. 4. 6 und 18. „So ihr den Menſchen ihre Fehler vergebet, ſo wird euch euer himmliſcher Vater auch vergeben; ſo ihr aber den Menſchen ihre Fehler nicht vergebet, ſo wird euch euer Vater eure Fehler auch nicht vergeben.“ Matth. 14, 15. „Vergebet, wo ihr etwas wider jemand habt, auf daß auch euer Vater im Himmel euch vergebe eure Fehler.“ Marc. 11, 25. „Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet; mit welcherlei Gericht ihr richtet, werdet ihr gerichtet werden, und mit welcherlei Maaß ihr meſſet, wird euch gemeſſen werden.“ Matth. 7, 1. f. vergl. Luc. 6, 38. „Wer mich bekennet vor den Menſchen, den will ich bekennen vor meinem himmliſchen Vater, wer mich aber ver-

läugnet vor den Menſchen, den will ich auch verläugnen vor meinem himmliſchen Vater.« Matth. 10, 32. f. vergl. Luc. 12, 8. »Wer ſich mein und meiner Worte ſchämt, deß wird ſich auch des Menſchen Sohn ſchämen, wenn er kommen wird in der Herrlichkeit ſeines Vaters.« Marc. 8, 36. »Wer einen Propheten aufnimmt in eines Propheten Namen, der wird eines Propheten Lohn empfangen und wer einen Gerechten aufnimmt in eines Gerechten Namen, der wird eines Gerechten Lohn empfangen und wer dieſer Geringſten einen nur mit einem Becher kalten Waſſers tränket in eines Jüngers Namen, ich ſage euch, es wird ihm nicht unbelohnt bleiben.« Matth. 10, 41. f. vergl. Mac. 9, 41. »Da antwortete Petrus und ſprach zu ihm: Siehe wir haben alles verlaſſen und ſind dir nachgefolget, was wird uns dafür? Jeſus aber ſprach ihnen: Wahrlich ich ſage euch, daß ihr, die ihr mir ſeyd nachgefolget in der Wiedergeburt, da des Menſchen Sohn wird ſitzen auf dem Stuhl ſeiner Herrlichkeit, werdet ſitzen auf zwölf Stühlen und richten die zwölf Geſchlechter Iſrael's. Und wer verläſſet Häuſer oder Brüder oder Schweſter oder Vater oder Mutter oder Weib oder Kinder oder Aecker um meines Namens willen, der wirds hundertfältig nehmen und das ewige Leben ererben.« Matth. 19, 27 ff. »Jeſus ſprach: Es iſt niemand, ſo er verläſſet Haus oder Brüder oder Schweſtern oder Vater oder Mutter oder Weib oder Kinder oder Aecker um meinetwillen und um des Evangelii willen, der nicht hundertfältig empfahe jetzt in dieſer Zeit Häuſer und Brüder und Schweſtern und Mütter und Kinder und Aecker mit Verfolgungen und in der zukünftigen Welt das ewige Leben.« Marc. 19, 29 f. »Jeſus aber ſprach zu ihnen: Wahrlich ich ſage euch, es iſt niemand, der ein Haus verläſſet oder Eltern oder Brüder oder Weib oder Kind um des Reichs Gottes willen, der es nicht vielfältig wieder empfahe in dieſer Zeit und in der

zukünftigen Welt das ewige Leben.« Luc. 18, 29 f. *). »Des Menſchenſohn wird einem jeglichen vergelten nach

*) Außer der Niedrigkeit und Unſittlichkeit des Antriebes zur chriſtlichen Tugend, deſſen ſich hier die Bibel bedient, ſind in obigen Stellen Matth. 19, Mark. 10 und Luc. 18 folgende Anſtößigkeiten. Erſtlich iſt eine große Abſurdität in der Verheißung, daß man verlorne Eltern hundertfältig wiederbekommen werde; denn dieß iſt rein unmöglich. Auch daß man eingebüßte Brüder und Schweſtern, Weiber und Kinder hundertfältig wiederbekommen ſolle, iſt nicht wenig anſtößig; denn wenn man eingebüßte Bruder und Schweſtern hundertfaltig wieder erhalten ſoll, ſo iſt nothwendig, daß die Eltern noch Hunderte von Kindern nachzeugen und wenn man verlorne Kinder hundertfaltig wiederbekommen ſoll, ſo muß man ſelber noch Hunderte zeugen; im höchſten Grade empörend für das ſittliche Gefühl iſt aber die Verheißung: Wenn du um des Evangeliums willen dein Weib verlierſt, ſo wirſt du hundert andere dafür erhalten — ſey es, daß gemeint iſt, man werde auf einmal in einer Vielweiberei oder nacheinander, ſo daß man immer eine nach dem Tode der andern erhält, ſo viel Weiber erhalten. Auch ſind dieſe unwürdigen Verheißungen gewiß nie erfüllt worden. So wird auch die mit ſolcher Beſtimmtheit gegebene Verheißung, daß, wer um des chriſtlichen Glaubens willen ſeine ſachlichen Beſitzthümer, wie Häuſer und Aecker, verlaſſen werde, viel mehr ſolcher Güter in dieſem Leben dafür erhalten werde, durch die Geſchichte als unwahr erwieſen. Denn viele Menſchen haben um des chriſtlichen Glaubens willen Hab und Gut verlaſſen und verloren, ohne einen irdiſchen Erſatz dafür zu erhalten. Es bleibt, um dieſe fatalen Stellen vor ſolchen Vorwürfen zu retten, nichts übrig, als zu behaupten, Chriſtus habe nur ſoviel ſagen wollen: wer um des Chriſtenthums willen Verluſt an Familienglück und Beſitzthümern erleidet, der wird ſich ſchon in dieſem Leben durch den dafur erlangten höhern innern Gewinn reichlich belohnt fühlen — eine Erklärung, deren unzuläſſige Gewaltſamkeit in die Augen leuchtet. Man halte zumal die Stelle des Marcus dagegen, wo die Specialitäten der Vergeltung mit ausdrücklicher Wiederholung angegeben ſind: »Es iſt niemand, ſo er verläſſet Haus oder Bruder oder Schweſtern oder Vater oder Mutter oder Weib oder Kinder, oder

ſeinen Werken.» Matth. 16, 27. «Selig ſeyd ihr, ſo euch die Menſchen haſſen und abſondern und ſchelten ꝛc. Freuet euch alsdenn und hüpfet, denn ſiehe euer Lohn iſt groß im Himmel.» Luc. 6, 23. «Liebet eure Feinde, thut wohl und leihet, daß ihr nichts dafür hoffet, ſo wird euer Lohn groß ſeyn *).» Luc. 6, 35. «Wenn du ein Mahl macheſt, ſo lade nicht, die da reich ſind, auf daß ſie dich nicht etwa wieder laden und dir vergolten werde, ſondern lade die Armen ꝛc., ſo biſt du ſeelig, denn ſie haben's dir nicht zu vergelten. Es wird dir aber vergolten werden in der Auferſtehung der Gerechten.» Luc. 14, 12 ff. «Gebet, ſo wird euch gegeben; ein voll, gedrückt, gerüttelt und überflüſſiges Maaß wird man in euern Schoos geben.» Luc. 6, 38. «Seelig iſt der Knecht, wenn ſein Herr kommt und findet ihn alſo thun. Wahrlich, ich ſage euch, er wird ihn über alle ſeine Güter ſetzen. Den böſen Knecht wird er zerſcheitern und wird ihm ſeinen Lohn geben mit den Heuchlern, da wird ſeyn Heulen und Zähnklappen.» Matth. 24, 46 ff. «Wenn aber des Menſchen

---

Aecker der nicht hundertfältig empfahe jetzt in dieſer Zeit Häuſer und Brüder und Schweſtern und Mütter und Kinder und Aecker.» Wenn man ſagen darf, Chriſtus rede hier nicht von eigentlicher vielfältiger Wiedererſtattung des Verlorenen, ſondern von innerem, geiſtlichem Erſatz, ſo darf man in der Bibel Alles aus Allem machen.

*) Hier iſt die Bibel im Begriffe, ſich zum Principe der wahren Sittlichkeit zu erheben; vernichtet es aber ſogleich wieder, indem ſie — um des Lohnes willen auf Lohn zu verzichten gebietet! Eben ſo verhält es ſich mit der Stelle: «du biſt ſeelig, denn ſie haben dir's nicht zu vergelten; es wird dir aber vergolten werden in der Auferſtehung.» Hier wird in einem Athem, ſo zu ſagen, die Ausſicht auf Vergeltung als Beweggrund der Handlung für moraliſch verwerflich und für moraliſch recht erklärt.

Sohn kommen wird ꝛc., wird er die Völker von einander ſcheiden, die Schafe zu ſeiner Rechten ſtellen und die Böcke zu ſeiner Linken, da wird der König ſagen zu denen zu ſeiner Rechten: Kommet her, ihr Geſegneten meines Vaters, ererbet das Reich ꝛc. Dann wird er auch ſagen zu denen zur Linken: Gehet hin von mir, ihr Verfluchten in das ewige Feuer, das bereitet iſt dem Teufel und ſeinen Engeln. Und ſie werden in die ewige Pein gehen, die Gerechten aber in das ewige Leben.“ Matth. 25, 31 ff. *).

*) Dieſelbe unedle Moral, die uns in dieſen Evangelien erſcheint und dieſelbe unedle, niedrige Geſinnung, die Chriſtus nach ihrer Darſtellung zum Principe ſeiner Moral macht, erſcheint uns auch ſonſt im neuen Teſtament, wie im 2. Briefe Johannis V. 8: “Sehet euch vor, daß wir nicht verlieren, was wir erarbeitet haben, ſondern vollen Lohn empfahen.“ — oder 1. Timoth. 4, 8: “Die Gottſeligkeit iſt zu allen Dingen nütze und hat die Verheißung dieſes und des zukünftigen Lebens.“ oder 1. Corinth. 9, V. 20 — 22, wo der Apoſtel ſeine Bemühungen um das Chriſtenthum rühmt und nachdem er geſagt: “Ich bin Allen Alles geworden, auf daß ich allerwege ja etliche ſeelig mache.“ den moraliſchen Unwerth aller dieſer Bemühungen dadurch an den Tag legt, daß er V. 23 hinzuſetzt: “Solches aber thue ich um des Evangelii willen, daß ich ſein theilhaftig werde,“ wozu der erleuchtete Herr v. Meyer bemerkt: “Seiner Güter und Verheißungen.“ Alles alſo, ſagt der Apoſtel, thue er um ſeiner ſelbſt willen, aus Selbſtliebe und Eigennutz, und man ſieht aus dieſer naiven Aeußerung des Apoſtels, was man davon zu halten hat, wenn er 1. Cor. 10. 33 ſagt: “Ich ſuche nicht, was mir, ſondern was vielen frommt, damit ſie ſeelig werden.“

Epheſ. C. 6, V. 2, 3 wird gar das altteſtamentliche Gebot zu Gemüthe geführt: Ehre Vater und Mutter, auf daß dir's wohl gehe und du lang lebeſt auf Erden. Was muß der für ein elender Menſch ſeyn, der Vater und Mutter ehrt, damit es ihm wohl gehe und er lang lebe auf Erden! Und ſo tiefe Schlechtigkeit und Verächtlichkeit wird von der Bibel zum Principe des Handelns gemacht! Wie kann dieß Buch noch heutzutage einem nur einigermaaßen achtungswerthen und denkenden Menſchen als der ewig gültige

Lehren und Anforderungen ſolcher Art können uns keine reine Achtung einflößen; die ſittliche Vernunfteinſicht unſerer Zeit hat ſich höher geſtellt, als die Lehre des bibliſchen Chriſtenthums ſteht, Chriſti Moralgeſetz kann nicht mehr das unſrige, nicht mehr das einer gebildeten Menſchheit ſeyn.

Der gemeinſte Selbſtling, der ſchmutzigſte Geizhals, der elendeſte Schacherjude wird eine Moral annehmlich finden, wie jene, die Häuſer, Aecker u. ſ. w. zu verlieren gebietet, um ſie hunderfältig wieder zu erhalten. Menſchen edlerer Art können nicht annehmen, daß jene Ausſprüche von Gott an ſie gerichtet ſeyen und ein Buch ihnen zur Richtſchnur des Wollens und Handelns verordnet ſey, woraus ihnen eine Moral entgegentönt, die ſich ſo unſittlicher, niedriger Reizungen zum Guten bedient.

Unſere Frommen ſprechen viel vom natürlichen Menſchen, dem ſie den chriſtlich religiöſen (erweckten, erleuchteten) entgegenſetzen. Natürlich iſt es dem Menſchen, ſich ſelbſt zu lieben, das Seine zu ſuchen. Gegen dieß Princip der Selbſtliebe bildet die chriſtliche Religioſität keinen Gegenſatz, denn es iſt ihr eigenes Princip. Der chriſtlichreligiöſe Menſch iſt und bleibt ſomit der natürliche Menſch und ſelbſt die glänzendſte Chriſtentugend erhebt ſich über dieſe Natürlichkeit nicht. Der Märtyrer, der ſich peinigen und tödten läßt, weil er glaubt, nach Marter und Tod einer endloſen Beglückung theilhaftig zu werden, handelt nur dem Principe der natürlichen Selbſtliebe gemäß und iſt nur ein gemeiner Menſch. Unendlich höher ſteht der Heide, der, ohne einen Lohn dafür zu erwarten, ſich für ſein Vaterland dem Tode opfert. Wenn ich

---

Ausdruck göttlicher Offenbarung erſcheinen? Ueberdieß wird jene Verheißung durch die Erfahrung als unwahr erwieſen. Denn wie viele (auch ſonſt rechtſchaffene und fromme) Menſchen haben ſchon Vater und Mutter geehrt und es iſt ihnen nicht wohlgegangen und ſie haben nicht lang auf Erden gelebt.

für gewiß hielte, das groſse Loos zu gewinnen, und ich ſetzte ein Paar Thaler daran, ſo hätte ich gewiß nichts Uebernatürliches, Ungemeines, Edles, Achtungswerthes gethan. Was Beſſeres aber thut der gläubige Chriſt, wenn er noch ſo viel Irdiſches opfert, um in jenem Leben unermeßlichen Lohn zu erhalten? Hierin iſt in der That nichts Gutes, ſondern nur die ganz gemeine Natürlichkeit zu ſehen, bei welcher es nur auf die feſte Meinung ankommt, des Lohnes nicht zu verfehlen *).

V.

Ueber die Leiden der unter Chriſten lebenden Thierwelt.

Nachträglich zum erſten Heft p. 42.

Religion, Sitte und Gemüthsart jener in ihrer natürlichen Verkehrtheit und Blindheit wandelnden Heidenvölker, bei denen nach Herrn Wild das Reich des Satans iſt, läßt ſie das Gebot der Liebe auf alles, was Empfindung hat, auf das geringſte, verachtetſte Thierchen er-

*) In einem gewiſſen Buche heißt es:

"Handwerksburſchen ſparen die Woche und trinken nur Waſſer,
Um ſich am Sonntag drauf Räuſche zu trinken am Bier.
Hier trinkt Waſſer der Fromme und knauſert, damit er im Jenſeits
Räuſche ſich trinken kann und das Erſparte verthun.

Vergl. auch unten VII am Ende.

ſtrecken. Daher legen die Jaina's und Banyanen förmliche Lazarete für kranke Thiere an, ja gehen zu einem für uns lächerlichen Grade der Schonung und Sorgfalt für die Thierwelt fort, indem einige z. B. eine zarte Bürſte bei ſich führen und ſorglich die Stellen abkehren, wo ſie ſich niederſetzen, um kein Thierchen zu zerquetſchen, andere ein Säckchen voll Mehl oder Zucker oder ein Honiggefäß bei ſich führen, um die Neſter der Ameiſen und anderer ſolcher Thiere zu beſtreuen, damit es ihnen nicht an Nahrung fehle, andere den Europäern, die ſich die wunderbare Gutmüthigkeit dieſer dummen Heiden gern zu Nutzen machen, Thiere abkaufen, um ſie dem ſie erwartenden Tode zu entreißen u. ſ. w. *). Die bibliſche Offenbarung dagegen, das uns zur Erlöſung aus unſerer natürlichen Blindheit, Verkehrtheit und Verderbtheit verordnete Mittel des Heils, zeigt uns einen Gott, der ſich Thiere zum Opfer würgen läßt, lebendigen Pferden grauſam die Fußſehnen zu zerhauen, mit einem ſchuldigen Men-

*) Im Jahre 1820 wurde zu Aarau Zſchokke's Abälino aufgeführt. Das Theater befand ſich damals im obern Stocke des Schlachthauſes und es begab ſich, daß gerade während der Aufführung des Stückes die Abſchlachtung eines Ochſens in der untern Region ſtatt fand. Während nun der Held auf dem Proſcenium declamirte, gab unten der Schlächter dem Thiere den Fang. Die linke Seite des Parterre, die, der Thüre näher, das Gebrüll des Ochſen zuerſt vernahm, brach hierüber in ein furchtbares Gelächter aus, zu nicht geringem Befremden der durch die Vorſtellung noch ungemein gerührten rechten Seite, beim zum Steigen des Gebrülls von unten das Räthſel ſich löſte und alles laut auflachte (Münch in Zſchokke's Biographie). So konnten die Todestöne eines grauſam gemordeten Thieres eine ganze Verſammlung von Chriſten zu wildem Gelächter begeiſtern! Eine Verſammlung der obenerwähnten, in ihrer natürlicher Blindheit und Verkehrtheit wandelnden Heiden hätte ſicher nicht gelacht.

ſchen deſſen ſchuldloſe Thiere zu ſteinigen und zu verbrennen, das Vieh der Feinde, dem zu zürnen er keine Urſache hatte, zu ermorden und zu vertilgen befiehlt; das neue Teſtament belehrt uns durch den Apoſtel Paulus, daß Gott nicht für die Ochſen ſorge (1. Cor. 9, 9) und in der ganzen chriſtlichen Welt gehen bis auf dieſe Stunde die roheſten, ſchonungsloſeſten Behandlungen der Thiere und Arten des Thiermordes im Schwang. Der Chriſt pflegt kein Bedenken zu tragen, das Thier, das er ſchmerzloſer tödten könnte, auf eine grauſame Art umzubringen, zumal, wenn ihm Erſteres einige Mühe oder Umſtände machen würde, oder durch Letzteres ihm irgend ein noch ſo geringer Gewinn oder entbehrlicher Genuß entſteht. Vielleicht wird keiner meiner Leſer ſeyn, der nicht ſchon Krebſe gegeſſen, die, in kaltem Waſſer zum Feuer geſetzt, einen langſamen, ſchrecklichen Tod hatten ſterben müſſen. Ja es giebt eine Art, dieſe Thiere recht ſchmackhaft für chriſtlichen Gaumen zu machen, wo man ſie lebendig bloß mit Butter in einem Topfe übers Feuer ſtellt, ſo daß dieſe ſonſt ſtummen Thiere in der entſetzlichen Qual einen pfeifenden Ton von ſich geben"— welche gräßliche Thierhinrichtungen deutſche Catholiken mit fühlloſer Beziehung auf die Gräuel ihrer Religion und zum grauſenhaften Zeichen ihrer durch ihr Chriſtenthum erworbenen Gemüthsbildung ableßern nennen. Hühner, denen man den Kopf durchſtochen, leben oft noch lange Zeit in dieſem Zuſtande, entwiſchen wohl auch der Köchin und flattern ſo mit durchſtochenen Köpfen umher, daß man ſie einfangen muß. Den Gänſen reißt man die Federn aus dem oft blutenden Leibe heraus und ſo gerupft, blau und zitternd vor Froſt bei kalter Jahreszeit, werden ſie wohl ſtundenweit zu Markte gepeitſcht, daß man die von der Peitſche hinterlaſſnen Spuren in ihrem nackten Fleiſche erblickt. Ja zu bloßem Spiel und Zeitvertreib und aus reinem, teufliſchem Muthwillen oder Bosheit werden häufig genug die unglückſeli-

den Weſen tieferer Organiſation, die ſich in der Gewalt der durch die einzig wahre Offenbarung belehrten und gebildeten Menſchheit befinden, gemartert und grauſenhaft der Glieder und des Lebens beraubt. So ſah man neulich in der Nähe meiner Wohnung eine Katze mit ausgeſtochenen Augen laufen. Chriſten waren es, die dem unglücklichen Thiere gethan hatten, dergleichen wohl nie ein heidniſcher Indier gethan. In Frankreich giebt es Leute, die die Vorübergehenden auffordern, nach Kaninchen oder Enten, die mit Stricken an den Boden befeſtigt ſind, mit Steinen zu werfen; für einen Sous kann man viermal werfen; wer das Thier zu Tode wirft, erhält es. Ein Beobachter ſah, wie ein ſolches Thier ſo ſtark verwundet wurde, daß man glaubte, er müſſe ſogleich verenden; da es jedoch noch einige Zeichen des Leben von ſich gab und nach fünf Minuten noch nicht todt war, ſo band man es von Neuem, um es den Steinwürfen Preis zu geben. Derſelbe Beobachter ſah hölzerne Scheiben aufgerichtet, an denen eine Ratte mit dem Schwanze ſo befeſtigt war, daß ſie mit ihrem hängenden Körper den Mittelpunkt der Scheibe bildete, wornach man mit Stechbolzen ſchoß, ſo daß das Thier unzähligemal durchbohrt wurde, ehe es ſtarb.

In einem neulich erſchienenen Schriftchen des Titels: »Nothgedrungener durch viele Beiſpiele erläuterter Aufruf an alle Menſchen von Gefühl und Nachdenken zu gemeinſchaftlicher Beherzigung und Linderung der unſäglichen Leiden der in unſerer Umgebung lebenden Thiere« (Stuttgart bei Steinkopf 1832), werden Züge, wie Folgende, mitgetheilt: Ein Bauernburſche haut im Reiten oder Fahren einer ihm in den Weg laufenden Katze mit der Peitſche ein Auge aus, was lange Leiden und zuletzt den Tod des Thieres herbeiführt. Knaben, einem nicht niedrigen Stande angehörend, verabreden ſich zu einem mörderiſchen Angriffe auf ein Hausthier, ſchleppen es hinter einen Gartenzaun

und ſchlagen es halb todt. Das Thier rafft die letzten Kräfte zuſammen, um zu ſeinen Eigenthümern zu kommen, die ſich ſeinen Leiden durch einen ſchnellen Tod ein Ende zu machen, genöthigt ſehen. Einem Manne, dem eine Katze Fleiſch geſtohlen, muß ſeine Frau das Thier halten, damit er ihr die Pfoten abhacken kann. Ein Arzt ſchlägt, um einen Heilverſuch zu machen, einer Katze den Fuß entzwei, und wiederholt nachher an *demſelben* Thiere dieſe Grauſamkeit. Kleine Kätzchen, noch nicht von der Muttermilch entwöhnt, und anderer Nahrung noch unfähig, ſetzt man auf die offene Straße hin, dem Hungertode, den Mißhandlungen von Gaſſenjungen, dem Zerriſſenwerden von Hunden, dem Ueberfahrenwerden u. ſ. w. Preis gegeben. Geräth ein ſolches Thierchen in ein Haus hinein, ſo wird es wohl (wie der Verfaſſer ſelber ſah) mit zornigem Fußtritte in die Straße zurückgeſchleudert. Eine Dame ſchneidet einem Vogel, damit er das mit ihm ſpielende Kind nicht picken kann, den Schnabel ab und das Thier muß nun, unfähig, ſeine Nahrung zu erfaſſen, Hungers ſterben *). Ein Menſch ſchleicht ſich aus Bosheit in einen Hühnerhof, gräbt einen Pfau bis an die Kehle in die Erde und überläßt das Thier dem qualvollen Erſtickungstodte. Einer Katze (oder, wie ich ſelber ſah, einem Hunde) wird aus Zorn mit einem Mordinſtrument ein Loch in den Leib geſtoßen (ein Meſſer in den Leib geworfen), ein Hinterbein gelähmt oder abgeſchlagen, daß das Thier nach mehrtägigen Leiden elend verſcheiden (oder bis zu ſeinem Aufkommen viele ſchmerzvoll fieberhafte Tage und Nächte hinbringen) muß. Muthwillige Jungen binden Fröſche an einen Reif und werfen ſie in den See, um an dem Leiden des vergeblich nach Befreiung ringen-

*) Ich weiß einen Mann, der einem Vögelchen, weil er glaubte, es werde erblindet ſchöner ſingen, unbedenklich die Augen ausſtach und ſich ſehr verwundert zeigte, als man ihm dieß als eine Grauſamkeit zum Vorwurf machte.

den Thieres die Augen zu weiden (oder man ſchneidet den Fröſchen die Hintertheile ab und wirft ſie zu langwieriger Todesqual ſo verſtümmelt hin). Den im Neſt ſitzenden alten Vögeln werden die Flügel zuſammengeleimt, daß die Alten mit den Jungen Hungers ſterben, oder den brütenden Alten werden weiße, runde Kieſelſteine untergelegt, daß ſie ſich daran zu Tode brüten. Feldmäuſen werden ſpitzige Hölzchen durch das Rückenfell geſteckt, damit ſie nicht in ihre Löcher zurück können u. ſ. w. Abgemattet, lechzend von Durſt werden Kälber mit Hunden gehetzt und mit ſchmerzlichen, oft blutigen Biſſen in Angſt, Schrecken und Hitze hineingejagt. »Eben ſo quälend, ja noch quälender als das Hetzen wird es, wenn man die Kälber in haſtiger Eile zuſammen packt, nicht anders, als ob man Holz oder Steine lüde. In welche peinliche Lage, beſonders in heißen Sommertagen werden da die zuſammengepreßten Thiere verſetzt! Manche kommen wohl gar an den Rand des Wagens oder in die Nähe eines Rades zu liegen. So werden ſie denn wund gerieben und blutig auf die Schlachtbank gebracht. Ich ſah einen Fuhrmann, der unwillig über das Jammergeſchrei eines Kalbes, deſſen Kopf hinten am Wagen herunter hing, ſtatt ihm ſeine ſchmerzhafte Lage zu erleichtern, mit barbariſchen Geißelhieben auf daſſelbe hineinſchlug. Das Herz blutet dem fühlenden Zuſchauer und doch darf man es kaum wagen, dem rohen Menſchen eine Vorſtellung zu machen, weil man befürchten muß, er werde ſich dafür durch noch grauſamere Behandlung des armen Thieres rächen.« — »Warum müſſen jene ſchon geraume Zeit auf dem Schragen liegende Kälber, ihre Köpfe weit herunterhängend, ſo lange auf ihren Tod warten und das Todesgefühl an den bereits abgeſchlachteten Thieren und an den auch zu ihrer Abſchlachtung ihnen ſichtbar genug getroffenen Anſtalten ſo bitter voraus empfinden? O ſieh doch die angſtvollen, gleichſam um Hülfe flehenden Blicke!«

Wer hat nicht ſchon durch Elend und Anſtrengung zum Skelett entſtellte Pferde vor ungeheuern Laſten aufs fürchterlichſte und unſinnigſte zerpeitſchen und zerprügeln geſehen? Man hat einen Kupferſtich von Hogarth, auf welchem er die Martern, die man in England dem Zugvieh anthut, auf eine ergreifende Weiſe veranſchaulicht. In England ſollen jährlich Tauſende von Pferden durch unnatürlich wildes Fahren und Reiten zu Grunde gerichtet werden. »Die vor Alter ganz entkräfteten und kranken Thiere, ſagt ein Beobachter, müſſen dem Franzoſen gleichen Schritt mit den tüchtigen halten. Ich habe geſehen, wie vor einer Diligence ein auf einem kranken Hufe leidendes Pferd, welches ſich in der Ruhe kaum aufrecht erhalten konnte, ſeinen Dienſt gleich den geſunden verſehen mußte und der von mir auf den Zuſtand des Thieres aufmerkſam gemachte Schaffner wunderte ſich gar über meine Bemerkung. Dieſe im Dienſte ſo mißhandelten Creaturen werden dazu noch ſchlecht gepflegt. Mit einer Kleinigkeit könnte man ihnen oft zu Hülfe kommen, allein der Franzoſe kümmert ſich hierum nicht. Er pflegt einen durch Vernachläſſigung ſich bildenden Schaden gehen zu laſſen, wie er will, und das Thier zu brauchen nach wie vor.« »Wem gelten, heißt es in dem obenerwähnten Schriftchen über die Leiden der in unſerer Umgebung lebenden Thiere, jene Menſchen und Thiere erſchreckenden, weitſchallenden Geißelhiebe? Jenen Pferden, die eine alle ihre Kräfte überſteigende Laſt fortbringen ſollen und mit aller Anſtrengung es nicht vermögen. »Hau ihnen recht unten hinauf!« hört man einen rohen Bauernknecht ſchreien; der Schrei wird befolgt. Gerade auf die empfindlichſten Theile des Körpers werden die Hiebe gerichtet. Vor Schmerz und Schrecken fahren die unglücklichen Geſchöpfe zuſammen. Sieh nur die Jammerblicke der Thiere; ſie ſcheinen ſagen zu wollen: Schone doch, wir thun ja das Aeußerſte! Sieh ihre hochaufſchwellende, mit

Seufzern beladene, keuchende Bruſt! Aber ihre Quäler haben ſteinharte Herzen. Doch eine noch himmelſchreiendere Bosheit ſtellt ſich mir dar in jenem Unmenſchen, der eine gähe Staige hinaufjährt und da bei allem Toben, Schlagen und Fluchen das Unmögliche nicht möglich wird, und die zu ſchwachen Pferde nicht von der Stelle kommen, ſich Zweige von einem Dornbuſche bricht und mit ſinnloſer Wuth auf die Pferde einhaut. - So geht es da zu, wo das Reich Chriſti, die Heilsanſtalt der erlöſenden Gnade iſt. Vernehme man dagegen, wie ein armer Beduine in der Verkehrtheit und Verderbtheit ſeiner durch keine chriſtliche Heilsanſtalt und keine Einflüſſe der erlöſenden Gnade angeregten und dem Verderben entriſſenen Menſchennatur gehandelt. Sein ganzer Reichthum beſtand in einer ſchönen Stute, welche der franzöſiſche Conſul für ſeinen König zu kaufen wünſchte. Er ließ dem Araber Anerbietungen machen, welche dieſer mit Unwillen von ſich gewieſen haben würde, wenn er nicht ganz arm geweſen wäre und nur genug gehabt hätte, um die dringendſten Bedürfniſſe zu befriedigen Eine elende Hütte ſchützte ihn kaum vor dem Wetter; ſeine Frau und Kinder kamen faſt um vor Hunger; die gebotene Summe war beträchtlich und reichte hin den Zuſtand der Familie zu verbeſſern. Nach langem Zögern entſchloß er ſich endlich, beſtieg ſeine Stute und ritt ſie vor das Haus des Conſuls. Man zählt ihm Gold hin, er betrachtet es und wirft liebevolle Blicke auf den Gegenſtand, von welchem er ſich trennen ſoll. Mit einemmale ruft er: »ſoll ich mich von dir trennen, treuer Gefährte meiner Gefahren! Soll ich dich dieſen Ungläubigen übergeben, die dich einſperren, martern und unglücklich machen werden! Nein, nein! Komm wieder mit mir, meine Schöne, mein Schatz, mein Juwel und erfreue noch lange das Herz meiner Kinder!« Und er ſchwang ſich wieder auf das Pferd und galoppirte davon.

VI.

Ueber die theologiſchen Vorſtellungen von göttlichen Strafgerichten und göttlicher Vorſehung.

Von der Art, mit welcher man von theologiſcher Seite auf die in Betreff des Strafgerichtglaubens gemachten Bemerkungen des Sendſchreibens an Kindler geantwortet hat, ſind einige Beiſpiele Folgende.

Pſalm 91 wird dem Frommen und zwar in ausdrücklicher Beziehung auf mörderiſche Seuchen verheißen: »Ob Tauſend fallen zu deiner Seite und Zehntauſend zu deiner Rechten, dich trifft es nicht! Du wirſt mit deinen Augen ſchauen, wie den Gottloſen vergolten wird, denn der Herr iſt deine Zuverſicht, den Höchſten haſt du zur Zuflucht genommen. Es wird dir kein Uebel begegnen und keine Plage wird ſich deiner Hütte nahen *).« Nun wird gleichwohl zugegeben, daß Seuchen auch den Frommen wegraffen können, ſo daß zugeſtändlich die Erfahrung das Wort Gottes widerlegt. Dieſer in dem Schriftchen über die Cholera Morbus bemerklich

*) Hiemit im Widerſpruch heißt es Pred. Sal. 8: »Es gehet einem wie dem andern, es begegnet einerlei Geſchick dem Gerechten, wie dem Gottloſen, dem Guten und Reinen, wie dem Unreinen. Das iſt das ſchlimmſte Ding vc.: allen, daß es einem gehet wie dem andern, daher auch das Herz der Menſchen voll Arges wird und iſt Tollheit in ihrem Herzen.. So berichtet Thucydides, daß während der athenienſiſchen Peſt, da man ſah, wie die Guten und Frommen eben ſo wie die Gottloſen ergriffen und getödtet wurden, alle Religioſität und alle Bemühung um das Gute und Edle aufgehört habe und nur, was perſönlichen Vortheil und Genuß brachte, begehrt und geſucht worden ſey.

gemachte Widerſpruch wird ſo gelöſt: der Fromme ſey inſofern vor der Seuche ſicher, als ſie für ihn, wenn ſie ihn auch trifft (aber dieß kann ſie der Bibel zu Folge nicht) kein Strafgericht Gottes ſey.

In der Predigt, die den Anlaß zu dem genannten Schriftchen gab, war geſagt worden: da die früheren milderen Straftgerichte Gottes, wie Theuerung, Hungersnoth, Hagelſchlag, Ueberſchwemmungen, keine Beſſerung bewirkt hätten, ſo habe nun Gott eine noch ſchärfere Zuchtruthe für das gottloſe Geſchlecht gewunden, das ſey die orientaliſche Cholera.

Dagegen bemerkte ich, daß, da durch eine Menge unglücklicher, natürlicher und ſocialer Zuſtände, Lagen und Verhältniſſe, durch Druck, Noth, Elend und Leiden tauſendfacher Art, die Entwicklung des Guten, die ſittliche Erhebung und Veredlung des größten Theils des Menſchengeſchlechts ſo ſehr erſchwert, ja unmöglich gemacht werde, ich es, wenn Beſſerung beabſichtigt werde, für kein zweckmäßiges und weiſes Verfahren anſehen könne, jene Menge bereits vorhandener Hemmungen durch Hinzufügung neuen, außerordentlichen Unglücks und zerrüttender Verhängniſſe zu verſtärken und zu vermehren, da vielmehr Minderung deſſelben, ein weniger durchs Aeußere niedergedrücktes, drang- und ſorgenvolles Daſeyn dem größten Theil der Menſchheit Noth thue, um zu einem ſittlich beſſeren Zuſtande gelangen zu können *).

Hierauf wird geantwortet: daß es keine Umſtände, Lagen und Verhältniſſe gebe, die die Beſſerung oder Bekehrung unmöglich machten, oder wenn es ſolche gebe, ſo ſey der Unglaube Schuld — indem das geforderte Glauben als in jedes Menſchen bloßer Willkür ſtehend betrach-

*) Welcher Verſtändige wird wohl meinen, daß durch Theuerung, Hungersnoth, Hagelſchlag und dergl. die rohen Volksklaſſen humaniſirt und der darbende Pöbel eines Staates könne entwildert und veredelt werden?

tet wird. Dabei wird gelärmt, daß ich dem Menſchen alles ſittliche Vermögen abſpreche, äußern Einflüſſen eine unbedingte Macht über das menſchliche Gemüth einräume und das Böſe bloß für ein aus Schuld der äußern Umſtände nicht aufgekommenes oder verkümmertes Gutes (!) halte *), daß man nach den Aeußerungen des Sendſchreibens meinen ſollte, alle äußerlich Glücklichen müßten eben darum, weil ſie dieß ſind, auch ſittlich gute Menſchen ſeyn, daß man mittelſt einer ſo leichtfertigen Philoſophie, wie die meinige ſey (ſolche Anſichten, wie die mir hier aufgebürdeten ſind Verächtlichkeiten und keine Philoſophie) dahin käme, den Grund des Böſen überall nicht im Willen, ſondern in den Verhältniſſen und Umſtänden zu ſuchen und den innern Menſchen als ganz von Aeußerlichkeiten und Zufälligkeiten abhängig denken zu müſſen — wiewohl in den von mir gemachten Aeußerungen nichts, als dieß gewiß von keinem Verſtändigen Widerſprochene liegt: daß die Entwicklung der ſittlichen Kraft des Menſchen gewiſſen Bedingungen unterworfen und daß nicht bei allen, daß bei den wenigſten Menſchen derjenige Grad entwickelter Geiſtes- und Willenskraft voraus zu ſetzen ſey, der allen Einflüſſen drückender, gemüthverſtimmender, beſinnunghemmender Zuſtände, Verhältniſſe, Lagen und Schickſale gewachſen iſt.

Ich habe ferner bemerkt, daß durch verheerende Seuchen erfahrungsgemäß keine Beſſerung, ſondern nur durch

*) Ich bin wahrlich weit entfernt, z. B. das Läugnen und Beſtreiten der offenbarſten Wahrheiten und den bewußten Gegenſatz gegen das Gute und Edle, deſſen ſich die Art von Gläubigen, mit der ich es hier zu thun habe, ſchuldig macht, für ein durch Schuld äußerer Umſtände verkümmertes Gutes zu halten, ſondern halte es für ein ganz eigentliches, poſitives Böſes, ja für eine Erſcheinung desjenigen tiefſten, innerſten, geiſtigſten Böſen, welches Chriſtus die nicht zu verzeihende Sünde wider den heiligen Geiſt genannt.

Auflösung der gesellschaftlichen Bande und Verwirrung der Verhältnisse Verschlechterung, Verwilderung, Entfesselung der Selbstsucht und Bestialität erzeugt werde, daß die mörderische Gewalt der Krankheit mit psychologischer Gesetzlichkeit erst Schrecken, dann Abstumpfung der Gefühle und Gleichgültigkeit erzeuge, daß die Regungen zur sittlichen und religiösen Sinnesänderung, die durch die drohende Gefahr hervorgebracht würden, als auf einem vorübergehenden Schrecken beruhend, der Natur der Sache nach nur flüchtig und ohne Halt seyen, daß somit nicht zu glauben sey, daß Gott, wenn er Besserung beabsichtige, auf so zweckwidrige Weise zu Werke gehe und überhaupt nicht Schicksale von ihm verhängt seyn könnten, die die Menschen vielmehr schlechter als besser zu machen, und das Böse im Menschen zu begünstigen und zu entfalten, nach psychologischen Gesetzen geeignet sind.

Darauf wird geantwortet, daß man daraus, daß solche Schicksale nicht Besserung erzeugten, eben die erschreckliche Halsstarrigkeit und Bosheit der Menschen ersehe, daß es auch in Gottes Plan liege, dem Bösen Anlaß und Gelegenheit zu geben, sich zu offenbaren, daß solche Verhängnisse zunächst und hauptsächlich strafen, nicht bessern sollen, und daß mancher gleichwohl dadurch gebessert werden könne.

Ich habe darauf aufmerksam gemacht, daß Schrecknisse der Natur, die für die theologische Betrachtung Verhängnisse Gottes in Beziehung auf die moralische und religiöse Beschaffenheit der durch diese Uebel betroffenen Menschen sind, sich als bloße Naturwirkungen kund geben, die sich gegen die moralische und religiöse Beschaffenheit der durch sie betroffenen Menschen ganz gleichgültig verhalten, wozu ich viele Zeugnisse der Erfahrung und Geschichte beigebracht, wie daß Kinder und Erwachsene, Menschen und Thiere, Fromme und Nichtfromme von Seuchen und andern angeblichen

Strafgerichten Gottes in gleicher Weiſe behandelt würden, daß ſolche an einigen Gegenden der Erde einheimiſch und vorherrſchend, andere Orte dagegen davon frei oder freier ſeyen, ohne Zweifel aus bloß natürlichen Gründen und ohne Rückſicht auf die Bewohner und ihre innere Beſchaffenheit, daß viele Menſchen bloß wegen ihres gewerbsmäßigen Umgehens mit einem die Anſteckung abhaltenden Stoffe, von Seuchen befreit blieben, wie die ägyptiſchen Oelträger vor der Peſt, wo nicht zu glauben, daß dieſe Menſchen ſämmtlich zugleich aus innern Gründen verſchont würden, daß zuweilen nur ein Geſchlecht oder ein gewiſſes Lebensalter — gewiß nicht ſeiner vorzüglichen Strafbarkeit wegen — betroffen würde, wie einſt zu Rom eine Seuche der Frauen ſchonte, oder zu und bei Orford nur alle in demſelben Jahre gebornen Knaben und kein einziges Mädchen ſtarben und ſo fort. Hiegegen ſagt Herr Prof. Dr. Höfling: daß Schuldige und Unſchuldige, Bekehrte und Unbekehrte auf gleiche Weiſe betroffen würden, ſey deßhalb nicht anſtößig, weil dergleichen Strafgerichte, wie Seuchen ſind, nicht die letzten, abſchließenden Gerichte Gottes ſeyen und die »gerechte Vergeltung« dem jüngſten Tage übrig bleibe (vorläufig alſo vergilt Gott ungerecht und erſt ſchließlich gerecht). Die Kinder, in ſofern ſie unſchuldig oder erlöſt ſeyen — denn inſofern die Erbſünde in ihnen ſey, erführen ſie ſolche Strafgerichte, wie Seuchen ſind, als Schuldige — würden, wie auch das Vieh, von der Seuche nicht in ſtrafgerichtlicher Bedeutung betroffen.

Es iſt unnöthig, die Nichtigkeit ſolcher Entgegnungen förmlich und ausführlich darzuthun. Doch ſey zur weitern Ausführung des im Sendſchreiben Angeregten und um die Abſurdität der theologiſchen Annahmen von göttlichen Strafgerichten und göttlicher Vorſehung zu noch unabweislicherer Klarheit zu bringen, Folgendes hinzugefügt.

»Man ſollte erwarten, ſagt Herr Pfarrer Wild, daß unter den Chriſten doch wenigſtens die wahrhaft Gerechten unter den von Gott verhängten Plagen nicht mitleiden dürften. Beſtätigt denn nun aber die Erfahrung dieſe Erwartung? Allerdings wird noch immer mancher Loth aus Sodom ausgeführt, ehe es zerſtört wird. Wenn man aber dieß für alle Gerechte fordern wollte, verlangte man nicht die größten Abgeſchmacktheiten?« Wie, Herr Pfarrer! Abgeſchmacktheit ſollte es ſeyn, zu verlangen, daß der gerechte und allmächtige Gott, wenn er ſtraft, die gleich Guten und Frommen auf gleiche Weiſe behandeln und ſie nicht mit den Frevlern zuſammen werfen ſolle? »Soll Gott etwa machen, fährt Herr Wild fort, daß, wenn die Erde ſich öffnet, um eine Schaar von Böſewichtern zu verſchlingen, die Frommen, die unter ihnen ſind, in die Höhe fallen, anſtatt in die Tiefe?« Allerdings iſt von Gott, wenn er ein gerechtes und allmächtiges Weſen iſt, zu erwarten und zu fordern, daß er, wenn er die Gottloſen ſtraft, die Frommen davon trenne und auf irgend eine Weiſe vor der den Gottloſen zugemeſſenen Strafe bewahre. »Soll Gott machen, daß, wenn ein Sturm tobt, die Waldbäume, die einem Guten gehören, nicht mit umgeriſſen werden?« Allerdings ſoll Gott, der Allmächtige, machen, daß die blinde Naturkraft, die er toben läßt, nur in den von göttlicher Weisheit, Güte und Gerechtigkeit ihr angewieſenen Schranken tobe. »Soll denn Gott fortwährend Wunder thun?« Ei freilich, wenn's nöthig iſt. Stellt uns denn nicht das Chriſtenthum und die Bibel Gott als ein Weſen dar, das fortwährend zum Beſten der Frommen Wunder zu thun bereit iſt und Wunder thut? Nehmen die Bitten der Gläubigen nicht fortwährend Gottes Wundermacht in Anſpruch und iſt das chriſtliche Vertrauen auf Gottes Schutz, Führung und Weltregierung nicht ein Vertrauen auf ſeine fortwährend thätige Wundermacht?

»Einſt, ſagt Herr Wild, hat auch Voltaire, in ſeinem Gedichte über das Unglück Liſſabon's vom Tode der Kinder ein Argument hergenommen wider die Meinung, als ſey jenes Unglück zur Strafe geſchehen. Wollt ihr, ſpricht er, beim Anblicke der gehäuften Opfer mir ſagen: Gott hat Rache geübt; ihr Tod iſt der Lohn der Sünden; welcher Sünde könnt ihr dieſe Kinder zeihen, die, an der Mutter Bruſt zerſchmettert, im Blute ihr ſeht? Darauf entgegnet Maiſtre in ſeinen Geſprächen über das Walten der göttlichen Vorſicht: Wenn Gott irgend eine Geſellſchaft wegen der Sünde ſtraft, die ſie begangen hat, ſo übt er auf die nämliche Weiſe Gerechtigkeit, wie wir ſelbſt bisweilen ſie üben, ohne daß Jemanden einfällt, darüber Klage zu führen. Eine Stadt empört ſich; ſie ermordet die Repräſentanten des Souverains, ſie ſchließt ihm die Thore, ſie wird genommen. Der Fürſt läßt ihre Mauern ſchleifen, und erklärt ſie aller ihrer Privilegien verluſtig. Niemand wird dieſes Urtheil unter dem Vorwande der Unſchuldigen, die in der Stadt eingeſchloſſen waren, mißbilligen.« Sicher wäre das Verfahren des Fürſten auf's Höchſte zu mißbilligen, wenn er es hindern könnte, daß die Unſchuldigen mit dem Schuldigen litten, und ſie dennoch leiden ließe. Der Gott unſerer Theologen aber als der Allmächtige, was der ſtrafende Fürſt nicht iſt, kann ſtets verhindern, daß die Unſchuldigen mit den Schuldigen leiden, muß es alſo auch, wenn er der Gerechte iſt.

Damit verderbliche Naturereigniſſe von vernünftigen und beſonnenen Menſchen für Strafgerichte Gottes gehalten werden könnten, wäre nöthig, daß ſich die angeblich in ihnen waltende Gerechtigkeit auch als ſolche zeigte und bewährte, und daß uns die ſie bewirkenden Naturkräfte nicht ihrer blinden, vernunftloſen Gewalt überlaſſen erſchienen, und Gott, wenn er wollte, daß wir ſie für ſeine Gerichte halten und uns von ihnen, als ſeinen Geſchicken

warnen und züchtigen laſſen ſollten, müßte ſie uns auch als ſolche und nicht als gegen die verſchiedenſte innere Beſchaffenheit der Menſchen ganz gleichgültige reine Naturereigniſſe erſcheinen laſſen; müßte mit ſeinem Gerichte nur Weſen treffen, bei denen es nicht ungerecht und unvernünftig erſcheinen muß, Züchtigung und Strafe eintreten zu laſſen, müßte nicht einen Theil der Menſchen ſtrafen und einen andern uns als gleich ſtrafwürdig oder noch ſtrafwürdiger bekannten nicht, müßte nicht ganze Menſchenalter hindurch die Schrecken ſeiner Gerichte zurückhalten und nur zu manchen Zeiten, in welchen es nicht ſchlimmer oder weniger ſchlimm, als in andern, ſtrafgerichtloſen zugeht, ein vorübergehendes Schreckniß erregen, um dann ruhig wieder zuzuſehen und alles gehen zu laſſen, wie es geht, nicht, während er ſchreckt und richtet, die Frommen und Guten in ganz derſelben Weiſe, wie die Frevler und Ruchloſen leiden und verderben laſſen, nicht zugeben, daß durch bloße Aeußerlichkeiten, durch das Gewerbe z. B., das ſie treiben, oder durch eine nationale Körperbeſchaffenheit ganze Maſſen von Menſchen, von denen nicht zu glauben iſt, daß ſie Gott ſämmtlich zugleich aus innern Gründen verſchonen wolle, vor ſeinem Gerichte ſicher ſind, wie die Oelträger (in Aegypten) vor der Peſt, die Kupferſchmiedte und die Arbeiter in den Kaffeeplantagen *) vor der orientaliſchen Cholera, die Juden ſelbſt noch in neuteſtamentlicher Zeit, wo man nicht mehr das Zeugniß Gottes für ſein auserwähltes Volk darin wird erkennen wollen, vor Anſteckungen mancher Art; wie man zu Copenhagen, Baſel und Nymwegen beobachtet hat, daß während des heftigſte.: Wüthens anſteckender

*) Auf der weſtindiſchen Inſel Cuba hat man die Erfahrung gemacht, daß in den Zuckerpflanzungen die Arbeiter in Menge an der Cholera ſterben, dagegen alle Kafeeplantagen, ſelbſt wenn ſie zwiſchen jenen in der Mitte liegen, von der Seuche gänzlich verſchont bleiben.

Krankheiten unter den christlichen Bewohnern die Juden von aller Ansteckung unbetroffen blieben *). Was würde man wohl von einem Lehrer oder Erzieher sagen, der lange Zeit seinen Schülern oder Zöglingen alle Vergehun-

*) Daraus erklärt sich mit größter Wahrscheinlichkeit die Sage, daß die Israeliten von den ägyptischen Plagen d. h. von einer mit andern außerordentlichen Naturerscheinungen, wie auch sonst der Fall ist, begleiteten Epidemie, verschont geblieben.

Heidnischen Geschichtschreibern zu Folge sind die Israeliten wegen ihrer Krätzigkeit und Aussätzigkeit nach einem Orakelspruche des Jupiter Ammon aus Aegypten getrieben worden. Die den Juden schon damals eigenen Hautkrankheiten hielten wahrscheinlich die epidemische Ansteckung von ihnen ab (so wie, wenn mir recht ist, auch neuerlich beobachtet worden, daß Krätzige von der Cholera Morbus nicht angesteckt würden) und dieses Freibleibens des ohnehin verabscheuten Volksstammes wegen wandte sich die Erbitterung des Volkes gegen denselben (so wie sie sich im 14. Jahrhundert gegen die auch von der Krankheit dieser Zeit weniger befallenen Juden wandte); man glaubte, das Unglück des Landes sey von den Israeliten verursacht (etwa wie man einst zu Rom auf das von der Seuche verschonte weibliche Geschlecht Verdacht warf und mehrere hundert Matronen als Hexen zum Tode verdammte); daher man auch wohl durch Gegenzauber die Krankheit zu wenden suchte, und da dieß vergeblich war, so trieb man endlich nach hinzugekommenem Götterspruche den verhaßten Volksstamm schleunigst zum Lande hinaus.

Will man hingegen in dem Freibleiben der Israeliten von den ägyptischen Plagen den Finger Gottes und sein Zeugniß für sein auserwähltes Volk erblicken, so muß man es consequenterweise auch in dem Freibleiben der Juden von epidemischen Krankheiten der Christen, unter welchen sie leben, und die Juden können sich mit demselben Rechte als einstens gegen die Heiden, noch fortwährend gegen die Christen auf diese Erscheinungen berufen. Dann sind die Juden noch heutzutage als das auserwählte Volk Gottes, das Christenthum aber als eine falsche Religion zu betrachten und es muß uns als die heiligste Pflicht erscheinen, uns so bald als möglich beschneiden zu lassen.

gen, allen Unfug ohne Zeichen des Mißfallens hingehen ließe, dann aber, ohne zu erkennen zu geben, warum gerade jetzt, plötzlich drein schlüge, nicht aber alle, nicht gerade die Schuldigen oder vorzüglich Strafbaren, sondern nur einige züchtigte, von denen nicht zu sagen wäre, warum gerade sie vor allen andern leiden müßten, ja selbst solche, die sich am meisten beeiferten, ihm wohlgefällig zu seyn, andere dagegen höchst Strafbare gar nicht strafte; dann wieder nach vollbrachtem Züchtigungswerke ruhig zusehend, alles wieder gehen ließe, wie es ginge? Ganz einem solchen Lehrer oder Erzieher ist der Gott unserer Strafgerichtgläubigen gleich.

»Die Heiden, sagt Herr Höfling, sind, wie zurechnungs-, so auch besserungsfähige Sünder und eine Bekehrung in ihrer Art kann gar wohl auch bei ihnen statt finden. Das Recht, auch unter den Heiden zu richten, hat Gott noch nie aufgegeben« u. s. w. Herr H. will damit die Behauptung rechtfertigen, daß Gott mit mörderischen Seuchen, die er über die Heiden verhänge, auch bei diesen Besserung bezwecken könne und bezwecke. Bezweckt Gott bei den Heiden durch mörderische Seuchen Besserung, so muß er — anders läßt sich's nicht denken — durch solche Schreckenserscheinungen bei diesen Menschen die Vorstellung, daß das göttliche Waltende über ihr Thun und Lassen zürne, zu erwecken und sie durch die so erregte Furcht zur Aenderung ihres Thuns und Lassens zu bewegen die Absicht haben und dieser Absicht gemäß seine Schickung einrichten. Dagegen aber erzählt uns Thucydides, daß man während des Wüthens der Pest zu Athen alle Furcht vor den Göttern verlor, weil man sah, wie alle ohne Unterschied umkamen, die Gottesfürchtigen, wie die Andern. Hier also bewirkte der theologische Gott durch sein Verhängniß Gleichgültigkeit und Furchtlosigkeit, welche machte, daß man sich, wie Thucydides berichtet, um nichts Edles und Gutes mehr bemühte, sondern allein nach sinn-

lichem Genuß und persönlichem Vortheil haschte. Hatte hier Gott die Absicht zu bessern, verkehrter, unzweckmäßiger, mit weniger psychologischer Einsicht konnte er diese Absicht nicht auszuführen suchen. Schon das Sendschreiben hat Folgende für den Strafgerichtglauben so wichtige Bemerkung Schnurrer's angeführt: »Was schon Thucydides von der Pest zu Athen beobachtete, zeigte sich auch hier und in so vielen der folgenden Pesten bis auf Boccacio und die neuesten Zeiten herab: der Schrecken des Todes erregte zuerst Furcht und alsdann Leichtsinn, weil das so häufig vorgehaltene Bild des Todes mit diesem vertrauter machte.« Sehen wir jedoch von der auf den Schrecken folgenden Abstumpfung und Gleichgültigkeit gänzlich ab, und bleiben bloß bei der den Heiden erregten Furcht vor der Gottheit stehen, so tritt ein anderer Anstoß hervor. Da nämlich die Heiden den wahren Gott nicht kennen und an Abgöttern hangen, so schreiben sie der Macht und dem Zorn dieser von ihnen geglaubten Wesen das schreckende Verhängniß zu und werden so in der Abgötterei bestärkt. Suchen dann die Geschreckten ihre Götter gar durch gräuelhafte Gebräuche heidnischen Aberglaubens zu begütigen *), so trifft den theologischen Gott der Vorwurf, diese Menschen sogar zu Gräueln angeregt und zur Mehrung inhumanen, barbarischen Aberglaubens bewogen zu haben. Der theologische Gott ist so ein Förderer des Irrthums, der Inhumanität und Barbarei. In Creuzer's Symbolik und Mythologie der alten Völker heißt es über Etrurien: »Die mit heißen Dünsten geschwängerte Atmosphäre, so wie der Grund und Boden selbst, zeigten viele Abweichungen vom gewöhnlichen Naturlauf; Meteore und Erdphänomene ꝛc.

*) Wie viel abscheuliche Menschenopfer mögen in schreckenerregenden Krankheitszeiten dem Moloch-Kronos der alten Völker gefallen seyn!

waren dort gewöhnlich. Dahin gehören die häufigen Erdbeben, welche bisweilen ganze Städte zerstörten, Berge der Erde gleich machten, Seen auf der Ebene entstehen ließen, während andere gänzlich von der Erdoberfläche verschwanden, ferner Spalten und Abgründe, welche plötzlich da entstanden, wo früher fester Boden gewesen, endlich dumpfes unterirdisches Getöse. Alle diese Dinge waren natürlich Hauptgegenstände der Verehrung der abergläubigen Etrurier und da sie für Anzeigen schweren Zorns der Götter und großen drohenden Unglücks galten, so erforderten sie große, oft harte und grausame Sühnungen.« Diesen Aberglauben, diese Grausamkeiten also hätte Gott, wenn er diese Schrecknisse der Natur als Strafgerichte über Etrurien verhängt hätte, hervorgerufen und genährt, entweder absichtlich oder aus Unbedachtsamkeit, was Beides undenkbar ist und es ist somit nothwendig, um nicht in Gotteslästerung zu verfallen, jene Naturerscheinungen, als nicht durch göttliche Vorsehung verhängt zu betrachten.

Obige aus Creuzer's Symbolik ꝛc. angeführte Stelle kann zugleich zu folgender des Sendschreibens ein Beleg seyn: »Manche Gegenden der Erde sind bloß ihrer Lage und natürlichen Beschaffenheit wegen den Schrecknissen der Natur, der verheerenden Macht der Elemente, der Erdbeben und Seuchen mehr als andere unterworfen, die aus gleichem Grunde weniger davon erfahren und diese Natur der Erdtheile und Länder bleibt sich auch gleich, wenn die Bewohner derselben wechseln und ihr Glaube, ihr moralischer und religiöser Charakter sich ändert. In Beziehung auf das große Erdbeben, das Lissabon zerstörte, schrieb Kant: die Erdbeben haben gewisse Länder von jeher erschüttert ohne Unterschied der alten und neuen Einwohner und das christliche Peru wird eben so gut bewegt als das heionische« u. s. w. Entgegne man auf diesen Einwurf gegen den Strafgerichtglauben ein bestimmtes und vernünftiges Wort! Strafgerichte Gottes können doch

nicht an gewiſſen Stellen der Erde, die Bewohner mögen ſeyn, welche und wie ſie wollen, ſtändig ſeyn.

»Es iſt bekannt, ſagt Herr Höfling, daß die ganze damalige (heidniſche und catholiſch-chriſtliche) Erſcheinungsform der Religion mit Aberglauben durchflochten war, aber kein Vernünftiger *) wird behaupten wollen, daß dabei gar keine Herzensfrömmigkeit habe Statt finden können.« Damit ſoll geſagt ſeyn, daß überall und zu jeder Zeit durch die unglücklichen Ereigniſſe, die als Strafgerichte Gottes zu betrachten ſeyen, Beſſerung bewirkt werden könne, ungeachtet des damit im Spiel kommenden Aberglaubens. Geſchichte und Pſychologie vertragen ſich nicht mit dieſem Satz. Es giebt religiöſe Zuſtände der Völker und Zeiten, welche es unmöglich machen, daß durch jene angeblichen Strafgerichte Gottes etwas Gutes bewirkt werde. Livius im achten Buch ſeiner römiſchen Geſchichte erzählt Folgendes: »Eine heftige Peſt in Rom brach aus. Man ſtellte, um die Gnade der Götter zu erlangen, ein Göttermahl an. Da aber weder menſchliche Mittel noch göttliche Hülfe die Gewalt der Krankheit milderten, ſo ſollen bei der abergläubiſchen Stimmung der Leute unter andern Mitteln zur Sühnung des göttlichen Zornes auch die Spiele der Bühne aufgekommen ſeyn; doch befreiten dieſe Spiele weder die Herzen von ihrer Götterfurcht, noch die Körper von ihrer Krankheit. Ja als eine Ueberſchwemmung die Spiele unterbrach, jagte ihnen dieß beſonders großen Schrecken ein, als hätten die abgewandten Götter die Sühnmittel zurückgewieſen. Da nun die Aufſuchung der Sühnmittel mehr die Gemüther

*) Es iſt dieß ein Beiſpiel von den p. 6 und 12 berührten Fällen, wo ſich Herr Höfling mit der ungeheuerſten Unbedachtſamkeit auf dieſelbe allgemeine Menſchenvernunft beruft, die er für gefallen, verkehrt und verderbt und keine Entſcheidung in Glaubensſachen zu geben fähig erklärt.

als die Krankheit die Körper quälte, so soll man auf ein altes Mittel zurückgekommen seyn, weil man sich erinnerte, daß vormals durch einen vom Dictator eingeschlagenen Nagel die Pest gedämpft worden sey. In dieser frommen Rücksicht beschloß der Senat einen Dictator zur Einschlagung des Nagels zu ernennen. Man erwählte hiezu den Lucius Manlius Imperiosus, der die so erlangte Gewalt tyrannisch mißbrauchte, bis er, da alle Bürgertribunen gegen ihn aufstanden, seine Dictatur niederzulegen gezwungen ward.« Niemand, wie man sieht, dachte daran, durch Besserung der Gesinnung und des Lebens die Gottheit versöhnen zu sollen, sondern ganz nur auf Gebräuche des Aberglaubens und Aeußerlichkeiten setzte man seine Hoffnung und man darf annehmen, daß jene Seuche nicht das geringste sittlich Gute gewirkt habe, noch bei solchem religiösen Zustande des Volkes habe wirken können.

Wenn Gott durch Seuchen strafen und bessern wollte, so hätte er veranstalten müssen, daß die durch dieselben betroffenen Menschen durchaus und jederzeit über die Bedeutung dieser Erscheinungen unterrichtet gewesen wären und ihnen hätte klar seyn müssen, daß, warum und zu welchem Zweck Gott strafe. Es ist zwar ein alter und verbreiteter Glaube gewesen, daß solche Erscheinungen, wie epidemische Krankheiten sind, Verhängnisse einer zürnenden Gottheit seyen; nicht aber war damit von jeher und durchaus die Vorstellung einer moralischen Beziehung des Verhängnisses verbunden, das dann, wenn es von Gott bestimmt war, zu Strafe und Besserung zu dienen, nothwendig seinen Zweck verfehlte. Daß die Gottheit wegen moralisch unrechten Gesinntseyns und Verhaltens strafe, zur moralischen Sinnesänderung auffordere, Besserung des Herzens verlange, dieß pflegt sich bei solchen Ereignissen Barbarei und Aberglaube nicht vorzustellen, sondern z. B. zu meinen, ein Götze zürne seiner beleidigten Götzenehre wegen, wie nach Homer geglaubt wurde, Apollo, durch

Agamemnon in seinem Priester beleidigt, habe eine Pest ins Heer der Griechen gesandt. Wie könnte beim Walten einer solchen Vorstellung Gott durch sein Strafgericht irgend einen der moralischen Zwecke desselben erreichen? Und wie könnte er, wenn er weiß, daß solche Zwecke nicht zu erreichen sind und niemand einzusehen vermag, was er mit seinem Verhängniß anzeigen und bewirken wolle, Menschen vergeblich erschrecken, peinigen und hinrichten? Und nicht einmal dieß, daß ein zürnender Gott strafe, ist bei solchen Erscheinungen immer und durchgängig die Meinung der Betroffenen gewesen, ohne daß man sie deßhalb einer freveligen Irreligiosität beschuldigen könnte, etwa wie von den Gläubigen unserer Tage denen geschieht, welche die strafgerichtliche Bedeutung unglückbringender Naturereignisse läugnen. Unwissenheit und Aberglaube waren es, die mitunter auf die Meinung führten, eine Epidemie sey durch böse Zauberkunst oder Vergiftung bewirkt, so daß Argwohn, Haß, Verfolgung, Gewaltthat und grausame Racheübung an Schuldlosen die heillosen Folgen des angeblichen göttlichen Verhängnisses waren. Da es z. B. im Charakter einer zu Rom herrschenden Krankheit war, daß vorzugsweise Männer und Vornehme von ihr ergriffen wurden, so warf man Argwohn auf die Frauen, deren mehrere hundert als Hexen zum Tode verdammt wurden. Als jene schreckliche Seuche des vierzehnten Jahrhunderts wüthete, die man den schwarzen Tod genannt, und die eigenthümliche Körperbeschaffenheit der Juden ihnen, wie einst schon in Aegypten, Schutz vor Ansteckung verlieh, wurden sie der Hervorbringung der Krankheit beschuldigt, und da bei der allgemein herrschenden krankhaften Stimmung häufig die Fische abstanden und schwarze Flecken bekamen, schloß man auf eine absichtlich von den Juden hervorgebrachte Wasservergiftung. »In demselben Jahre, da das Sterben aufhörte, sagt die Limburger Chronik, da wurden gemeinlich die Juden in deutschen Landen

erſchlagen und verbrannt. Das thäten die Fürſten, Herren, Grafen und Städte, (ohne allein den Herzog von Oeſterreich) und man gab den Juden Schuld, daß ſie die Chriſten vergeben hätten, und daß ſie alſo ſehr geſtorben wären.« So mag auch einſt in Aegypten auf das von der herrſchenden Seuche freigebliebene iſraelitiſche Volk Verdacht geworfen und ihm die Verurſachung der Krankheit Schuld gegeben worden ſeyn, was hier zur Vertreibung, wie dort zur Verfolgung des fremdartigen, verachteten und verhaßten Menſchenſtammes den Antrieb gab (vergl. oben p. 77 die Anmerk.).

Es giebt unter den Krankheiten des Menſchengeſchlechts auch epidemiſche Tollheiten, wie ſich im 14. Jahrhundert eine, die ſich als unwiderſtehliche Tanzwuth äußerte, faſt über ganz Europa verbreitete. Faſt nackend, mit Blumen bekränzt, liefen die Befallenen, einander an den Händen haltend, durch die Straßen und tanzten beſonders bei Kirchen und Wallfahrtsorten, bis ſie ohnmächtig niederſanken, und ihnen der Leib aufſtieg, daß man ihn binden mußte. Noch 1520 ſah Felix Plater zu Baſel eine ſolche Kranke, mit welcher die Obrigkeit ſo lange eigends bezahlte Leute tanzen ließ, bis ſie endlich nach einem ganzen Monat aus Entkräftung vom Tanzen ablaſſen mußte und Horſt (epist. med.) kannte noch zu Ende deſſelben Jahrhunderts Weibsperſonen, die alljährlich gegen St. Veitstag hin von einer ſolchen Tanzwuth befallen wurden, daß ſie jedesmal zu einer Capelle bei Ulm eilten und dort bis zur Erſchöpfung tanzten. Wenn epidemiſche Krankheiten Verhängniſſe und Strafgerichte Gottes ſind, ſo iſt auch dieſe Tanzwutheepidemie für ein ſolches zu halten. Daß aber Gott ſeine Geſchöpfe, ſey es aus welchem Grund es wolle, verrückt mache und der Menſchheit ſolche grauſame Poſſen ſpiele, iſt doch wahrlich ein der Würde Gottes höchſt zuwiderlaufender, unziemlicher Glaube und eine

dem gebildeten und denkenden Menſchen unerträgliche Vorſtellung.

S. 11 des Sendſchreibens heißt es: »Was ſoll man vollends davon denken, wenn die Seuche auch unter dem Vieh wüthet, das nur ſeiner Natur folgen, weder ſündigen, noch ſich bekehren kann und ſomit ganz ohne Zweck gemartert und gemordet wird? Wodurch haben die armen Fiſche, Vögel, Hunde ꝛc. Ihres eifrigen Gottes Zorn erweckt? Sie können nicht einwenden wollen, ſolch qualvolles Hinſterben unſchuldiger Thiere und zurechnungsunfähiger Menſchen ſey ein nur begleitender, nicht im Plan und Willen Gottes liegender Umſtand der von ihm über die zu beſſernden oder zu beſtrafenden Menſchen verhängten Schickung; denn ohne Gottes Willen und Vorſicht kann nichts geſchehen und man ſagt ja von ihm, daß er ein liebender Vater aller ſeiner Geſchöpfe ſey. Auch giebt es beſondere Viehſeuchen, die die Menſchen gar nicht treffen. Das wären demnach blos über das Vieh verhängte Zorngerichte und »geſchwungene Zuchtruthen.« Wollten Sie aber dieſe Erſcheinung lieber ſo erklären, Gott verderbe das Vieh deßhalb, um durch ſeinen Verluſt die Menſchen zu züchtigen, ſo iſt wiederum zu ſagen, daß es ungerecht und grauſam iſt, wegen ſchuldiger Menſchen ein Uebel über unſchuldige Thiere zu verhängen. Daſſelbe gilt von andern Uebeln, die durch Naturereigniſſe über das Reich des Lebens hereinbrechen und die in Folge Ihrer Anſicht gleichfalls als göttliche Strafgerichte anzuſehen wären. Bei großen Ueberſchwemmungen ertrinken Thiere und Kinder eben ſo gut, als zurechnungsfähige Menſchen, gleichwie durch Feuerswuth nicht nur zuweilen erwachſene Menſchen verbrennen, ſondern noch leichter die zur Flucht unfähigen kleinen Kinder und das in ſeinen Ställen eingeſchloſſene Vieh.«

Hierauf, was das zur Sprache gebrachte qualvolle

Hinſterben des Viehes betrifft, antwortet Herr Höfling folgendermaßen:

»Vom Vieh zu ſprechen, das Herr Daumer auch mit in die Unterſuchung hineinzieht, werden uns unſere Leſer erlaſſen. Es liegt zu ſehr am Tage, daß es hier, wo von den moraliſchen und religiöſen Endzwecken Gottes mit der Menſchheit die Rede iſt, nicht mit in Betrachtung kommen kann. Wollte man daraus, daß Viehſeuchen für das Vieh keine Strafgerichte Gottes ſeyn können, den Schluß ziehen, daß auch Menſchenſeuchen für die Menſchen eine ſolche Bedeutung nicht haben können, ſo könnte man eben ſo gut daraus, daß auch das Vieh ſtirbt, folgern wollen, daß der Tod der Menſchen nicht der Sünden Sold ſeyn könne, und daß der Menſch überhaupt nur gerade ſo, wie das Vieh ſterbe.«

Wenn man ſich Gott als einen Barbaren denkt, dem das grund- und zwecklose Leiden eines Theils ſeiner Geſchöpfe gleichgültig iſt, ſo kann man allerdings nicht ſo ſchließen, wie ich. Dieſer Gott läßt der Menſchen wegen ein Naturübel losbrechen, das ſich nicht nur auf die Menſchen, die gezüchtigt werden ſollen, ſondern auch auf die Thiere wirft, bei denen keine Züchtigung beabſichtigt ſeyn kann; und daß dieß ſo nebenher geſchieht, daß grund- und zwecklos auch die Thiere mit den Menſchen gequält werden, iſt ihm zu gleichgültig, als daß er es hindern möchte. So denkt Herr Höfling von ſeinem Gott und findet es daher albern, daß ich das Vieh in die Unterſuchung gezogen. Für ſolche hingegen, die ſich Gott nicht als ein ſo barbariſches Weſen denken können, kann das Vieh hier allerdings, und zwar in höchſt wichtige, Betrachtung kommen, in eine Betrachtung, welche die gebräuchliche theologiſche Vorſtellung von einer Vorſehung, ohne deren Willen kein Sperling vom Dache fällt, ſomit auch die Annahme aufhebt, daß die Cholera Morbus von dieſer Vorſehung verurſacht worden ſey.

Herr Wild in ſeiner Schrift über göttliche Strafgerichte führt folgende Stelle von Köppen an: »Gott wirket Alles und in Allem und überall ſo, wie er will. Das, was er bloß zuläßt, oder nicht verhindert, iſt eben ſo gut ſein Werk, als wobei ſeine Kraft ſelbſt wirkſam einfließet. Ob er etwas wirkt unmittelbar oder mittelbar, ob er es thut durch höhere Geiſter, durch Menſchen, durch Thiere oder durch lebloſe Naturkräfte, das iſt ihm alles gleichviel. Eins iſt ihm nicht ſchwerer oder leichter, als das Andere; er thut Alles, was er will und wie er's will, und der Erfolg für die Welt iſt in jedem Fall der, der er ſeyn ſoll. So ſitzet der erhabene König der Ewigkeit auf ſeinem hohen Thron, unterſchieden und unabhängig von der Welt, und ſieht mit Alles umfaſſendem Blick auf Alles und hält unermüdet immerfort die Zügel in ſeinen Händen, in allen Ereigniſſen, im Ganzen und Einzelnen, im Großen und Kleinen. Er läßt die vorhandenen Kräfte ruhig fortwirken, ſo lange er will, und lenkt ein, ändert den Gang, hemmet oder verſtärkt den Gang, wann er will. Daß er's in allen Dingen thut, ſagt die Bibel, iſt gewiß; die Art, wie er's thut, wie er regiert, iſt uns unbegreiflich. Wir dürfen auch ſeine verſchiedenen Wege nicht erſt ſpitzfindig entfalten; genug, er ſorget für uns. Er ſorge, auf welche Art er will; das kann uns gleichviel ſeyn. Wir nur ſollen in allen Dingen von ihm uns abhängig erkennen, überall auf ihn ſehen; dann heißt's, wohl Allen, die auf ihn trauen.«

Dieſem Gotte müßte es doch möglich ſeyn, zu verhindern, daß, indem er eine Seuche zur Züchtigung des Menſchengeſchlechts hervorbringt, auch Thiere, die er nicht züchtigen wollen kann, qualvoll hingemordet werden. Auf dieſes Qualvoll iſt im Sendſchreiben das Gewicht gelegt, die Vertreter des Strafgerichtglaubens aber haben es umgangen. Jetzt aber fordere ich auf, darauf zu antworten. Kann Gott jenes qualvolle Sterben der Thiere nicht

verhindern, ſo iſt er nicht allmächtig, will er nicht, ſo iſt er kein gutes Weſen. Daſſelbe iſt in Rückſicht anderer Leiden und Todesarten der Thiere zu ſagen. Wenn z. B. bei Feuersbrünſten Thiere verbrennen, ſo kann dieß auch nicht ohne Wiſſen und Willen des theologiſchen Gottes geſchehen; wie aber kann ein guter Gott, wenn er zur Welt in dem oben beſchriebenen Verhältniſſe ſteht, eine ſo ſchreckliche Todesart über Weſen ergehen laſſen, bei denen von Beſtrafung, Züchtigung oder Prüfung keine Rede ſeyn kann? Alle ſchon oben unter V. angeführten Beiſpiele von Thierleiden könnten hier von neuem angeführt werden, um zum Erfahrungsbeweis gegen den gedankenloſen theologiſchen Gottesglauben zu dienen *), wie jene unter uns Chriſten gebräuchliche Art, Krebſe zur Speiſe zu bereiten, wo man dieſe unglücklichen Weſen lebendig in einem Tiegel mit Butter über ein Kohlenfeuer ſetzt, ſo daß dieſe ſonſt lautloſen Thiere in der ungeheuern Qual einen pfeifenden Ton von ſich geben. Wenn auch menſchliche

*) Der gutmüthige Verfaſſer des ſchon oben genannten Schriftchens: "Nothgedrungener Aufruf zur Linderung der Leiden der Thiere" iſt ſo unbedachtſam, dieſem Schriftchen als Motto vorzuſetzen: "Der Herr hilft Beiden, Menſchen und Vieh." – da doch ſein Büchlein faſt durchgängig den Beweis führt, daß der Herr dem Vieh nicht hilft, ſondern es von den Menſchen martern und hinrichten läßt, wie es dieſen beliebt. In demſelben wunderlichen Gegenſatze mit den vom Verfaſſer angeführten Beiſpielen ſtehen p. 3 die Worte: "Der barmherzige Vater erbarmet ſich aller ſeiner Werke". S. 45 f. werden einige Beiſpiele von angeblichen Strafen Gottes gegeben, die auf Thierquälereien erfolgt ſeyen. S. 13 heißt es: "Der treue Schöpfer fragt nach ſeinen Geſchöpfen und läßt keines derſelben ungeſtraft mißhandeln". Aber er läßt ſie doch mißhandeln und die armen Geſchöpfe können es ihrem treuen Schöpfer wenig Dank wiſſen, wenn er ſie in ihren Leiden und Todesqualen hülflos läßt, nachher jedoch an ihren Peinigern die Unthaten rächt, die er ruhig hatte begehen laſſen.

Teufel dieſen ſchauderhaften Ton des gräßlich gemarterten Thieres ungerührt zu hören im Stande ſind, wie mag ein guter Gott ihn hören? — Eine Engländerin in Cheſtre kam auf den Gedanken, ſich die Ratten, von denen ſie geplagt war, durch folgendes hölliſches Mittel zu vertreiben. Sie fing eine Ratte und ſetzte ſie lebendig in einem feſtverſchloſſenen Topfe ans Feuer. Das Schreien des gequälten Thieres zog eine Schaar Ratten herbei, deren jede einen wüthenden Schmerz zu erkennen gab; ja einige derſelben erklommen den heißen Topf, um ihren bratenden Bruder zu befreien. Erſt als der Tod das unglückliche Thier verſtummen gemacht, zerſtreuten ſich die Ratten, um ſich nie wieder an dieſem Orte des Entſetzens ſehen zu laſſen. Dieſe Ratten hatten mehr Gefühl für fremde Leiden und Bereitwilligkeit zu helfen, als der theologiſche Gott haben muß, der jener gräßlichen Hinrichtung eines armen Thierchens, die ſeine Allmacht hätte hindern können, ruhig zuſehen konnte. — Von uralten Zeiten her bis ins ſiebenzehnte Jahrhundert hinein feierte der Aberglaube in Hochſchottland und den Inſeln ein Feſt, Taigheirm genannt, wobei von einer bereit gehaltenen Anzahl ſchwarzer Katzen eine nach der andern geſpießt und lebendig an langſamem Feuer gebraten wurde, ſo daß, ſobald das Geſchrei der erſten aufgehört hatte und ihre letzten Todeszuckungen eingetreten waren, eine zweite, dann eine dritte und ſo fort daſſelbe entſetzliche Schickſal hatte, und dieß mußte drei volle Tage und Nächte ohne die mindeſte Unterbrechung dauern! Obiger Stelle Köppen's zu Folge, nach welcher auch das, was Gott nicht hindert, ſein Werk iſt, waren auch dieſe fürchterlichen Thierquälereien ſein Werk. Dieß zu denken, iſt mir Gotteslästerung, daher ich genöthigt bin, einer andern Anſicht vom Verhältniß Gottes zur Welt zu ſeyn, als die unſerer Theologen und Gläubigen iſt, bis etwa die »erleuchtete Vernunft« derſelben mich eines Beſſeren belehrt.

Aus der Edinburger Zeitung iſt folgendes entnommen. Ein junger, ſehr fetter Ochs verirrte ſich am 23. Auguſt 1813 von der Heerde und konnte von dem Eigenthümer derſelben nicht gefunden werden. Am 15ten September unterſuchten zwei Leute aus wiſſenſchaftlicher Neugier die Spalte eines Felſens des Berges von Carſegovier und entdeckten hier den Ochſen, der noch lebte, aber ganz abgemagert und ſchon von Würmern angefreſſen war. Die Spalte war ſo eng, daß er ſich weder umwenden noch niederlegen konnte und nicht ein Grashalm ſtand ihm zu Gebote. So hatte er 23 Tage ohne Freſſen und Saufen gelebt. Hier kann man nicht einmal ſagen, daß menſchliche Willkühr, Bosheit, Muthwille und dergleichen im Spiele und an dem ſchrecklichen Zuſtande dieſes Thieres Schuld geweſen. Wenn ich nun, ſolche Fälle im Auge habend, den Glauben an diejenige Art von Vorſehung, die unſere Theologen predigen, für nichtig erkläre, ſo fordere ich die ganze theologiſche und theologiſch-gläubige Welt auf, ein vernünftiges Wort dagegen vorzubringen, und mir zu ſagen, was man von ſolchen Fällen, wie der angeführte iſt, zu denken und wie man ſich den Widerſpruch derſelben mit dem Glauben an jene Vorſehung aufzulöſen habe. Wenn einen Menſchen ein Unglück trifft, wie das dem erwähnten Ochſen zugeſtoßene, ſo können es unſere Religionslehrer und Gläubigen für eine Züchtigung oder ſogenannte Prüfung, für ein von Gott zum Behuf der Beſſerung oder Beſtrafung gewähltes Mittel ausgeben, was aber wollen ſie in Beziehung auf jenen unglücklichen Ochſen ſagen, den doch Gott nicht beſſern, prüfen, züchtigen wollen konnte, als er ihn in die beſchriebene, langwierige Pein gerathen ließ?

Wenn Würmer halb zertreten werden, daß ſie ſich, ehe ſie ſterben, noch Stundenlang in ihrem Schmerze winden, wenn unzähligen Ameiſen von menſchlichen Fußtritten die Glieder zerknittert werden, daß ſie nicht mehr von

der Stelle können und in dieſem Zuſtande langſam dahinſterben müſſen, wenn zahlloſe Mückchen entweder von den Spinnen, denen ſie Gott als Nahrung angewieſen, elendiglich umgebracht werden, oder in den von den Spinnen verlaſſenen Geweben jämmerlich verſchmachten müſſen u. ſ. w., ſo trifft jenen Gott der chriſtlichen Theologie, ohne deſſen Willen, wie geſchrieben ſteht, kein Sperling vom Dache fällt und als deſſen Werk und That auch das anzuſehen iſt, was er nicht verhindert, der unabweisbare Vorwurf, jenen armen Geſchöpfen, bei denen an Strafe, Züchtigung, Prüfung nicht zu denken iſt, einer völlig grund- und zweckloſen Pein dahin gegeben zu haben. In dieſes Gottes gnädiger Obhut mögen diejenigen beruhigt und befriedigt leben, für die kein Ausdruck der Verachtung zu ſtark ſeyn kann; ſchlimmer als gar keiner iſt er ſicherlich für jedes menſchliche Herz.

Was von den Thieren zu ſagen iſt, daß ihre Leiden von Gott nicht als Züchtigungen und Beſſerungsmittel verhängt ſeyn können, gilt auch von den Leiden kleiner Kinder, die Gott nicht ſchon ſtrafen, prüfen, beſſern wollen kann. Zwar entgegnen die Gläubigen, die Kinder würden von Gott wegen Adams Sünde, an der dieſelben Theil genommen, und wegen des in ihnen liegenden, ererbten Keimes zu Sünde und Verbrechen geſtraft. So ſagt Herr Pfarrer Wild: »daß der Tod der Kinder um deßwillen, daß ſie Kinder ſind, kein Straftod ſeyn könne, iſt unrichtig. Verbrecher haben den Verbrecher ſchon als Kinder in ſich und es braucht Gott nicht jedesmal zu warten, bis er an den Galgen kommt.« Allein es iſt bei allem vernünftigen Strafen weſentlich, daß der Geſtrafte das ihm zugefügte Uebel als Strafe zu erkennen, und zu wiſſen vermöge, warum er geſtraft wird. Da dieß bei Kindern nicht der Fall iſt, ſo wäre das über ſie wegen Adams Sünde, an der ſie Theil genommen, und der in ihnen ſteckenden Erbſünde wegen ergehende Strafgericht ein unvernünftiges,

rohes Strafen, das Läſterung wäre, Gott zuzuſchreiben. Inſofern die Kinder unſchuldig ſind, ſagt man ferner, trifft ſie ein über das Menſchengeſchlecht verhängtes Strafgericht, eine mörderiſche Seuche z. B., nicht als Strafgericht, Gott entrücke ſie dann aus weiſen Gründen aus dieſem Leben in ein beſſeres, ohne ihnen durch das Sterben an der Seuche eine Strafe zuertheilen zu wollen. Dann gebührte es ſich aber, ſie ohne Schmerz und Marter zu entrücken, weil dieſe zu verhängen, hier eine ganz zwecklose, unvernünftige Peinigung und reine Grauſamkeit wäre. Was müßte das für ein Gott ſeyn, der Kinder, um ſie aus dieſem Leben zu entrücken, was er, vermöge ſeiner Allmacht, auf die ſanfteſte, ſchmerzloſeſte Art zu thun vermöchte, den ſchrecklichſten Tod in den Flammen ſterben oder von andern gräßlichen Zufällen getroffen werden ließ, wie z. B. vor einiger Zeit bei Nürnberg ein kleines Kind in ſiedende Lauge fiel und erſt nach zwei Tagen unter fürchterlichen Qualen ſein Leben endete!

Neulich ſtand in Zeitungen folgender Vorfall. Kinder von Staufenberg in Heſſen waren bei dem Vieh ihrer Eltern auf der Weide und wollten ſich ein Feuer machen. Ein fünfjähriger Knabe holte Feuer, das im Laufen ſeine Kleider ergriff und ihn ſchrecklich verbrannte, ſo daß er am Abend des folgenden Tages, nach furchtbaren Qualen, die er bis dahin zu ertragen hatte, den Geiſt aufgab. Wie, frage ich ſämmtliche chriſtliche Theologen, kann man dieſen Vorfall in Beziehung auf die von ihnen gelehrte göttliche Vorſehung ſetzen, ohne ſich Gott als ein Weſen zu denken, das entweder ſeine Luſt am Quälen hat, oder dem doch die Leiden ſeiner Geſchöpfe zu gleichgültig ſind, um ein fünfjähriges Kind vor dem ſchrecklichen Schickſale des Verbrennens zu bewahren, von dem doch nicht zu glauben iſt, daß er es zur Strafe oder als Beſſerungsmittel über den unglücklichen Kleinen verhängt haben könne.

Das leichteſte Spiel, um vernunftloſe Schickſale in

Beziehung auf das Regiment ihres Gottes zu ſetzen, haben die Theologen beim Unglück und Elend der Erwachſenen; doch liegt auch hier oft die Unvernünftigkeit des zu erleidenden Geſchickes ſo klar am Tage, daß dem Denkenden auch nicht die kümmerlichſte Beruhigung darüber ertheilt werden kann. Nur der blindeſte, aller Erfahrung und Einſicht Trotz bietende Glaube bleibt auch hier oft demjenigen übrig, der die theologiſche Lehre vom Verhältniß Gottes zur Welt nicht fahren laſſen will. Ein Newyorker Blatt erzählte vor einiger Zeit folgendes gräßliche Ereigniß. Es waren zu Facunga in Kolumbien zur Meſſe am Frohnleichnamstage über 500 Menſchen verſammelt, als Feuer in der Kirche ausbrach. Alles drängte nach der durch einen Zufall zugeworfenen Thüre und da dieß gewaltige Gedränge die Oeffnung der Thüre unmöglich machte, ſo mußte die ganze Verſammlung mit Ausnahme des Prieſters, der ſich durch ein Fenſter rettete, in den Flammen ſterben. Dieß Ereigniß in Beziehung auf die göttliche Vorſehung zu ſetzen, gebietet unſer theologiſcher Gottesglaube. Es kann dieſem zu Folge nichts Zufälliges, ſondern muß eine Schickung oder, was daſſelbe iſt, eine Zulaſſung ſeines Gottes geweſen ſeyn. Betrachtet man nun daſſelbe vom ſtrafgerichtgläubigen Geſichtspunkte aus, ſo muß man annehmen, jene Verſammlung von über 500 Menſchen habe aus lauter beſonders böſen und gottloſen Menſchen beſtanden, an welchen Gott ein Exempel ſtatuiren wollte. Hat man nun wirklich den Muth, zu behaupten, alle jene verbrannten Unglücklichen ſeyen ſolche Böſewichter geweſen, die Gott zu dem großen Auto da fe, das er ſeiner Gerechtigkeit zu feier. beſchloſſen, in jene Kirche verſammelt und ſo ſchrecklich hingerichtet habe? War es aber kein Strafgericht Gottes, was ſich hier ereignete, oder waren die Menſchen die Gott verbrennen ließ, nicht lauter abſonderliche Böſewichter, an denen Gott für nöthig fand, ein ſo gräßliches Exempel zu ſtatuiren, ſo iſt Gott vor

dem Vorwurfe der Ungerechtigkeit und Grauſamkeit nicht ſicherzuſtellen. Eben ſo verhält es ſich mit folgendem Ereigniß, das der Nordhampton Courier aus der Feder eines Reiſenden mittheilt, der ſich gerade auf dem Dampfboot Neuengland befand, als deſſen Dampfkeſſel ſprangen. »Unmittelbar auf den gewaltigen Knall, wird erzählt, wurde ein herzzerreißendes Geſchrei und Gewimmer hörbar. Als der Berichterſtatter wieder einigermaßen zu ſich ſelbſt gekommen und bei anbrechendem Tage das Schauſpiel des Entſetzens zu betrachten vermochte, ſah er mindeſtens dreißig verbrannte, verſtümmelte und abgebrühte Männer, Weiber und Kinder, ſchwarz wie Neger und mit Blut bedeckt; einige riefen mit den erſchütterndſten Tönen um Hülfe, und einige rangen röchelnd mit dem Tode. Das Verdeck war eine Blut- und Schlachtbank, beſonders die Frauen litten entſetzlich. Die ganze Gewalt der Exploſion, Keſſeltrümmer, Dampf und heißes Waſſer, ſchien ſich auf die Bewohnerinnen der Damenkajüte entladen zu haben. Mit den Kleidern, deren man ſie entledigte, ging Haut und Fleiſch weg, und ſelbſt der Verſuch ihre Leiden zu lindern, empörte das Menſchengefühl. Einige waren ganz zerſchmettert, andere zum Tode verbrüht und verbrannt. Zwei ſchwarze, ſcheußliche Geſtalten krümmten ſich auf dem Verdeck im Todeskampf; ſie waren ſo entſtellt, daß man ſie kaum noch für menſchliche Weſen halten konnte und ſtarben in Kurzem. Vier ſtarben noch am Morgen, vier andere während des Tages.« Das ſollen Schickſale und Zulaſſungen eines Gottes ſeyn, der mit höchſter Güte, Weisheit und Gerechtigkeit und unbedingter, ſchrankenloſer Macht über das Wohl und Wehe ſeiner Geſchöpfe wacht!

Ein ſchon in anderer Beziehung von mir angeführtes Beiſpiel von Vernunftloſigkeit menſchlicher Schickſale, die mit Gottes Willen und Vorſehung ohne Läſterung nicht in Verbindung gebracht werden kann, gewähren die chriſtlichen Hexenprozeſſe. Ich erlaube mir für meinen gegenwärtigen

Zweck hier folgende Worte der Schrift: »Ueber die Entwendung ägyptiſchen Eigenthums« ꝛc. (Anhang p. 32) zu wiederholen.

»Die ganze Geſchichte kennt keine entſetzlichere, allem, was Bildung und Humanität heißt, entgegengeſetztere Erſcheinung, als dieſe chriſtlichen Hexenprozeſſe. ««Recht und Gerechtigkeit, Glaube und Treue, Erbarmen und Menſchlichkeit — ſagt Horſt in ſeiner Dämonomagie II, 37 — hörten unter den Hexenprozeſſen auf. Alle Leidenſchaften wurden angeregt. Die Menſchen erboßten und verwilderten bis zum Entſetzen. Die Folter, die im Hexenprozeß in ihrer ganzen abſcheulichen Schrecklichkeit erſcheint, machte das Maas des Jammers voll und vollendete das Weltübel.«« Ein der Hexerei verdächtigtes achtzehnjähriges Mädchen ward, wie Horſt unter Anderem beibringt, ehe man ſie verbrannte, dermaßen gefoltert, daß ſie dreimal auf der Folterbank die fallende Sucht bekam. Man ruhte, ſo lange der Anfall dauerte, und ſchritt dann in der hölliſchen Arbeit weiter fort. Horſt macht in Beziehung auf den Lindheim'ſchen Hexenprozeß folgende Bemerkung: ««Man denke ſich dieſe erſchreckliche Lage, da jedes fühlende Weſen bei dem Bewußtſeyn innerer Schuldloſigkeit, die äußerer Gewalt unwillkührlich unterlag, bis zum tiefſten Abgrund einer moraliſchen Verzweiflung fortgeriſſen werden mußte. In der That, wenn aus irgend einer Situation für den Menſchen als freies Weſen betrachtet, deſſen moraliſcher Wille durch keine Gewalt gebeugt werden ſoll, Verwilderung, d. h. Verzweiflung an Gott und Menſchen hervorgehen mußte, ſo war es aus dieſer auf der Folterbank in den Hexenprozeſſen, wo die Freiheit durch die Uebermacht phyſiſcher, ihr entgegengeſetzter Kräfte ihren eigenen Geſetzen zuwider ſich zu äußern gezwungen ward. Hier Entſchloſſenheit, das Aeußerſte zu leiden, Unſchuld, Tugend, Muth, Hingebung und Glaube. Auf der andern Seite Rohheit, Barbarei,

unerträglicher Folterſchmerz, unwillkührliche Beſiegung des Geiſtes durch das Uebermaaß namenloſer Körperpein. So bei Schüler und ſeiner guten Frau. Sie unterlag geſchwind. Erſt erklärte ſie, ſie wollte ſich lieber in Stücke zerreißen laſſen, ehe ſie gegen ſich ſelbſt zeugte. Die Folter überwältigte ihren edlen Entſchluß *). Aus Furcht, von neuem gefoltert zu werden, blieb ſie bei ihrer Ausſage und ward verbrannt. Länger und ſchrecklicher war der Kampf bei dem ſtärkeren Mann. Schüler unterlag in dieſer die Menſchheit revoltirenden Situation auf der Folter, er ſchämte ſich, unterlegen zu haben, revocirte und unterlag von neuem, und würde ohne Zweifel abermals unterlegen haben und verbrannt worden ſeyn, wenn er ſich nicht durch die Flucht gerettet hätte.“

Frage man ſich, ob man glauben könne, daß ſo etwas ein weiſer und guter Gott verhänge, ſolche die äußerſte Verwilderung und Verzweiflung an Gott und Menſchen in unglücklichen, durch die ungeheuerſten Körperqualen überwältigten Menſchengemüthern erzeugen müſſende Schreckensgeſchicke? Wäre es nicht die Sache eines das Heil ſeiner Geſchöpfe wollenden, eine väterliche Geſinnung für das Menſchengeſchlecht hegenden Gottes geweſen, ſo etwas nicht zuzulaſſen? Unendlich unwichtigerer Dinge wegen hat ſich der bibliſche Gott den Menſchen geoffenbart und Wunder ſeiner Allmacht verrichtet; hier aber in einer in Beziehung auf Humanität und Menſchenheil ſo höchſt wichtigen Sache, fand er es nicht für nöthig, ſeine Macht in Wirkung zu ſetzen und ſeinen Willen zu offenbaren, hatte es nicht für nöthig gefunden, in dem heiligen Buche, das für Glauben und Thun ſeiner Gläubigen als Richtſchnur gelten ſollte, dem moſaiſchen Gebote der Hexen-

*) Sie war eine nervenſchwache Frau und ihr Gatte hatte es ihr vorausgeſagt, daß ſie bei ihrer Leibesbeſchaffenheit die Tortur nicht würde aushalten können.

tödtung, durch welches jene heillosen Prozesse juridisch begründet wurden — sey es, daß es wirklich böse Zauberkünste gegeben und ein gerichtliches Verfahren gegen sie gerecht und nothwendig gewesen — nur wenigstens zur Verhütung des von rohem Glaubenseifer in diesen Prozessen getriebenen schrecklichen Mißbrauchs und Unfugs irgend eine Weisung und Warnung hinzuzufügen.

Ein anderes Beispiel von Unvernünftigkeit menschlicher Schicksale liegt in den Verhältnissen der Sklaverei vor Augen, die so gemüthverstörend, entsittlichend und verwildernd auf die durch sie bedrückten und entwürdigten Wesen wirkt, daß sich der Geist der Humanität über die Zulassung und Verhängung derselben aufs Bitterste gegen den theologischen Gott zu beklagen hätte, wenn dieser etwas anderes, als ein eingebildeter Götze wäre. Stuart in seinem Werke über Amerika sagt über das Sklavenwesen in Nord-Karolina: «Wenn ein junger Neger eine ansehnliche Familie hat, so zwingt ihn der Pflanzer, um die Zahl seiner Sklaven zu vermehren, noch einige Weiber zu nehmen. Eben so geschieht es mit den Negerinnen, die nach dem Willen ihres Herrn oft mehrere Männer nehmen müssen. Welchen nachtheiligen Einfluß ein solches Verfahren auf den moralischen Zustand dieser unglücklichen Geschöpfe haben muß, ist leicht zu errathen. Ein noch gegenwärtig bestehendes Gesetz verbietet, den farbigen Menschen, selbst den freigelassenen, Unterricht zu ertheilen. In allen Streitsachen zwischen Weißen und Schwarzen wird das Zeugniß der letztern nicht angenommen. Neugierde führte mich zuweilen zu den öffentlichen Sklavenverkäufen. Bei einer solchen Gelegenheit bot sich mir ein Schauspiel, an dem ich die ganze Abscheulichkeit des Sklavenhandels mit eigenen Augen sehen konnte. Die unglücklichen Sklaven waren auf Tische in Reihe und Glied gestellt. Hier besichtigte man sie, untersuchte ihre körperliche Beschaffenheit, ihre Fehler, ihre Vorzüge. Dort sah ich

einen Vater auf die Volksmenge düstere Blicke schießen; sein ganzes Gesicht drückte eine Entrüstung aus, die er in Worten nicht auszusprechen wagte. Eine Mutter preßte ihre Kinder an die Brust und schrie: Ich kann meine Kinder nicht verlassen! Und der Hammer des Ausrufers der Versteigerung fiel ohne Unterbrechung auf den Tisch, ohne daß er sich darum kümmerte, ob er die heiligsten Bande der Natur auf immer zerriß oder nicht. Ich konnte den empörenden Anblick nicht länger aushalten.« — In der Beschreibung einer Sklavenversteigerung in Virginien kommen unter Anderem folgende Züge vor: »Achtung, meine Herren! rief jetzt der Ausbieter, hier ist eine Mutter und ihre Tochter, jene 34, diese 15 Jahre alt. Betty, die Tochter hätte einem Maler zum Modell dienen können; ihre Formen waren höchst reizvoll, ihr anmuthiger Mund ließ eine Reihe Zähne weiß wie Elfenbein blicken und ihre Haut glänzte wie Ebenholz. Die Augen waren groß und feurig, aber ein Strom von Thränen stürzte daraus hervor. Die Mutter wurde von einer Frau gekauft, der sie sich zu Füßen warf und mit Thränen und Wehklagen flehte, auch ihre Tochter zu kaufen. Die Dame hob sie liebreich auf, tröstete sie und legte auf Betty einige Aufgebote. Allein die Sklavenhändler, die die schöne Beute nicht lassen wollten, sprachen sich Muth zu und steigerten unter rohem Gelächter den Preis immer höher, während sie das Mädchen, das mit den Händchen das Gesicht bedeckte, ohne die mindeste Schonung von allen Seiten betrachteten und betasteten. Endlich wurde sie um 2400 fl. zugeschlagen. Bei dem Gedanken an die ewige Trennung von der Mutter schlug sie wie todt auf den Boden nieder; allein ihr neuer Herr gab ihr mit der Peitsche einige Hiebe über die Schultern und als sie vor Schmerz die Augen wieder aufschlug, rief er laut lachend: Die Peitsche ist und bleibt doch der beste Arzt!« Sind das wohl Schicksale, wie einem weisen und guten Gotte zu verhängen geziemt?

Haben jene unglücklichen Geſchöpfe keinen wenigſtens für ihr inneres Heil ſorgenden Vater an dem theologiſchen Gott? Aber was wäre hier von demjenigen Gotte zu erwarten, der die empörendſten Verhältniſſe der Knechtſchaft bei ſeinem auserwählten Volke einſt ſelber geheiligt, der die Zerreißung der heiligſten Bande der Natur gebilligt, und geboten hat, daß bei Freilaſſung eines hebräiſchen Knechtes Weib und Kind deſſelben dem Herrn verbleiben und der Knecht ſich die Trennung von ſeiner Familie nur dadurch ſolle erſparen können, daß er ſich zum Knechte mache auf Lebenszeit?

Wenn ein Sklave in Guiana bei ſeinen Arbeiten etwas verſieht oder verſäumt, ſo kommen auf einen Wink des Herrn die Henker mit einer furchtbaren Karbatſche, und der Chirurg, der die Wunden zu verbinden hat. Der Unglückliche wird an einen Baum gebunden und ſein Körper ſo lange mit Peitſchenhieben zerfleiſcht, bis ein neuer Wink des Herrn den Vollſtreckern der Strafe Einhalt gebietet. Dann wird er wieder losgebunden und er muß von neuem an die Arbeit, wenn nicht etwa zu gefährliche Wunden ihm den Gebrauch ſeiner Glieder unmöglich machen. Eines Tages, erzählt Stedmann, ward ein hübſches, kaum achtzehnjähriges Mädchen ganz nackt mit den Armen an einen Pfahl gebunden, und in dieſer Stellung gaben ihr zwei Neger mit ſtarken Hanfſtricken zweihundert Hiebe. Sie war dem Tode nahe; ihr Kopf ſenkte ſich auf die Bruſt herab, das Blut rann von dem Kopfe bis zu den Füßen; es war der entſetzlichſte Anblick. Ich bat den Aufſeher dringend, ſie loszubinden, da ſie ihre Strafe überſtanden habe. Aber ſtatt deſſen erhielt die Unglückliche nun eine zweite eben ſo grauſame Strafe, als die erſte, und warum? weil ſie keuſch war. Die Lockerheit der Sitten in Guiana beruhigt die Wuth der Eiferſucht nicht: eine Frau, die aus Eiferſucht eine ihrer Sklavinnen züchtigen läßt, ſucht ſie vorzüglich zu entſtellen und häßlich zu

machen; die Henker müſſen die Streiche auf den Buſen führen, ſelbſt mit dem Dolche dahin ſtechen oder ein glühendes Eiſen auf die Stirn, auf die Wangen und auf den Mund legen. Häufig auch läßt ſie ihr die Achillesſehne durchſchneiden, um ſie noch mehr zu verunſtalten. Stedmann erzählt, die Frau eines Pflanzers habe, gereizt von den Vorſtellungen, die ſich einige Sklavinnen, welche ſie züchtigen ließ, erlaubten, einem eben anweſenden kleinen Mädchen, der Tochter einer Mulattin und eines Weißen, den Kopf zerſchmettert, und dann den zwei Negerkindern, die ſich dem Morde widerſetzen wollten, den Kopf abſchlagen laſſen. Als die Gebieterin die Pflanzung verlaſſen, wickelten die Eltern der ermordeten Kinder die Köpfe in ein ſeidenes Tuch und trugen ſie nach Paramaibo zu dem Gouverneur, welchen ſie alſo anredeten: «Excellenz, das iſt der Kopf unſeres Sohnes und dieß der ſeines Bruders, welche unſere Gebieterin abſchlagen ließ, weil ſie einen Mord verhindern wollten. Wir wiſſen wohl, daß, weil wir Sklaven ſind, man unſere Ausſage nicht annimmt; wenn aber dieſe blutigen Köpfe ein hinlänglicher Beweis von unſerer Ausſage ſind, ſo flehen wir um Verhinderung der Erneuerung ähnlicher Grauſamkeiten. Wir werden dafür ewig dankbar ſeyn und wollen gern unſer Blut zur Erhaltung unſeres Gebieters, unſerer Gebieterin und der Colonie hergeben.» Man nannte die Unglücklichen Lügner, und verurtheilte ſie, durch alle Straßen Paramaibo's gepeitſcht zu werden, welcher Urtheilsſpruch mit unmenſchlicher Grauſamkeit auch wirklich vollzogen ward. —

Was ſagt hiezu der Theolog? Will er ſich zu behaupten erdreiſten, das ſeyen von Gott verhängte, gerechte Strafen über ein verworfenes Volk und beſonders ſchuldige Individuen deſſelben? Oder das werde von Gott in guter und weiſer Abſicht zugelaſſen, um den Moralitätszuſtand der ſo Mißhandelten zu beſſern? Was Letzteres betrifft, ſo ſind im Gegentheile dieſe Schickſale wie aus-

geſonnen dazu, die heilloſeſten Folgen für die Gemüthsverfaſſung dieſes unglücklichen Theils der Menſchheit zu haben, und kann man wohl bei dieſen von Kind auf unterdrückten, mißhandelten, der Belehrung, Bildung und Erziehung aufs Traurigſte ermangelnden Menſchen durchaus ſo viel Bewußtſeyn, Beſinnung und ſittliche Kraftentwicklung vorausſetzen, um behaupten zu dürfen, alles Schlimme, was ſolche Begegniſſe in ihren Gemüthern erzeugen, werde durch ihre Schuld (durch rein willkührliche Selbſtbeſtimmung zu dieſem Schlimmen ohne alle pſychologiſche Nothwendigkeit) erzeugt? Und ſolche Begegniſſe und Verhältniſſe, wie die jener unglücklichen, unter dem Druck der heilloſeſten Knechtſchaft lebenden Menſchen, ſollten die wohlberechnete Schickung eines guten und weiſen Gottes ſeyn, dem das Heil aller ſeiner Menſchenkinder am Herzen liegt?

Ein geiſtiges und ſittliches Aufkommen, wirft Herr Höſling dem Sendſchreiben ein, werde durch Aeußerlichkeiten zwar erſchwert, aber nicht unmöglich gemacht. Daß es nicht unmöglich gemacht wird, iſt nur dann denkbar, wenn die Kraft des individuellen Geiſtes und Charakters groß genug iſt, um den hemmenden Aeußerlichkeiten ihre Macht und Wirkung zu nehmen. Iſt dieß, wie häufig, nicht der Fall, ſo wird das Gedeihen des Guten allerdings unmöglich gemacht, und nur davon war im Sendſchreiben die Rede. Aber auch nicht einmal ſoviel wollen die Vertheidiger des Strafgerichtglaubens zugeben, ſondern ſetzen die verächtliche Behauptung dagegen, daß jeder Menſch, von welcher natürlichen und ſonſtigen Beſchaffenheit er auch ſeyn möge, das Vermögen habe, alle hemmenden Aeußerlichkeiten, Lagen und Begegniſſe zu überwinden. »Einen natürlichen oder anderswie beſtimmten Zuſtand, der die Bekehrung unmöglich machte, ſagt Herr Höſling, kennen wir nicht, wenn der Verfaſſer nicht etwa die durch eigene Schuld unverbeſſerlich Gewordenen, die Verhärteten und Verſtockten meint.« Man denke ſich nur

einen in der drückendsten, entmenschendsten, von aller Anweisung und Bildung zum Guten und Edlen entfernt gehaltenen Sklaverei erwachsenen oder einen im Schooße eines rohen, verderbenen, unwissenden Pöbels geborenen, von nichtswürdigen und verworfenen Eltern vom zarten Kindesalter an zum Schlechten gewöhnten, angehaltenen, gebildeten Menschen, um sich von der Richtigkeit der Behauptung zu überzeugen, daß die Entfaltung der Keime des Guten, die Ueberwältigung des oft schon von Natur so gewaltig vorherrschenden Bösen und die Losreißung vom innern Verderben überall unbedingt möglich und als in jedes Menschen reiner Willkür stehend durchaus und unbedingt gefordert und erwartet werden könne.

Baron d' Haussez in seinem Werk über England sagt: »Der englische Pöbel besitzt einen Grad von Rohheit, wodurch er unter den jeder andern Nation herabsinkt. Sein Instinkt treibt ihn zu beständigen Angriffen auf die übrige Gesellschaft. Bleiben ihm keine Mittel übrig, wirklichen Schaden anzurichten, so thut er den Vorübergehenden Grobheiten an, stößt sie oder versperrt ihnen den Weg. Seine häuslichen Sitten entsprechen denen auf der Straße. Schläge sind das Mittel, womit der Mann seine Ueberlegenheit darthut, womit die Frau die Kinder regiert, Schläge, die häufig die gefährlichsten Folgen haben. Die Zeitungen bestätigen jeden Tag solche von ungebändigter Heftigkeit verübte häusliche Todschläge. Man beschäftigt sich nicht damit, durch die Grundsätze der Religion oder nur durch die äußern Uebungen derselben den Hang zu Lastern bei diesem Pöbel zu vermindern; der Unterricht, den man ihm ertheilt, beschränkt sich auf die Anfangsgründe des Lesens und Schreibens.« D' Haussez setzt hinzu, was man sich leicht denken kann, daß solcher Unterricht nichts zur Verminderung der sittlichen Rohheit und Schlechtigkeit dieser Volksklasse bewirke, sondern nur dazu diene, gewandtere

Spitzbuben zu machen. »In nahrungsloſen Gegenden, ſagt Tieck in ſeiner Novelle: »der Jahrmarkt«, wachſen nur zu oft von diebiſchen, ehrloſen Eltern, die allgemein verachtet werden, denen aber kein Menſch zu helfen ſucht, verwahrloſte Kinder auf, ohne Bewußtſeyn, daß es Wahrheit und Ehre geben könne; alles menſchliche Gefühl wird in ihnen erſtickt, die Gemeine, das Dorf, die Provinz, das Land, ja die Menſchheit ſteht ihnen feindlich gegenüber, und ſie ſollen in der Entbehrung aller Bedürfniſſe und Genüſſe ehrlich, tugendhaft und edel ſeyn! Die Armen, völlig Verwahrloſten erliegen der Verſuchung oder ſie ſind ſchon des Glaubens, alles ſey ihnen gegen den allgemeinen Feind erlaubt, und der Staat, der zu dieſen Verſtoßenen niemals auch nur mit einem Blicke hingeſehen hat, weiß nichts, als ſie zu geißeln, zu hängen, zu köpfen und zu rädern.« Wie lächerlich hiegegen müſſen ſolche Behauptungen erſcheinen, wie folgende Herrn Höfling's: »Es ſind uns allen die Mittel zu gänzlicher Erlöſung aus dem natürlichen Zuſtande der Blindheit und Sündigkeit dargeboten. Nur an unſerem Nichtgebrauche dieſer Mittel, an unſerem Widerſtreben gegen den Geiſt und die Gnade Gottes liegt die Schuld, wenn wir nicht geiſtlich ſehend und von dem Geſetze der Sünde und des Todes frei werden. Zu der urſprünglichen Schuld des blind- und ſündig Gewordenſeyns kommt bei uns überall noch die Schuld des freiwilligen oder vielmehr muthwilligen Beharrens in dieſem Zuſtande hinzu.« Was meint wohl Herr Höfling oder wer mit ihm ſo unbeſonnen in den Tag hinein ſchwatzt und verdammt, daß aus ihm geworden wäre, wenn er unter den oben angeführten Sklavenverhältniſſen, oder unter jenem niedrigſten Pöbel Englands oder unter jenen diebiſchen und ehrloſen Bewohnern nahrungsloſer Gegenden, auf welche Tieck hinweiſt, geboren und erzogen wäre? *)

*) Ich habe in dieſem Aufſatze, wie im Sendſchreiben, die in unſerer Theologie herrſchende Annahme der Möglichkeit einer

Noch ſey, um die Richtigkeit des Glaubens an die von unſern Theologen gelehrte Art von Vorſehung ins Licht zu ſtellen, folgender Fall aus einer ſehr glaubwürdigen Quelle, aus Feuerbach's Darſtellung merkwürdiger Rechtsfälle angeführt. J. G. Sörgel, der Sohn einer ſehr armen Taglöhnerfamilie, die im Armenhauſe zu Hersbruck lebte, erhielt den erforderlichen Schulunterricht, fand Genuß im Bücherleſen und zeigte ſich von Jugend auf als einen ſehr fleißigen Menſchen, unterſtützte den Vater bei ſeiner Arbeit ſtets nach Kräften, war ſanft und höflich gegen jedermann und bewies eine fromme, chriſtliche Geſinnung. Geiſtliche Bücher, beſonders die Bibel, in welcher er ſehr beleſen war, beſchäftigten ſeine Mußeſtunden. Der Handwerker, bei dem er in die Lehre gethan ward, gab ſeiner Sittlichkeit, Gutwilligkeit und Thätigkeit das beſte Zeugniß. Doch nur ein Jahr konnte er in der Lehre bleiben; denn er erkrankte ſchwer an der Fallſucht, weßhalb er dem väterlichen Hauſe zurückgegeben ward. Seitdem war er Jahre lang dieſer Krankheit aufs heftigſte unterworfen und wurde oft mehrmals des Tages, einmal ſogar achtmal, davon befallen. Dieſes ſo oft und mit ſolcher Gewalt

---

Wahl zwiſchen Böſen und Guten ohne alle, ſowohl innere als äußere, Nothwendigkeit gelten laſſen, um zu zeigen, daß, ſelbſt wenn dieſe Vorſtellung ihre Geltung behält, der theologiſche Strafgericht- und Vorſehungsglaube dem Nachdenkenden und auf Wirklichkeit und Erfahrung Achtenden als unhaltbar und nichtig erſcheinen muß. Doch weil man mich aufgefordert hat, meine Anſicht über dieſen Punkt mit Entſchiedenheit zu erkennen zu geben, ſo bemerke ich, daß mir die Annahme derjenigen Wahlfreiheit, auf welche ſich die Weltanſicht und das rohe Menſchhe..t.rklagen und Verdammen unſerer Gläubigen ſich ſtützt, die Annahme einer reinen Zufälligkeit der Willensbeſtimmung, nur als eine der ungeheuerſten Abſurditäten und Albernheiten erſcheinen kann. Von meiner Theorie habe ich das Allgemeinſte ſchon oben unter III. p. 49 f. angegeben und gedenke dieſen Gegenſtand anderswo ausführlicher zu erörtern.

wiederkehrende Uebel ſchwächte ſeine Verſtandeskräfte und es trat eine melancholiſche Gemüthsſtimmung dazu, die endlich in Wahnſinn und Raſerei überging, ſo daß er einmal einen Mann, in der Meinung, es ſey der Teufel, todtſchlug und ihm die Beine abhieb. In dieſem Zuſtande ſtarb er im Irrenhauſe. Dieß war der Ausgang eines löblichen, chriſtlich-frommen Jugendlebens! Dieſen Schutz von oben erwarb ſich Wohlgeſinntheit, Rechtſchaffenheit, Sittlichkeit, Bibelglaube, Bibelleſen! Ein gutmüthiger, fleißiger, ungewöhnlich religiöſer Jüngling, wird erſt der geiſtſchwächenden, gemüthverſtimmenden Wuth einer ſchrecklichen Körperkrankheit, dann der Raſerei und einem bis zu Mord und Gräueln treibenden Wahnſinn dahingegeben und endet ſein junges Leben elendiglich im Irrenhauſe! Was haben unſere Theologen, indem ſie auf ſolche mit der vorgeſtellten Weisheit, Güte und Gerechtigkeit ihres Gottes im ſchreiendſten Widerſpruche ſtehende, die Richtigkeit ihrer Lehre aufs ſchlagendſte darthuende Fälle hingewieſen werden, anders zu erwiedern, als Verächtlichkeiten? Wenn ſonſt auch Unglücksfälle von Gott verhängt oder zugelaſſen zu ſeyn ſcheinen können, um Menſchen zur Sinnesänderung anzuregen, im Guten zu üben und zu ſtärken oder für ihre Laſterhaftigkeit zu beſtrafen, ſo iſt von all dem nichts auf einen Fall, wie der beſchriebene iſt, anzuwenden. Denn wenn wir auch annehmen, daß jener Menſch nicht frei von Sünden geweſen, für welche er Strafe von Gott verdiente, ſo wäre doch ein ſo ſchrecklicher Untergang bei einem nach den glaubwürdigſten Zeugniſſen ungewöhnlich guten und frommen Jüngling als Strafe ganz unverhältnißmäßig und daß eines Menſchen Verſtandes- und Gemüthskräfte durch übermächtige Krankheitswuth gebrochen und in die Unfreiheit des Wahnſinns verſetzt werden, daß er in dieſem Zuſtande, der alles moraliſche und intellectuelle Fortſchreiten unmöglich macht, jammervoll zu Grunde geht, kann doch nicht zum Heile ſeiner Seele gereichen, kann unmöglich als weiſe,

väterliche Weiſung eines gegen Menſchen wohlgeſinnten Gottes betrachtet werden. Vor Schickſalen dieſer Art, ſollte man meinen, müßte der zu Gott und Chriſto Gewandte, durch Glauben und Richtung des Sinnes zum Ewigen und Himmliſchen in den heiligen Kreis der Gnade und beſondern Obhut des chriſtlichen Gottes Eingetretene ſicher ſeyn. Solche Fälle aber, wie den angeführten im Auge habend, müſſen wir unter dieſes Gottes Obhut trotz aller Sittlichkeit, Frömmigkeit und Gläubigkeit des Abſcheulichſten, Gräulichſten, Widermenſchlichſten gewärtig ſeyn, können uns nicht einmal vor innerem Untergang und der dämoniſchen Gewalt übermächtiger Krankheitskräfte über unſer Gott und Chriſto geweihtes Inneres ſicher glauben. Alles Vertrauen auf die Vorſehung und Weltregierung dieſes Gottes muß in Betrachtung ſolcher Begebniſſe dahinſchwinden, und wir können nicht hoffen, daß uns Gott väterlich vor ſo heilloſen, die Menſchheit in uns vernichtenden Schickſalen bewahren werde, da wir ſehen, daß er Andere davor zu bewahren, entweder nicht die Macht oder den Willen hat.

Nach meiner Anſicht vom Verhältniß Gottes zur Welt und von göttlicher Weltregierung, die mich allein in keinen Abgrund von Widerſpruch, Unſinn und Gotteslästerung führt, giebt es Zufall, Willkür, Unvernunft in der Welt und im Menſchenleben, die mit göttlichen Willen und Plan nichts gemein haben, von Gott weder verhängt noch zugelaſſen ſind, die aber die Beſtimmung haben, von der dem Weltall und der Menſchheit inwohnenden göttlichen Vernunft gebändigt und vernichtet zu werden. Gegen den theologiſchen Gott, deſſen Fügung, Schickung oder Zulaſſung auch das Zufälligſte und Unvernünftigſte ſeyn ſoll, erhebt Erfahrung und Denken eine ewige, nicht zu widerlegende Anklage; dem meinigen fällt nichts zur Laſt, was Unangemeſſenes, Unvernünftiges geſchieht, denn er ſteht zu demſelben ganz nur in dieſem verneinenden Verhältniſſe,

daß er es als die der Welt ſelbſt inwohnende, univerſelle Lebendigkeit und Vernünftigkeit ohne Unterlaß bekämpft und zu vernichten ſtrebt. Ringendes Weltleben iſt er noch, ſonſt nichts, aber er wird einſt aufhören, es zu ſeyn; denn es wird einſt aller Streit aufgehoben und Gott nach des Apoſtels Ausdruck Alles in Allem, dann auch erſt im vollen Sinne des Wortes allmächtig ſeyn. Es iſt innere Nothwendigkeit, daß das göttliche Princip über das ihm Entgegengeſetzte Herr werden wird; dieſer Nothwendigkeit gewiß ſchloß es ſich in den Kreis der Weltentwicklung ein, dieſe Nothwendigkeit tröſtet den denkenden Betrachter über die zur Zeit noch unlösbaren Widerſprüche des Daſeyns. Eines andern Troſtes bedarf der Edle nicht; die gemeinen, ſelbſtſüchtigen Tröſtungen und Hoffnungen, womit die Theologen die Herzen ihres Publikums ködern, kann und will er miſſen und hat ſeine innerſte Befriedigung in dem Glauben, das das Leben, von dem er ein untrennbares Glied iſt, kein leeres Spiel der Willkür und des Zufalls ſey, ſondern daß die allen Dingen und Weſen inwohnende göttliche Vernunft allen Hemmungen, allem Mißlingen im Einzelnen und ſcheinbaren Rückgängen zum Trotze ihren durch nichts zu vereitelnden Gang gehend das Ganze zu dem ihm beſtimmten Ziele der Vollendung und Verklärung leite.

VII.

Ueber Myſticismus.

Herr Höfling ſagt in ſeiner Schrift über Myſticismus: was man heutzutage fälſchlich Myſticismus nenne, ſey nichts anderes, als der alte evangeliſche Kirchenglaube,

der hiſtoriſche Autoritätsglaube, die unbedingte Unterwerfung unter das Anſehen der Bibel, das Feſthalten an dem in der Bibel dargeſtellten Hiſtoriſchen des Chriſtenthums. Der alte, wahre Myſticismus ſey von dieſem jetzt fälſchlich Myſticismus genannten Bibel- und Kirchenglauben höchſt verſchieden, indem er nicht von einem äußerlich Gegebenen ausgehe, nicht einem ſolchen alles andere unterordne, ſondern auf eine aus den Tiefen des menſchlichen Weſens hervorgehende, ſelbſtſtändige, von allem Aeußern unabhängige Erkenntniß baue. Dieſer Myſticismus komme mit dem Rationalismus darin überein, daß ſich beide gegen das höchſte einzige Anſehen des geſchriebenen »Wortes Gottes« auflehnen und, indem ſie ein in der Menſchennatur urſprünglich vorhandenes, von den Myſtikern *inneres Wort oder Licht, Chriſtus in uns*, von den Rationaliſten *Vernunft* genanntes Princip göttlichen Erkennens und Lebens annehmen, mit der evangeliſchen Kirchenlehre im Widerſpruche ſtehen.

Es iſt richtig, daß man heutzutage unter dem Namen Myſticismus auch das begreift, was nichts als altartig kirchlicher Chriſtenglaube iſt, und daß der alte, ächte Myſticismus von der jetzt gleichfalls mit dieſem Namen belegten kirchlichen Orthodoxie ſo verſchieden war, daß beide gegen einander in erklärter Feindſchaft ſtanden. Der Geiſt gebar in den alten Myſtikern an einer neuen, ſelbſtſtändigen Erkenntniß des Göttlichen aus den eigenen, göttlichen Tiefen des menſchlichen Innern heraus. Dieſem alten, ächten Myſticismus iſt nach meiner Anſicht jetzt ſein Welttag angebrochen; er wird, nun vollends zum Gedanken gereinigt, von noch anklebenden Beſchränktheiten befreit und zum wiſſenſchaftlichen Syſteme vollendet, das Geltende, Neubelebende, die Religion und Theologie der beginnenden neuen Weltperiode werden, und der jetzt ſogenannte, als das nichtige Geſpenſt einer todten Vergangenheit im Strahle des neuen Weltlichts ſchwinden.

Einige Stellen aus alten Mystikern, die ihren merkwürdigen und ehrenvollen Gegensatz gegen den Kirchenglauben beurkunden, sind folgende. »Wie die Päpstler, sagt der treffliche Schwenkfeld, den Werken zu viel zulegen, zum Nachtheil des gerechtmachenden Glaubens, also legen die Lutherischen ihrer Predigt, der Schrift und den Sakramenten zu viel zu, zum Nachtheil des regierenden Gnadenköniges Jesu Christi.« — »Gut wäre es, wenn die Lutherischen zwischen dem gerechtmachenden Glauben und einem historischen Glauben recht Unterschied hielten.« — »Die Lutherischen haben einen historischen Christum, den sie nach dem Buchstaben erkennen, seinen Geschichten, Lehren, Mirakeln und Thaten, nicht wie er heute lebendig ist und wirket.« — »Ihre Gerechtigkeit ist allein auswendig, Vergebung der Sünden, Glauben, wie man etwa Ablaß kauft und daß uns Gott um Christi willen die Sünde nicht wolle zurechnen, d. i. ob wir schon Sünder seyn und böse Buben bleiben, so werden wir doch um des Glaubens an Christi willen von Gott für gerecht gehalten und angenommen, wie sie meinen, als ob Gott zu uns im Sterben oder am jüngsten Tage sagen werde: Kommt her, ihr bösen Buben, in den Himmel um Christi meines Sohnes willen. *) Darum trachten so wenig Lutherische nach rechtschaffener Buße und Besserung des Lebens und wird also die Erneuerung des Gemüths, die neue Geburt, die rechte Frömmigkeit in Christo verdunkelt, daß ich nicht sage, gar aufgehoben.« — »Da Gott rechtfertigt, handelt er nicht

*) So sagt Andreas Osiander: »Die Heuchler predigen, unsere Gerechtigkeit sey nicht anders, als daß uns Gott für gerecht halte, ob wir gleich böse Buben seyen, und daß unsere Gerechtigkeit außerhalb und nicht in uns sey; denn bei dieser Lehre können sie auch wohl für gute, heilige Leute gehalten werden.«

menſchlicher Weiſe mit dem Menſchen, daß er allein verzeihe und ſchenke ihm die Sünde und entbinde ihn von der Schuld, ſondern er ſchenket ihm den heiligen Geiſt, der ſein Herz reiniget durch die ausgegoſſene Liebe Gottes, daß er das, ſo gut und recht iſt, begehre und was er begehret, mit dem Werk vollbringe. Gott hält keinen für gerecht, in dem nichts von ſeiner weſentlichen Gerechtigkeit iſt.« — »Luthers Evangelium iſt nichts, als eine Zerſtörung des Papſtthums mit dem Buchſtaben der Schrift, die er das Wort Gottes nennet. Es iſt nicht das ewige Evangelium, davon in apocalypsi geſchrieben iſt. Aus Luthers Lehre allein kann keiner vor Gott wiedergeboren, fromm und gerecht werden. Sein Amt bringt die Verſöhnung, Vergebung der Sünden, Erneuerung des Herzens nicht mit ſich.« — »Unſer verböſtes Fleiſch braucht viel Gleisnerei, bekleidet ſich mit einem äußerlichen Schein und Gottesdienſt, damit es ſeine Art und Natur deſto freier üben möge, auf daß man ſeine Tücke nicht ſoll merken, plätzt und flickt ſich wie ein Bettlersmantel mit allerlei Ceremonien und äußerlichen Dingen, daß es ſich Chriſto nicht dürfte untergeben, daß es getödtet würde, und käme zu einem neuen und gottſeligen Leben.« — »Der kann dem Worte Gottes, Chriſto im Lehramte nicht dienen, in welchem das Wort, Chriſtus nicht weſentlich wohnet, daß es ſich in ihm und ſeinem Dienſte ſelbſt predigt.« — »Der rechte Glaube iſt ein geiſtlicher Verſtand, Erkenntniß und Empfängniß der ewigen Wahrheit, darinnen vor Gott ſtehet das ganze Leben des Gerechten.« — »Der Glaube iſt ein göttlicher Strom aus dem heiligen Geiſte, ja der heilige Geiſt ſelber und die innerliche Kraft Gottes iſt im Herzen, damit man die ewigen Güter in Chriſto einnimmt u. ſ. w., daß aber etliche zur Erhaltung ihrer Opinion vorgeben, der Glaube müſſe einen äußerlichen, leiblichen Anblick haben, darunter er geiſtliche Dinge verſtände

eder begreife, iſt ganz irrig und kann vor Gott keinesweges beſtehen.«

»Gottes Reich muß in uns kommen, ſagt J. Böhm, und ſein Wille in uns geſchehen, das iſt der ganze Gottesdienſt, ſo ſein Geiſt in uns iſt, was ſorgen wir lange um Gottesdienſt?« — »Der wahre Glaube iſt Ein Geiſt mit Gott. Er wirket in Gott und mit Gott, er iſt frei und an keinen Artikel gebunden, als nur an die rechte Liebe, es liegt nichts am menſchlichen Wähnen.« — »Glaube iſt nicht ein hiſtoriſcher Wahn, ſondern ein rechtes Leben, der Geiſt Gottes muß im Myſterio des Gemüthes aufgehen und darin regieren und leuchten, er muß des Menſchen Wille und Thun werden, ſein innerlich Leben und Verſtand muß er ſeyn, anders iſt kein rechter Glaube und göttlicher Verſtand im Menſchen, ſondern nur Fabel und Babel.« — »Anneige dein Herz, Sinn und Gemüthe in Chriſtum, daß Chriſtus in dir geboren wird, ſo haſt du Chriſtum, Taufe, Sacrament und heiligen Geiſt an allen Orten. Das Wort des Lebens iſt immer in dir, was ſucheſt du denn zu deiner Seligkeit?« — »Alle Menſchen, ſo ſich in den Gehorſam Gottes ergeben, die werden in Chriſti Gehorſam auch angenommen, der Jud und der Chriſt, ſo auch der Heide, der weder Geſetz noch Evangelium hat.« — »Die wahre Theologie, ſagt Valentin Weigel, ſey ſo alt als die Welt, und da geweſen, ehe Chriſtus geboren und gekreuzigt war, ſie ſtehe nicht in Büchern von Papier gemacht und Chriſtus ſey von jeher in der Menſchheit geweſen.« — »Der eine, ſagt derſelbe, will ſeelig werden durch Kirchengehen, Predigthören, der andere will Meſſe halten, das Sacrament opfern für die Lebendigen und die Todten, der dritte will durch Beichten, Abſolviren, Vergebung der Sünden, Seligkeit erlangen, der vierte will, daß die Waſſertaufe, das Nachtmahl Sünde austilge und die Erbſünde abwaſche, und wer könnte doch alle Dinge erzählen unter allen Sekten in der Welt, wel-

ches alles vom Drachen, vom Teufel iſt erdacht und aufgerichtet worden!«

Folgende Stellen von Hoburg, jenem eifrigen Gegner aller Pfäfferei und äußerlichen Religioſität, führt Herr Höfling an a. a. O. »Die Lutheriſchen rühmen ſich, daß ſie das Evangelium wieder herfürgebracht und von den Mißbräuchen des Papſtthums wieder gereinigt haben. Allein ob ſie wohl den Buchſtaben, die Hiſtorie vom Evangelio wieder herfürgebracht, ſo haben ſie doch das rechte, wahrhaftige und ewige Evangelium noch nicht gefunden, ſondern Spreu für Korn, Hülſen für Kern, Stroh für edlen Weizen verkauft.« »Spitzet die Ohren und prüfet eure Herzen! Ihr habt ſtatt des inwendigen Herzensprüfers dem fleiſchlichen adamiſchen Menſchen die Ohren gekrauet, ihnen einen Haufen Worte und leeren Geſchwätzes der Hiſtorien von Chriſto und ſeinem Leiden dahergeplappert, daß ein einfältiger Menſch dadurch verwirret worden, ja die Gutherzigen haben auf's allerbeſte nichts mehr als einen Haufen Hiſtorien und Wiſſenſchaft (äußern Wiſſens) davongebracht. Heißt das in's Inwendige einführen?« — Es iſt ſchrecklich, daß die Pfäfferei es wieder wagen darf, ſolche Ausſprüche eines edlen Eifers um das Innere, Weſenhafte, und der Bekümmerniß um die Verſunkenheit des kirchlichen Lebens der Chriſtenheit in todte Aeußerlichkeit als ketzeriſch anzuführen. Auch fühlt das Verkehrte dieſes Thuns Hr. Höfling ſelbſt; darum ſetzt er hinzu: »Wenn dieſe und ähnliche Aeußerungen nur von der nothwendigen innern Aneignung des durch das Evangelium Verkündigten mittelſt des rechten Glaubens (darunter verſteht er den Glauben an den äußern »Chriſtus für uns«, den Glauben, daß uns Gott, ſo böſe wir ſeyen, als gute und reine Menſchen betrachten wolle, wenn wir annehmen, daß Chriſtus für unſere Sünden gebüßt) verſtanden werden ſollten, ſo ließe ſich nichts dagegen ſagen.« Das äußerlich Gegebene, urſprünglich

Fremde, ſoll innerlich angeeignet werden. Man ſieht leicht, daß dieß eine bloße Redensart iſt, um die Geiſtloſigkeit, den innern Tod der orthodoxen Gläubigkeit, der uns überall aus Herrn Höfling's Producten mit hohlen Augen anſtarrt, in etwas zu bemänteln und ſeiner ſchmählichen Abwehr alles Geiſtigen und Tiefen einen mildernden Schein zu geben. *) Was ſeine »innere Aneignung« für ein leeres, falſches, heuchleriſches Ding iſt, ſieht man daraus, daß er durchaus keine »weſentlich eingegoſſene, ſondern eine bloß zugerechnete Gerechtigkeit«, alſo kein durch das Chriſtenthum im Menſchen entſtehendes ſubſtantielles, inneres Gutes, ſondern bloß ein ihm äußerlich bleibendes, von Gott »zugerechnetes« will (p. 30). Chriſtus ſoll nicht, wie der Myſtiker will, »ſeinen Lebensprozeß in uns durchmachen«, nicht in uns »Fleiſch und Blut annehmen, geboren werden« ꝛc. (p. 26); es ſoll keine »wirkliche Weſensgemeinſchaft des Menſchen mit Gott« ſtatt finden, (p. 29.) — denn daß der Myſticismus lehrt, Chriſtus müſſe ſeinen Lebensprozeß in uns durchmachen, Fleiſch und Blut in uns annehmen, in uns geboren werden, der Menſch werde durch den Weg der Liebe mit Gott vereinigt, gehe in Gott ein, wird von Herrn Höfling am Myſticismus getadelt und als ketzeriſch dem orthodoxen Rechtfertigungsglauben als dem alleinigen Wege zum Heil und der einzig wahren Chriſtlichkeit entgegengeſtellt. »Es giebt keine andere Gerechtigkeit für den gefallenen, ſündigen Menſchen,

*) Ja er iſt unverſchämt genug, p. 26 f. ſeinen todten, elenden, abſurden Aeußerlichkeitsglauben, als das »den Menſchen von innen heraus lebendig Machende«, dem Myſticismus, der »nur auf Vereinigung mit Gott mittelſt der Liebe dringe«, als einem bloßen »Umgehen mit den Werken des Geſetzes« entgegenzuſtellen: »Das Evangelium ſey die den Glauben in Anſpruch nehmende und dadurch den Menſchen von innen heraus lebendig-machende Verkündigung deſſen, was Chriſtus für uns gethan und gelitten habe«.

als diejenige, welche von Gott aus Gnaden dem Glauben zugerechnet wird. Der Gegenstand dieses Glaubens aber und die verdienende Ursache der Rechtfertigung oder Sündenvergebung ist das stellvertretend genugthuende Leiden und Sterben des Herrn« (p. 27). Wie nun dieser Mann doch sagen kann, seine Theologie wolle und habe auch einen »Christus in uns« (der zwar »nur die lebendige innere Aneignung des äußerlich gegebenen Christus für uns« sey) ist wunderbar; ein Christus in uns, ohne uns wesentlich eingegossene Gerechtigkeit Christi, also ohne wesentliches (substantielles) Seyn Christi in uns (denn wo seine Gerechtigkeit nicht ist, da ist auch er nicht), ohne daß er in uns selbst geboren würde, unser eigenes Seyn und Leben würde (»Fleisch und Blut annähme«), und ohne daß wir mit Gottes Wesen eine wirkliche Gemeinschaft hätten, das wäre ein curioser Christus in uns!

In Hoburg's Buche: »Der unbekannte Christus« kommen folgende Stellen vor: »Ach wie seelig sollte der Tag seyn, wenn die lebendigen Erkenntniße des alten und neuen Adams in der Christenheit herfürgrüneten! Nur mit dem buchstäbischen, äußerlichen Erkenntnisse Christi nach dem Fleisch aus der Schrift *) wird es nicht geschehen.« — »Der Gottesdienst, den die heutige Christenheit ihrem Christo thut, ist ein blinder Gottesdienst und all ihr Singen und Klingen, Kirchen-, Beicht- und Abendmahlgehen, ja ihr ganzer kirchlicher, ceremonialischer Gottesdienst ist blind und falsch, weil er nicht dem wahren, rechten und ächten Christo zu Dienst und Ehren geschieht, sondern dem Christo, den sich die Welt hat eingebildet.« — »Ihre Meinungen, die sie machen, und ihre Articulen sind gleichsam ihre Abgötter, dafür streiten sie wie die Heiden für ihre Götter, und wie die Papisten für ihre selbstgemachten Heiligen und wer ihnen hierinnen

*) Der Theologie der Höflinge.

zu nahe kommt, o der hat ihren Abgott angegriffen! Auch ſind viele ſo verkehrt unter ihnen, daß ſie aus der heiligen Schrift ſelbſt einen Abgott machen, indem ſie mit der Wiſſenſchaft derſelben lauter Abgötterei treiben, das Herz ſo hangen an dieſe Wiſſenſchaft, daß ſie nimmer zu Chriſto ſelbſt kommen, und viele, ja die meiſten Zuhörer machen aus ihrem Kirchengehen, Beichten und Abendmahlgebrauchen und ihrem kirchlichen Gottesdienſt einen Abgott, daran hangen ſie mit ihrem Herzen; ja die ſteinerne Kirche machen ihrer viele zu einem Abgott; welche blinde Abgötterei iſt doch das!« — »Wie ein Blinder, ob er gleich viele Bücher von der Sonne hörte leſen, und viel Predigten von der Sonne entweder ſelbſt thäte oder hörte, dennoch ſo lange er ſelbſt die Sonne nicht ſiehet, ihm alles dieſes Predigen oder Hören von der Sonne blind und unverſtändig Ding wäre, wenn er aber nur einen Augenblick die Sonne ſehen ſollte, würde dieß viel ein ander Sehen und Erkennen geben, das aus lebendiger Erfahrung gieng; eben alſo dieſe Leute, ſo lange ſie viel leſen und hören von der Sonne Chriſto von Andern in Büchern und Predigten, ſehen aber mit erleuchteten Augen ihres Verſtandes die rechte Himmels- und Herzens-Sonne Chriſtum ſelbſt nicht, iſt's und bleibet's ſo lange mit ihnen nur blind Ding. Darum iſt's an dieſer lebendigen Erkenntniß Jeſu Chriſti, die aus lebendiger eigener Erfahrung gehet, da das Gemüth durch den heiligen Geiſt erleuchtet Chriſtum recht ſiehet und erkennet und alſo in dieſem Erkenntniß ſeine Liebe, Güte und Treue im Herzen ſchmecket, allein gelegen, dieß iſt das rechte Erkennen, und ſo erkennen die Welt-Chriſten ihren Chriſtum nicht.« — »Der wahre Glaube iſt das Auge, damit man Chriſtum ſehen und erkennen kann, er iſt das Licht der Seele, damit man alleine Jeſum Chriſtum ſchauen kann.« Man vergleiche, wie oben Schwenkfeld und Böhm den Glauben als ein Erkennen, geiſt-

lichen Verſtand, Aufgehen und Leuchten des göttlichen Geiſtes in uns beſtimmen. »Die blinden Weltmenſchen, fährt Hoburg fort, bilden ſich zwar einen leichten Glauben ein; aber dieß iſt nur ein Glaube der Hiſtorien von Chriſto, der iſt ein todt Ding in der Seelen, erleuchtet nicht, reiniget nicht, erneuert nicht, iſt nur Wort und Wind. Aber der wahre Glaube iſt ein lebendiges Weſen in der Seele, ein lebendiges Licht von dem weſentlichen Licht Chriſto durch ſeinen Geiſt in der Seele angezündet; derſelbe erleuchtet die Seele, reiniget ſie, erneuert ſie von Grad zu Grad.« — »Das hat der liſtige Feind Gottes und der Menſchen ſo argliſtiglich getrieben, daß er die Herzen der Menſchen ſonderlich der Gelehrten hat eingenommen, daß ſie bei aller Lehre, Ruhm und Nahmen des rechten Chriſti, ein fleiſchlich, luciferiſch, phariſäiſch, weltgeſinntes Herz behalten, und unterdeſſen mit den Buchſtaben und Hiſtorien von dem rechten Chriſto in Kirchen und Schulen viel Weſens getrieben. Daraus iſt endlich dieſe große Babel erbauet im Chriſtenthum, da hernach aus dem Chriſtenthum ein Papſtthum, ja ſogar ein Heuchelthum geworden. Und ob wohl vor hundert Jahren im vorigen Seculo eine Reformation iſt entſtanden, iſt es doch nach derſelben viel ärger geworden, wie vorhin, weil man zwar die Buchſtaben reformiret und zwar mit Buchſtaben, aber das Herz iſt unreformiret geblieben, ja noch in weltfleiſchlichem Weſen gewachſen und viel gottloſer, wilder, falſcher, trotziger geworden, wie vorhin. Dieſes ſcheint wohl etwas hart und paradox, iſt doch vor Gottes Augen ſonnenklar und orthodox; denn weil man mit den Buchſtaben und Hiſtorien allein alles hat ausrichten wollen, und des Geiſtes Chriſti innere Erleuchtung und Offenbarung wenig von Herzen geſuchet, ja weil man ſelbſt Chriſtum nur nach dem Fleiſch und Buchſtaben erkannt, hat nichts anders als eine äußerliche Erkenntniß eines äußern Chriſti erfolgen können.

Daher hat man zwar mit dem Buchſtaben viel grober Mißbräuche abgebrochen, aber mit und durch den Geiſt Chriſti wenig neues, wahres, lebendiges wieder aufgebauet; man hat vielmehr all ſein Ding auf eine äußerliche Wiſſenſchaft geſetzet; die Buchſtaben in der Bibel, in Confeſſionen und Catechismen hat man reformiret und gebeſſert, aber das inwendige Herz iſt geblieben ungeändert, unerleuchtet, unerneuert in allen herrſchenden ſündlichen Lüſten, wie vorhin. Und hieran haben meiſt die Hirten und Vorgänger des Volks Schuld gehabt, zumal einen Chriſtum pro nobis, das iſt, einen äußern hiſtoriſchen Chriſtum, der für uns alles gethan und gelitten, eifrig getrieben, aber den Chriſtum in nobis, der in uns ſein prieſterliches und königliches Lehramt inwendig in unſern Herzen treiben muß, den hat man fahren laſſen. Und ſolches aus übergroßer Klugheit des Satans; denn weil bei dem Chriſto pro nobis, das iſt mit den Hiſtorien von einem äußern Chriſto, der für uns alles gethan, die Lehrer in allem fleiſchlichen, phariſäiſchen Weſen können ſicher dahin leben, und gleichwohl gute, feine, ehrwürdige und hoch- und wohlgelehrte Domini und Paſtores verbleiben, wann ſie nur mit ihrem pro nobis alle ihre himmelſchreienden phariſäiſchen Händel bedecken, ob ſie gleich inwendig nicht erleuchtet, wiedergeboren, noch erneuert werden, ja das Geringſte nicht ihres angeborenen blinden Weſens abſterben, ſchadet doch alles nicht, denn da haben ſie einen ſolchen honigſüßen, zuckerſüßen Chriſtum, der alle ſolche wachſende Bosheit fein bedecket, mit deſſen Verdienſt und Gerechtigkeit ſie ſich und die Ihren bei aller ſteigender und himmelſchreiender Ungerechtigkeit und Bosheit für feine, gute Chriſtenmenſchen halten; das iſt denn dem ſündlichen Fleiſche ein angenehmer lieber Chriſtus, der ſeine Creaturen auf einem ſo leichten, breiten Weltweg ins Paradieß bringen kann ohne Kreuzigung einiger ſündlicher Lüſte. Darum müßte derſelbe wohl ein Narr ſeyn (wird auch

von den Schriftgelehrten und Weisen dieser Welt davor gehalten), der da wollte einen engen, schmalen Weg erwählen und gehen *), da er doch könnte ohne denselben auf der breiten Weltstraße in aller Eigenheit, Selbstheit, ohne Tödtung einiger fleischlicher Lüste ins Himmelreich kommen." — "Dieß ist gemein unter allen Secten, daß die blinden Menschen allein einen Christum pro nobis, das ist, einen äußern Christum für uns suchen, aber den Christum in nobis, in uns, den kennen sie nicht, suchen sie nicht, darum finden sie ihn auch nicht, empfinden ihn auch nicht. Aber wahre Christen suchen nicht al-

*) Von der Nachfolge Christi will auch Herr Höfling "zunächst" nichts wissen. "Das Evangelium von Christo ist zunächst nicht die Lehre von der Nachfolge Christi," sagt er p. 26 seiner Schrift über den Mysticismus. Christus gebeut zwar Matth. 16, 24 und Marc. 8, 34 sich selbst zu verläugnen, sein Kreuz auf sich zu nehmen und ihm nachzufolgen, aber, wird Herr Höfling sagen, Christus meint nicht, daß dieß zunächst der Fall seyn solle. Zwar steht Matth. 10, 38: "Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folget mir nach, der ist mein nicht werth." — Luc. 14, 27: "Wer nicht sein Kreuz trägt und mir nachfolget, der kann nicht mein Jünger seyn." — Joh. 8, 12: "Wer mir nachfolget, der wird das Licht des Lebens haben." — und Joh. 12, 26: "Wer mir dienen will, der folge mir nach."; allein, wird Herr Höfling sagen, davon, daß dieß zunächst geschehen solle, ist hier keine Rede; Christo zu dienen, sein Jünger zu seyn, das Licht des Lebens zu haben, ist zunächst nicht nöthig, und nicht zunächst darin besteht das Evangelium von Christo; das alles hat nur hintennach erst statt zu finden, und ist, wenn es als Hauptsache betrachtet wird, bloßes "Gesetzeswerk". (s. ebend. p. 26). — Herrn Höfling's Zusammenwerfen der reinen Moralität, des auf Vereinigung mit Gott durch Entselbstigung dringenden Mysticismus mit äußerlicher Werkheiligkeit (ebend. p. 26. 27) ist überdieß eine Rohheit und Verächtlichkeit, die, wie so vieles andere, von dem bei diesem Verfechter der Pfäfferei und Barbarei statt findenden gänzlichen Mangel an Sinn für's Edle und Mangel an höherer Bildung zeugt.

lein Chriſtum für ihnen äußerlich, ſondern in ihnen innerlich, ſie ſuchen einen inwendigen Chriſtum, der durch den Glauben nicht in ihren Ohren und Munde äußerlich, ſondern in ihren Herzen wohne, wirke, lebe und regiere innerlich. Denn wo der alte Adam iſt, wohnet und wirket, da, da, ja da wollen ſie auch den neuen Adam haben wohnend und wirkend, daß, gleichwie ſie empfinden die Kraft des alten Adams aus der alten Geburt, daß er nicht todt, ſondern lebendig iſt, und das inwendig in ihren Herzen, alſo wollten ſie gerne auch haben und empfinden die Kraft des neuen Adams aus der neuen Geburt, daß er auch lebendig würde inwendig in ihren Herzen, denn ſie wiſſen, daß, wie ihnen der alte Adam nicht ſchadet außer ihnen, alſo ihnen auch der neue Adam nicht kann nützen außer ihnen; darum kennen ſie ihren Chriſtum nach dem Geiſt recht als ihren inwendigen Chriſtum, inwendigen Lehrer, König, Manna, Licht, Leben und Kraft; wo ihr Elend, Blindheit, Krankheit, Noth und Tod, ja ihr Hunger und Durſt iſt, da wollen ſie gerne Chriſtum haben zu ihrem inwendigen Manna, Licht, Medicin, König, Lehrer, ja Allem in Allem durch die neue Geburt in ihnen wider alles aus der alten Geburt in ihnen. Beweiſen demnach diejenigen, welche allein einen äußern Chriſtum für ihnen (pro nobis) wollen haben, daß ſie den rechten Chriſtum nicht kennen, nicht haben; ja ſie ſetzen den alten Adam weit über den neuen Adam, Chriſtum; Adam der alte iſt inwendig, aber der neue ſoll nur ſeyn auswendig, der alte ſoll leben, (und lebet auch rechtſchaffen) aber der neue ſoll todt ſeyn; der alte ſoll mit ſeinem Weſen und Kraft empfunden werden (und wird auch empfunden), aber der neue ſoll nur Wort und Wind ſeyn; alſo verläugnen ſolche blinde Menſchen den inwendigen Chriſtus, wollen ihn nicht für ihren inwendigen König, Hohenprieſter, Lehrer erkennen und annehmen.-

Nichts kann dem Geiſte wahrer Myſtik d. h. der Vernunft *), entgegengeſetzter ſeyn, als jene heilloſe Kirchenlehre von der Rechtfertigung des Menſchen durch den Glauben an das ſtellvertretende Leiden Chriſti. Gott, wird gelehrt, habe ſeinen menſchgewordenen Sohn leiden laſſen und wolle dieß Leiden als eine Abbüßung unſerer Sündenſchuld und uns, ſo ſchlecht und böſe wir ſeyn mögen, als reine und gute Menſchen betrachten, wenn wir nur glauben, daß er ſeinen menſchgewordenen Sohn habe leiden laſſen, und dieß Leiden als eine Abbüßung unſerer Sündenſchuld betrachten wolle. Der Myſtiker dagegen ſagt, daß in ſolchem Glauben an eine Thatſache der Vergangenheit und ihrer äußern Beziehung auf uns keine Wahrheit, kein Heil ſey, ſondern einzig und allein darin, daß wir unſerer Selbſtheit abſterben und Eins werden mit dem göttlichen Princip in uns, dem Chriſtus in uns, dem innern Wort und Licht. So ſagt J. Böhm: «Glauben iſt anderes nichts, als ſeinen Willen mit Gott vereinigen und Gottes Wort und Kraft in ſeinem Willen einnehmen, daß dieſe beide, Gottes Wille und des Menſchen Wille, Eine Subſtanz und Weſen werden, daß der menſchliche Wille Gottes Wille werde, alsdann iſt ihm Chriſtus in ſeinem Leiden, Sterben, Tod und Auferſtehung in ſeiner eigenen Menſchheit zur Gerechtigkeit gerechnet, daß der Menſch Chriſtus

*) Wenn die alten Myſtiker gegen die «Vernunft» losziehen, ſo verſtehen ſie nichts anderes darunter, als ein dem Weſen der Dinge äußerlich bleibendes und in der Fixirung der Gegenſätze beharrendes Abſtrahiren und Reflectiren, welches J. Böhme auch die äußere Vernunft nennt; — neuerem, philoſophiſchen Sprachgebrauche zu Folge ſteht nichts entgegen, ihr eigenes Princip Vernunft zu nennen. Ihr Chriſtus in uns, ihr inneres Wort und Licht, ihr heiliger Geiſt iſt das vernünftige Princip der Welt, deſſen Selbſterkennen die Speculation des Myſtikers iſt.

wird *) — verſtehe nach dem geiſtlichen Menſchen — und alſo ziehen wir Chriſtum im Glauben an und werden Zweige und Reben in ſeinem Weinſtocke und Tempel Gottes.»

«Den Myſtikern, ſagt Herr Höfling, hat nur der «Chriſtus in uns» eine rechte Bedeutung und Realität. Auf dieſen tragen ſie daher auch alles über, was von dem hiſtoriſchen gelehrt wird und ſagen, er müſſe in uns Fleiſch und Blut annehmen, geboren werden, leiden, ſterben, auferſtehen, zum Himmel fahren. Das Bedenklichſte iſt, daß viele dieſen Chriſtus in uns nicht als etwas erſt durch den Glauben mittelſt der Verkündigung des Evangeliums Kommendes, ſondern als etwas ſchon urſprünglich in dem Menſchen als ein Ausfluß aus Gott Daſeyendes und uns weſentlich Einwohnendes betrachten.» So ſagt J. Böhm: «Gott führet keinen neuen oder fremden Geiſt in uns, ſondern er eröffnet mit ſeinem Geiſte unſern Geiſt, als das Verborgene der Weisheit Gottes, welches in jedem Menſchen liegt, nach dem Maaß und auf die Art ſeiner innerlichen Conſtellation.» — «Der Geiſt fährt nicht von auswendig in die Seele. — Der Menſch muß nur in ſich ſelber eingehen und den heiligen Geiſt in ſich ſuchen, denn in ihm ſelber iſt die Stätte, da Gott in ſeinem Himmel wohnet.» — «Gott bedarf keines Einfahrens; wir ſagen mit Grunde: daß Gott im neuen Menſchen ſelber ſelbſtſtändig wohnet, nicht durch einen fremden Schein, ſondern weſentlich, aber in ſeinem Prinzipio; der äußere Menſch rühret und ergreifet ihn nicht.» — «Die Einbildlichkeit des irdiſchen Weſens verhindert das Herze, daß es nicht mag Gott ſtille ſtehen und in ſeinen inwendigen Grund kommen, da Gott lehret. Denn was darf die

*) Selbſt Luther ſagt einmal: «Wer an Chriſtus glaubt, der haftet an ihm und iſt ein einiges Ding mit Chriſto, hat auch eine einige Gerechtigkeit mit ihm.»

Seele ſich anderswohin ſchwingen, als nur eben in ihren Abgrund? Da iſt und wohnet Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit, er darf nur in der Creatur offenbar werden, er ſtehet im innern Grunde und klopfet an die Seele an, ſo ſich nun die Seele gegen ihn wendet, ſo machet er ihr die Gnadenthüre auf und zeugt bei ihr ein.« — »Die Seele hat Macht, ſich in den Abgrund zu ſchwingen, nämlich in den Grund, darin Gott ſein Wort gebieret und ſpricht, in welchem Abgrunde der Creatur das Gnadengeſchenke in allen Menſchen lieget und ſehrer gegen die Seele ſich neiget, als die Seele gegen dieſe tiefe Gnade.« — »Suchet Chriſtum zur Rechten Gottes in euch; er ſitzet allda, ſchließet nur euern Willen auf und ergebet ihm denſelben.« — »Wir werden ganz irrig und blind geführt, da man uns viel von Gottes Weſen ſagt, und bildet die Gottheit immer als ein fremd Weſen für, das ferne von uns ſey, als ob Gott ein fremd Ding ſey.« — »Deine monſtroſiſche Geſtalt iſt nicht Gott oder ſeines Weſens; allein der verborgene Menſch, welcher iſt die Seele (ſo ferne die Liebe im Lichte Gottes in deinem Centro aufgehet) iſt Gottes eigen Weſen; wie wollteſt du nicht Macht haben zu reden von Gott, der dein Vater iſt, deſſen Weſen du ſelber biſt? Warum läſſeſt du dich den Teufel äffen, als wäreſt du nicht Gottes Kind aus ſeinem eigenen Weſen?« — »Das Buch, da alle Heimlichkeit innen lieget, iſt der Menſch ſelber, er iſt ſelber das Buch des Weſens aller Weſen, das große Arcanum liegt in ihm.« — »Ich trage in meinem Wiſſen nicht erſt Buchſtaben zuſammen aus Büchern, ich habe den Buchſtaben in mir; liegt doch Himmel und Erde mit allem Weſen, dazu Gott ſelber im Menſchen; ſoll er denn nicht in dem Buche leſen dürfen, das er ſelber iſt?« Valentin Weigel ſagt: Chriſtus iſt das studium universale (die allgemeine Quelle der Erkenntniß). Dieß Buch bleibet aller Bücher Buch, begreifet alle Dinge, beſchleußet alle Dinge

und iſt inwendig und auswendig geſchrieben. Solches Buch iſt nicht alleine in mir, ſondern in allen Menſchen, keinen ausgenommen. Es iſt das Leben aller Menſchen, und iſt das Licht in allen Menſchen, welches immer leuchtet in der Finſterniß. Es iſt Gottes Wort, die Weisheit Gottes im Menſchen, das Bildniß Gottes, der Geiſt oder Finger Gottes im Menſchen, der Saame Gottes, das Geſetz Gottes, das Reich Gottes im Menſchen. Es iſt alles Eines, man ſage, wie man wolle. Höre, was Joh. 1 geſagt wird: Gott iſt das Wort und das Wort, das Gott iſt, iſt das Leben und das Leben iſt das Licht der Menſchen und erleuchtet alle Menſchen, ſo in dieſe Welt kommen. Alles, was von Gott geſagt wird, iſt er ſelber, der Wille Gottes iſt Gott ſelber, der Wille Gottes iſt das unwandelbare Geſetz Gottes im Menſchen, mit Gottes Finger ins Herz geſchrieben. Nun iſt Chriſtus der Wille Gottes, ſo iſt er auch das Geſetz Gottes, weil Gottes Wille und Geſetz ungeſchieden ſind. Daraus folget, daß Gottes Wille, Geſetz, Wort, Chriſtus, Geiſt, Weisheit, Reich ein Ding ſey und ſey in allen Menſchen *). Solches ſage ich deren halben, die da ſprechen, Gottes Geſetz ſey wohl in allen Menſchen, aber nicht Gottes Wort oder Reich. Aber ob es gleich in allen iſt, in Böſen und Guten, Gelehrten und Ungelehrten, ſo wollen es doch nicht alle kennen und ſehen. Dazu helfen in dieſen Zeiten nicht wenig die falſchen Lehrer und Phariſäer, die ſolches Buch nicht leſen können und es verläugnen. Solche ſetzen ihren Glauben auf Menſchen, und nehmen an, was andere geglaubet und geſchrieben haben, ob ſie es gleich durch den Geiſt nicht geſehen noch befunden haben.« — »Aus Got-

*) So ſchreibt Brendel: »Der Menſch hat das Geſetz, den Geiſt, Chriſtum, das Reich Gottes ꝛc. alles in ſich.« — »Er iſt das Licht, ſagt ebenderſelbe, ſo in allen Creaturen verſchloſſen und ſtecket in dem Inwendigſten. Er iſt das Licht der Welt, durch den alle Dinge ſind.«

tes Weſen iſt dir gekommen der Geiſt, und haſt denſelben in dir, er iſt Gott und das Wort, er iſt das Leben und das Licht in dir, und in allen Menſchen iſt dieſer Gott, der das Wort iſt, Menſch geboren.« — »Kehre in dich ſelber, die Schrift iſt alle in dir, wie der Geiſt in dir iſt, der wird dich's lehren, denn es iſt alles in dir und wird dich bringen in die rechte Erkenntniß. Wenn du nun durch ſolche Salbung, die in dir iſt, alſo lerneſt, daß du mit dem Weſentlichen Eins biſt worden und biſt es gleich ſelber geworden, was du lieſeſt und lerneſt, alsdann biſt du ein gelehrter Mann, ohne das geſchieht nichts.« — »Unſer Lernen iſt, das wir eben das erkennen und lernen, daraus wir gemacht ſind, ſo kennen wir uns ſelbſt, Gott und alle Dinge und daß wir durch unſer Lernen eben das ſelber ſind und werden, was wir lernen *)«. »Die die Bibel nicht leſen können, haben daſſelbe Buch in ihnen ſelbſt, Jeſum Chriſtum, Gott und Menſchen. Denn alles, was in der ganzen Schrift geſchrieben iſt, das iſt in das einige Wort gefaſſet: Liebe Gott und deinen Nächſten. Und eben das iſt der heilige Geiſt in unſer Herz gegoſſen, die Erfüllung, die uns alles lehret. Nun dieſer Geiſt iſt Fleiſch worden, iſt Jeſus Chriſtus, das große Buch, darinnen Himmel und Erde verfaſſet.« — »Wer iſt gelehrter, als Jeſus Chriſtus, Gott und Menſch? Der iſt in mir und ich in ihm. Was will mich ein Anderer lehren? Lehret er mich was, ſo hat er daſſelbe auch von einem andern gelernt und derſelbe wieder von einem andern. So komt's zuletzt in den Erſten, und der lebet noch und iſt in mir, der kann mich alle Dinge lehren.« — »Gott gebieret, ſchaffet nichts anderes, als ſich ſelbſt, er

*) Angelus Sileſius ſagt:

»Was man in Gott erkennt, das muß man ſelber ſeyn.«

und

»Gott wohnt in einem Licht, zu dem die Bahn gebricht.
Wer es nicht ſelber wird, der ſieht es ewig nicht.«

iſt das Wort und gebiert das Wort, er iſt Gott und gebieret Gott. Gott hat nichts anderes erſchaffen, denn das er ſelbſt iſt, er iſt alle Dinge, darum machet er alle Dinge.« »Gott und das Wort iſt alles, Gott und das Wort ſchaffen alle Dinge, Gott iſt alle Creaturen, Gott iſt Himmel und Erden. Gott und das Wort iſt die Welt worden, ſichtbar, greiflich, alle Dinge ſind durch daſſelbe gemacht, die Welt iſt durch ihn gemacht, und die Welt kennet ihn nicht. Das Wort iſt die Welt worden und der Phyſicus kennet es nicht. Das Wort iſt Menſch worden und der Menſch kennet es nicht. Das Wort iſt Schrift worden und die Schriftgelehrten kennen ihn nicht, der alle Schrift iſt. In Summa gnothi seauton, »Erkenne dich ſelbſt!« erfordert, daß der Menſch nichts anders ſolle ſtudiren und vermöge zu ſtudiren, als ſich ſelbſt und das, woraus er gemacht iſt, und daß er eben daſſelbe ſeyn und werden müſſe, das er lernet und ſtudiret.«

»Durch die Reinigung, ſagt H. Höfling, dadurch, daß ſich der Menſch von allem Aeußerlichen ab- und in ſich zurückzieht, ſoll (der myſtiſchen Theologie zu Folge) dem innern Lichte Platz gemacht werden, daß es hervortreten und erleuchten könne *). Auf dieſe Weiſe ſoll es dem innern, weſentlichen Worte, dem Chriſtus in uns, möglich gemacht worden, Fleiſch und Blut in uns anzunehmen, geboren zu werden und ſeinen ganzen Lebensprozeß in uns durchzumachen. Wenn man das göttliche Licht, Wort oder Chriſtum nicht von vorne herein als etwas aus dem Menſchen heraus, ſondern als etwas

*) »Die Reinigung, ſagt Plato (Phädon p. 23 Bekk.), iſt, daß man die Seele möglichſt vom Leibe abſondere, und ſie gewöhne, ſich von allen Seiten her aus dem Leibe in ſich ſelbſt zu ſammeln und zuſammenziehen und ſo viel als möglich für ſich zu beſtehen, in ſich ſelbſt zu wohnen. Dieſe Löſung der Seele vom Leibe heißt Tod, nach welcher Löſung am meiſten ſtreben die wahrhaft Philoſophirenden.«

in ihn hinein Kommendes betrachtet, ſo nimmt die Sache eine andere Geſtalt an. Es iſt klar, daß dann die Erleuchtung mittelſt der Annahme des verkündigten Wortes vorangehen muß und daß erſt aus dem erleuchteten Glauben die Rechtfertigung und Heiligung hervorgehen könne u. ſ. w.

Der rohe Aeußerlichkeitsglaube verketzert die Anſicht, daß das göttliche Wort als ſchon urſprünglich im Weſen des Menſchen vorhanden, nur aus der verborgenen Tiefe ſeines Innern hervor ſich zu entwickeln, zu offenbaren habe. Nicht in allen Menſchen ſoll es wohnen, ſondern nur den an die Hiſtorie (Sage und Fabel) von Chriſtus Glaubenden einzig und allein mittelſt dieſes Glaubens von außen hinein kommen, und doch ſteht im Evangelium Johannis, worauf ſich ſchon Weigel beruft, daß dieß göttliche Wort alle Menſchen erleuchte, die in die Welt kommen.

»Der Myſticismus, ſagt H. Höfling, will in eine wirkliche Weſensgemeinſchaft mit Gott eindringen, wie ſchon Clemens von Alexandrien ſagt, daß der in immerwährender Betrachtung Gottes beſchäftigte Menſch endlich in die göttliche Natur eingehe und vergöttert werde. Eben ſo ſchreibt Gottfried Arnold: Eine Seele, die, wie ein Eiſen im Feuer, ſtets in der Weisheit und in Gott ſtehet, die iſt Gott. Ein frommer Menſch, behaupten Breithaupt und Zierold, gehe in Gott ein, der Weg der Vereinigung transformire den Menſchen in Gott.« Ein alter vor Tauler lebender Myſtiker ſagt: »In der (ins Innere verſenkten) Seele ſpricht Gott ſein Wort und ſich ſelber, nicht ein Bild, ſondern ſich ſelbſt« — und Jacob Böhme: »Aus des Menſchen Willen muß Gottes Geiſt geboren werden, er muß ſelber Gott werden im Willengeiſte.« — »Glauben iſt nichts als ſeinen Willen mit Gott vereinigen und Gottes Wort und Kraft in ſeinen Willen einnehmen, daß dieſe Beiden, des Men-

ſchen Wille und Gottes Wille, Eine Subſtanz und Weſen werden, alsdann iſt Chriſtus in ſeinem Leiden, Sterben und Auferſtehung dem Menſchen in ſeiner eigenen Menſchheit zur Gerechtigkeit gerechnet, daß der Menſch Chriſtus wird, verſtehe nach dem geiſtlichen Menſchen.« Meiſter Eckart ſagt: »Wollet ihr Gott erkennen, ſo ſollet ihr nicht allein gleich ſeyn dem Sohn, ihr ſollet der Sohn ſelber ſeyn.« — »Du ſollſt alle Tugend übergehen, und allein die Tugend nehmen in dem Grunde, da ſie Eins iſt mit der göttlichen Natur.« Das iſt für die Höflinge eine große Ketzerei, die aber zum Unglück auch in der Bibel enthalten iſt. Denn Paulus ſagt Korinth. 6, 17: »Wer dem Herrn anhanget, der iſt Ein Geiſt mit ihm« — und wenn er ſpricht: »Nicht ich lebe, ſondern Chriſtus lebt in mir,« ſo ſpricht er daſſelbe aus, was jene verketzerten Myſtiker; lebte in Paulus Chriſtus und nur Chriſtus, ſo war dieſer Paulus Chriſtus und, wenn Chriſtus Gott iſt, Gott geworden.

»Ich bin der Weinſtock, ihr ſeyd die Reben« ſagt Chriſtus. Damit iſt die Nothwendigkeit einer Weſenseinheit mit Chriſtus ausgeſprochen. »Der Menſch, ſagt J. Böhm, muß Chriſtum mit ſeinem Leiden, Tod und Auferſtehung anziehen, daß er eine rechte Rebe am Weinſtock Chriſti ſey, in dem Chriſtus ſelber wirke und herrſche nach dem inwendigen Grunde ſeines Geiſtes, da alsdann Gottheit und Menſchheit nach demſelben inwendigen Grunde beiſammen iſt.« — »Wir ſollen alle in die einige Seele Chriſti eingehen und Einer in Chriſti werden.« — Es ſoll nur Ein Weſen, aber gegliedert in Viele, ein geiſtiger Organismus ſeyn. So ſagt Paſchaſius Quesnel: »Die Kirche iſt gleichſam nur ein einziger Menſch, beſtehend aus verſchiedenen Gliedern, deren Haupt, Weſen und Perſon Chriſtus iſt, ein einziger Chriſtus, der aus vielen Heiligen beſtehet.«

Man wirft der Myſtik Verführung zum Hochmuth der Selbſtvergötterung vor, was nur richtig wäre, wenn ſie lehrte oder forderte, daß das creatürliche Selbſt oder Ich, als ſolches, Gott ſey oder werden ſolle. Es wird aber von aller ächten Myſtik gelehrt, daß dieſe Selbſtheit oder Ichheit das Außer- und Widergöttliche im Menſchen ſey und gefordert, daß dieſelbe ſich ganz und gar untergehen laſſe, damit Gott Raum gewinne, ſich Exiſtenz in uns zu geben, damit er allein im Menſchen lebe und Alles ſey. Iſt dieß Hochmuth der Selbſtvergötterung, ſo iſt auch der Apoſtel Paulus deſſelben ſchuldig, wenn er ſpricht: »nicht ich lebe, ſondern Chriſtus lebt in mir.« Es iſt vielmehr dieſes Gottwerden des Menſchen, wie es ächter Myſticismus und ächte Philoſophie fordert, nicht bloß die tiefſte Demuth, ſondern mehr als dieß; nicht die Beugung, Unterwerfung, Unterordnung unter Gott, ſondern ein Sich zu nichts werden laſſen in Gott, damit Gott Alles ſey. Wie viel redet die »deutſche Theologia« von »Vergottung« des Menſchen und wo iſt zugleich eine entſchiedenere und dringendere Lehre vom Sterbenmüſſen aller Selbſtheit oder Ichheit zu finden? So ſagt ſie z. B.: »Je mehr meine Ichheit und Selbſtheit abnimmt, je mehr Gottes Ich, das iſt, Gott ſelber in mir zunimmt.« — »Zu dem wahren Leben Chriſti muß alle Selbſtheit und Ichheit gelaſſen und verloren werden und ſterben.« — »Wäre ein Menſch lauter und gänzlich im Gehorſam als wir glauben, daß Chriſtus war, ſo wäre der Menſch in dieſem Gehorſam Eins mit Gott, ja nicht ſeiner ſelbſt, ſondern Gottes eigen und Gott wäre ſelber auch da der Menſch.« —

»Ein jeder Menſch, ſagt J. Böhm, hat Chriſtum in ſich; aber der eigene Wille ergreifet ihn nicht, ſondern kreuziget ihn, und will nicht der Selbſtheit abſterben, daß er in Chriſti Tod einginge und im Willen Chriſti aufſtünde.« — »Kein Menſch kann das Reich Gottes em-

pfahen, er werde denn des Bundes Kind, daß er den natürlichen Willen verlasse und ziehe den Willen Christi an im Bunde, daß sein Wille im Bunde in Christo neu geboren werde, alsdann ist er eine Rebe am Weinstocke Christi und empfähet Christi Geist, Willen und Leben und wird nach dem Bunde Christus; also wohnet denn Christus in Adam und Adam in Christo.« — »Ein Christ soll täglich und stündlich den alten Adam kreuzigen, wo das nicht geschieht, so kreuziget der alte eigenwillige Adam Christum in sich, so muß Christus am Kreuze hangen und wird getödtet.« — »Aller Wille, der in seine Selbstheit eingehet, der bricht sich vom großen Mysterio ab, und tritt in ein Eigenes; so ist's alsdann dem ersten Mysterio zuwider und das Kind wird für bös erkannt, denn es strebet im Ungehorsam wider seine eigene Mutter, die es erboren hat; so aber das Kind seinen Willen und Begierde wieder in das einführet, daraus es erboren und geurständet ist, so ist's mit demselben ganz Eins und mag von nichts turbiret werden.« — »Sintemal meine Begierde und Wille aus meiner Ichheit in ihn eindringet, so sterbe ich täglich meiner Ichheit, bis ich dermaleins das Ziel meiner Ichheit werde erreichen; alsdann soll meine Ichheit und alles, was an mir ist, das sich selber suchet und liebet, in den Tod Christi, als in die erste Mutter, daraus mich Gott schuf, einfallen und soll meine Ichheit ein Nichts werden; so lieget alsdann meine Ichheit in Christi Tode in der Gelassenheit als ein Werkzeug Gottes, der mache ihm alsdann ein Instrument daraus, wie er will.« — »Und das solches der eigene Wille der Seele thun könne, daß er sich von seiner Selbstheit abbreche und willig ins Sterben der Selbstheit eingehe und in seiner Ichheit ein Nichts werde, so ist der freie Wille Gottes wieder in das verblichene Bild eingegangen, und zeucht den Willen der Seele in sich und giebt ihm wieder die himmlische Leiblichkeit vom reinen Elemente zur Speise

und hat ſich in die Menſchheit eingeleibet und ſtehet allen Seelen entgegen mit voller Begierde, welche Seele ihrer Selbſtheit abſtirbt und führet ihren Hunger wieder in Gottes Erbarmen ein, die mag dieſer Speiſe genießen, davon ſie wieder die erſte Creatur in Gott wird.« — »Weil ſich Gottes Liebesherz aus Liebe und in Liebe hat in die Menſchheit eingegeben, ſo will ich mit meinem Willen aus der entzundeten Giftquall in ſeinen Tod eingeben, und will mit meinem verderbten Willen in und mit ihm ſterben und ein Nichts in ihm werden, ſo muß er mein Leben werden. Denn ſo mein Wille ein Nichts iſt, ſo iſt er in mir, was er will, ſo kenne ich mich nicht mehr mir, ſondern ihm. Will er, daß ich etwas ſeyn ſoll, ſo mache er's.« — »Ich finde noch ein ander Leben in mir, der Ich bin, nicht nach der Gelaſſenheit, ſondern nach der Creatur dieſer Welt, daſſelbe Leben ſtehet noch in Gift und Streite und ſoll noch zum Nichts werden, alsdann bin ich ganz vollkommen. So iſt nun in demſelben Leben, darinnen ich noch meine Ichheit empfinde, die Sünde und der Tod, und das ſoll zu nichte werden; denn in dem Leben, das Gott in mir iſt, bin ich der Sünde und dem Tode feind, und nach dem Leben, das in meiner Ichheit iſt, bin ich der Gottheit Feind. Alſo ſtreitet ein Leben wider das andere und iſt ein ſteter Streit in mir. Weil aber Chriſtus in mir geboren iſt, und in meiner Nichtheit lebet, ſo wird Chriſtus wohl nach ſeiner Verheißung der Schlange, nämlich meiner Ichheit, den Kopf zertreten, und den böſen Menſchen in meiner Ichheit tödten, auf daß er lebe, der er ſelber iſt.« — »Eine Creatur Gottes ſoll Nichts wollen noch thun, ohne was Gott durch ſie will und thut. Es ſoll kein anderer Gott mehr ſeyn, der da regiere und wolle, als der Einige, die Creatur ſoll Gottes Werkzeug ſeyn, mit dem er machet und thut, was er will.« — »Der Menſch ſoll in ſeiner Ichheit und Selbſtheit im eigenen Willen wie todt ſeyn,

auf daß er Gottes Werkzeug ſey, womit er mache und thue, was er will. Alsdann iſt Gott in ihm Alles in Allem, ſein Wille und Thun, er iſt ein Zweig, der vom Baume Gottes ſeinen Saft, Kraft und Leben holet, in ihm lebet, wächſet und ſeine Frucht trägt.« — »Der menſchliche Wille muß aus allen Kräften in dieſen Tod, in dieß Blut eingehen ꝛc. und muß ganz aus ſeiner Ichheit ausgehen ꝛc.« — »Alſo mag ich ſagen, ſo ich in Chriſto geſtorben bin, ich bin derſelbe Chriſtus, als ein Zweig an demſelben Baume.« — »Der innere Menſch iſt nicht ſeiner ſelbſt, ſondern das Werkzeug Gottes, mit dem Gott machet, was er will, bis der äußere mit ſeinen Wundern auch in Gott wird offenbar werden; dann iſt Gott Alles in Allem und er in ſeiner Weisheit und Wunderthat alleine und ſonſt nichts mehr und das iſt der Anfang und das Ende, die Ewigkeit und die Zeit.«

Was für ein Geiſt der Geiſt der bibliſch-chriſtlichen Moral und daß deren Princip kein edleres, als das der natürlichen Selbſtliebe und gemeinen Eigennützigkeit ſey, iſt oben (2. Heft p. 54 ff.) erörtert worden. Ein ganz anderer Geiſt iſt der der Moral der alten, ächten Myſtiker und das Princip derſelben das der Entſelbſtigung und reinen Uneigennützigkeit, der ſich aller Rückſichten der Selbſtigkeit entſchlagenden Liebe und Verſenkung des Gemüths in Gott. Ich habe ſchon im erſten Hefte folgende Stelle eines alten trefflichen Predigers angeführt: »Wer Gott ſucht und etwas Anderes mit Gott, der findet Gott nicht. Suchſt du Gott um deinen eigenen Nutzen oder um deine eigene Seeligkeit, in Wahrheit ſo ſuchſt du Gott nicht.« Derſelbe ſagt: »Der zu einem guten Menſchen ſpräche: Warum ſuchſt du Gott? (dem würde er antworten) darum, daß er Gott iſt. Warum ſuchſt du die Wahrheit? Darum, daß es die Wahrheit iſt. Warum ſuchſt du die Gerechtigkeit? Darum, daß es die Gerechtigkeit iſt. Warum haſt du Gott lieb? Um Gott. Warum haſt du lieb

die Wahrheit? Um die Wahrheit. Warum haſt du lieb die Gerechtigkeit? Um die Gerechtigkeit. Warum liebſt du das Gute? Um die Güte.» (Predigt auf den Freitag vor Mitfaſten im Anhang zu Taulers Poſtille.) So heißt es in der bekannten «deutſchen Theologia» im 6. Cap.: «Das Beſte ſoll das Liebſte ſeyn, und in dieſer Liebe ſoll nichts angeſehen werden, Nutz oder Unnutz, Frommen oder Schaden, Gewinn oder Verluſt, Ehre oder Unehre, Lob oder Unlob oder dieſer keines, ſondern was in Wahrheit das Edelſte und Beſte iſt, das ſoll das Liebſte ſeyn, und daſſelbe um keiner andern Urſache willen, als daß es das Beſte und Edelſte iſt.» Und im 40. Cap.: «Eine Liebe iſt ganz falſch, ſo man etwas liebet um Lohn, als ſo man Gerechtigkeit lieb hat, nicht um Gerechtigkeit, ſondern daß man etwas damit überkomme, und dergleichen, und wenn eine Creatur die andere lieb hat, um etwas des Ihren, oder ſo die Creatur Gott um etwas lieb hätte, ſo iſt es alles falſch, und dieſe Liebe gehört eigentlich der Natur zu und Natur als Natur vermag und weiß keine andere Liebe als dieſe. Denn Natur als Natur hat nichts lieb, als ſich ſelber. Aber wahre Liebe wird gelehret und geleitet von dem wahren Licht und Erkenntniß, und das wahre, ewige, göttliche Licht lehret die Liebe ſonſt nichts lieb haben, als das wahre, einfältige, vollkommene Gut und um keiner andern Urſache willen, als weil es gut iſt und nicht darum, daß man etwas zu Lohne haben wolle, oder etwas von ihm empfahen, ſondern dem Guten zu Liebe und darum, daß es gut iſt.» Und im 36. Cap. (welches die Ueberſchrift führt: Wie man das Leben Chriſti an ſich nehmen ſoll aus Liebe und nicht um Lohns willen. Christi vita propter se, non propter praemium amanda.): Wer Chriſti Leben darum hat, daß er damit etwas überkommen und verdienen wolle, der hat es als ein Löhner und nicht aus Liebe und hat von demſelben ganz und gar nichts, denn wer es nicht aus Liebe hat, der hat es

nicht. Er mag wohl wähnen, er habe es, er iſt aber betrogen.« Und im 24. Cap.: »Wenn man die Sonne fragte, warum ſcheineſt du? ſo würde ſie ſprechen: Ich muß ſcheinen und vermag anders nicht, denn es iſt meine Eigenſchaft. Alſo iſt es auch um Gott und Chriſtum und alles, das göttlich iſt und Chriſto zugehöret, das will und wirket und begehret anders nichts, den alles Gute und darum, daß es gut iſt, und da iſt anders kein Warum oder Urſache.« Und im 10. Cap.: »Vollkommene Menſchen ſtehen in einer Freiheit, alſo daß ſie verloren haben Furcht und Pein der Hölle und auch Hoffnung des Lohnes oder Himmelreichs, ſondern ſie leben in lauter Unterthänigkeit und Gehorſam des ewigen Gutes aus einer freien Liebe.« So forderte auch der im 17. Jahrhundert aufkommende Quietismus die »reine Liebe,« die ohne Furcht und Hoffnung, gleichgültig gegen Himmel und Hölle, mit gänzlicher Selbſtverläugnung auf Gott gerichtet ſteht. Das iſt etwas ganz anderes, als Bibel- und Kirchenreligion, etwas ganz anderes, als der, Myſticismus genannte, elende Pietismus unſerer Zeit, der für ſein rohes und abſurdes Glauben und Frömmeln nicht nur den Lohn der himmliſchen Seeligkeit von ſeinem Herrgotte erwartet und verlangt, ſondern auch ganz in Erwartungen und Anforderungen irdiſchen Lohns, Wohlſeyns und Vortheils lebt, ſo z. B. für Unterſtützung Nothleidender in einer Hungersnoth Bereicherung und Erwerbung »großer, ſchöner, prächtiger Häuſer,« für ein einem Hungrigen geſchenktes Pfund Brod ein Pfund Gold, für verſchenkte zwei Kronenthaler zweihundert Gulden, für erweckliche pietiſtiſche Predigten »Superintenduren, einträgliche Stellen, Ehre und Vortheil« zu gewinnen glaubt und um ſolchen Gewinnes willen ſich des Wohlthuns und der Frömmigkeit zu beiſern ermahnt (nach Schubert's »Altem und Neuem ꝛc.« und dem homiletiſch-liturgiſchen Correſpondenzblatt; vergl. meine »Andeutung ꝛc.« p. 33 — 37). Ja dieſe Verächt-

lichkeit klagt den alten, edlen Mysticismus ausdrücklich darum an, daß er die lautere Liebe zu Gott zum Principe der Religioſität macht (ſ. Höſling's Schrift über Mysticismus) und der Bibelheld Fr. v. Meyer, der für eine Säule der Chriſtlichkeit geachtet wird, ſchämt ſich nicht, die von den alten Myſtikern geforderte lautere Liebe zu Gott als eine »Uneigennützigkeit des Stolzes« herabzuſetzen und als einen Irrweg zu verwerfen. »Die uneigennützige Liebe, ſagt er (»Blätter für höhere Wahrheit.« Neue Folge. 3. Samml. p. 214 f.), iſt von einigen frommen Seelen zu weit getrieben worden. (Wie kann die Reinheit der Geſinnung, das Edle und Gute zu weit getrieben werden?) Sie nahmen's ohngefähr ſo, als ob ſie gar nichts von Gott haben wollten, raubten ihm damit ſein Verdienſt und ordneten ſich ihm beinahe gleich. Dieß iſt die Uneigennützigkeit des Stolzes. (Die Welt erfährt hier durch dieſen erweckten und erleuchteten Bibelchriſten, daß es ein verwerfliches Streben des Hochmuths und ein Frevel gegen Gott iſt, ſein Herz von uneigennützigen Beweggründen zu reinigen.) Die wahre uneigennützige Liebe zu Gott iſt erſtlich eine dankbare Liebe (d. h. die wahre uneigennützige Liebe iſt eine eigennützige Liebe); denn durch ſeine Wohlthaten macht er ſeine Liebenswürdigkeit uns kund und verdient unſere Liebe dadurch; er will auch nichts umſonſt haben *)«. Wir ha-

*) Gott wolle nichts umſonſt haben, wir ſollen ihn nicht umſonſt lieben, wird alſo hier (p. 215) behauptet. Eine Seite früher aber (p. 214) iſt die Behauptung zu leſen, daß wir Gott umſonſt lieben ſollen und daß Gott umſonſt von uns geliebt ſeyn wolle. Die Stelle, in der dieſe letztere Behauptung erſcheint, iſt wörtlich dieſe: »Die Erfahrung bringt mit ſich, daß uns beſondere Gnadenerweiſungen manchmal gerade dann zu Theil worden, wenn wir uns ihrer am wenigſten wurdig machen, wenn wir irdiſches Vergnügen genießen und dergl. Dieß hat den Zweck, uns von der Welt ab und zu Gott zu ziehen, oder auch uns

ben hier ein Beiſpiel, wie die nicht tief genug zu verachtende, rein ſelbſtſüchtige Frömmigkeit dieſer Zeit ſich die Miene giebt, um Gott zu eifern, während ihr in der That um ganz und gar nichts zu thun iſt, als um Erlangung individueller Vortheile und Befriedigungen der Ichheit, der Selbſtliebe durch Gott.

Mit vollem Rechte heißt es in der ſchon ein Paar mal angeführten Schrift eines geiſtvollen Freundes von der jetzt Myſticismus genannten ſchlechten Religioſität: nicht das Selbſt gebe ſie auf; dieß ſey vielmehr der Kernpunkt ihres Syſtems. Grundforderung des ächten, alten Myſticismus iſt Entſelbſtigung, Aufgeben, Sterbenlaſſen der Selbſtheit, Ichheit; — Befriedigung der Selbſtliebe, Selbſtſucht iſt einzig und allein, was die moderne Gläubigkeit und Frömmigkeit will und ſucht. Das Fundament der Chriſtlichkeit überhaupt — ſieht man vom ächten Myſticismus des Chriſtenthums ab, den die Kirche als eine Ketzerei behandelte — iſt die Selbſtliebe, das Suchen, Verſichertſeynwollen ſeiner ſelbſt; die Ichheit, die ganz particuläre, zufällige Perſönlichkeit ſoll gerettet, garantirt, beruhigt, getröſtet, befriedigt, beſeeligt werden. Gott und Chriſtus ſind die Mittel dazu und haben nur als Mittel zu dieſem Zwecke, nicht an und für ſich für den Chriſten Bedeutung und Werth. Chriſtliche Frömmigkeit iſt ja Sorge für's Seelenheil und dieſe iſt Sorge für ſich ſelbſt, für's Ich, für dieß ganz zufällige, particuläre Ich oder Selbſt *). Chriſtlichkeit iſt dem zu Folge ſo weit ent-

---

zu zeigen, daß uns Gott nicht um unſerer guten Werke, Büßungen oder geſetzlicher Strenge willen, ſondern umſonſt liebt, und wir ihn dagegen eben ſo umſonſt, nämlich ohne Sucht nach Gaben, um ſeiner Vollkommenheiten willen und aus Dankbarkeit (alſo doch um der Gaben willen) lieben ſollen.

*) In den Papieren eines Verſtorbenen, aus denen ich vielleicht einmal mehr mittheilen werde, heißt es:

ſernt, etwas Gutes und Edles zu ſeyn, daß ſie mit dem Gemeinſten im Menſchen auf gleicher Linie ſteht und dasſelbe Princip mit dem Schlechteſten hat. »Handelt es ſich etwa, heißt es in dem obenerwähnten Buche, in ihrer Religion um Gott, um Gott an und für ſich und dreht ſich nicht vielmehr alles um ihre Erlöſung und Verſöhnung, um ihr Heil, um ihre Seeligkeit und Unſterblichkeit herum?« So bekennt Herr Höfling ganz offen, daß Gott an und für ſich durchaus kein Intereſſe für ihn (Herrn H.) und ſeines Gleichen habe; unſer Herz, ſagt er, frage nur, was Gott für uns ſey? Das Herz d. h. die Selbſtliebe, das ſelbſtiſche Intereſſe des Individuums, ſein Selbſterhaltungs-, Beglückungstrieb (daſſelbe Princip, welches ſelbſt das des niedrigſten Thierlebens iſt) iſt die Baſis, das Centrum dieſer Frömmigkeit. Daß vom Standpunkt dieſer Frömmigkeit etwas Gutes gewollt und gethan werden könne, iſt unmöglich, denn gut iſt nur, was aus uneigennützigen Beweggründen geſchieht; auf die Selbſtliebe, das Selbſterhaltungs- und Selbſtbeglückungsſtreben des Individuums aber iſt ſchon in der Bibel die ganze Moral des Chriſtenthums gegründet, und es iſt ſomit undenkbar, daß der bibliſche Chriſt, als ſolcher, etwas Gutes zu wollen oder zu thun vermöge.

»Nicht an ſein Seelenheil zu denken,
Hat Zeit, wer nicht ſich ſelber lebt;
Der Geiſt ſoll ſich ins Ganze ſenken,
Das alle Sorg' um's Ich begräbt.
Die Ichheit iſt's, die euch bekümmert,
Wenn ihr die Augen fromm verdreht;
Der Freiheit Morgenhauch umweht,
Ihn, der ſein Ich dem Gott zertrümmert.«

Zuſätze.

Zum erſten Hefte p. 94.

Hier ſteht in der Note die Stelle: »Was H. Höfling Herz nennt, iſt das ſelbſtiſche Intereſſe des Individuums, das allerdings nicht fragt, was Gott an und für ſich, ſondern, was er in Beziehung auf das Individuum ſey, ſo wie der Hund ſich nicht darum bekümmert, was ſein Herr an und für ſich, ſondern einzig darum, was er für ihn, den Hund, iſt, ob er ihm zu freſſen giebt, ihn prügelt u. ſ. w.« Als eine geiſtvolle Dame dieſe Stelle las, bemerkte ſie mir: ich ſchiene ihr die Natur des Hundes zu tief herab zu ſetzen. Ein Hund ſey im Stande, ſich auch ganz uneigennützig und in Fällen, wo er nichts von ſeinem Wohlthäter zu hoffen noch zu fürchten habe, für denſelben zu intereſſiren, wie manche wunderbare Beiſpiele lehrten, — was mich beſtimmt, jenen Vergleich zu Ehren des Hundes zurückzunehmen.

Zum zweiten Hefte.

Zu p. 15. f.

Ich habe ſchon im erſten Hefte folgende Stelle aus K. A. Menzel's Geſchichte der Deutſchen angeführt: »Mosheim's frommer Eifer fand in der ewigen Dauer der Seligkeit der Heiligen und der von Jeſu Chriſto vollbrachten Erlöſung die ſeiner Rechtgläubigkeit höchſt tröſt-

lich erſcheinenden Beweiſe, daß alle, welche ihr mangelnder oder nach der vorſchriftmäßigen Form des kirchlichen Lehrbegriffs mangelhafter Glaube an dieſe Erlöſung von der Seeligkeit ausſchließt, werden gequält werden Tag und Nacht, von Ewigkeit zu Ewigkeit und daß der Gott, deſſen verborgener Rathſchluß ihnen dieſen Glauben verſagte, werde aufſteigen laſſen den Rauch ihrer Qual von Ewigkeit zu Ewigkeit.« Wie ſüß es unſern modernen Frömmlingen iſt, alle diejenigen, die nicht mit ihrem Glauben ſtimmen, und die ſie, wegen des noch unüberwundenen humanen Zuſtandes der Dinge, nicht in dieſem Leben verfolgen und unglücklich machen können, als ſolche anzuſehen, die ihres Unglaubens wegen einſt ewig in der Hölle würden gepeinigt werden und ſo doch in der Vorſtellung an ihnen eine gräßliche Rache zu nehmen, legt ſich in den Aeußerungen dieſer Menſchen oft ganz unverhohlen an den Tag. Eſchenmeyer in den Blättern aus Prevorſt 1 Samml. p. 43. ſagt: »Chriſtus wird den Rationaliſten einſt ſagen: ich habe euch noch nie erkannt, weichet von mir, ihr Uebelthäter!« So eine ganze Theologenpartei, deren Denkart doch mit Moralität und Humanität in keinem Gegenſatze ſteht, was vielmehr im höchſten Grade bei Herrn Eſchenmeyer's Partei der Fall iſt, zu ewiger Höllenqual zu verdammen, nimmt dieſer Unmenſch keinen Anſtand. Mit ſichtbarem Wohlgefallen hebt er im 2ten Hefte p. 67 den Gegenſatz von ewiger Seeligkeit und ewiger Verdammniß hervor: »Beim jüngſten Gerichte, ſagt er, hören alle Mittelzuſtände auf, wie das irdiſche Leben, der Tod und der Hades oder das Mittelreich und es bleiben nur noch die Extreme übrig, nehmlich die ewige Seeligkeit oder ewige Verdammniß. Wer nicht im Buche des Lebens ſteht, wird aus dem Reiche Gottes ewig verbannt, ewige Verbannung aber iſt zugleich ewige Pein.« Welch' ſeelige Befriedigung, wird einſt Herrn Eſchenmeyer's chriſtliches Herz empfinden, wenn er von himmliſcher Glorie

umſtrahlt und in den durch ihren hölliſchen Gegenſatz erſt recht empfindlichen Entzückungen des Paradieſes ſchwimmend alle Rationaliſten und Pantheiſten und was ſonſt nicht Eines Sinnes mit ihm iſt und über das Wahre, Gute und Schöne das Heilige (d. h. das Unmenſchliche, Barbariſche, Teufliſche) ſetzt, unter ſich in den Flammen des Abgrundes heulend erblicken wird!

Wenn unſere modernen Frommen den Geiſt der Barbarei, der ſie belebt, noch zum Theil in gewiſſen Schranken der Mäßigung halten, und noch nicht völlig die Rohheit, Grauſamkeit und Beſtialität der alten Kirchenthümer und religiöſen Parteien zur Schau tragen, ſo iſt dieß ganz nur dem Einfluſſe der noch nicht überwundenen freien Menſchenbildung beizumeſſen, die im vorigen Jahrhundert über die Barbarei des Chriſtenthums den endlichen Sieg errungen. Aber die Reſte von Schaam und Scheu, die von dieſer Bildung her den Glaubensbarbaren noch anklleben, werden mit Zunahme der Gläubigkeitsſtimmung unſerer Zeit und Wiederaufleben der alten Kirchlichkeit und Orthodoxie in wenigen Jahrzehnten verſchwunden ſeyn, und eine Nacht der Inhumanität über die Völker der Chriſtenheit hereinbrechen, ſo ſchwarz und blutig als je eine von dem Genius der Menſchheit beweint worden iſt und jede edle Blüthe der Cultur wird von dem Gifthauch welken, der aus der geöffneten Gruft einer unmenſchlichen Vergangenheit hervor die heitern Pflanzungen der Humanität zu verpeſten beginnt.

Herr Höfling in ſeiner Schrift über den Myſticismus erklärt ſich und ſeine Partei für weit entfernt von Beeinträchtigenwollen der Glaubens- und Gewiſſensfreiheit und liebloſer Unduldſamkeit (p. 56), nur hält er es für nothwendig, daß Andersdenkende aus der Kirchengemeinſchaft ausgeſchloſſen werden (p. 60). Bei ſolchem Aus-

ſtoßen aus der Kirchengemeinſchaft werden Amtsentſetzungen, Brodlosmachungen, Vertreibungen, Unglücklichwerden einer Menge Menſchen mit ihren Familien natürlich nicht fehlen können. Hiemit alſo wird der Anfang gemacht werden. W dieſem Anfange für ein Fortgang, für ein Ende entſprechen wird, iſt leicht zu erachten. Kein Gräuel alter Glaubensbarbarei kann zu abſcheulich und entſetzlich ſeyn, deſſen Zurückführung auf den verfinſterten Schauplatz der Geſchichte nicht von der Menſchenart zu erwarten ſtände, die ſich das Salz der Erde und die leuchtende Gottesſtadt nennt.

Der Myſtagog.

Eine Sammlung von Abhandlungen, Mittheilungen und factiſchen Belegen verſchiedener Art zum Behufe der Einführung in die Geheimniſſe der Natur, der Geſchichte, des menſchlichen Weſens und der jenſeitigen Exiſtenzen und Zuſtände.

Von

G. Fr. Daumer, Prof.

1. Abtheilung.

Das Geiſterreich.

1. Band.

Dresden.
Verlag von Woldemar Türk.
1867.

Das Geiſterreich

in Glauben, Vorſtellung, Sage und Wirklichkeit.

Von

G. Fr. Daumer, Prof.

1. Band.

Sunt aliquid manes, letum non omnia finit.

Reich der Geiſter, du biſt; nicht Alles ſchließet der Tod ab.

Dresden.
Verlag von Woldemar Türk.
1867.

Vorrede.

Es ſoll hier vom „Geiſterreiche“ gehandelt werden, worunter ich vorzugsweiſe die Welt der im Tode abgeſchiedenen geiſtigen Selbſtheiten und Perſönlichkeiten (Seelen) verſtehe, indem ich das, was man noch außerdem unter jenen Begriff bringen kann, zwar nicht ausſchließe, doch nicht zum eigentlichen und hauptſächlichen Gegenſtand meiner Darſtellungen mache. Das ſo verſtandene Geiſterreich ſoll nun, was ſchon auf dem Titel dieſes Buches angedeutet iſt, und was ich bei Beurtheilung deſſelben wohl im Auge zu behalten bitte, nicht nur, wie es nach meiner Anſicht wirklich iſt, ſondern auch, wie es ſich in Glauben, Vorſtellung, Sage der Menſchen, Völker und Zeiten darſtellt, geſchildert werden. Ich will erſtlich das über den fraglichen Gegenſtand traditionell Gegebene, insbeſondere was ſich darüber im heidniſchen und chriſtlichen Alterthum und im Bereiche des Volksglaubens und der Volksſage findet, zur Sprache bringen, will eine Art von Geſchichte und Mythologie des Geiſter-

glaubens liefern, wobei ich charakteriſtiſche Momente und Züge, ſeien ſie den modernen Denkarten auch noch ſo fremd, nicht fernhalten darf, vielmehr recht eigentlich darauf eingehen und auch das Sonderbarſte und Wunderlichſte meiner Beachtung würdigen muß. Unſere Alterthumsforſcher und Mythologen verſchmähen es nicht, ihr Augenmerk ſelbſt auf die ſuperſtitiöſeſten Dinge zu richten, auf Dinge, die uns nicht ſelten im höchſten Grade abſurd und albern erſcheinen; ſie ſammeln und verzeichnen Alles ſorgfältig und ſuchen daraus ihre archäologiſchen und mythologiſchen Reſultate zu gewinnen. Es werden von ihnen auch alte, vergeſſene Schriften benutzt, die zum Theil voll des finſterſten, für uns abſtoßendſten Aberglaubens, und ihrer Form nach die reinſte Geſchmackloſigkeit ſind.*) Sie thun wohl daran; denn die Wiſſenſchaft hat das Recht und die Pflicht, jede Art von Quelle zu benützen und ihre Perlen ſelbſt aus dem düſterſten und dumpfeſten Schutt und Staube herauszuleſen. Daſſelbe wird nun auch mir erlaubt ſein; und

*) Dahin gehört z. B. „der hölliſche Proteus" von Erasmus Franciſci mit ſeinem outrirten, Alles diaboliſirenden Teufelsglauben, ſeinem zopfigen Style und abſcheulichen Titelkupfer, ein Buch, das bei all dem für den Forſcher werthvoll und benützbar iſt und auch in gegenwärtigem Werke mitunter citirt werden muß.

es verſteht ſich in dieſer Rückſicht von ſelbſt, daß ich nicht Alles, was ich berühre, citire und aushebe, der gläubigen Hingebung und Anerkennung meiner Leſer zu empfehlen, ja aufzudringen die Abſicht habe.

Dann muß ich aber freilich auch Das bekennen, und will es ganz unverſchleiert gleich hier ausſprechen und hervorheben, daß das archäologiſche und mythologiſche Intereſſe nicht das einzige, ja nicht einmal das vorzüglichſte und eigentlichſte iſt, was mich bei dieſen Darſtellungen erfüllt und beſtimmt. Es handelt ſich für mich ganz weſentlich um thanatologiſche und pneumatologiſche Wahrheit und Wirklichkeit; ich ſpüre überall, auch unter Märchen und Fabeln, vor Allem dieſer nach und mache mir mit dem hiſtoriſch gegebenen Geiſterglauben und Geiſtermythus im Grunde nur darum ſo viel zu thun, um daraus, mit kritiſcher Ausſcheidung des allzu Unſicheren, Phantaſtiſchen und Unglaublichen, Notizen, Materialien und Fingerzeige für eine mit ihrem Gegenſtande vollen Ernſt machende Geiſterkunde oder Wiſſenſchaft des Geiſterreiches zu gewinnen, wie ich ſie im Sinne habe und, wenigſtens bis zu einer gewiſſen Grenze hin, wo unſere Erfahrungen, Begriffe und Einſichten zu Ende gehen, für keineswegs

unmöglich halte. Den Kern der Sache bilden hier vor Allem die wohlbeglaubigten, keinem billigen Anſtand unterliegenden, vielmehr jeden nicht gewaltſam Abwehrenden zu überzeugen geeigneten Thatſachen, dergleichen wirklich zur Hand. Nur für dieſe nehme ich eine gläubige Zuſtimmung in Anſpruch; habe jedoch auch hier nur den nicht abgeneigten Theil des Publikums im Auge, denjenigen, der über jene dunklen Regionen und Zuſtände gern Etwas wiſſen, ſich gern eine nicht bloß im Unbeſtimmten bleibende Kenntniß davon verſchaffen möchte; denn was den feindſelig geſtellten und hartnäckig abweiſenden betrifft, dem es in ſeiner Unwiſſenheit ſo wohl iſt, der den Schleier der Iſis nicht heben will, behauptend, es gebe gar keine Iſis, den überzeugt kein Gott, an ihm wird ſelbſt die evidenteſte Realität, Erfahrung und Thatſache zu Schanden.*)

---

*) Indem Hegel in ſeiner Encyclopädie (§. 406 S. 383 der 2. Ausgabe) vom animaliſchen Magnetismus ſpricht, bemerkt er: „Wenn vor Allem das Factiſche der Bewährung bedürftig ſcheinen dürfte, ſo würde eine ſolche doch darum überflüſſig ſein, weil Diejenigen, welche ſich die Betrachtung dadurch höchſt leicht machen, daß ſie die Erzählungen, ſo unendlich zahlreich und ſo ſehr ſie durch die Bildung, den Charakter ꝛc. der Zeugen beglaubigt ſind, kurzweg für Täuſchung und Betrug ausgeben, in ihrem aprioriſchen Verſtande ſo feſt ſind, daß nicht nur gegen denſelben alle Beglaubigung Nichts vermag, ſondern daß ſie auch ſchon das geläugnet, was ſie mit Augen geſehen.

Sollte man fragen, warum ich mich, bei ſo affirmativer Stellung und Tendenz, nicht lieber auf das Allerſicherſte oder zum wenigſten Wahrſcheinlichſte beſchränkt und ſo Denen, welche zwar nicht gegneriſch geſinnt, doch nur bis zu einem gewiſſen Punkte mitzugehen geneigt und im Stande ſind, Beifall und Annahme erleichtert habe, ſo würde ich Folgendes zu antworten haben. Wenn ich mich in ſo engen Schranken gehalten hätte, ſo wäre meine Darſtellung allzu dürftig und lückenhaft geworden; es wäre allzu viel weggefallen, was, wenn auch nicht autoritätsvoll genug berichtet und bezeugt, doch ſeinem Inhalte nach von großem Intereſſe iſt, eine weiter führende Spur enthält, eine beſondere Seite des reichhaltigen Gegenſtandes enthüllt und, für ſich zwar ſchwankend und ungewiß, doch durch Vergleichung, Combination, Anlehnung an feſter Stehendes Halt zu gewinnen und ſo auch in realiſtiſchem Sinne brauchbar zu werden vermag. Beſonders zum Behufe theoretiſchen

---

Um auf dieſem Felde auch nur Das zu glauben, was man mit ſeinen Augen ſieht, noch mehr, es zu begreifen, dazu iſt die Vorausſetzung, nicht in den Verſtandskategorien befangen zu ſein.“ So liegt die Sache überhaupt und in Beziehung auf alles Wunder- und Zauberhafte, was nun einmal der in ſeinen beſchränkten Vorſtellungen und obſtinaten Verhaltungsweiſen fixirte Verſtand abſolut nicht zugeben und annehmen will.

Verständnisses und Eindringens in die Natur der Sache darf und muß man Alles herbeiziehen und zusammennehmen, was irgendwie von Interesse sein kann, sich in den Zusammenhang ergänzend, Licht gebend, bereichernd einreihen läßt. Denn es soll ja nicht nur Factisches und Geschichtliches aufgenommen und begrifflos hingestellt, es soll, wie schon angedeutet, auch eine Art von Wissenschaft und begreifender Erkenntniß, wenn nicht geliefert, doch begründet und vorbereitet werden. Und ist denn etwa in der Geschichte, in den Naturwissenschaften, in Physik, Physiologie, Medicin ꝛc. Alles so ganz gewiß und über allen Streit erhaben; darf da Nichts berührt und benützt werden, was nicht diese Eigenschaft hat? — Wäre dem so, dann müßte der größte Theil dieser Wissenschaften für unstatthaft erklärt und ausgeschieden werden; und was man behielte, würde sich als ein zum Bedauern zusammengeschrumpfter Rest des großen Ganzen präsentiren. In diesen Gebieten ist so viel Freiheit der Meinung, der Forschung, des Versuches, und Niemand tadelt es; es gilt vielmehr als etwas ganz Ordnungsgemäßes und Nothwendiges. Nur in den Dingen, die durch einseitige Verstandesbildung und despotische Aufklärung verpönt sind, soll eine ganz

andere Verfahrungsweiſe herrſchen, ſo, daß man die gewählte niemals nüchtern, vorſichtig, beſonnen, kritiſch genug findet; warum? — Weil man von den Vorurtheilen jener negativen Richtung und Denkart beherrſcht iſt, welche die ganze Sache verwirft und ſie in ſo großen Verruf gebracht hat, daß bedächtige Perſonen voll Furcht und Sorge ſind, ſogleich, wie ſie Etwas der Art gelten laſſen, in einen Abgrund von Wahn, Thorheit und Unſinn zu fallen und, nach außen hin, an ihrem Rufe Schaden zu leiden.

Der in Behandlung genommene Gegenſtand — die Manifeſtationen des Geiſterreiches und die daraus zu erkennende Exiſtenz und Beſchaffenheit deſſelben — iſt jedoch von zu großer Wichtigkeit, als daß man, eine ernſte, über das gegenwärtige Daſein hinausgehende Gedankenrichtung verfolgend, davon abſtrahiren und ſich deſſelben nicht um jeden Preis, auch wenn es ſein muß, mit einiger Kühnheit und Paradoxie des Denkens und Meinens, zu bemächtigen ſuchen ſollte. Mein Verſuch liegt vor; er iſt meinen individuellen Kräften und Mitteln gemäß; ich denke darüber mit geziemender Beſcheidenheit und werde nicht nur für belobende Kritiken, ſondern auch für tadelnde, wenn ſie etwas Belehrendes und För-

berndes für mich haben, sehr dankbar sein. Sollte man meinen wohlgemeinten und redlichen Bemühungen rationalistische Trivialitäten, starren Unglauben, fanatische Abweisung oder geistlosen Spott und Hohn, wie ihn jeder Ignorant und Philister in Bereitschaft hat, entgegensetzen, so wird das nur den Eindruck grenzenloser Verächtlichkeit auf mich zu machen im Stande sein. Auf einen stillen, sinnigen Leserkreis, der, wenn er sich auch nicht mit allem hier Vorkommenden befreunden und nicht allen meinen Auffassungen beipflichten kann, sich doch für das behandelte Thema ernstlich interessirt, glaube ich immer rechnen zu dürfen; und das genügt.

Der in diesem Buche vertretene Glaube ist Hingebung an die Thatsache, mit welcher er in vollem Frieden lebt, und welcher er grundsatzmäßig nirgends eine unnatürliche Gewalt anthut — und insofern ist er in wesentlichem Vortheil gegen den Unglauben, was er auch von diesem für Schmach und Unbilden zu erfahren haben möge. Letzterer habe den Zeitgeist, die herrschende Denkart, die sich so nennende Wissenschaft für sich! Er lebt im Kriege mit der Thatsache und befindet sich in dieser Rücksicht in einem verhängnißvollen Nachtheil. Denn er kann und wird in

Folge deſſen nie vollſtändig durchſchlagen, noch weniger ſich auf die Dauer in ſeiner vorwiegenden Geltung erhalten, und muß es erleben, daß ſich das verhaßte Gegentheil ſogar in extravagantem Maße und maſſenhafter Ausbreitung wieder hervorthut, wie in der modernen Magie, im ſogenannten Spiritualismus und Spiritismus der Gegenwart der Fall. Denn die Thatſache iſt unverwüſtlich und unbeſiegbar; ſie ſpottet aller Bemühung, ſie zur Nicht-Thatſache*) zu machen; und es liegt noch überdies in des Menſchen tiefſter, innerſter Natur, daß ihm eine abſolute und für immer feſtgehaltene Abkehr von ihr ſchlechterdings unmöglich iſt; welche Umſtände denn auch gegenwärtigem Unternehmen zu Gute kommen dürften.

Eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Beiſpielen zu geben, ſchien durchaus nöthig zu ſein, theils um des zu ſchildernden Glaubens willen, theils wegen der Wiſſenſchaft des Geiſterreiches, um die es ſich, und das noch angelegentlicher, handelt, und der zu ihrem Aufbau ein reiches empiriſches Material unentbehrlich iſt. Ich konnte nicht umhin, hierbei manches ſchon Bekannte zu berühren, welches

*) Wie es unter den Titeln: Lüge, Betrug, Einbildung, Macht der Imagination, Illuſion, Hallucination ꝛc. geſchieht.

von wichtiger und ausgezeichneter Art ist und deshalb in solchen Sammlungen immer seinen Platz behaupten wird. Man wird aber auch wohl Vieles finden, was man noch nicht kennt, oder was man, wenn man davon weiß, doch vielleicht nur in unbestimmter und mangelhafter Erinnerung hat; Einiges, und darunter sehr Bedeutendes, ist mir mündlich oder schriftlich mitgetheilt worden und in anderen Büchern der Art nicht zu treffen. Was die verschiedenen, namentlich meine allgemeinen Ansichten erörternden Aufsätze und Abhandlungen betrifft, die ich hier erscheinen lasse, so sind sie nicht alle erst neuestens in der letzten Periode meines Lebens und Denkens verfaßt; sie sind in verschiedenen Jahren und auf verschiedene Anlässe hin entstanden; gleichwohl wird, wie ich hoffe, mein Werk als ein nicht unharmonisches Ganze erscheinen. Mein Ringen mit dem großen und dunklen Gegenstande, der schon so viele Köpfe und Federn beschäftiget hat, und über welchen man ohne Zweifel noch viel denken, forschen, schreiben und streiten wird, mag schärferen Augen immerhin bemerklich werden.

Ich habe das Werk in fünf Bücher getheilt. Das erste ist vorzugsweise einleitender und theoretisch begründender Art und Natur. Das zweite enthält eine Reihe combinatorischer

Darſtellungen, worin die hauptſächlichſten und für meinen Zweck wichtigſten Arten von geiſterhaften Phänomenen, in verſchiedene Gruppen geſondert, vor Augen treten.*) Das dritte beſteht aus einer Anzahl von Aufſätzen und Erzählungen vermiſchten Inhaltes, worin beſondere, zum Theil problematiſche Erſcheinungen, Thatſachen und Ueberlieferungen, für ſich betrachtet, vorgeführt und beſprochen werden. Im vierten werden ſich einige berüchtigte Cha-

*) Die gemeinen, häßlichen, zuweilen in's völlig Pöbelhafte fallenden Spukgeſchichten, wiewohl in ihrer Art ebenfalls wichtig und, als thatſächlich vorkommend, nicht zu umgehen, wurden mehr in gelegentlicher und zerſtreuter Weiſe zur Sprache gebracht, wie in den Abhandlungen über die Spukhäuſer, den Alb, den myſtiſchen Schutz. Ausführliche und mannigfaltige Beſchreibungen von ſolchen findet man in vielen Schriften älterer und neuerer Zeit, ſo z. B. bei Calmet, Horſt, Kerner, Gerber, Görres, Perty ꝛc. Das Geſindel muß man ſich leider überall gefallen laſſen, in der Geiſter- und Todtenwelt ſo gut, wie in der lebenden Menſchenwelt; und es iſt ein ſonderbarer Grund, der Erſteren darum den Glauben zu verſagen, weil es darin ſo ſchlechte und verächtliche Exiſtenzen und Charaktere giebt; denn aus demſelben Grunde müßte auch der Glaube an die Welt, in der wir leben, wegfallen. Sie ſind nur die jenſeitige Fortſetzung derjenigen, mit welchen wir im Dieſſeits beläſtigt ſind; und es hat allen Anſchein, daß Dasjenige, was ſich dort nicht zu heben vermag, noch tiefer ſinke, als es im Leben geſtanden. Dieſes Genre aber liebhaberiſch zu behandeln, iſt nicht meinem Geſchmacke gemäß; es heiſchen das auch meine Zwecke nicht. Das mir Angenehme iſt vielmehr dieſes, die beſſere und ſchönere Seite des mannigfaltigen und reichbeſtimmten Gegenſtandes in's Licht ſetzen zu können; was das Uebrige betrifft, ſo begnüge ich mich mit dem Nöthigen und Unumgänglichen.

raktere und Gattungen des Geisterreiches, die in alter- und volksthümlichem Glauben ihre hervortretende Rolle spielen, wie Hausgeist, Kobold, weiße Frau, Alb ꝛc. repräsentiren. Einiges, was in diese Abtheilungen nicht wohl einzupassen war, habe ich endlich in einem fünften Buche zusammengefaßt.

Wer die Entwickelungen des neueren und neuesten Geisterglaubens und Zauberwesens kennt, wer da weiß, wie sich diese Art von Mystik von der Prevorster Seherin und dem epidemischen Tischrücken und Tischklopfen an bis zur modernsten Magie und Nekromantie und den Wundern der spiritualistischen oder spiritistischen Zirkel gestaltet und gesteigert hat, der wird meiner Darstellung das Prädicat einer verhältnißmäßig sehr maßvollen Selbstbeschränkung nicht versagen können. Ich habe mich auf viel Verdachtvolles, oder offenbar Nichtiges gar nicht eingelassen, mich hauptsächlich nur an den allgemeinen, in seinen charakteristischen Zügen sich selbst so gleichen Geisterglauben der Zeiten und Völker und die aus achtungswerther Quelle kommenden Nachrichten über die Manifestationen des Geisterreiches gehalten und so einige bestimmte Resultate zu gewinnen gesucht, manches, dem Factum oder der Erklärung nach Zweifelhafte, wenn auch berührt

und beſprochen, doch unentſchieden gelaſſen und dem eigenen Urtheile des Leſers anheimgeſtellt. Beſchreibungen vom Jenſeits zu geben und geltend zu machen, welche das Gepräge des Willkürlichen, Individuellen und Particulären tragen, war ich weit entfernt. Es kommen Schriften heraus, wo die handgreiflichſten Erfindungen und hohlſten Phantaſtereien über die betreffenden Dinge aufgetiſcht und als hochwichtige Aufſchlüſſe angekündigt werden. Damit wird man hoffentlich mein Buch auch nicht entfernt zuſammenrechnen. Dieſe Speculationen ſind übrigens nicht ganz bedeutungs- und intereſſelos; ſie zeigen, daß im Publikum ein nicht unbeträchtliches Bedürfniß und Verlangen nach ſolchen Enthüllungen vorhanden iſt; denn das iſt es ja, was man ſo unverſchämt anzulocken und auszubeuten unternimmt. Verſuchen wir es, dieſem Bedürfniß und Verlangen auf eine redlichere und wahrhaftere Weiſe zu genügen! Es wird ſeine Früchte tragen.*)

*) So iſt neuerlich (für 1866) eine Schrift erſchienen, die folgenden Titel zur Schau trägt: „Wie und wo iſt die Fortdauer der Seele nach dem Tode des Leibes möglich und wahrſcheinlich? Nach den Papieren eines bekannten Aſtronomen und Naturforſchers von H. L. v. W. Die Ueberſetzung in fremde Sprachen behalten ſich Autor und Verleger vor.“ Der bekannte Aſtronom und Naturforſcher bleibt aus gutem Grunde ungenannt. Die abgeſchiedenen Seelen kommen zuerſt auf den Mond,

Dogmatiſche Beſtimmungen, als ſolche, habe ich nicht geltend gemacht, weil dies nicht meines Amtes iſt, weil ich mich, der mir geſtellten Aufgabe gemäß, ganz nur auf dem Boden des Denkens, der Unterſuchung, der hiſtoriſchen Darſtellung und der Betrachtung und Benützung des empiriſch Gegebenen und factiſch Nachweisbaren bewege, und es nicht nur mit Gläubigen, nicht nur mit einer beſtimmten Art von ſolchen zu thun habe, ſondern und noch viel mehr auf eine Gattung von Leſern rechne, die nicht in den Mittelpunkten des Glaubens einheimiſch iſt, ſondern die peripheriſchen Kreiſe bewohnt, und eine andere Sprache, als die von mir geſprochene, nicht vertragen würde. Wolle man daher eine billige und einſichtsvolle Nachſicht üben und keine, einem Buche, wie das gegenwärtige iſt, gegenüber, ungeeigneten Ausſtellungen machen! Es thue Jeder in ſeinem Kreiſe und in ſeiner Weiſe, was am Orte und wozu er geſchickt und berufen iſt; begreife, daß es noch andere Miſſionen, als die ſeinige, giebt, und dulde, ohne in übel angebrachten Eifer zu gerathen, auch andere wohlgeſinnte Beſtrebungen und

---

wo ſich die Liebenden wiederſehen, dann auf höhere Weltkörper, endlich auf die Centralſonne. Die dazu nicht geeignet ſind, machen eine Wanderung durch die Thierwelt durch ꝛc.

Unternehmungen! Es können und sollen nicht alle Bäume dieselbe Gestalt und Beschaffenheit haben; genug, wenn es Nutz- und Fruchtbäume sind.

Was die confessionellen Differenzen betrifft, so bin ich hier in einer meinen friedsamen Intentionen sehr zusagenden Lage. Vordem zwar waren die Gegensätze auch rücksichtlich der jenseitigen Zustände und der Manifestationen des Geisterreiches, auf welche letztere ich mich so wesentlich zu stützen habe, sehr scharf ausgeprägt und duldeten keine Vereinigung, so daß man für beide Seiten nicht zugleich schreiben und nur eine, entschieden gefärbte Fahne aufstecken konnte. Die Theologie, die dem 16. Jahrhundert ihre Gestaltung verdankt, giebt keine Erscheinung abgeschiedener Menschen zu, da letztere nach diesem Systeme sogleich nach dem Tode entweder dem Himmel oder der Hölle zufallen und aus beiden nicht herauskommen; daher alle Geistererscheinungen von Engeln oder von Teufeln, nicht aber von Verstorbenen herrühren sollen. Der früher allgemein und andererseits noch fortwährend geltenden Ansicht gemäß ist die Annahme erscheinender Menschenseelen keineswegs unzulässig, spielt auch eine bedeutende Rolle in den kirchlichen Traditionen und Darstellungen.

Man ſehe hierüber z. B. des Pater Petrus Thyräus (S. J.) Werk: De infestis ob molestantes daemoniorum et defunctorum hominum spiritus locis. Coloniae Agrippinae 1598. Derſelbe ſchrieb auch: De apparitionibus omnis generis spirituum, Dei, angelorum, daemonum et animarum humanarum. Ebendaſelbſt 1600. Man kann ſich darüber auch aus dem bekannten Werke des Benediktiner-Abtes Calmet über die Geiſtererſcheinungen, welches ich öfters citiren werde, unterrichten. In unſerem Jahrhundert hat die Sache eine neue, verſöhnende Wendung genommen, ſo daß jener harte Gegenſatz nicht mehr beſteht und ein Buch, wie das vorliegende, auf beiden Seiten zugleich ſeine Leſer und Freunde ſuchen und finden kann. Es iſt dies nicht nur durch Dr. Kerner und ſeine Freunde geſchehen, die namentlich auf die Geſichte und Ausſagen der ſogenannten Seherin von Prevorſt hin den Blick in die von Theologie und Aufklärung zugleich zurückgedrängte Geiſterwelt von Neuem zu eröffnen geſucht. Auch Philoſophen, wie Schelling, welcher in ſeinem Geſpräche „über den Zuſammenhang der Natur mit der Geiſterwelt“ die mittleren Zuſtände entſchieden vertheidiget, haben jene altorthodoxe Alternative beſeitiget und dem uralten Geiſter-

glauben, der ſich als eine allgemeine, unausrottbare Nothwendigkeit der menſchlichen Natur erweiſet, das Wort geſprochen, ſo daß jetzt der Bauer und der Philoſoph, der Katholik und der Proteſtant auf wunderſame Weiſe zuſammenzukommen vermag. Wie ſich in dieſer Hinſicht Schopenhauer verhält und erklärt, iſt aus der Stelle: Parerga und Paralipomena, Berlin 1851, Bd. I. S. 281, zu erſehen. Andere Nachweiſungen der Art wird man unter Buch I. Nr. I. finden. Soll ich von meiner Wenigkeit ſprechen, ſo habe ich ſolche Töne als Philoſoph und Proteſtant ſchon ſeit dem Jahre 1831 angeſtimmt, wie meine „Andeutung eines Syſtems ſpeculativer Philoſophie," Nürnberg bei Fr. Campe, S. 47 darthut. Ebenſo in dem Buche: „Züge zu einer neuen Philoſophie der Religion und Religionsgeſchichte, Nürnberg bei Schneider und Weigel (Julius Merz) 1835, wo S. 28 ein ganzer Aufſatz mit der Ueberſchrift: „Tod und Zuſtand nach dem Tode" zu leſen iſt. So alt iſt ſchon die Richtung, auf der man mich hier fortgehen ſieht; und es kann ſomit von einem Umſchlagen in eine neue, mir früherhin fremd geweſene Denkart in dieſer Beziehung nicht die Rede ſein. Wie denn überhaupt in der Geſchichte meines Denkens und

Strebens weit mehr Einheit und Zuſammenhang iſt, als es für Jene, die mich weniger kennen, den Anſchein hat, und ich wenigſtens in gewiſſen weſentlichen Punkten nachweisbar ſtets derſelbe geweſen bin.

Eine allgemeine, das myſtagogiſche Geſammtwerk einführende Vorrede iſt in dieſem Bande aus äußeren Gründen weggelaſſen worden, ſoll aber im zweiten Band nachgeliefert werden. Ich bitte für jetzt nur, daß man in dem für das Ganze gewählten Titel, ſo vielſagend er erſcheine, keinerlei Selbſtüberhebung und Anmaßung erkennen wolle, indem damit nicht ſowohl das, was ich wirklich ſeiner ganzen Ausdehnung und Fülle nach leiſten zu können glaube, als das, was mir als zu leiſtend vorſchwebt und was ich, meinem individuellen Vermögen gemäß, beſcheidentlich anſtrebe, ausgedrückt und angekündigt ſein ſoll.

Würzburg, Januar 1867.

G. Fr. Daumer.

Erſtes Buch.

I.

Aphorismen, Autoritäten und Verſe zum Eingang.

1.

Du wirſt viel Unwahrſcheinliches und Unglaubliches finden, was nichts deſto weniger wahr und wirklich iſt. **St. Hieronymus.**

2.

Es iſt Vieles ſonderbar, und doch iſt es.
Ennemoſer.

3.

Es giebt mehr Ding' im Himmel und auf Erden,
Als eure Schulweisheit ſich träumt, Horatio!
Shakespeare's Hamlet.

4.

Die größten Naturforſcher ſind von dem Glauben an die Unfehlbarkeit ihres Wiſſens am wenigſten durchdrungen. **Schindler** in ſeinem Buche:
Das magiſche Geiſtesleben. Breslau 1857.

5.

Wir ſind von einer Kenntniß aller Agentien der Natur und ihrer verſchiedenen Wirkungsweiſen noch ſo weit entfernt, daß es unphiloſophiſch ſein würde, die Exiſtenz der Phänomene nur deshalb zu läugnen, weil ſie uns auf dem gegenwärtigen Standpunkte der Wiſſenſchaft unerklärbar erſcheinen. **Laplace.**

6.

Als am Sterbetage Laplace's*) die um ihn ſtehenden Freunde ſeiner großen Entdeckungen gedachten,

---

*) Er ſtarb am 5. Mai 1827.

ſoll er, bitter lächelnd, geantwortet haben: Ce que nous connaissons, est peu de chose: mais ce que nous ignorons, est immense.

Littrow. Geſchichte der inductiven Wiſſenſchaften. Stuttg. 1840. II. S. 270.

7.

Unwiſſende prangen in großer Pracht;
Sie haben's ſo wunderbar hoch gebracht;
Der Wiſſende läſſet die Flügel ſinken;
Daß er Nichts wiſſe, will ihm bedünken.
Wenn dennoch ein Gott Lichtwonne verleiht —
Er ſchenkt ſie ſeiner Beſcheidenheit.

8.

Schopenhauer*) ſpricht von der „retroſpectiven Deuteroſkopie" als einer höchſt ſeltſamen und mangelhaft erklärten Thatſache. „Mit einer Erklärung dieſer Art," fährt er fort, „müſſen wir uns aber in manchen Dingen begnügen; wie denn z. B. das ganze große Gebäude der Electricitätslehre blos aus einer Unterordnung mannichfaltiger Phänomene unter ein völlig unerklärt bleibendes Urphänomen beſteht."

9.

Was man Materie nennt, iſt ſelbſt nur ein begrenztes Syſtem von Kräften, von Spannungen, das zu unſeren Sinnen, gleichfalls einer beſtimmten Kategorie von Kräften, in beſtimmter Beziehung ſteht. Die magiſchen Kräfte ſind höherer Art und vermögen des-

*) „Verſuch über Geiſterſehen." In dem Buche: „Parerga und Paralipomena." Berlin 1851. I. S. 277.

halb bewegend, umgestaltend, verändernd auf jene niedrigeren zu wirken. Prof. Dr. **Perty** in Bern.

Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur. Leipzig u. Heidelberg. 1861. S. 463.

10.

Auf gewissen Gebieten der Natur Etwas für unmöglich halten, ist mindestens unklug. **Arago.**

11.

Eine vornehm thuende Zweifelsucht, welche Thatsachen verwirft, ohne sie ergründen zu wollen, ist in einzelnen Fällen noch verderblicher, als unkritische Leichtgläubigkeit. Beide hindern die Schärfe der Untersuchung. **A. v. Humboldt.**

12.

Man jagt oft mit Gabelstichen die Thatsachen fort, wenn sie die kleinen Systeme unserer Herren Akademiker zertrümmern. **Balzac.**

Revue Universelle. 1832.

13.

Laßt uns die Wahrheit der Dinge nicht nach der Bequemlichkeit schätzen, sie uns vorstellen zu können! Es giebt Handlungen höherer Ordnung, für die keine Gleichung durch die Elemente dieser Welt herausgebracht werden kann. **Hamann.**

14.

Unbegreiflichkeit ist noch nicht Undenkbarkeit oder Unmöglichkeit, folglich kein Grund der Läugnung, da wir sonst fast Alles läugnen müßten, was thatsächlich vorhanden ist.

Dr. Prof. **Tafel** in Tübingen. 1855.

15.

Jede Thatsache hat für den Naturforscher gleiche Geltung, und das unsichtbare Pochen muß für ihn ebenso wichtig, als der Stoffwechsel in der Pflanze sein.

Schindler.

16.

Eine Partei der Neuzeit verwirft im dünkelhaften Gewande der Gelehrsamkeit alle Thatsachen, die sich der Erklärung ihres Wissens nicht fügen wollen. Während man nach ihrem Gebote in jeder Erkenntniß nur von Thatsachen ausgehen und sich, die ideale Frucht des Gedankens verläugnend, nur dem Gewichte des Experimentes beugen soll, hat sie mit der größten Inconsequenz die Stirne, alle Thatsachen, die sich den bisher erkannten Gesetzen nicht unterordnen, als Lüge und Täuschung zu brandmarken. Es ist freilich die bequemste Manier, sich der Deutung eines Factums zu überheben, wenn man sein Dasein läugnet.

Schindler.

17.

Jemand hatte gesagt: „So hell Herder auch sah, so glaubte er doch gern an geheime, unerklärliche Kräfte.“ Dies veranlaßte Herder's Gattin, sich in ihren Erinnerungen aus seinem Leben folgendermaßen auszusprechen.

„Herder's Glaube an noch unerklärte oder unerklärliche Kräfte der Natur war Glaube an die allbelebte, geisterfüllte Welt, an innere Eigenschaften der Natur und Seele, die mit anderen uns bekannten Gesetzen harmoniren, uns aber noch nicht aufgeschlossen sind. Er las alle Schriften sogenannter Schwärmer,

Myſtiker und Paradoceten, Jocob Böhme nicht ausgeſchloſſen; ſie waren ihm ehrwürdig in ihren Ahnungen und Gefühlen, aber durchaus nicht genügend für das Licht, das er ſuchte. Er glaubte auch, daß eine reine, wohlgebildete Seele in Augenblicken ſtiller Einkehr in ſich ſelbſt durch irgend eine innere unbekannte Bewegung der Ahnungen über wichtige bevorſtehende Ereigniſſe allerdings fähig ſei. Er hörte und las daher gern von Ahnungen, Träumen, Erſcheinungen und dergl., um etwa die geiſtigen Geſetze dieſer Seelenkräfte erachten zu können. Mit Shakespeare's Genius, der in die verborgene Welt der Geiſter und Seelen ſo tiefe Blicke that, ſympathiſirte er und liebte ihn auch darum ungemein, vielleicht mehr als irgend einen anderen Dichter.

In dem erſten Jahre unſerer Ehe zu Bückeburg, da ich meiſt bei ihm auf ſeinem Zimmer war, überraſchte es uns oft bis zum Erſtaunen, wenn wir, ohne vorher davon geſprochen zu haben, zu gleicher Zeit ein und dieſelbe Sache dachten, ähnliche Empfindungen und Gefühle hatten. Zu unſerer großen Freude fühlten wir uns dadurch in dem Glauben beſtärkt, daß ein Reich geiſtiger Kräfte auf (in) uns wirke; welche Macht die Gedanken haben, wie innigſt verwandt unſere Seelen ſeien. An dieſes geheime Band Gottes, der Natur und menſchlicher Seelen unter einander glaubte er feſt und machte an ſich und Anderen manche merkwürdige Erfahrung darüber."

18.

„Wir tappen alle in Wundern und Geheimniſſen," ſagte Göthe zu Eckermann, als dieſer eine von ihm gehabte merkwürdige Ahnung erzählte.

19.

Bei Sterbenden, im Zuſtande der Krankheit, der Katalepſie kann es kommen, daß der Menſch Zuſammenhänge erkennt, Zukünftiges oder Gleichzeitiges weiß, was nach verſtändigem Zuſammenhange für ihn durchaus verſchloſſen iſt. Das ſind Thatſachen, die man roher Weiſe häufig dennoch läugnet.

Hegel.

20.

Solban*) führt an, daß ſelbſt die trefflichſten Köpfe Roms ſich nicht vollkommen über den Glauben an magiſche Dinge zu erheben vermochten, und nennt dann Cato Cenſorinus, Sulla, Varro, Cäſar, Veſpaſian. Sie waren aber ganz in ihrem Rechte, wenn ſie an das Thatſächliche und Wohlbegründete glaubten. Perty.

21.

Manche Perſonen, ſagt Valerius Maximus im 1. Buche ſeiner Sammlung, wo er von den Wundern handelt, machten theils bei Tage und in wachem Zuſtande, theils im Dunkel der Nacht und des Traumes Erfahrungen, deren Urſache und Entſtehung ſchwer einzuſehen ſei und die man daher Wunder nenne. Und ſolcher Ereigniſſe ſeien eine Menge bekannt. Weiterhin ſpricht er von „Erſcheinungen, die mit den bekannten Naturgeſetzen in keinem erklärlichen Zuſammenhange ſtünden.“ Eine gute und vorſichtige Definition.

22.

Alles geſchieht nach Geſetzen, aber nicht Alles nach phyſiologiſchen und phyſikaliſchen. Perty.

*) Geſchichte der Hexenprozeſſe. S. 30.

23.

Man darf nicht glauben, daß die großen Myſterien der Schöpfung ſich in den engen Kreis der ordinären Köpfe faſſen laſſen. Es bedarf hiezu einer angemeſſenen Capacität des Vorſtellungsvermögens; und je größer dieſe iſt, deſto wunderbarere und tiefere Dinge wird ein Menſch zu begreifen vermögen.

Perty.

24.

Magiſche Phänomene ſind möglich, wenn wir noch eine andere Art des Geſchehenkönnens, als die nach gewöhnlichen Naturgeſetzen, annehmen; und wir werden zur Bejahung dieſer Frage durch die Erfahrung getrieben. **Perty.**

25.

Wer möchte der Natur, der unendlichen, die Grenzen der Möglichkeit beſtimmen wollen; wer behaupten, ſie beſitze kein größeres Feld der Möglichkeiten, als der Verſtand des Einzelnen; wer meinen, mit einer beſtimmten Summe von Erkenntniſſen ſei das Feld der Wiſſenſchaften abgeſchloſſen; wer einem Menſchen das Recht einräumen, uns die Fülle des Glaubens abzuwägen, uns die Schranke feſtzuſtellen, über welche Forſchen und Wiſſen nicht hinausgehen dürfe!

Schindler.

26.

Carl Scholl ſchrieb eine Schrift: „Erſter Blick in die Wunderwelt des Magnetismus. Mittheilungen aus Paris.“ Hamburg 1853. Er erzählt, daß er den „vielverſchrieenen und ſo wenig bekannten“ Magnetismus (Mesmerismus) früher zu den Dingen gezählt, mit denen ſich nur abergläubiſche oder betrügeriſche

Menſchen abgeben könnten. Ein Freund erbot ſich, ihm die Gelegenheit zu verſchaffen, mit eigenen Augen zu ſehen und zu prüfen. „So viel Freiheit des Geiſtes," ſagt er, „hatte ich mir bewahrt, daß ich nicht, wie manche Andere, mich ſchämte, dieſem Gegenſtande näher zu treten. Ich folgte der Einladung und bereue es nicht. Die wiſſenſchaftlichen Verſuche, die vor meinen Augen vorgenommen wurden, die Blicke, die mir in die geheimnißvollen Tiefen der menſchlichen Natur und damit der Natur überhaupt gewährt wurden, dieſe noch kurz vorher ungeahnte und ungeglaubte Wunderwelt, die ſich da plötzlich und unwiderleglich vor mir enthüllte, die wahrhaft dämoniſchen Lebensoffenbarungen, von deren vollſter Wirklichkeit ich mich jeden Tag mehr überzeugte, ſind für mich einer der reichſten und koſtbarſten Schätze, die ich aus der Fremde mitbringe."

27.

Manche werden uns vorwerfen, die einfachſten Regeln des geſunden Menſchenverſtandes verletzt zu haben; und die guten Leute hätten Recht, wenn es ſich hier um Dinge handelte, die in das Gebiet des geſunden Menſchenverſtandes gehören. Aber die angeführten Thatſachen überſteigen dieſes Gebiet; der erwähnte Verſtand iſt viel zu eng, um ſie faſſen zu können; und da ſie ſich ihm nicht bequemen werden, ſo iſt es an ihm, ſich auszudehnen, indem er die Geſetze dieſer Erſcheinungen erforſcht. Denn ſie einfach läugnen zu wollen, wäre ein gefährliches und unphiloſophiſches Unternehmen; was würde aus aller Wahrheit werden, wenn ein ſolches geſtattet wäre!

Alfred Monin

im Leben des J. B. M. Vianney, Pfarrers von Ars.

28.

So oder ſo zu ſein, iſt der Natur,
Die unſrer Forſchung Ziel, nicht vorzuſchreiben;
Sie ſpottet aller Meinungs-Dictatur;
Wie's ihr beliebt, ſo iſt, ſo wird ſie bleiben.
Und ſolcher Art iſt auch die Geiſterwelt —
Nicht unſern Theorien und Syſtemen,
Den ſelbſtgeſchaffnen, wird ſie ſich bequemen.
Sie iſt ſo wunderlich, wie's ihr gefällt;
Und wie ſie ſich uns beut, ſo müſſen wir ſie nehmen.

29.

Während die Gelehrten auf der einen Seite ſchließen: „Ich ſehe es, darum iſt es; und die Erſcheinung muß ihren Grund haben" — ſchließen ſie auf der anderen: „Ich kenne keinen Grund; darum iſt die Erſcheinung nicht, wiewohl ich ſie ſehe."
Schindler.

30.

Noch jetzt gilt von den Gelehrten, was vor Zeiten gegolten: daß ſie die Schlüſſel der Erkenntniß weggeworfen, und, ſelbſt nicht hineinkommend, den Andern hineinzukommen wehren. **Schelling.**

Noch andere, hieher zu ziehende Ausſprüche dieſes berühmten Denkers habe ich bereits in meinem Buche über den Tod (Dresden 1865 S. 23 ff.) angeführt. Sie ſind aus deſſen Geſpräch: „Ueber den Zuſammenhang der Natur mit der Geiſterwelt" im IX. Bande ſeiner geſammelten Werke ausgehoben. Perty (die Realität der magiſchen Kräfte, Leipzig und Heidelberg 1863, S. 69) ſagt in Beziehung auf dieſe Schrift Folgendes: „Bereits Schelling läßt im Tode

das höchste Hellsehen eintreten; die Verstorbenen gehen in Gott ein und nehmen am göttlichen Bewußtsein Antheil, wenn der dunkle, aus der Natur stammende Keim in ihnen ganz in Licht umgewandelt ist. Aber selbst die Guten können nur stufenweise vergeistigt werden; die Bösen haben heftige Sehnsucht nach ihrem Leibe, „„daher die Geistererscheinungen bei den Gräbern oder auf Wahlstätten."" Manche befinden sich nach ihrem Tode in einem traumartig irrenden Zustande. Wenn wir auf das Innere der Dinge wirken, z. B. einen Schall hervorbringen wollen, so bringen wir zuerst im Aeußeren durch Schlag und Stoß eine Veränderung hervor; die Geister hingegen können auf andere Dinge „„gleichsam als Zersetzungsmittel"" wirken, und so in ihnen das Innere frei machen, hiermit z. B. auch Schallwirkungen hervorzubringen. — Manche von diesen Gedanken sind auch jetzt noch nach den reichen Erfahrungen des Somnambulismus und Spiritualismus haltbar."

31.

Verstehen heißt den Geist in den Dingen wahrnehmen, Verstand ist der Sinn für Geist und Geister.

Friedrich Schlegel.

Das ist aber freilich ein ganz anderer Verstand, als jener, der sich den gesunden Menschenverstand oder die gesunde Vernunft zu nennen pflegt; denn durch diese Namen pflegt man eine Intelligenz zu bezeichnen, für die es nur Aeußerlichkeiten, Materien und Mechanismen giebt, die sich gerade durch ihren Mangel an allem Sinn für Geist und Geister charakterisirt.

32.

In Beziehung auf ein geiſterhaftes Phänomen zu Dibbesdorf ſagte Leſſing zu Leiſewitz: „Bei dieſer Geſchichte geht uns beinahe unſer ganzes Latein aus.“

33.

Dieſe Geiſterwelt iſt da, aber freilich nicht, wie ſie ſich die Weisheit der Weiſen conſtruirte, ſondern wie ſie ſchon längſt die Einfalt der Einfältigen ſchaute; und ſo wird ſie ſich immer mehr offenbaren. Möge ſie der kalte Verſtand mit ſeinen Raiſonnirkünſten immer dem innern Gefühle wegſtreiten! Sie iſt jeder Menſchenbruſt eingeprägt, weil ſie kein leerer Wahn, ſondern eine in der Natur gegründete Thatſache iſt; ſie wird geahnet, wenn auch nicht im Drängen und Treiben der Welt, doch in ernſter Mitternacht, oder in ſtiller Todtenkammer. Dr. J. Kerner

in der „Seherin von Prevorſt.“

34.

Es leben nur Wenige, denen man ein Urtheil über jene Gegenſtände zugeſtehen kann, die zu den ſchwierigſten und noch am wenigſten erforſchten im ganzen Umkreiſe nicht nur der menſchlichen Seelenlehre, ſondern der Wiſſenſchaft überhaupt gehören und ſich zum Theil in eine geheimnißvolle Tiefe verlieren, zu welcher ſelbſt die Zugänge noch nicht gefunden ſind.

Perty. Die Realität der magiſchen Kräfte ꝛc.

35.

Die ſich nur im Endlichen bewegende Naturwiſſenſchaft kann die Bedürfniſſe des menſchlichen Herzens niemals befriedigen. Perty.

36.

Wer bei der Erkenntniß der Natur und des Menſchen nicht bloß dem Verſtande und ſeinen ſinnlichen Mitteln Anwendung zugeſteht, ſondern auch dem Gefühl und der Ahnung eine Stimme gönnt, der kann ſich der Anſicht nicht verſchließen, daß neben der offenkundigen, an der Oberfläche ſpielenden Beziehungen und Wechſelwirkungen der Dinge auch noch ein innerer Zuſammenhang derſelben vorhanden iſt, welcher durch andere Mittel und Vorgänge verwirklicht wird, als jene, die für die Oberfläche gelten.

Derſelbe.

37.

Das Allervorzüglichſte, was hervortritt, das Allermerkwürdigſte, was begegnet, wird ſo lange verneint, als nur möglich iſt. Dieſer Wahnſinn unſerer Zeit iſt auf alle Fälle ſchlimmer, als wenn man das Außerordentliche, weil es einmal geſchah, gezwungen zugab und dem Teufel zuſchrieb. **Göthe.**

38.

Göthe erkannte „eine geheime, problematiſche Gewalt, ein unausſprechliches Welt- und Lebensräthſel" an, welches er „das Dämoniſche" nannte. Daſſelbe erſcheint, ihm zu Folge, in Perſonen, Künſten und Begebenheiten. „Es manifeſtirt ſich überhaupt auf die verſchiedenſte Weiſe in der ganzen Natur, in der unſichtbaren, wie in der ſichtbaren, auch in Thieren." Das Reich der reinen Verſtändigkeit widerſteht ihm. „In einer klaren, proſaiſchen Stadt, wie * * *, fände es kaum Gelegenheit, ſich zu offenbaren." Unter den Künſtlern findet es ſich am Meiſten bei den Muſikern. „In der Muſik iſt es im höchſten Grade; denn ſie ſteht

ſo hoch, daß kein Verſtand ihr beikommen kann; und es geht von ihr eine Alles beherrſchende Wirkung aus, von der Niemand im Stande iſt, ſich Rechenſchaft zu geben. Daher denn auch ihre Unentbehrlichkeit für den religiöſen Cultus, indem ſie eines der erſten Mittel iſt, um auf die Menſchen wunderbar einzuwirken." — „Menſchen, in denen das Dämoniſche vorwiegend hervortritt ..... eine ungeheuere Kraft geht aus von ihnen; ſie üben eine unglaubliche Gewalt über alle Geſchöpfe, ſelbſt über die Elemente aus; und wer kann ſagen, wie weit ſich eine ſolche Wirkung zu erſtrecken vermag!" Nach Eckermann's Aufzeichnungen.

39.

Delff*) erklärt: es bedürfe einer Reformation unſerer Begriffe, die unwahr ſeien, ſofern ſie mechaniſch ſind. Er wirft der Naturwiſſenſchaft vor, daß ſie nicht durch die Erſcheinung hindurch in's Innere dringe; daß ſie von einem materiellen Momente zum anderen, von einer Wirkung zur anderen flüchte, blos um der Urſache zu entgehen. Es ſei dies der entſchiedene, excluſive Standpunkt der Peripherie, welcher, in ſeinem Mangel an allem Weſen, allem wahrhaft Begründenden, der Mangel an aller Wahrheit ſei. — Die geiſtigen Grundlagen des Lebens machen ſich nach D. nicht weniger, wie die ſinnlichen Dinge, als poſitive Wahrheiten geltend. — Der Materialismus iſt ihm „das Antichriſtenthum der Philoſophie;" denn demſelben gilt das irdiſch Materielle für das einzig und wahrhaft Reelle, während die Philoſophie darin nur ein abge-

*) Ideen zu einer philoſ. Wiſſenſchaft des Geiſtes und der Natur. Huſum 1865.

leitetes, ſecundäres, ja abbildliches Reelle, dagegen das Ur-Reelle und wahrhaft Seiende in dem Geiſtigen, Unſichtbaren, Ideellen erkennt. „Daher denn auch nur der Gläubige Philoſoph iſt und jeder Ungläubige ein entwickelter oder unentwickelter Materialiſt.“

Julius Frauenſtädt*) ſtimmt dem ſoeben genannten Schriftſteller in der Forderung bei, daß die Wiſſenſchaften von ihrer Verflachung und geiſtigen Verarmung zur philiſophiſchen Vertiefung zurückkehren müſſen. „Es thut wirklich Noth, daß die ſich über alle Maßen breit machenden, die Philoſophie verachtenden Naturwiſſenſchaften von dem hochmüthigen Weſen ablaſſen, ſie hätten es mit dem wahrhaft Reellen zu thun. Es thut Noth, daß ſie demüthig werden und einſehen lernen, daß die Erſcheinungen und ihre Relationen, mit dem ſie es zu thun haben, nicht das wahr- und weſenhaft Seiende ſind. Mögen ſie fortfahren, „„im Endlichen nach allen Seiten hinzugehen““**) und die Relationen der Dinge zu erforſchen! Nur ſollen ſie aufhören, am Endlichen kleben zu bleiben und es für das allein Wahre zu nehmen.“

48.

Weisheiten giebt's, daraus
Iſt nicht viel Licht und nicht viel Troſt zu ſchöpfen;
Sie ſind ſo recht zu Haus
In kalten Herzen und in hohlen Köpfen.
Ein Menſch, der ächt und ganz
Sein Weſen wahrt, kann ſich daran nicht letzen;

*) Blätter für literar. Unterhaltung, vom 25. Octbr. 1865.
**) Nach Göthe's Ausdruck.

Ihn lockt ein andrer Glanz,
Er gräbt nach andern, köſtlicheren Schätzen.
Was thut's, wenn ihr Halloh
Die Menge ſchreit? Er kehret ihr den Rücken,
Und iſt der Funde froh,
Die ſein Gemüth, die ſeinen Geiſt beglücken.

41.

„Wer will was Lebendig's erkennen und beſchreiben,
Sucht erſt den Geiſt hinauszutreiben;
Dann hat er die Theile in ſeiner Hand;
Fehlt leider nur das geiſtige Band.
Encheiresin naturae nennt's die Chemie,
Spottet ihrer ſelbſt und weiß nicht, wie."

Dieſe treffende Bemerkung und Mahnung im 1. Theile des Fauſt iſt nun ſchon ſo alt, und findet doch immer noch ihre erneute Anwendung im wiſſenſchaftlichen Bereich und Gang der Dinge. Aus Natur, Menſch, Welt den Geiſt hinauszutreiben und ſo das lebendig Eine, Zuſammenhängende und Totale in lauter todte Beſtandtheile und Einzelheiten zu zerſtücken, war wieder einmal, und das mit grenzenloſer Arroganz und Verachtung alles Beſſeren, eine ganze moderne Periode bemüht.

42.

Käfer und Spinnen, Gewürm und Geſchmeiß
Betrachten wir mit großem Fleiß;
In ewig unerreichten Fernen
Buhlt unſer Auge mit den Sternen
Und Nebelflecken groß und klein.
Von den verwandten Geiſterchören,
Zu denen wir bald ſelbſt gehören,
Von denen wollen wir Nichts hören.

Wir läugnen ſelbſt den Augenſchein;
Wir ſagen ſelbſt zum Factum: Nein,
Wir decretiren: Es ſoll nicht ſein.
Wir achten keine Autorität;
Wir ſcheuen keine Abſurdität;
Und das heißt Rationalität;
Das gilt für Weisheit und Verſtand,
Hält alles Andere nur für Tand,
Und hat nur Spreu in ſeiner Hand.

43.

Die aprioriſche Verwerfung der Möglichkeit einer wirklichen Erſcheinung verſtorbener Menſchen kann ſich allein auf die Ueberzeugung gründen, daß durch den Tod das menſchliche Weſen ganz und gar vernichtet werde. Denn ſo lange dieſe fehlt, iſt nicht abzuſehen, warum ein Weſen, das noch irgendwie exiſtirt, ſich nicht auch irgendwie manifeſtiren und auf ein anderes, wenngleich in einem anderen Zuſtande befindliches, einwirken ſollte. . . . . Iſt am Menſchen, außer der Materie, noch irgend was Unzerſtörbares, ſo iſt wenigſtens a priori nicht einzuſehen, daß Dasjenige, was die wundervolle Erſcheinung des Lebens hervorgebracht, nach Beendigung derſelben, jeder Einwirkung auf die noch Lebenden durchaus unfähig ſein ſollte. Die Sache wäre demnach allein a posteriori, durch die Erfahrung zu entſcheiden. . . . . Heutzutage, wo Dinge der Art mit viel mehr Unbefangenheit, als jemals, angeſehen, folglich auch dreiſter mitgetheilt und beſprochen werden, dürfen wir wohl hoffen, über dieſen Gegenſtand entſcheidende Erfahrungsaufſchlüſſe zu erhalten. **Schopenhauer.** Parerga und Paralipomena. Berlin 1851. I. S. 281 f.

44.

Unter wie Vielem leben wir, was wir nicht ſehen!
Die Seherin von Prevorſt in J. Kerner's Buch über dieſelbe.

45.

Der Geiſterglaube iſt tief in der menſchlichen Natur begründet und beruht auf Anſprüchen, die der menſchliche Geiſt ſo leicht nicht aufgeben kann; daher die Geſchichte kein Zeitalter kennt, worin derſelbe durchaus erloſchen wäre. **Horſt**, Deuteroſkopie II. S. 221.

46.

Das iſt nun einmal das beſondere Verhängniß, das über den Geiſterglauben waltet, *den man zu bekennen ſich ſcheut und der doch alle Welt intereſſirt*. Es iſt wahr — von Allem, was auf Erden lebt, iſt der Menſch das inconſequenteſte Geſchöpf.
Horſt daſelbſt. I. S. 112.

47.

„Das Geiſterpack, es fragt nach keiner Regel,
Wir haben aufgeklärt, und dennoch ſpukt's in Tegel,"

ſagt der Proktophantasmiſt (Nicolai) in Göthe's Fauſt. Dieſes Wort leidet, nur mit verändertem Namen, eine fortwährende Anwendung. Selbſt in der Weltſtadt Paris, wo die aufgeklärteſten und frivolſten Leute zu Hauſe ſind, kommen und kamen ſchon ſeit längerer Zeit ganz offen und ſtadtkundig die ſonderbarſten Dinge vor. Die Clairon'ſche Geiſtergeſchichte, die wir im III. Buche erzählen werden, eine der merkwürdigſten und gewiſſeſten, die es giebt, die auch Göthe nicht unbenutzt gelaſſen, hat zu ihrer Zeit ganz Paris in Aufregung verſetzt; und die Polizei

daſelbſt hat ſich alle Mühe gegeben, der Sache auf den Grund zu kommen, doch ohne Frucht. Unglaubliche Vorfälle ereigneten ſich dort, eben ſo auch in ſpäteren Zeiten. Man ſehe, was darüber franzöſiſche Blätter und deutſche Schriften berichten!*) In all den Fällen gelang es ſelbſt den ſorgfältigſten Unterſuchungen nicht, die Urſache der Erſcheinungen zu entdecken.

48.

Das Wort: „Wir glauben keine Geiſter", bemerkt Leſſing,**) könne nicht heißen: „Wir ſind ſo weit, das wir den Geiſterglauben auf den Grund erkannter, evidenter und unumſtößlicher Wahrheiten hin zu verwerfen im Stande ſind; und dieſe Einſicht iſt ſo allgemein verbreitet und ſelbſt dem gemeinſten Manne dermaßen inwohnend und gegenwärtig, daß jener Glaube mit der Wurzel ausgerottet iſt." Die Sache liege ganz anders; ſie ſei objectiv noch ganz unentſchieden; aber die eben herrſchende Denkart habe den dagegen ſprechenden Gründen das Uebergewicht gegeben. „Dieſe Denkart," ſagt Leſſing wörtlich, „haben Wenige; Viele wollen ſie zu haben ſcheinen; dieſe machen das Geſchrei und geben den Ton an; der große Haufe ſchweigt und denkt bald ſo, bald anders. Der Saame, Geiſter zu glauben, liegt in uns Allen; am häufigſten in denen, für welche der dramatiſche Dichter arbeitet."

---

*) Gazette des tribunaux und daraus die Zeitung la Republique vom 3. Februar 1849. Patrie vom 4. Sept. 1858. Magikon V, 477. Perty, Myſt. Erſchein. S. 458.

**) Dramaturg. Werke. Berlin 1827. XXV. S. 85.

49.

Kant hat seine Gedanken über diesen Gegenstand in den bekannten „Träumen eines Geistersehers" niedergelegt und namentlich bemerkt, daß abgeschiedene Geister mit den Geistern lebender Menschen zu einer großen Republik gehören, deshalb auch kein Grund sei, zu behaupten, daß sie nicht auf einander wirken können.

50.

Es giebt durchaus keinen objectiven Grund, dergleichen (es ist von Geistererscheinungen die Rede) für an sich unmöglich zu erklären, und in das bekannte kritiklose Geschrei über Wahn, Aberglauben, Selbstbetrug einzustimmen, mit welchem der gemeine Haufe der Aufgeklärten jene Begriffe aufnimmt. solche Dinge sind zu allen Zeiten geglaubt worden; ja sie machen sich, trotz jener Befehdung, gerade jetzt mit erneuertem Nachdrucke geltend. Alles, was sich als Thatsache ankündigt, hat die Wissenschaft unbefangen anzuerkennen und nach seinem wahren Bestande zu prüfen. Auch dieser nur mit Unrecht und in Folge eines falschen Vorurtheils für verfänglich gehaltene Gegenstand ist daher völlig würdig, Object anthropologischer Erforschung zu werden; und bedarf es dafür der Autoritäten, so bieten sich die Namen der ersten Denker dar. Ja gerade jetzt, wo sich der bisherige starre, durch Nichts begründete Unglaube der Aufgeklärten an eine Geisterwelt in's eigene Widerspiel verwandelt hat, und wo sich ein Theil der Gebildeten dem abenteuerlichsten und zugleich geistlosesten Geisterglauben zuwenden zu wollen scheint, wäre Nichts zeitgemäßer, als denselben zum

Gegenstande objectiver naturwissenschaftlicher Untersuchung zu machen, oder, wie sich Fr. Fischer in seinem Werke über den Somnambulismus*) sehr gut ausgedrückt hat, den keineswegs abgeurtheilten Prozeß des Geisterglaubens wieder aufzunehmen. **J. H. Fichte.**

51.

Manche seiner (des Cäsarius von Heisterbach) vielen Geister- und Gespenstergeschichten mögen erfunden sein, manche in abergläubischer Furcht und Sinnentäuschung ihre Erklärung finden — man wird sich jedoch schwer überzeugen, daß Alles, was er erzählt und zum Theil durch Aussagen von würdigen Augenzeugen erhärtet, auf jene Entstehungsgründe zurückzuführen sei. Dringt doch die neuere Philosophie auf eine gründlichere Untersuchung des Geisterglaubens und der mit ihr zusammenhängenden Erscheinungen ꝛc.

Alexander Kaufmann in seinem „Cäsarius von Heisterbach." Cöln 1862. S. 129.

52.

Die heidnischen Autoren sagen ausdrücklich, sie fänden sich zu dem Glauben an eine Fortdauer der Seele nach dem Tode bewogen, weil es ganz unzweifelhaft sei, daß viele Abgeschiedene umgingen, oft gehört und gesehen würden, auch mit den Menschen sprächen. Es sollen aber nicht blos Bücher citirt werden; ich selbst habe Geister gesehen und kenne viele glaubwürdige Männer, welche behaupten, sie

*) I, 203.

hätten nicht nur ſolche geſehen, ſondern auch lange Geſpräche mit ihnen geführt.

Melanchthon. Liber de anima recogn. ab autore Phil. Melanchth. Witeb. 1595.

53.

Der ehrwürdige und verdienſtvolle, durch ſeine gelehrten Werke bekannte Calmet, Benediktiner-Abt zu Senon in Lothringen (geb. 1662, geſt. 1757), ein keineswegs blindgläubiger und unkritiſcher, vielmehr in ſeiner Art und, ſo weit es ſein dogmatiſcher Standpunkt zuließ, rationeller und aufgeklärter Mann, ſchrieb unter Anderem ein werthvolles Werk über Geiſtererſcheinungen und Vampyrismus*), welches, mit Zuſätzen von ihm ſelbſt, in's Deutſche überſetzt worden iſt.**) Darin bemerkt er in Beziehung auf die „natürliche" Erklärung myſtiſcher und wunderbarer Dinge und Thatſachen, wie ſie der Abbé de St. Pierre vorzubringen liebte: Es ſei ſonderbar, daß dieſe Herren, die für ſo klug und ſcharfſinnig gelten wollen und alles Uebernatürliche mit Hochmuth und Verachtung behandeln, ihr Vertrauen auf Vorſtellungsweiſen und Anſichten ſetzten, die viel unglaublicher ſeien, als die betreffenden Geſchichten ſelbſt. Ihre ganze Weisheit beſtehe darin, daß ſie Ungewiſſes mit Ungewiſſem aufzuhellen und ein Räthſel und Dunkel durch ein noch größeres zu beſeitigen befliſſen ſeien. In demſelben Sinne

*) Dissertations sur les apparitions et sur les revenans 1749.

**) Augsburg. 1757. 3. Auflage, welcher ich mich in dieſem Werke bediene.

äußert er ſich I. Cap. 41, S. 385 der Ueberſetzung: Man verwickle ſich durch eine abſolute Läugnung des Thatſächlichen und Realen in den Geiſtererſcheinungen in weit größere Schwierigkeiten, als wenn man annehme, es gebe ſolche, die dem Befehl oder der Zulaſſung Gottes gemäß geſchähen. Er ſpricht ſich ferner in der Vorrede zu dem erwähnten Buche folgendermaßen aus: „Ich ſchreibe nicht, um Aberglauben und Vorwitz zu nähren; es geſchieht ganz nur für einſichtsvolle und beſcheidene Leute, die ſich von keiner herkömmlichen Meinung einnehmen laſſen, Alles reiflich und leidenſchaftslos prüfen und bedenken, der ſich ergebenden Wahrheit vernunftgemäß beipflichten, das Unſichere ebenſo vernunftgemäß im Zweifel laſſen, das offenbar Falſche aber entſchieden zurückweiſen.“ In der Approbation ſeines Buches durch den königlichen Cenſor in Paris 1745 heißt es: „Dieſer Gegenſtand erheiſcht allerdings eine vernünftige Unterſuchung und Erläuterung ..... Die Bemerkungen des Autors aber beweiſen ſeine Klugheit in Unterſcheidung der Dinge, und können den Leſer ſowohl vor einer unverſtändigen Leichtgläubigkeit, als vor einem gefährlichen Pyrrhonismus bewahren.“ Von Voltaire wurde Calmet ſehr geſchätzt, einmal auch beſucht. Derſelbe ſchrieb an ihn: „Ich möchte mich von Demjenigen, deſſen Schriften mir ſo lehrreich geweſen, ſelbſt belehren laſſen; ich wünſche unmittelbar aus der Quelle zu ſchöpfen und werde wie einer von eueren Mönchen ſein.“ Er kam nach Senon, nahm hier, wo Fleiſchſpeiſen verbannt waren, mit der eingeführten Koſt vorlieb und befand ſich ſo wohl, daß er die Abſicht hatte, ſeinen Aufenthalt für immer in dem Kloſter zu nehmen, was indeß

nicht ausgeführt wurde. Unter Calmet's Portrait schrieb Voltaire folgende Verse:

Des oracles sacrés que Dieu deigna nous rendre,
Son travail assidu perça l'obscurité.
Il fit plus, il les crut avec simplicité,
Et fut par ses vertus digne de les entendre.*)

Calmet ſpricht von Selbſttäuſchungen, Einbildungen und Betrügereien, die in Beziehung auf myſtiſche Dinge und geiſterhafte Phänomene ſtattgefunden, und erzählt Fälle der Art. Er geht zuweilen meines Erachtens ſogar zu weit, indem er Manches verwirft, was ich gelten zu laſſen geneigt bin, und pſychologiſch aus dem Subjekte zuweilen auch da erklärt, wo objektiv einwirkende magiſche Kräfte angenommen werden können. Deſto zuverläſſiger iſt das, was er bei ſo großer Behutſamkeit und Mäßigkeit affirmirt und als poſitive hiſtoriſche Wahrheit geltend macht.

54.

C. Moritz Arndt erzählt in den 1846 erſchienenen „Schriften für und von meinen lieben Deutſchen" manches Wunderſame, was wir, zur Vorbereitung auf weiterhin Folgendes, gleich hier erwähnen wollen. Er theilt nicht nur merkwürdige Ahnungen und Fernblicke von einer Frau von Zanthier mit, ſondern auch eine gar ſchöne Erſcheinung, die ihm ſelbſt geworden. Er ſaß i. J. 1811 auf Rügen eines Abends ermüdet und eingenickt auf dem Stuhle; da ſteht auf einmal vor ihm ſeine alte liebe Tante Sophie, freundlich

*) Aus Calmet's Leben, überſetzt von dem Benediktiner Luz. Augsburg. 1768.

lächelnd, auf jedem Arme einen kleinen Knaben tragend und ihm dieſe Kinder mit einer Geberde hinhaltend, als wollte ſie ſagen: „Nimm dich der Kleinen an!“ Den Tag darauf kommt ſein Bruder mit der Nachricht, daß die Tante geſtern Abends geſtorben ſei. Arndt erzählt dann auch die ihm von den Herren Mumm in Köln mitgetheilte Geſchichte von dem Major von Oppen, Adjutanten im Heere Blücher's, der ſich, in Frankreich fallend, an ſeinem Todestage zu Höchſt bei Frankfurt, wo er früher gewohnt, ſo muſikaliſch gemeldet hat. Als hier die Herren Mumm 1814 an fröhlicher Tafel ſaßen, vernahm man ein geiſterhaftes Citherſpiel, zunächſt den Töchtern des Hauſes, dann der ganzen Geſellſchaft hörbar. Oppen hatte ſpaniſche Lieder und Citherſpiel nach Deutſchland mitgebracht. Dergleichen Nachrichten und Zeugniſſe — und es giebt eine Menge anderer, nicht minder zuverläſſigere — kann man nicht ſo einfach in's Fabelbuch ſchreiben, wenn man nicht alle menſchliche und hiſtoriſche Glaubwürdigkeit zu gleicher Zeit mit umſtoßen will. Dahin gehört auch, um noch an einige neuere Beiſpiele zu erinnern, die von Wieland in ſeiner Athanaſia erzählte Kundgebung einer Sterbenden; die wunderſchöne Geſchichte von dem armen, kranken Knaben, den der gute Kaplan Weber pflegte und der nach ſeinem Abſcheiden der ſchutzgeiſtige Retter desſelben aus einer Todesgefahr wurde; das, was Auguſt Lewald und ſeine Frau erfuhren und was in den Aquarellen I, 86 zu leſen iſt; die Erſcheinung des zu Frankfurt ſterbenden Bunſen in Bern, welche Perty aus erſter Quelle mittheilt; die von Herrn von Scharfenſtein beſchriebenen Erſcheinungen im Kloſter Für-

ſtenfeld bei Bruck ꝛc.*) Hofrath Dr. Nürnberger, der ſich als aſtronomiſcher Schriftſteller und ſonſt in der Literatur bethätigt hat, theilt im Dresdner Merkur**) ein geiſterhaftes Factum mit, welches wir weiterhin einreihen werden***), und bemerkt dazu: „Wenn dies einer unſerer jungen Philoſophen lieſ't, ſo ſpricht er wohl: ich ſei ein Phantaſt. Und ich bin doch vielmehr ein ſehr kalter, allen Illuſionen vollkommen unzugänglicher Menſch, habe während eines langen, an Erfahrungen aller Art überreichen Lebens nur die ernſteſten Forſchungen getrieben und Vieles aufgeklärt, was wirklich Täuſchung war. Das vorliegende Ereigniß aber darf ich nach beſter Ueberzeugung nicht in dieſelbe Kategorie verweiſen. Ich habe mich zu viel auf dem Nachtgebiete der Natur umgeſehen, um Sachen dieſer Art nicht anzumerken, wofür ſie zu nehmen ſind.“

55.

Die Welt ſo groß, ſo reich, und das Gehirn ſo klein,
Das menſchliche — wie paßt ſie da hinein?
Getroſt! Wir haben ja die rationelle Scheere;
Wir ſchneiden ab das läſtige Zuviel
Und werfen es hinweg als nichtige Chimäre —
Für große Kinder ein recht hübſches Spiel.
Das Umgekehrte wäre

*) Die ohne Citat erwähnten Fälle finden ſich in unſeren Beiſpielſammlungen zu näherer Sprache gebracht.

**) Jahrgang 1840. Nr. 43.

***) S. Nr. VII unſeres II. Buches. Es iſt die Geſchichte von dem todten Herzog von Rorborough und ſeinem ſterbenden Kammerdiener.

Das Richtige. Macht euern Geiſt und Sinn
Groß, wie das All! Das iſt ein Rechtgewinn.

56.

Man hielt die Sache für abgethan, wenn man die Viſion für ein Produkt der Einbildungskraft erklärte. Und doch kommen die meiſten Viſionen, ohne daß man an ſie denkt. **Schindler.**

Und wer ſolche Erfahrungen an ſich ſelbſt zu machen wünſcht und ſich auch wohl in Lagen und an Orten befindet, wo es ungemein leicht zu ſein ſcheint, ſich Etwas einzubilden, der gerade vielleicht erlebt dergleichen nicht.*)

57.

Mit ſchlechten Erklärungen kommen wir nicht nur nicht weiter, wir kommen zurück. Erſt hat man etwas nur nicht Begriffenes vor ſich; dann wird etwas Unbegreifliches und Ungereimtes daraus.

Nach **Tiedemann.**

58.

Es giebt einen Köhlerunglauben, der, wie Lavater ſagte, dem Köhlerglauben ſo ähnlich iſt, wie ein Ei dem andern. **Perty.**

59.

Unſere (des Autors) Anſichten beſtreben ſich, nur der begriffsmäßige Ausdruck der Thatſachen zu ſein. **J. H. Fichte.**

---

*) Vergleiche unten den Aufſatz über die Realität der Geiſtererſcheinungen.

60.

Es iſt das edle Recht neuerer Geſchichtsforſchung, den Maßſtab der Wahrheit nicht am Alltäglichen und Gemeinen zu haben, ſondern auch das Wunderbarſte anzuerkennen, wenn es ſich durch gute Zeugniſſe als wirklich bewährt. **Haſe.**

„Neue Propheten. Drei hiſtoriſch-politiſche Kirchenbilder.“ Leipzig. 1851. S. 72.

61.

Die myſtiſchen Phänomene ſind nur eine Erweiterung des Kreiſes der Weltanſchauungen, welcher den Menſchen zur Wahrnehmung und zur Erkenntniß angewieſen iſt. **Perty.**

62.

Es giebt nicht nur eine kriegeriſche Kühnheit und Tapferkeit; es giebt auch eine Bravour des Denkens, Erkennens und Bekennens; und die iſt ſeltener, als jene, und ſollte noch viel höher geſchätzt werden, pflegt aber ſtatt deſſen ein Gegenſtand der elendeſten Angriffe, Beſchimpfungen und Verfolgungen zu ſein. Diejenigen, welche einen in dieſem Sinne Kühnen und Tapfern verlaſſen und verläugnen, ſchelten und mißhandeln, ſind nicht klüger, als er, der ihnen als ein Thor, Schwärmer, Phantaſt, excentriſcher Kopf gilt; ſie ſind bloß feiger, ordinärer, unfreier und unſelbſtſtändiger — und darauf hätten ſie ſich nicht ſo viel einzubilden.

63.

Es iſt nicht Jedermanns Sache, geiſterhafte Phänomene wahrzunehmen; namentlich was die der feineren und höheren anbetrifft, für die ein eigener Sinn er-

erforderlich, wie ihn die Geiſterſeher und ſogenannten Sonntagskinder beſitzen. Dennoch ſind die betreffenden Ereigniſſe keine ſo große Seltenheit, als es ſcheinen mag. „Man muß annehmen und erwägen," ſagt Schopenhauer*), „daß von dieſen Thatſachen auf eine öffentlich mitgetheilte tauſend ähnliche kommen, deren Kunde nie über den engen Kreis ihrer unmittelbaren Umgebung hinausgelangt iſt — aus verſchiedenen Urſachen, die leicht einzuſehen ſind. Daher ſchleppt ſich die wiſſenſchaftliche Betrachtung dieſes Gegenſtandes ſeit Jahrhunderten, ja ſeit Jahrtauſenden, mit wenigen einzelnen Fällen, Wahrträumen und Geiſtergeſchichten, deren Gleiche ſeitdem hunderttauſendmal vorgekommen, aber nicht zur öffentlichen Kunde gebracht und der Literatur einverleibt worden ſind." Es wird nicht leicht Jemanden geben, der nicht irgend eine Thatſache der Art entweder aus eigener Erfahrung oder aus dem Munde ſeiner Verwandten und Bekannten weiß. Es darf in einer Geſellſchaft nur die Rede auf dieſes Thema kommen und Niemand zugegen ſein, vor dem man ſich in dieſer Beziehung ſchämt und ſcheut, ſo pflegt ſogleich eine ganze Anzahl ſolcher Fälle zum Vorſchein zu kommen. Will man aber dergleichen ſchriftſtelleriſch benutzen, ſo wird proteſtirt; es ſollen wenigſtens die Orts- und Perſonennamen unterdrückt werden, wodurch die Geſchichten an Beſtimmtheit und Autorität verlieren und wohl ganz unbrauchbar werden.

64.

Haben ſich dieſe (die myſtiſchen und magiſchen) Erſcheinungen unſeres Seelenlebens die Stellung einer

*) Parerga I. S. 264.

unzweifelhaften Exiſtenz erkämpft, ſo ſind ſie auch zu der Forderung berechtigt, in unſer bisheriges Wiſſen eingereiht zu werden. **Perty.**

65.

Wo uns die Natur ein Räthſel vorlegt, da verſteckt ſie auch an irgend einer Stelle die Löſung desſelben. **Göthe.**

66.

Die Unverſtändlichkeit höherer Dinge liegt nicht in ihnen ſelbſt; ſie iſt nur Folge unſeres Unverſtandes. **Novalis.**

67.

Im Unſichtbaren iſt all zu Haus,
Was bunt erglänzet im Sonnenblick;
Vom Unſichtbaren geht es aus,
In's Unſichtbare geht's zurück.
Myſterien walten aller Orten,
Die Menge weiß und merkt es nicht;
Dem innern Sinn, dem alle Pforten
Aufſpringen, ſind ſie hell und licht.

68.

Daß die Erſcheinungen des magiſchen Lebens weniger klar ſind, liegt in der Seltenheit ihres Vorkommens, der geringeren Ausbildung der für ſie nöthigen Vermögenheiten und der erſt begonnenen wiſſenſchaftlichen Unterſuchung derſelben. **Perty.**

69.

Es wird eine Theorie kommen, die Beides, Jenſeitiges und Dieſſeitiges, im Zuſammenhange erklärt;

und nur die Theorie wird die richtige sein, die Beides im Zusammenhange erklären kann.

Fechner. Zend-Aveſta oder über die Dinge des Himmels und des Jenſeits. Leipzig. 1854. III, 140.

70.

Wie die atmoſphäriſchen Blitze dem nächtlichen Wanderer die unbekannte Gegend erhellen, die er durchſchreitet, ſo genügen für das geübte Auge des Forſchers die Fulgurationen aus der magiſchen Welt, um dieſelbe wenigſtens nach ihren großen Umriſſen, und manches Näherliegende auch nach ſeiner beſtimmteren Beſchaffenheit zu erkennen. **Perty.**

71.

Die myſtiſchen und magiſchen Kräfte und die ihnen eigenen, in ihrer Art geſetzlichen Wirkungsweiſen in die Zahl der anerkannten Naturkräfte (im weiteren Sinne des Wortes) aufzunehmen, erſcheint als eine immer zwingendere Nothwendigkeit, der man mit Anſtand und Ehrlichkeit nicht mehr ausweichen kann. Es handelt ſich, wie mir ſcheint, hauptſächlich nur noch um den richtigen Begriff Deſſen, was ich Eidolon nenne. Durch eine genügende Eidolologie wird ein ganzes, großes Gebiet der Sage und des ſcheinbar phantaſtiſchen Geiſter- und Zauberweſens in eine reale Wahrheit verwandelt, die man als ſolche auch rationell begreifen und gelten laſſen kann. Die über die gemein natürlichen Kräfte erhabenen myſtiſchen und magiſchen theilen ſich in ſich ſelbſt wieder in zweierlei Gattungen, eine inferiore und eine ſuperiore, wovon die letztere als tutelariſches Moderations- und

Directionsphänomen im Gegenſatze der erſteren beſtimmt nachweisbar iſt, worüber ſich eine eigene Abhandlung dieſes Werkes*) verbreitet.

72.

Der Glaube an ein geiſtiges Daſein iſt eine eben ſolche Nothwendigkeit, als die Erkenntniß der äußeren, materiellen Welt. Beide laſſen ſich nicht trennen; und wo man die Trennung im Unterſchiedenen feſthält, da iſt der Irrthum unvermeidlich, ein Irrthum, der ſich endlich bis zum vollendeten Bruche fortbilden muß. Religion und Wiſſenſchaft fordern beide die Wahrheit; da es aber nur eine Wahrheit giebt, ſo müſſen ſie ſich auch in ihren Endreſultaten begegnen, ſo verſchieden ihre Wege und Principien auch ſein mögen. Die Wiſſenſchaft, welche das reflectirende Erkennen der Wahrheit pflegt und vertritt, muß ſich mit dem unmittelbaren Wiſſen, dem Glauben, verſöhnen, da beide Wiſſensweiſen aus der Doppelnatur eines und deſſelben Geiſtes hervorgegangen ſind.

Schindler.

73.

Was ſoll das ewige Verneinen?
Was ſoll das ewige Zerreißen?
Das ſteht dem Edlen wenig an.
Wer ſich als ſolcher will erweiſen,
Wer ſich des Guten will befleißen,
Der lege ſich auf das Vereinen,
Der wandle die Verſöhnungsbahn!

*) Buch V. Nr. II.

Der Knabe freut ſich am Zerſchlagen;
Dem Manne will das nicht behagen;
Der Meiſter denkt auf einen Bau,
Der, ſäulenſtark emporgetragen,
Anfraget in die Sternenau.

74.

Es macht ſich mehr und mehr der Gedanke geltend, die alten vier ſogenannten Imponderabilien (Licht, Wärme, Electricität, Magnetismus) auf den einen imponderablen Stoff, den Aether (Weltäther) zurückzuführen; Mouſſon in Zürich hat ſeine Phyſik geradezu in die Phyſik der Materie, d. i. der groben, ponderablen Materie, und in die des Aethers eingetheilt. So zerfiel das geſammte Reich der Stoffe in zwei Theile, einen gröberen und feineren, einen niedrigen und höheren, einen unteren und oberen. Wie nahe liegt hier der Gedanke, daß dieſe ganze Stoffwelt nur der eine Theil eines größeren Ganzen ſei, und ſich zu einem feineren, höheren und oberen eben ſo verhalte, wie in ihr ſelbſt ſich die ponderable Materie zum Aether verhält! So führt die Natur ſelbſt den denkenden Menſchen, wenn auch nur durch den Schluß der Analogie, in das geiſtige und geiſterhafte, die geſammte Natur im inferioren Sinne des Wortes überragende Gebiet hinein.

75.

Der Unglaube wähnt über den Glauben wunderweit erhaben zu ſein; er ſelbſt aber iſt ebenfalls ein Glaube, nur ein negativer, das leere Gegentheil ſetzender und anzunehmen fodernder. Die ſogenannte Aufklärung, der Rationalismus und Materialismus,

ſind ſo gut dogmatiſcher Natur, als irgend ein religiöſes und theologiſches Syſtem. Denn das Alles ruht nicht auf reiner, unbefangener Intelligenz und Vernunftthätigkeit, iſt nicht nur Sache des Wiſſens und der Einſicht, indem ſogar die evidenteſte Erfahrungsthatſache abgewieſen wird, wenn ſie den erwähnten Denkarten widerſtrebt. Es iſt Willensſache, Meinungseigenſinn und Meinungstyrannei, Fanatismus und Terrorismus der Verneinung, und ſo um kein Haar beſſer, als der ſo hart verklagte Fanatismus und Terrorismus des poſitiven Extrems.

76.

Von welcher Art die Natur und Bedeutung jener letzten Kataſtrophe ſei, die früher oder ſpäter das allgemeine, unabwendbare Schickſal alles Lebenden iſt; ob dieſelbe unſere ganze Perſönlichkeit aufhebe, auch ihre höheren und geiſtigen Eigenſchaften, Kräfte und Thätigkeiten vernichte oder nicht; ob Etwas und was im Tode übrig bleibe; ob es außerhalb des offenbaren Daſeins, von dem wir als Lebende einen Theil ausmachen, noch eine andere, geheimnißvolle Exiſtenzweiſe, eine „andere Welt" gebe, in die wir im Tode übergehen, um darin ebenſo natur- und beſtimmungsmäßig zu Hauſe zu ſein, wie jetzt in dieſer; wie dieſelbe beſchaffen ſei und welches Verhältniß ſie zu uns und unſerer Welt habe oder zu haben vermöge — Das ſind Fragen, deren Beantwortung für jeden nicht ganz Stumpfſinnigen von weſentlichſtem Intereſſe ſein muß; auf die ſich eine, wo möglich, beſtimmte und zuverläſſige Antwort zu verſchaffen, eine der wichtigſten Angelegenheiten des denkenden Menſchen iſt

und als ſolche von jeher unzählige Herzen und Köpfe in Anſpruch genommen hat. Hierbei iſt nun allerdings, ſo viel muß zugegeben werden, ein gewiſſer Grad von Beſonnenheit, Vorſicht und Urtheil nöthig, um nicht, ſtatt der Wahrheiten, in deren Beſitz man zu kommen wünſcht, nur Chimären zu erhaſchen. Allein es iſt auch eine zweite Gefahr vorhanden, dieſe nehmlich, daß wir uns durch eine zu weit getriebene Kritik der Erkenntniſſe berauben, die uns der objective Stand der Dinge darbietet, und deren wir uns im Falle größerer Einfalt und Hingebung bemächtiget haben würden, ſo daß wir mit unſerer übel angebrachten Klugheit und Weisheit gerade über die wiſſenswertheſten Dinge in der tiefſten und ſchmählichſten Unwiſſenheit bleiben.

77.

„Wer es glaubt, dem iſt das Heilige nah," ſagt Schiller. Das heißt: Der Gläubige bildet ſich die Nähe des Geglaubten nicht nur ſchwärmeriſch und phantaſiereich ein; ſein Glaube, ſeine Hingebung, ſein affirmatives und ſympathetiſches Verhalten zu jenen höheren Regionen und Mächten hebt die Scheidewand, die den Menſchen von ihnen trennt, thatſächlich auf, und bewirkt auf dieſe Weiſe, daß ſie ihm wirklich und wahrhaft nahe treten können. Dagegen die negative Stellung, die ſich der Ungläubige dazu giebt, ſie von ihm entfernt und abhält, ſo daß dieſelben, ſo real ſie an ſich ſein mögen, doch für ihn nicht exiſtiren und keine Wirkung auf ihn zu haben vermögen. Und in ſolcher Art differiren nicht nur Individuen, ſondern auch ganze Zeitalter und Geſchlechter, ſo daß das Göttliche, Himmliſche für manche derſelben bei Weitem lebendiger,

anſchaulicher und effectvoller vorhanden iſt und zur Erſcheinung kommt, als bei anderen, die ſich abweiſender dagegen verhalten. Vieles, was z. B. im chriſtlichen Alterthum möglich und häufig war, mag jetzt zur größten Seltenheit, ja zur völligen Unmöglichkeit geworden ſein; nicht weil es überhaupt unmöglich, ſondern weil es durch veränderte Denkarten, Zuſtände, Richtungen und Stimmungen dazu geworden iſt.

78.

„Man ſieht augenſcheinlich, daß Die, welche am wenigſten wiſſen und begreifen, auch die Ungläubigſten ſind," ſagt Perty*) in Beziehung auf die Wunder Jeſu. Es bedarf wohl keiner Verſicherung, daß ich die Anſichten und Erklärungen dieſes geiſtvollen Forſchers nur theilweiſe für richtig halte; ich werde ihm in dieſem Buche oft genug entgegentreten. Immer aber iſt es ein bedeutender Ruck, den die Wiſſenſchaft unſerer Zeit durch ihn und andere ſolche Männer über den platten und ſeichten Rationalismus hinaus zur Anerkennung des Wunderbaren und Zauberhaften im Reiche der Erſcheinungen gethan hat; und man muß froh ſein, daß ſie ſich doch wenigſtens ſchon bis zu dieſer Stufe erhoben hat. Standpunkte und Leiſtungen, wie die eines Renan und Strauß, erſcheinen auf dieſe Weiſe bereits entſchieden überwunden und antiquirt.

79.

Ich pfleg' am Eingang gern zu reimen,
Denn der Poete klebt mir an;

*) Myſt. Erſchein. S. 754.

Seht ihr darum Chimären keimen,
So ſag' ich euch: Das iſt ein Wahn.

Zum Weltgeſchäfte, das iſt richtig,
Taugt ſelten ein poet'ſcher Geiſt;
Doch iſt deßhalb nicht Alles nichtig,
Was ihm die Muſe ſprechen heißt.

Der Dinge tiefes, inn'res Leben,
Faßt nur der Sinn, der ihm verwandt;
Wo Götter walten, Geiſter weben,
Da iſt des Dichters Heimathland.

II.

Verſtand, Aberglaube und Vernunft. Ihr Weſen und ihr Verhältniß zu einander.

1.

Ich muß vor Allem ſagen, was ich unter dem einer ſo verſchiedenen Anwendung fähigen Worte Verſtand im Sinne habe. Ich bezeichne damit ſpeciell den gemeinen Menſchenverſtand, der ſich auch den geſunden nennt, ſich wohl auch mit dem vornehmen Namen der Vernunft ſchmückt, deſſen Erzeugniß im Kampfe mit dem „Aberglauben“ die ſogenannte Aufklärung iſt, und der ſich in den letzten Jahrhunderten eine ſo vorwiegende Geltung und Herrſchaft in den Wiſſenſchaften und in den Anſichten der gebildeten Welt errungen hat, ſo daß es in vielen Kreiſen der Geſellſchaft zum guten Tone gehört, Nichts vorzubringen und gelten zu laſſen, was über dieſe eng umgrenzte Art zu denken und zu urtheilen hinausgeht.

2.

Der dem explicirten Begriffe entſprechende Verſtand — denn es giebt noch einen anderen, ſo zu ſagen, vernünftigen, ja göttlichen Verſtand — iſt von Haus aus Materialiſt, Atheiſt, Seelen- und Geiſtläugner, Gegner alles Höheren und Tieferen in Menſchheit und Natur. Er erkennt, wenn er conſe-

quent und ganz nur er ſelber iſt, Nichts an, als die todte, geiſt- und ſeelenloſe Aeußerlichkeit, die ſinnliche Erkenntnißweiſe und die äußerlichen, mechaniſchen Beſchaffenheiten und Verhältniſſe der Dinge zu einander. Dieſe legt er überall zu Grunde, aus ihnen will er Alles begreifen und erklären; die ganze Welt, der Menſch ſelbſt mit all' ſeiner Regſamkeit und Lebendigkeit, auch was ſeine edelſten Triebe, ſeine höchſten Kräfte und freieſten Handlungen betrifft, ſinkt ihm zur bloßen Maſchine herab. Das Vorhandene iſt zu gleicher Zeit Oberfläche und Tiefe, Schale und Kern — dieſer Verſtand aber macht Alles zur Oberfläche, Alles zur Schale und führt einen leidenſchaftlichen, hartnäckigen, fanatiſchen Krieg gegen Tiefe und Kern. Sein Geſchäft nach dieſer Seite hin iſt ganz nur negativ und deſtructiv, ein ewiger, durchgängiger Geiſtes-, Seelen- und Lebensmord in allen Bereichen der menſchlichen Welt- und Selbſtbetrachtung.

3.

Der directe Gegenſatz zu ihm iſt der „Aberglaube.“ Dieſe vom Verſtande, ſeiner Aufklärung, Rationalität und Wiſſenſchaftlichkeit ſo tief verachtete, ſo viel verhöhnte und in ſo großen Verruf gebrachte Glaubens- und Verhaltungsweiſe ſteht ihrem, wenn auch ihr ſelbſt unbewußten und unklaren Grunde, Weſen und Triebe nach viel höher, als jene entgegengeſetzte. Der Aberglaube, ſo kann man ihn definiren, iſt eine extravagante Affirmation höherer Kräfte und Wirkungen. Was er meint, will, ſieht, ob mit Recht oder in Folge eines Truges und einer Einbildung, iſt Geiſt und Leben, iſt es in dem Maße, daß er der Materie, der äußeren Natur

und ihren mechaniſchen Bedingtheiten und Geſetzlichkeiten, an die ſich jene anderen Denkarten wegwerfen, durchaus kein Recht und keine Macht einräumt. In Folge deſſen giebt es für ihn nichts Undenkbares und Unmögliches. Alles, auch das Todteſte, lebt, fühlt, will, regt ſich, handelt ihm. Alles iſt ihm mit geiſtigen Kräften und Weſen erfüllt, welche ſich den gemeinen Naturgeſetzen entgegen manifeſtiren, überall bricht ihm das Wunder und der Zauber hervor. Die ganze Welt wird ihm zur Geiſtererſcheinung und zum Feenmärchen.

4.

Der Aberglaube iſt eben ſo poetiſch und romantiſch, als der Verſtand ein trockener, nüchterner Philiſter und Pedant ohne einen Funken von Geiſt und Poeſie. Darum ſind alle poetiſchen Naturen mehr oder weniger abergläubiſch. Der Aberglaube liegt überhaupt, wie ſchon Andere bemerkt, tief in der menſchlichen Natur und iſt unausrottbar, ſo viel und ſo lang man auch aufklären möge. Das kommt daher, weil der Menſch nicht dazu geſchaffen iſt, ein poeſieloſer Philiſter und Pedant zu ſein, weil er, und das ſogar in ausgezeichnetem Grade vor allen anderen Erdebewohnern, Geiſt und Leben iſt, und dieſe ſeine edle, gottentſtammte Natur einer ſie negirenden mechaniſchen Weltanſchauung zu Liebe, ſo ſehr ſie gerade Mode ſein mag, doch nie völlig aufgeben und verläugnen kann. In dieſem Lichte betrachtet, iſt der Aberglaube ſo wenig etwas, wie behauptet wird, des Menſchen Unwürdiges, ihn ſchmählich Degradirendes, daß er demſelben, als eine Folge und Kundgebung ſeines erhabenen Urſprunges und ſeines keiner äußerlichen Schranke

unbedingt unterworfenen Weſens, vielmehr nur zur Ehre gereicht. Es iſt ſchauderhaft, ſich eine Zeit zu denken, wo eine entgegengeſetzte Weltanſchauung vollſtändig durchgedrungen, wo alles in unſerem Geiſte und Geſchmacke, unſerer Auffaſſung und Vorſtellung der Dinge und unſerer ſelbſt durch und durch nur Verſtand in dem angegebenen Wortſinne wäre; und man muß Gott danken, wenn ſich in dem leeren, kalten Lichtreiche eines „aufgeklärten" Zeitalters und ſeiner rationaliſtiſchen und materialiſtiſchen Wiſſenſchaften noch einige dunkle Partien und ſuperſtitiöſe Reſte befinden, welche die ausſchließliche Herrſchaft eines Elementes mindern, worin ein wahrer, vollſtändiger Menſch nicht leben kann.

5.

Bei alledem iſt im Aberglauben, ſofern er den geſchilderten Gegenſatz zum Verſtande bildet, ein Fehler und ein Uebergriff, welcher der Correctur der Vernunft bedarf. Das Aeußerliche, Materielle, Mechaniſche hat doch immer ein, wenn auch nur relatives und eingeſchränktes Recht, welches ihm ebenfalls nicht zu entziehen iſt; und Geiſt und Leben ſind, wenn ſie auch dazu beſtimmt ſein ſollten, das im Sinne des Aberglaubens abſolut Herrſchende und Durchgreifende zu werden, doch zur Zeit noch nicht ſo machtvoll und unbedingt, daß ſie jeder Schranke zu ſpotten vermöchten. Dies verkennt der Aberglaube, der, wie der Verſtand zu arm, ſo im Gegentheil zu reich an Bejahung des Geiſtes und Lebens iſt.

6.

Ich nannte bereits die Vernunft als diejenige Denkart, durch welche der Aberglaube zu corrigiren

und zu reguliren ſei. Ich verſtehe darunter, wie ſich von ſelbſt verſteht, nicht jene rationaliſtiſche, mit dem gemeinen Verſtande und ſeiner „Aufklärung" identiſche Vernunft, ſondern die Intelligenz des wahren und ächten Denkers, die über ſo geiſtesarme und unlebendige Principien, Standpunkte und Syſteme weit hinaus, doch aber verſtändig in ihrer Art iſt, mit kritiſcher Beſonnenheit und Vorſicht zu Werke geht und ſich chimäriſchen, realitätsloſen Vorſtellungen und Meinungen auch ihrerſeits nicht hingeben mag. Auch ihr Princip iſt Leben und Geiſt; aus ihm begreift ſie Alles, auch das Aeußerlichſte und Todteſte*); ſie begreift ſo in Wahrheit, während der ewig nur auf der Oberfläche heimiſche, an der Schale klebende Verſtand im Grunde nichts begreift. Sie hält nicht, wie der Aberglaube, Alles für möglich; ſie ſcheidet Wahres von Falſchem, Erträumtes von Wirklichem; falſch und erträumt iſt ihr aber nicht, wie dem rationaliſtiſchen Aufklärungsverſtande, ohne Weiteres und ſchon als ſolches alles Wunder- und Zauberhafte. Sie läßt Wunder und Zauber gelten, aber nicht ſo unbedingt und kritiklos, wie der Aberglaube; ſie ſetzt ihrer Annahme derſelben gewiſſe Grenzen, welche ſie vor Betrug, Einbildung, Chimäre ſichern.**)

7.

Man kann dieſe vernünftige Art von Intelligenz und Denkweiſe als die Einheit von Verſtand

*) „Alles iſt Geiſt, nur verſchiedener," ſagt Jean Paul.

**) Dies thut auch die Kirche, ſofern ſie nicht alle angeblichen Wunder als ſolche paſſiren läßt, ſondern wahre Wunder von bloß angeblichen und eingebildeten ſorglich zu ſondern befliſſen iſt, und auf dieſe Weiſe ganz auf vernünftigem Standpunkte ſteht.

und Aberglauben bestimmen, indem sie mit Letzterem den tiefen Sinn für das innere, geistige Wesen der Dinge und die willige, ja freudige Anerkennung der wundersamen Manifestationen desselben, mit Ersterem aber die kritische Besonnenheit und Vorsicht gemein hat, die nicht betrogen sein will. In so concreter Einheit fällt auf beiden Seiten das Extreme, Abstracte und Ausschließliche weg; der Aberglaube ist nicht mehr diese blinde, überschwängliche Hingebung an alles wirklich oder scheinbar Wunder- und Zauberhafte, die jeden Augenblick in Gefahr ist, einem Wahne zu huldigen; der Verstand nicht mehr dieses allem Wunder- und Zauberhaften, selbst wenn es noch so glaubhaft bezeugt ist, noch so thatsächlich vorliegt, den Krieg machende, am Ende nur noch die platteste Aeußerlichkeit und Gewöhnlichkeit übrig lassende Zuviel von Nüchternheit und negativer Kritik. Die Vernunft in diesem Sinne ist diejenige intellectuelle Verhaltungsweise, welche, wie wir hoffen, zuletzt eben so sehr über das eine, wie über das andere Extrem den Sieg davontragen wird, zunächst aber freilich noch dulden muß, von dem Verstande nicht vom Aberglauben unterschieden, sondern mit ihm für identisch erklärt und mit ihm zusammen in gewohnter Weise verachtet und verurtheilt zu werden.

8.

Dieser Verstand hätte übrigens zu bedenken, daß er, so herrschend er noch immer sein möge, doch bereits in Beziehung auf den ächten Fortschritt und die höheren Bildungsregionen längst überwunden und zopfmäßig veraltet ist. Er stammt seiner neueren Form und Stellung nach aus dem vorigen Jahrhundert her,

wo er ſeine Zeit hatte, wo momentan auch die Intelligenteren und Geiſtvolleren zu ſeiner Fahne hielten und wo er that, was ſeines Amtes war, indem er die in der That allzugroßen, namentlich inhumanen Ausſchweifungen eines finſteren Zeitalters bekämpfte und beſeitigte*). Er iſt gut genug, um als Beſen

*) Welchen übrigens ſchon vor der irreligiöſen Aufklärungsperiode von kirchlicher und gläubiger Seite her der Krieg gemacht worden war. Ich habe namentlich die berüchtigten Hexenprozeſſe im Sinne, welche allerdings eine der fürchterlichſten Erſcheinungen waren, welche die Geſchichte kennt. Allein es läßt ſich ſelbſt für ſie Etwas ſagen. Sie waren gegen einen gefährlichen und darum ſtrafbaren Mißbrauch magiſcher Kräfte gerichtet; einen ſolchen giebt es, da es ſolche Kräfte giebt, in der That, und es ging derſelbe in früheren Jahrhunderten, die eine, wie im Guten, ſo auch im Böſen vorwiegend myſtiſche Tendenz hatten, ohne Zweifel bei Weitem mehr im Schwange, als in unſerer nüchternen, vom abſtracten Verſtande beherrſchten Zeit. Jenes Alterthum fürchtete Nichts ſo ſehr, als einen ſolchen Mißbrauch höherer Vermögenheiten, bedrohte ihn daher mit den äußerſten Strafen und wüthete in ſeiner Angſt davor mittelſt eines barbariſchen Gerichtsverfahrens wider Schuldige und Unſchuldige. Daß es mit dieſer Raſerei vorbei, wird Jederman für ein großes Glück halten; aber ein realer Anlaß fehlte keineswegs. Die moderne ratio läugnet die myſtiſchen Dinge und erklärt den Glauben an magiſche Wirkungsweiſen und eine bösartige Anwendung derſelben für einen lächerlichen, intelligenzloſen Wahn und Traum. Hierin hat ſie vollkommen Unrecht, und jene Barbarei ſtand in dieſer Beziehung in ihrer Einſicht weit höher, als ſie. Selbſt der edle Spee, der höchſt verdiente Beſtreiter des Hexenprozeſſes, erklärte in ſeiner berühmten, 1631 zuerſt erſchienenen Cautio criminalis: er habe ſich durch die genaueſte Beobachtung überzeugt, „daß in der Welt wahrhaftig etliche Zauberer und Unholde ſeien, und daß dies von Niemand ohne Leichtfertigkeit und groben Unverſtand geläugnet werden könne.“ Und in unſeren Tagen hat Perty, Myſt. Erſchein., S. 376, als das Reſultat ſeiner Unterſuchungen über dieſen Gegenſtand,

und Wischtuch zu dienen und die Zimmer zu reinigen, wo sich eine feine Gesellschaft versammeln soll. Wenn aber getafelt, musicirt, getanzt wird, so haben solche Geräthschaften nicht mehr darin zu erscheinen, sondern sich fern davon in einen obscuren Winkel zu bergen — und ist nicht in demselben Falle jener aufklärende Fanatismus des 18. Jahrhunderts, wenn er uns, nachdem er so lange und so übermäßig gefegt und gewischt und dabei so manche schöne Zierde des Saales verletzt und zertrümmert hat, noch immer seine gewaltsamen Dienste aufdringt und so die ruhige und heitere Entwickelung der Dinge stört? Dies an sich so leere, anmaßliche und, nach siegreicher Ausbreitung, so unerträglich platt und trivial gewordene Wesen und Treiben ist nun auch längst schon von den edelsten Geistern, den größten Genien, den tiefsten Denkern, den geistvollsten Poeten erkannt, gezeichnet und gezüchtiget worden.*) Keine auf der wahren Höhe zeitgemäßer Cultur und Einsicht stehende geistige Größe fröhnet dieser für sie antiquirten Hohlheit und Eitelkeit mehr; und so sollte dieselbe wenigstens nicht mehr des süßen Wahnes leben, der glorreich abschließende Culminationspunkt der Zeitbildung zu sein.

---

den Satz ausgesprochen: Daß der Hexenprozeß in der That eine, wenn auch beschränkte, Berechtigung gehabt.

*) Man erinnere sich z. B. des schon erwähnten „Prokto-phantasmisten" in Göthe's Faust, in welchem der Dichter den Aufklärer Nicolai verspottete; vergleiche überhaupt die vorgedruckten Motto's, wo man das oben im Texte Bemerkte mehrfach bestätigt finden wird.

III.

Die Frage nach der objectiven Realität der ſogenannten Geiſtererſcheinungen.

1.

Ich werde in dieſem Aufſatze vortragen, was mir für die Realität dieſer für Viele noch immer ſo problematiſchen, ja unmöglichen, auf bloße Vorſtellung und Einbildung zurückzuführenden Phänomene zu ſprechen ſcheint. Das vor Allem hervortretende Bedürfniß und Erforderniß iſt hierbei dieſes, auf einem ſicheren empiriſchen Grunde zu fußen. Um an's Erklären und Begreifen einer Sache zu gehen, muß ſie uns vor Allem erſt als thatſächliche Gewißheit vor Augen liegen, da wir ſonſt vielleicht all unſere Mühe und unſeren Scharfſinn an eine Chimäre, eine Dichtung, eine Myſtification verlieren. Die hier zu betrachtenden Thatſachen ſind nämlich theils nicht authentiſch und autoritätsvoll genug beobachtet und bezeugt; theils, ſofern man beglaubigte, vielleicht ſogar in eigener Perſon erlebte Dinge vor ſich hat, iſt es zweifelhaft, ob ſie unter den pſychologiſchen und pathologiſchen Geſichtspunkt zu ſtellen, der hier für den ausſchließlich wiſſenſchaftlichen zu gelten pflegt, oder ob ihnen eine äußere, von der Subjektivität und Phantaſie des Wahrnehmenden unabhängige Realität zukomme. Es giebt indeſſen einige wohl bezeugte

Geschichten der bezüglichen Art, die für ausgemacht wirkliche Erlebnisse gelten müssen und die man auch nicht ganz nur in das Gebiet der subjectiven Vorstellung, Einbildung und Anschauung zurückdrängen kann.*) Diese liefern denn auch zugleich den Beweis, daß solche Dinge, wenn auch in manchem Falle noch so ungewiß, im Allgemeinen doch möglich sind, indem die Wirklichkeit die Möglichkeit in sich schließt und eine unbedingte und allgemeine Abweisung der Sache dadurch logisch unstatthaft gemacht wird. Ja bliebe bei strengster, nur nicht bis zu gewaltsamer Negation fortgehender, somit unziemlicher Kritik, auch nur ein einziges unzweifelhaftes Factum jenes Charakters übrig, so müßte der Geisterglaube, aller ihn abweisenden Wissenschaft, Theorie und Polemik zum Trotze, als doch im Ganzen gerechtfertigt erscheinen.

2.

Abgesehen von beweiskräftigen Einzelheiten spricht für eine reale Veranlassung und Grundlage des Geisterglaubens der Umstand, daß der Typus der bezüglichen Erscheinungen, wie sie in volksthümlicher Vorstellung und Tradition leben und wie sie sich in den damit in so hohem Grade übereinstimmenden Aussagen seherischer Personen darstellen, immer und überall der nämliche ist. An den verschiedensten Orten und in den verschiedensten Zeitalte[illegible] nehmen wir die große, unverkennbare Familienähnlichkeit dieser Phänomene wahr; man sehe, was darüber sehr treffend

*) Einige solche sind bereits oben Nr. 1, 54, namhaft gemacht worden. Viele andere werden sich in den nachfolgenden Abhandlungen und Beispielsammlungen finden.

bereits Schopenhauer*) und J. H. Fichte**) bemerkt haben. In einem bekannten Briefe des jüngeren Plinius***) werden Geſpenſtergeſchichten erzählt, die eben ſo gut in des Erasmus Francisci „hölliſchem Proteus“ ſtehen könnten; namentlich iſt die von dem gräulichen, kettenraſſelnden Geiſte in einem Hauſe zu Athen ſo „romantiſch,“ als man es nur immer verlangen kann. Die Römer hatten trotz ihres phantaſieloſen Realismus einen ausgebildeten Geiſter- und Geſpenſterglauben; insbeſondere ſtellen die Lemures und Larvae, die in nächtlicher Stunde ſchweifen und die Lebenden necken und erſchrecken, ganz die gemeine und bösartige Sorte unſerer Spukgeiſter dar. Traditionen und Aufzeichnungen aus dem Bereiche altchriſtlicher Zeit und Literatur, namentlich viele von Katholiken und Proteſtanten mit confeſſioneller Verſchiedenheit der Auffaſſung geſchriebene Bücher aus dem 16. Jahrhundert, wie Lavater de spectris, des Jeſuiten Petrus Thyräus Schrift de infestis, ob molestantes daemoniorum et defunctorum spiritus, loeis. Köln 1598, die Werke der Engländer Glanvil und Richard Baxter und des deutſchen Schriftſtellers Erasmus Franciſci, die in den erſten Decennien des vorigen Jahrhunderts dieſen Gegenſtand behandelt haben, enthalten ebenſo, wie die Schriften von Hennings, Wenzel, Teller ꝛc., und ſpäter die von Horſt, Kerner,

*) Parerga und Paralipomena. Berlin 1850. I. Seite 215–296.

**) Anthropologie. Leipzig 1856. S. 429 f.

***) Lib. VII. 27.

Görres, Perty ꝛc. dieſelben charakteriſtiſchen Züge des mit ſich ſelbſt ſtets auffallend harmonirenden Geiſterſpuks. Man iſt hier gedrungen, entweder einen allgemeinen Wahnſinn des Menſchengeiſtes mit ſtereotypen Vorſtellungen und Einbildungen, die bei allem Unterſchiede der Meinung darüber und der Einordnung der Wahrnehmungen in die verſchiedenartigen religiöſen Syſteme und Culte, die nämlichen bleiben, oder aber etwas objectiv Reales anzunehmen, das ſich als oder wie eine Art von Naturphänomen immer und überall auf dieſelbe Weiſe zu erkennen giebt, was doch am Ende das am wenigſten Unwahrſcheinliche und Unvernünftige ſein dürfte.

3.

Man betrachtet den Geiſterglauben gerne als Volksglauben im Unterſchiede von den Anſichten höherer und gebildeter Stände, ja man ſpricht von „Köhlerglauben“ und „Pöbelglauben.“ Dies iſt unrichtig; es iſt ein allgemeiner Menſchheitsglaube, was wir vor uns haben. In dem noch durch keine Aufklärung irre gemachten Volke ſpricht ſich derſelbe nur am unbefangenſten und unverholenſten aus; eine Menge der feinſten, vornehmſten, geiſtreichſten und gelehrteſten Perſönlichkeiten nimmt Theil daran, hat aber ſelten den Muth, ſich ehrlich und offen dazu zu bekennen. Solche, die in den letzten Jahrhunderten Geiſtergeſchichten ſammelten und drucken ließen, pflegten viele Nachrichten der Art aus den gebildeteſten Kreiſen der Geſellſchaft zuzukommen; meiſt aber mit dem Verbote, die bezüglichen Perſonen und Orte zu nennen, weil man ſich der Sache ſchämte und nicht in den Ruf des Geiſterglaubens und der

Geiſterſeherei kommen wollte. Die Schriftſteller klagen darüber, weil in Folge ſolches Mangels an perſönlicher und örtlicher Beſtimmtheit die von ihnen publicirten Geſchichten minder bezeugt und gewiß erſchienen. So viel aber iſt aus dieſen Mittheilungen doch immer klar, daß der Glaube an objectiv geiſterhafte Exiſtenzen und Erſcheinungen ein ſehr allgemeiner, von unten nach oben, wenn nicht offen, doch insgeheim durchgehender, und daß es durchaus unpaſſend iſt, ihn als einen ausſchließlichen „Volks-, Köhler- und Pöbelglauben" zu behandeln. In neueſter Zeit hat ſich die Sache ſogar umgedreht; es iſt eine moderne Magie und Geiſterſeherei entſtanden, die ihre Anhänger und Theilnehmer ſelbſt in den höchſten Kreiſen hat; und es werden aus den „ſpiritualiſtiſchen" und „ſpiritiſtiſchen" Zirkeln und Sitzungen Dinge berichtet, die das Gepräge einer auf die äußerſte Spitze getriebenen Abenteuerlichkeit und Phantaſterei tragen, ſo daß wir uns ſcheuen, davon Gebrauch zu machen.*)

4.

Daß Furcht, Schauder, Weilen an unheimlichen Orten nicht zum Geiſterſeher macht, das kann ich, wenigſtens was meine eigenen Erlebniſſe betrifft, mit Beſtimmtheit verſichern. Mit meinem Muthe in dieſen Beziehungen war es zunächſt nicht weit her. In meiner Kindheit war mir durch Erzählungen der be-

*) Siehe darüber Perty, die myſtiſchen Erſcheinungen der menſchlichen Natur, Leipzig und Heidelberg 1861. S. 389 ff.: „Die modernen Formen des Zaubers oder das Tiſchklopfen, Pſychographiren, Geiſterſprechen u. ſ. w." Deſſen, die Realität magiſcher Kräfte und Wirkungen des Menſchen gegen die Widerſacher vertheidiget. Daſelbſt 1863. S. 28 ff.

treffenden Art eine große Furcht beigebracht worden*), ſo daß ich nicht für mich allein in einer Kammer ſchlafen wollte, wo ſich doch auf beiden Seiten die unmittelbar benachbarten Gemächer befanden, in denen Eltern und Geſchwiſter ſchliefen. Ich wurde gezwungen, daſelbſt zu übernachten; ich that es mit bebender Angſt; es iſt mir aber gleichwohl nichts Viſionäres und Spukhaftes begegnet. Späterhin verlor ſich dieſe Furcht. Ich wohnte und brachte die Nächte zuweilen in den ſchauerlichſten Aufenthalten zu, ſo namentlich auf dem fünfeckigen Thurm in Nürnberg, wo es Nachts über die Maßen grauenhaft ausſieht und wo ich von aller menſchlichen Umgebung abgeſchnitten war. Da ich dieſe Dinge zum Gegenſtande meines Nachdenkens und Studiums machte, ſo wurde es mir ſogar wünſchenswerth, Erfahrungen darüber zu machen; ich glaubte, daß ich in ſolchem Falle den Reſt von Grauen und Schauder, der mir aus alter Zeit noch

*) Ich erinnere mich hier namentlich einer alten Frau, die in mein elterliches Haus kam, die einen Reichthum von Märchen und Geiſtergeſchichten in ihrem Kopfe hatte und an deren Mund, wenn ſie erzählte, wir Kinder mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit hingen. Es iſt ſchade um die theilweiſe ſelbſt wiſſenſchaftlich intereſſante Tradition und Poeſie, die mit ſolchen Perſonen, dergleichen es jetzt wohl gar nicht mehr giebt, zu Grunde ging. Wenn jene Alte kam, ſo ſchrieen wir ſogleich: „O, Frau Alſin, erzählen Sie uns ein Märchen!“ Ein ſolches war das vom Herrn Fuchs und der Frau Fuchſin, das mit großem Humor und noch dazu rythmiſch und reimend vorgetragen wurde. Es kamen aber auch Schauergeſchichten zum Vorſchein, wie das Märchen „von der düſteren Hand,“ von dem ich nur noch dieſen Namen weiß. Wir fürchteten uns ganz entſetzlich; die Mutter unterſagte daher die Erzählung ſolcher Geſchichten, die aber bereits ihren Eindruck gemacht.

anhängen mochte, durch Beſonnenheit, Willenskraft und wiſſenſchaftliches Intereſſe wohl hinlänglich überwinden werde. Ein Freund von mir, ein leidenſchaftlicher Chemiker, bat mich, ihm auf meinem Thurm ein Geſpenſt einzufangen, damit er es chemiſch unterſuchen könne; und dieſer Scherz war nicht ganz ſinnlos; denn wahrſcheinlich hat eine ſolche Erſcheinung in der That Manches an ſich, was in's Bereich der Chemie oder Phyſik fällt. Wenn ich nun, während meines Aufenthaltes auf jenem uralten Thurme, in ſchwarzem, nächtlichem Dunkel mit der Laterne ſechs ſchadhafte Treppen wie auf Leitern emporklimmte, wenn der Moderduft aus dem unten befindlichen Verließe aufſtieg, die Thiergerippe, die man daraus hervorgeholt und aufgeſtellt, in meine Augen fielen, der wandelbare Schein der Laterne in die düſteren Räume und auf das altergraue Gemäuer fiel, ſo wäre es wirklich ſehr natürlich geweſen, wenn mir da die erregte Phantaſie und die unter dieſen Umſtänden leicht zu täuſchenden Sinne irgend etwas Geſpenſtiges vorgegaukelt hätten. Eben ſo, wenn ich mich dann endlich in dem Stübchen befand, wo vor Zeiten der Ritter Eppelein von Gailingen verſchloſſen geweſen ſein ſoll, und wenn ich in der mich umgebenden Todtenſtille von der Stadt her die mitternächtige Geiſterſtunde ſchlagen hörte. Ich empfand da wohl auch einigen Schauder; ich glaubte an die Möglichkeit ſogenannter Geiſter und Geſpenſter; auch Marder und Eulen hätten mich hier erſchrecken können. Und dennoch habe ich nichts geſehen, gehört und ſonſtwie bemerkt, was den Anſchein eines geiſterhaften Weſens und Spukes für für mich gehabt hätte. Das blieb mir

immer merkwürdig und fällt mir ſtets bei, wenn ich von der Macht der Einbildung und der äußeren Eindrücke leſe oder ſprechen höre, auf welche die betreffenden Phänomene ſo häufig zurückgeführt werden. Viele Jahre ſpäter, als ein Freund von mir plötzlich mit dem Tode abging, erwachte wieder der alte Wunſch in mir, mich irgendwie mit der Geiſterwelt zu berühren. Ich richtete in einſamer Nachtſtunde auf den Verſtorbenen, der ſich den Seinigen, wie mir dieſe erzählten und verſicherten, auf eine ſehr ſinnvolle Weiſe kund gegeben hatte*), meine ganze Intention und forderte ihn auf, mir, wo möglich, ebenfalls irgend ein erkennbares Zeichen zu geben. Es war umſonſt. Nach dem ſpäterhin erfolgten Tode eines anderen Freundes machte ich Nachts im Freien auf einem einſamen und düſteren Plätzchen einen ähnlichen Verſuch; aber auch diesmal ohne allen Erfolg. Und doch gehöre ich ſo wenig unter die nüchternen, phantaſieloſen Menſchen, daß ich von jeher vielmehr den Vorwurf des Gegentheils zu erdulden hatte. Ich kann daher den äußeren Umſtänden, ſowie der Stimmung und Gemüthsverfaſſung des bezüglichen Individuums, dem Orte, der Zeit, der Furcht, dem Glauben, der Phantaſie und Illuſion, ja ſelbſt dem Wunſche und der Erwartung einer geiſterhaften Erſcheinung keine ſo große, ja ausſchließliche Rolle zutheilen, als man bei jenen oberflächlichen Erklärungsmethoden zu thun gewohnt.

5.

Um, was meine Perſon und Erfahrung betrifft, Alles zu ſagen, was hierher gehört, ſo muß ich noch folgenden Vorfalles gedenken.

*) Die Geſchichte iſt unten in der zweiten Beiſpielſammlung des II. Buches erzählt.

Nur einmal nämlich iſt mir etwas recht Sonderbares und auf gewöhnlichem, dem ſogenannten natürlichen Wege durchaus nicht zu Erklärendes vorgekommen. Ich wohnte bei Frankfurt a. M. auf dem Grüneburgwege in einem neugebauten, ganz modernen Gartenhäuschen; ich hatte das Erdgeſchoß inne, oben wohnte eine alte Jungfer; ſonſt befand ſich keine Seele darin; nicht einmal ein Thier. Ringsumher die heiterſte Umgebung, Garten, Feld, in geringer Entfernung die Fahrſtraße und ſchöne, neugebaute Häuſer; in unmittelbarſter Nähe hielt ſich Niemand auf; Garten und Häuschen waren eingezäunt und abgeſchloſſen. Da ließen ſich in der Nacht eine Zeit lang Schläge hören; ja einmal, während Alles ruhte und ſchlief, machte ſich in dem Häuschen ein ungewohntes, wunderliches Geräuſch bemerklich. Ich erwachte davon; es ſchien, als würden über mir die Möbeln des Zimmers, wo die alte Jungfer wohnte, von der Stelle gerückt; ich ärgerte mich darüber, ſuchte aber wieder einzuſchlafen. Ich wurde jedoch auf's Neue aufgelärmt. Ich ſtand nun auf, ging umher und ſah mich überall ſorgfältig um, wohin ich Zugang hatte, verfügte mich auch auf die emporführende Treppe und horchte auf das Zimmer hin, wo das Frauenzimmer wohnte. Ich merkte nicht, daß darin Etwas vorging; die lärmende Urſache ſchien ſich jetzt noch weiter oben an Decke und Dach zu befinden. Ich ſah und lauſchte in meinem Zimmer zum Fenſter hinaus; aber auch in der Umgebung des Häuschens war Nichts zu entdecken und ich mußte meine Unterſuchungen aufgeben, ohne Etwas herausgebracht zu haben, ja ohne nur eine Vermuthung über den Grund

des Geräuſches faſſen zu können. Als ich Tags darauf mit meiner Hausgenoſſin zuſammentraf und ſie fragte, ob ihr in der Nacht nichts Beſonderes vorgekommen, zeigte ſie ſich im höchſten Grade aufgebracht; ſie behauptete, ich ſei geſtern betrunken nach Hauſe gekommen, habe mich in der Nacht abſcheulich aufgeführt und ſie durch mein Toben und Lärmen um ihre ganze Nachtruhe gebracht. Sie hatte das Geräuſch unter ſich, wie ich oben mir zu hören geglaubt*). Sie konnte und mußte wiſſen, daß ich im nüchternſten und kühlſten Zuſtande heimgekommen, denn ſo hatte ſie mich an dem Abende ganz zuletzt geſehen und geſprochen; ſie war noch überdies mit mir in der Geſellſchaft geweſen, in welcher ich den Abend zugebracht, hatte geſehen, was ich hier meiner Gewohnheit gemäß zu mir genommen, und war von da mit mir nach Hauſe gefahren; ſie ließ ſich ihre Meinung aber doch nicht ausreden. Späterhin behauptete ſie, wie ich von meinen Frankfurter Verwandten vernahm, ich ſtünde mit dem Teufel im Bunde; ſie ſcheint alſo ihre Anſicht nachher geändert und derſelben dieſe anachroniſtiſch-dämonologiſche Wendung geben zu haben.

*) Bei dem Spuke, der ſich 1845 in der Strafanſtalt zu Tobel im Kanton Thurgau ereignet hat, hörten die in den Zimmern und Gängen vertheilten Perſonen gleichzeitig den Lärm; aber die in den oberen Zimmern meinten, er komme von unten, die in den untern, er komme von ober. Nach Schweizer Blättern. Perty, myſt. Erſcheinungen. S. 456. So wiederholen ſich die eigenthümlichen Charakterzüge der Spukgeſchichten; es iſt ein Reich, welches, wie man auch aus dieſen Fällen ſieht, nicht willkürlich variirt, das ſeine Naturbeſtimmtheit, ſeine Phyſiognomie, ſeinen conſtanten Typus hat.

Der seltsame Spuk hatte übrigens gar keine erkennbare Bedeutung; es stand Nichts damit im Zusammenhange und folgte Nichts, was irgend ein Licht darauf werfen konnte. Und so mußte ich denn gerade an einem Orte, der den vollkommensten Gegensatz zu den schauerlichen Localitäten bildete, wo ich mich damals bereits, namentlich in Nürnberg, aufgehalten, und wo ich gar Nichts der Art bemerkt hatte, auch ohne alle sonstige Veranlassung im Leben und bei ganz ruhiger und unerregter Gemüthsverfassung einen wirklichen oder scheinbaren Spuk erleben. Zur Erklärung der Sache blieb mir nur eine Annahme übrig. Ich hatte anderswo eine sehr kranke Freundin magnetisirt*). Ich mußte mich dann von dem Orte entfernen, und es war mir nicht undenkbar, daß die Kranke bei dem magnetischen Rapport, in welchem sie damals noch mit mir stand, in Schlaf und Traum meiner lebhaft gedacht und sich dabei vielleicht, ohne es selbst zu wissen und zu wollen, durch eine hörbare Fernwirkung bemerklich gemacht habe. Die sogenannte „Seherin von Prevorst" konnte bekanntlich bei Freunden spukhaft klopfen und that dies in verabredeter Weise absichtlich. Auch weiß man, daß Menschen im Traume Besuch bei verwandten Personen gemacht haben und dann von ihnen zu eben dieser Zeit wirklich wahrgenommen worden sind. Das war, da ich nichts Anderes herausbrachte, meine muthmaßliche Meinung von dem Vorfalle, die ich übrigens Niemand aufdringen will. Ich erzähle dies blos in der Absicht,

*) Es geschah mit Wissen und Willen des Arztes und auf die Bitte der Eltern hin, da man die Kranke nur auf solche Weise am Leben zu erhalten vermochte.

um zu zeigen, wie ich da, wo mir Umgebung und Phantaſie wohl hätten einen Streich ſpielen können, Nichts der Art erfuhr; und wie dagegen ganz ohne ſolchen Grund und Anlaß und unter Umſtänden, welche romantiſche Einbildungen gar nicht aufkommen laſſen konnten, ein ſo auffallendes und unerklärliches Phänomen zwei Perſonen, mich und jenes bejahrte Frauenzimmer, neckte.

6.

In älteren Schriften*) wird eine Scene beſchrieben, in welcher der Orientaliſt Sommer nach ſeinem Tode dem Hofprediger Klopffeiſch erſcheint und ihn dadurch zum Tod erſchreckt, ein Vorfall, der zu jener Zeit großes Aufſehen machte. Der genannte Prediger hatte Sommer's Bibliothek gekauft und war an einem Nachmittage mit der Betrachtung der Bücher daſelbſt beſchäftigt. Er kommt an ein orientaliſches Manuſkript, und ſpricht bei deſſen Durchſicht: „Du guter Sommer, du haſt es weit gebracht in deiner Sprachkunde; ſchade, daß du ſchon faulſt!“ Da kommt es ihm vor, als ſchreite Jemand über die Stube hin. Weil er aber Nichts ſehen kann, ſo achtet er nicht weiter darauf und fährt in ſeiner Beſchäftigung fort. Er wird hierbei auf's Neue veranlaßt, eine Aeußerung, wie die obige zu thun. Da iſt es ihm, als läge Jemand auf ſeiner Schulter; er ſieht ſich um und erblickt den verſtorbenen Sommer, den er genau betrachtet. Dar-

*) J. C. Löhn, „Die Ehre Gottes aus der Betrachtung des Himmels und der Erde.“ Wochenſchrift. Nürnberg 1767 und folgende Jahre. Bd. VI. S. 294 ff. Hennings Ahnungen und Viſionen. S. 466 f. Horſt, Deuteroſkopie II. S. 94 f.

auf begiebt er ſich, ſehr erſchüttert, zu ſeiner Frau und klagt über großes Unwohlſein; Arzt und Beichtvater kommen; der Patient erzählt den Vorgang und betheuert, daß es keine Einbildung geweſen, was ihm widerfahren ſei, daß er wirklich den todten Sommer geſehen. Den dritten Tag darauf entſchlieft er unter heftigen Convulſionen ſein Leben.

„Sehr natürlich!“ ruft Henningsand, und nun folgt eine Erklärung der im vorigen Jahrhundert beliebten und für „philoſophiſch“ gehaltenen Art. Der Verſtorbene dachte lebhaft an den Verſtorbenen, bedauerte deſſen zu frühen Tod, war allein, befand ſich an dem Orte, wo ſich derſelbe ſo häufig aufgehalten hatte u. ſ. w., was Wunder, wenn er ihn leibhaft vor ſich zu ſehen glaubte! Auch Horſt, der an Geſpenſter glaubt, doch dieſen Glauben thunlichſt verſchleiert, um nicht verhöhnt und verrufen zu werden, und ſo viel als möglich mit der Aufklärung kokettirt, ſpricht hier von der „Macht der Imagination,“ durch welche die Erſcheinung vielleicht hervorgebracht worden ſei. Aber wenn ſich die Sache ſo gar leicht machte, ſo müßte man unter ſolchen Umſtänden ſtets Geſpenſter ſehen, während man doch ſo oft allein iſt, an Verſtorbene denkt, ſich mit ihren Reliquien beſchäftigt u. ſ. w., und doch, ſelbſt in ſtiller, dunkler Nacht, keine Geiſter ſieht. Erzeugt ſich auf ſolchem Wege, in einem Bibliothekzimmer und bei hellem, lichtem Tage in der That eine vermeintliche Geſpenſtererſcheinung, und noch dazu eine ſo deutliche und ſchreckhafte, daß man davon ſtirbt, ſo muß Derjenige, bei dem dies der Fall iſt, wenigſtens ganz anders organiſirt ſein, als ich. Ich habe, wie bemerkt, ſelbſt in tiefer, einſamer Mitternacht, ſelbſt

an den ödesten, schauerlichsten Orten und mit Empfindungen der Geisterfurcht gar nicht unbekannt, habe selbst, wenn ich einen verstorbenen Freund aufforderte, mir zu erscheinen oder irgend ein Zeichen zu geben, nicht das Mindeste wahrgenommen und in Erfahrung gebracht.

Man könnte etwa auf den Gedanken kommen, der Prediger Klopffleisch sei nicht in Folge der Erscheinung gestorben; es sei eine Krankheitspotenz in ihm rege gewesen, die sich zunächst in einer pathologisch begründeten Vision oder Hallucination geäußert, und die dann auch seinen Tod herbeigeführt. So würde ich meinerseits die Sache auffassen, wenn ich allzu ungeneigt wäre, an eine objective Ursache und Einwirkung zu glauben. Allein es giebt noch andere solche Geschichten, bei denen diese Art von Erklärung nicht passen will. Ein Seitenstück zu Sommer's Erscheinung in seiner Bibliothek ist das folgende.

Ein Mitglied der königlichen Academie zu Berlin, der Botaniker Gleditsch, sah im Saale derselben den verstorbenen Präsidenten Maupertuis, und zwar in nicht nur schnell vorübergehender Erscheinung, sondern eine ganze Viertelstunde lang. Die Sache ist aus den Briefen Friedrich's II. bekannt. Nicolai führt sie in der 1799 vor eben dieser Academie gehaltenen Vorlesung an, wo er seine bekannten proktophantasmistischen*) Hallucinationen beschreibt. Sie machte zu Berlin, wie sich Marquis d'Argens in einem seiner Briefe an den König ausdrückte, ein erschreckliches Aufsehen und der Monarch überschüttete

*) Nach Göthe's Bezeichnung im Faust.

den Geiſterſeher mit dem ſeinem Standpunkte gemäßen Spott. Gleditſch ſetzte den Angriffen des Unglaubens, denen er Preis gegeben war, die ernſte und trockene Erwiederung entgegen: „Er könne ſich nicht entſchließen, Etwas zu läugnen, was er nicht flüchtig und nicht in verwirrtem Zuſtande, ſondern eine ganze Viertelſtunde lang mit ruhigem Geiſte und geſunden Augen angeſchaut habe.“*)

Hennings, nachdem er ſich im Dienſte der Aufklärung und zur pflichtmäßigen Tilgung des Aberglaubens ſattſam abgearbeitet, ſagt in einer Note: „Wer jedoch mancherlei Gründe für die Behauptung wirklich erſcheinender Geſpenſter und ſolcher Viſionen, die von äußeren Gegenſtänden entſtanden, ſammt einigen Beiſpielen zu leſen wünſcht, den verweiſe ich auf einen ungenannten Schriftſteller in den „„Gedanken von der Erſcheinung der Geiſter. Ein Fragment. Gedruckt zu Philalethopolis.““ 1776. 47 Seiten in 8.“ Ich bedauere, dieſe Schrift nicht in Händen zu haben. Sie iſt ein Seitenſtück zu der 1764 erſchienenen und in gleichem Sinne verfaßten Abhandlung des Pfarrers Stützing, des Titels: „Kann ein vernünftiger Mann an Geſpenſter- und Geiſtererſcheinungen glauben?“ Man ſieht aus ſolchen Schriften, wie dann wieder aus den Publicationen der ſpäteren Prevorſter Periode, und neueſtens aus dem modernen Geiſterglauben und ſeiner Literatur, daß dieſe Dinge zu keiner Zeit ruhen, und daß es immer Menſchen und

*) Auch Horſt, Deuteroſkopie I. S. 114, und Schopenhauer, Parerga. Berlin 1851. S. 275, gedenken jenes höchſt merkwürdigen Vorfalles.

Schriftſteller giebt, die der Negation trotzen und ſich durch den Bann, womit ſie die geiſterhaften Phänomene belegt, nicht ſchrecken und dämpfen laſſen.

7.

„Von dem Glauben zum Sehen iſt nur ein Schritt," hat man geſagt, und Horſt hat es einem Recenſenten ſchmählich nachgeplappert. Dergleichen hochweiſe Sätze ſtellt man a priori auf und thut, als wären es ausgemachte und erfahrungsmäßige pſychologiſche Wahrheiten. Nichts aber iſt unwahrer und grundloſer. Es giebt Leute, die bei dem entſchiedenſten Glauben zu keinem Schauen kommen, und umgekehrt ſind oft viele Leute, die Nichts glaubten, durch die von ihnen trotzdem geſehenen und empfundenen Wunderdinge in Schrecken geſetzt und außer Faſſung gebracht worden. Stilling, Eſchenmayer, Kerner, Gerber glaubten an Geiſter, waren aber keine Geiſterſeher.*) Calmet**) theilt eine Geiſtergeſchichte mit, die ihm Jemand ſchriftlich berichtet hatte, wobei derſelbe folgende Bemerkung machte: „Ich zweifle nicht, daß es Geiſter gebe, wiewohl ich an vielen Orten geweſen, wo ſich ſolche aufhalten ſollten, ich aber, wiewohl begierig darnach, niemals Etwas der

*) Kerner ſagt: „Ich ſelbſt ſah nur einmal einen Geiſt, wo Frau Hauffe einen zu ſehen behauptete; ich ſah ihn nicht, wie ſie, in beſtimmten Umriſſen, ſondern in Form einer grauen Nebelſäule von Menſchengröße ꝛc." Seherin von Prevorſt II. S. 33 d. 2. Ausg. „Lange bat ich Frau Hauffe, zu bewerkſtelligen, daß ich doch nur einmal einen höre." Daſelbſt S 36. Vergl. 257.

**) In ſeinem Buche von den Erſcheinungen der Geiſter. Th. I. S. 242 ff.

Art habe ſehen können. Ich war einmal mit 4000 Menſchen zuſammen, welche alle verſicherten, eine ſolche Erſcheinung wahrzunehmen; ich war der Einzige darunter, der Nichts ſahe.“ In ähnlicher Weiſe verhält es ſich auch mit mir. Dagegen wird z. B. in älteren Büchern, wie in der Vorrede zu Erasmus Franciſci hölliſchem Proteus, von einem Profeſſor zu Frankfurt an der Oder, Namens Martinus Schookius erzählt, der das Geiſterweſen für eitel Lug und Trug hielt und auf einer Reiſe im feſten Vertrauen auf die Nichtigkeit Deſſen, was man ihm ſagte, kecklich in einem Zimmer übernachtete, wo ſonſt Niemand ſchlafen mochte, weil es darin nicht geheuer war, es aber zu bereuen hatte. Er ſoll von dem daſelbſt hauſenden Unhold arg mitgenommen worden und des Morgens ſehr kleinlaut und erſchüttert abgezogen ſein. Auch das Volk erzählt ſich Geſchichten von ſtarken Geiſtern und Spöttern, denen ihr Unglaube und ihr Uebermuth üble Früchte getragen. Im Ammerthale, zwiſchen Tübingen und Irſingen, liegt die Kreuzberger Kelter, in der es ſpuken ſoll. Der Zimmermann Schlegel in Tübingen war ein kluger Kopf und machte ſich über den Geiſt und die Leute luſtig, die an ſo dummes Zeug glaubten. Er wurde aber einmal, da er an dem Orte war und das Geſpenſt höhnte, von unſichtbaren Händen gepackt, und ſo unſanft die Treppe hinabgeworfen, daß er mehrere Wochen todtkrank im Bette zubringen mußte.*) Das ſind ſehr

*) Ernſt Meier, ſchwäbiſche Sagen. I. S. 268 f. Mit falſchen Geſpenſtern, die von verkleideten Menſchen geſpielt werden, verhält es ſich anders. Markgraf Albrecht der Krieger ſtürzte in der Plaſſenburg den Kanzler Straß, der als

handgreifliche und grobsinnliche Belehrungen, wie ſie nur von einer ſehr tiefſtehenden Sorte von Spukgeiſtern ertheilt werden; aber dem Unglauben und Materialismus gegenüber, dem nur ſo ſinnlich Fühlbares wahr und wirklich iſt und Anerkennung abzwingt, vollkommen am Orte.

8.

Noch iſt ein wichtiger Umſtand hervorzuheben. Auch kleine Kinder, ſowie auch Thiere, ſehen Geiſter, oder fühlen die Wirkung, Nähe, Gegenwart der unheimlichen, ſchauerlich fremdartigen Potenzen und Gegenſtände, denen wir jenen Namen geben. Und hier kann das Schauen großentheils nicht aus Vorſtellung und Glauben kommen. Unmündige Kinder und thieriſche Geſchöpfe haben unſere Geiſtergeſchichten nicht in ihre Phantaſie aufgenommen und nehmen doch an den in Rede ſtehenden Geſchichten und Empfindungen Theil. Was die geiſterſehenden Kinder betrifft, ſo mögen hier folgende Beiſpiele ſtehen.

Ein Bürger zu Ammertsweiler, deſſen Ausſagen von dem Oberamtmann von Wolf in Weinsberg aufgeſchrieben wurden, hatte 1829 ſechs Wochen lang eine Erſcheinung, die zuerſt ſein ſiebenjähriger Knabe erblickte und in welcher derſelbe ſogleich die verſtorbene Mutter erkannte. Aber nicht blos dieſem, ſondern auch ſeinem kleinen, unmündigen Kinde war die Geſtalt

weiße Frau erſchien, kopfüber die Treppe hinab, daß er das Genick brach. Ein anderes Geſpenſt der Art warf August II. von Polen, bekannt durch ſeine Stärke, noch als Prinz von Sachſen in Wien zum Fenſter hinaus in den Schloßgraben hinab.

ſichtbar, wie aus deſſen Geberden und Benehmen zu ſchließen war.*) Bei einer armen Nachtwächterfamilie in Weinsberg zeigten ſich Spukgeſtalten, von denen namentlich die Frau angefochten wurde. Von den ſechs Kindern derſelben war das kleinſte elend und ſo weiß, wie Schnee, während das nächſt ältere auffallend dunkel und, beſonders was die Haare betrifft, ſo ſchwarz, wie die Nacht war. Jenes kleinſte ſah, nach Ausſage der Mutter, die erſcheinenden Geiſter ebenfalls — ohne Zweifel weil es eine zartere und feinere Natur, als die übrigen, war.**) Auch das dreijährige Kind der Seherin von Prevorſt nahm die der Mutter erſcheinenden Geſtalten wahr, was daſſelbe durch ſein Benehmen auf das Deutlichſte zu erkennen gab. Bei Erſcheinung eines weiblichen Geiſtes lächelte es erſt, indem es darauf, wie auf eine bekannte Perſon, hindeutete, legte ſich aber dann ſchnell und furchtſam auf die Schulter der Perſon, die es trug, zurück.***) In ſolchen Fällen kann man nun freilich eine viſionäre Anſteckung annehmen, vermöge welcher die Geiſterſchau ohne wirklichen Gegenſtand von den Eltern und Erwachſenen auf die Kinder übergehe; denn was denkt man ſich nicht Alles, um einem Zugeſtändniß unbeliebter Art auszuweichen! Allein dieſe Annahme iſt unſtatthaft, wenn die Kinder die Erſcheinung früher bemerken, als die Erwachſenen. Da müßte die Viſion

*) Seherin von Prevorſt. II. S. 285 der 2. Ausg.

**) Daſelbſt S. 138 f. Ein rührender Zug iſt der, daß eine der erſcheinenden Geſtalten dieſes Kind mehrmals aus dem Bette nehmen und gleichſam küſſen wollte.

***) Daſelbſt S. 120. 230.

oder Hallucination umgekehrt von den Kindern auf die Erwachsenen übergehen. Ganz so verhält es sich auch, was die Thiere betrifft, welchen zuweilen Etwas sicht- oder spürbar ist, was den Menschen verborgen bleibt oder von diesen erst wahrgenommen wird, nachdem es zuvor schon jene Geschöpfe stutzig gemacht, in Furcht und Schrecken gesetzt, zum Ausweichen, zur Flucht bewogen.

Daß die Thiere göttliche und geisterhafte Erscheinungen wahrzunehmen und als solche zu erkennen im Stande seinen, war Glaube des vorchristlichen und christlichen Alterthums; es ist ein Volksglaube, den man noch jetzt in Deutschland und England und wohl auch sonst noch findet. Insbesondere sind es Hunde, denen man solche Gesichte zuschreibt. Sie ducken sich zuweilen, schmiegen sich an die Füße ihres Herrn, und geben in verschiedener Weise ihre innere Aufregung und Angst zu erkennen. Es sagt dann der gemeine Mann: „Da ist's nicht just.“ — „Der Hund sieht auch mehr, als wir,“ und dergleichen. Und dieser Glaube hat seinen guten Grund und bestätigt sich bis in die neuesten Zeiten hinein durch die bewährtesten Geistergeschichten. In dem väterlichen Hause Wesley's, des Begründers der nach ihm benannten Methodisten, trieb zu Anfange des vorigen Jahrhunderts ein Spukgeist sein Wesen, den die Kinder selbst im Schlafe spürten. Sie zitterten jedesmal schon vor dem Erwachen, wenn es in ihrer Nähe spukte. Eine Dogge, die der Hausherr dieses Treibens wegen angeschafft, bellte die erste Nacht auf's Stärkste, schwieg aber dann und schien sich mehr, als die Kinder,

zu fürchten.*) Der Stadtrath S—l zu Neuſtadt an der Linde, ein Geiſterſeher, erzählte dem Dr. J. Kerner: „Sehr oft bemerkte ich, daß Thiere, z. B. Hunde, die Geiſter mit mir zugleich fühlten und ſahen, während andere Menſchen keine Ahnung davon hatten.“**) — „Auch Thiere empfinden die Nähe der Geiſter,“ heißt es in den von Kerner angeführten Ausſagen der Prevorſter Seherin.***). — „Oft, ſogar meiſt, ſehen Thiere mehr, als die Menſchen,“ ſagt Gerber.†) Und Kerner††) bemerkt: „Oft ſind Pferde einer Viſion, auch der von Geiſtern fähig, und der auf ihnen ſitzende Menſch iſt es nicht. Man weiß Stellen, wo ſolche Thiere nicht ohne Scheu und Angſtſchweiß vorüberzubringen ſind, und wo auch Menſchen ſchon öfters Erſcheinungen gehabt.“ Von einem Hündchen, welches an einer beſtimmten Stelle des Hauſes ein daſelbſt ſich aufhaltendes unheimliches Weſen ſah oder merkte, und dies auf die unzweideutigſte Weiſe zu erkennen gab, erzählt der ſchweizeriſche Chorherr Sch. in dem Briefe, welchen Kerner in ſeiner Schrift: „Eine Erſcheinung aus dem Nachtgebiete der Natur“ mitgetheilt hat. In einer von ebendemſelben†††) publicirten Geiſtergeſchichte heißt es von einem ſchwarzen Dachshunde: „Er fühlte ſtets des Geiſtes Annäherung

*) Samuel Wesley, ein bekannter, wahrhaft religiöſer Mann, hat uns die unzweifelhafte Geſchichte in der Sammlung ſeiner Schriften aufbewahrt. S. auch Görres, Myſtik III. S. 394.

**) Seherin von Prevorſt II. S. 47 der 2. Aufl.

***) Daſelbſt S. 12.

†) Nachtgebiet der Natur. S. 253.

††) Seherin I. S. 123.

†††) Seherin II. S. 88 f.

und Anweſenheit. Sowie dieſer im Zimmer erſchien, lief er ängſtlich, oft ſogar mit heftigem Geheul, auf die Menſchen zu, und nächtlich wollte er nie mehr allein ſein.“ Wir ſehen hier, daß die thieriſche Geſpenſterfurcht ganz, wie die menſchliche, beſchaffen iſt. Jene Weſen erſcheinen auch den Thieren als etwas grauenhaft Fremdartiges und Bedrohliches; auch dieſe ſuchen, um ſich davor zu ſchützen, die Geſellſchaft Lebender; wiewohl nicht klar iſt, wie eine ſolche helfen könne. Es ſcheint, als habe das Leben den inſtinktartigen Trieb, ſich durch eine Verbindung mit anderem Leben der ihm feindlichen Potenz gegenüber zu verſtärken und ſo zu bewirken, daß es dieſer — nicht mechaniſch-materiell, ſondern magiſch — gewachſen ſei. In dem Pfarrhauſe zu Mittelſtadt war ein Spuk, der auch die Thiere im Stalle beunruhigte.*) Das Würtembergiſche Schloß Schmiedefeld war von dem napoleoniſchen Gardeoberſten von Pleſſen 1815 an ſich gebracht worden. Da ſpukte es; die Pferde geriethen immer nach Mitternacht in die größte Unruhe, beſonders zwei von ihnen; ſie tobten, riſſen ſich los und kamen ganz in Schweiß. Einmal ging v. Pleſſen in den Stall, beſtieg ein ſolches Thier, ein ſchönes Reitpferd, und erwartete ſo die Mitternacht. So wie die Glocke 12 geſchlagen, fing das Pferd an, ſich zu bäumen und auszuſchlagen. Der Oberſt, wiewohl ein guter Reiter, war zuletzt nicht mehr im Stande, es zu regieren; vermochte auch nicht mehr herunterzukommen; es ſprang tobend und ſchnaubend im Stalle umher; auch das andere Pferd war wie toll. Erſt nach faſt einer Stunde

*) Daſelbſt. S. 136.

hielten die Thiere zitternd und ſchweißtriefend ſtill. In dem Stall eines entfernten Hofes blieben ſie ruhig; wurden ſie zurückgebracht, ſo ging die Noth von Neuem an, und dem Reitpferd koſtete es das Leben.*)

Sehr intereſſant und gewichtvoll iſt folgender von Horſt**) gelieferte Fall. Derſelbe erzählt von einer Dame ſeiner Bekanntſchaft in der Gegend von Lindheim, die ſehr „aufgeklärt," muthvoll und gut zu Pferde war und die einmal auf einem ſchulgerechten Thiere über einen Fleck hinritt, den daſſelbe wohl ſchon hundertmal ruhig und ohne Anſtand überſchritten hatte. Es war auf offenem Felde, auf vollkommener Ebene und bei hellem, lichtem Tage; und die Reiterin bemerkte nichts Störendes. Auf einmal aber ſtutzt und ſteht das Pferd, ſchnaubt und beginnt ſich in die Höhe zu bäumen. Alle Verſuche, es von der Stelle zu bringen und zu bewirken, daß es ſeinen ordentlichen Weg fortgehe, ſind umſonſt. Da thut daſſelbe plötzlich einen Seitenſprung und ſchreitet dann, wie ſonſt, ruhig und folgſam weiter fort. Nun ſieht ſich die Dame um und blickt auf den gewöhnlichen Weg hin; da ſieht ſie, wie mitten darauf ſtarr und bewegungslos ein langer, hagerer Mann in einem weißen Kittel ſteht. Ein Schauder ergreift ſie trotz ihres Unglaubens an geiſterhafte Erſcheinungen; einen Augenblick darauf ſieht ſie noch einmal hin und die Geſtalt iſt verſchwunden. Es war rings herum kein Hohlweg, kein Wald, nicht einmal ein Baum — wo-

*) Kerner, Erſchein. aus dem Nachtgeb. der Natur. S. 233 ff.

**) Dentroskopie II. S. 241 f.

hin alſo ſoll der Mann, wenn es ein leibhaftiger, lebendiger Menſch war, gekommen ſein? — Hier muß man doch wohl überzeugt ſein, daß ſich etwas geiſterhaft Unheimliches dargeſtellt, und daß auch das Thier daſſelbe wahrgenommen, und zwar zuerſt, ganz ſelbſtſtändig und mit ſchärferem Sinne für derartige Gegenſtände, als womit die Reiterin begabt war.

Und iſt es nun nicht erſtaunlich, wenn ſich dieſe Dinge ſeit den älteſten Zeiten bis auf die Gegenwart herab ganz unabhängig von einander und doch ganz in derſelben Geſtalt wiederholen? Denn hat nicht dieſe neudeutſche Geſchichte die größte Aehnlichkeit mit der althebräiſchen, die wir in den moſaiſchen Büchern leſen? Auch da ſieht ein Reiter erſt gar Nichts, während bereits das Thier, auf welchem er ſitzt, eine Erſcheinung gewahr wird und ſich, nur daß noch das Wunder des Sprechens hinzukommt, ohngefähr eben ſo benimmt, wie jenes Pferd, bis endlich auch der Reiter des Geſichts theilhaft wird?*) Und dieſe Geſchichten haben doch gewiß keinen äußeren Zuſammenhang mit einander, und die deutſche iſt gewiß nicht der hebräiſchen nachgeformt.

Noch andere Thiere, als die bisher namhaft gemachten, ſind geiſterſehend oder geiſterſpürend. Bei einer in Kirchheim 1757—63 vorgefallenen Spukgeſchichte, wo namentlich eine weibliche Figur im Garten ſichtbar wurde, blieb in dieſem kein Huhn mehr, und das Vieh vermied es, ſich ihm zu nähern.**) Das

*) 4. Moſe 22, 22 ff.

**) Horſt, Zauberbibliothek III. S. 241. Hennings, von Geiſtern und Geiſterſ. S. 420. Magikon II. S. 256.

Volk will beobachtet haben, daß auch die Heerden auf Feld und Berg die unheimlichen Orte ſcheuen oder, wenn ſie daſelbſt geweidet werden, in unnatürlicher und unerklärlicher Weiſe zu leiden haben. Es ſind in dieſer Beziehung zwei Beiſpiele aus Bechſtein's Sammlungen zur Hand. Unfern des Schloſſes Oſterwitz ſteht ein altes Gemäuer, wo ſchönes, fettes Gras wächſt, wo aber die Hirten, wenn ſie zu nahe kommen, von unſichtbaren Händen gezüchtigt werden. Daher hat man hier gewiſſe Zeichen geſteckt, über welche hinaus das Vieh nicht getrieben werden ſoll. Dieſes aber geht ſchon von ſelbſt nicht an den Ort und frißt nicht von dem Graſe, auch wenn es hingetrieben wird.*) In dem Marienthal bei Eiſenach ferner befindet ſich ein Berg, wo vor Zeiten die Frauenburg ſtand. Am Abhang iſt eine Höhle, die heißt das verfluchte Jungfernloch. Die Geiſterſagen, die davon gehen, gehören nicht hierher; ich hebe nur Folgendes aus. Ein Schäfer hütete oben auf dem Berge ſeine Schaafe; es war am hellen, lichten Tage und kein Hund dabei. Da kommt den Thieren ein paniſcher Schrecken an; ſie laufen ganz raſend auf dem Berge herum und zerſtreuen ſich. Vier und zwanzig davon ſpringen von der höchſten Klippe herunter, ſo daß ſie theils durch den Fall zerberſten, theils im Geſträuche hängen bleiben und der Schäfer ſie mit Lebensgefahr herunterholen muß.**) Das ſind allerdings nur Volksſagen; aber ſie tragen nicht

*) Bechſtein, Oeſterreich's Volksſagen. Leipzig 1840. I. S. 149.

**) Deſſen Sagenſchatz des Thüringer Landes. I. S. 120.

das Gepräge der Erfindung und Lüge; sie reihen sich in den dargelegten Zusammenhang bestätigend und ergänzend ein und machen deshalb immer ein wenigstens nebenbei und in untergeordneter Weise Beachtung verdienendes Glied des Ganzen aus.

Noch ist zu bemerken, daß geistersehende Thiere sich nicht immer fürchten und ängstigen, vielmehr die gegentheiligen Empfindungen und Erregungen verrathen, so aber nicht weniger deutlich ihr Schauen zu erkennen geben. Wenn sich abgeschiedene Personen darstellen, mit welchen sie im Leben vertraut gewesen, so bezeugen sie wohl sogar ihre Freude und schmeicheln ihnen, wie sie bei deren Lebzeiten gethan. So war es bei der zweiten Erscheinung von Dr. Wötzel's Frau;*) der Hund wedelte mit dem Schwanze freundlich um sie herum. In einem anderen Falle wurde ein Hund an einem für ihn ganz ungewohnten Orte zu den Füßen seiner verstorbenen, daselbst erscheinenden Herrin erblickt.**)

Dies Alles zusammen dürfte wohl für einen hinlänglichen Beweis gelten, daß, wie Kinder, auch Thiere Geister sehen, ohne durch visionäre Ansteckung dazu gebracht worden zu sein; daß es also derartige Wahrnehmungen giebt, die nicht auf Einbildung, „Aberglauben" und Romanticismus beruhen, wie man sie solchen Geschöpfen nicht zuschreiben kann, und deren objectiver Grund und Anlaß somit nicht zu bestreiten sein wird.

*) Zwei Schriften von Wötzel über diese Fälle erschienen in Chemnitz 1804 und in Leipzig 1805.

**) S. Nr. III des II. Buches.

IV.

Das Eidolon als unmittelbare plaſtiſche Selbſtgeſtaltung und Selbſtausprägung der Pſyche.

1.

Es iſt in Uebereinſtimmung mit mehreren achtbaren und ausgezeichneten Denkern und Forſchern unſeres Zeitalters,*) wenn ich annehme, daß ſich von

*) Vergl. G. R. Treviranus, Biologie oder Philoſ. der lebenden Natur. Deſſen, die Geſetze und Erſcheinungen des organiſchen Lebens, erſchienen in den Jahren 1805, 1832. Fr. Groos, die geiſtige Natur des Menſchen, Manheim 1834. Fr. Fiſcher, Naturlehre der Seele, Baſel 1836. Deſſen, der unverweſliche Leib als Organ des Geiſtes und Sitz der Seelenſtörungen. Heidelberg 1837. Görres, die Myſtik, Regensburg 1840. III. S. 107 ff. Lindemann, die Lehre vom Menſchen. Zürich 1844. D. P. Volksmuth, Wiſſenſchaft der empir. Pſychol. in genetiſcher Entwickelung, 1846. Deſſen, Grundriß der Anthropologie, Erlangen 1848. E. Reinhold, Syſtem der Metaphyſik. 3. Aufl. Jena 1854. J. H. Fichte, die Idee der Perſönlichkeit. 2. Aufl. Leipzig 1855. Deſſen, Anthropologie. Leipzig 1856. Die Lehre von einem inneren Leibe, einem geiſtig-leiblichen Organismus oder wie man dieſen unſerem gewöhnlichen Bewußtſein ſo fremden und darum nicht ſo leicht vorſtellig zu machenden Gegenſtand ſonſt bezeichnen will, iſt übrigens alt und zu allen Zeiten in verſchiedener Weiſe ausgeprägt. Dieſer „Geiſtleib“ iſt das nephesch der Kabbala; Paracelſus unterſcheidet von dem irdiſchen Elementarleib einen

dem äußerlichen, ſichtbaren, ſtofflichen Leibe, der ſich in ſtetem Fluſſe und Wechſel ſeiner chemiſchen Elemente befindet und nur dem Unwiſſenden als etwas Beharrendes zu gelten vermag, ein innerer, unſichtbarer, urbildlicher, keinem Stoffwechſel unterworfener unterſcheide, von welchem jener äußerliche nur das Nachbild ſei.*) Zur Abwehr alles Mißverſtandes ſei jedoch gleich hier erklärt, daß ich nicht etwa annehme, der Menſch beſtehe aus drei Theilen, der Seele, dem Körper

---

Aſtral- oder ſideriſchen Leib, welcher dem Menſchen bleibe, während jener erſtere verloren gehe, vergl. K. Sprengel, Geſch. der Arzneikunde III. 365, 375 der 2. Aufl. Hierher gehört auch die dieſen Gegenſtand betreffende Lehre der beiden Helmont, ſ. Ritter, Geſch. der Philoſ. XII. 32 ff. Ferner die von G. E. Stahl und ſeiner Schule, Sprengel a. a. O. V, 9—27. Stahl legte der Seele Ausdehnung und Materialität bei, „eine Behauptung," ſagt J. H. Fichte, „welche recht verſtanden, namentlich dem ſtarren Spiritualismus gegenüber, nur als vollkommen begründet und richtig angeſehen werden kann." Die ſogenannte „Seherin von Prevorſt" nennt den inneren Leib den Nervengeiſt; er iſt nach ihr das Bleibende des Körpers und umgiebt auch nach dem Tode die Seele wie eine ätheriſche Hülle. Bd. II. S. 7 des bekannten Kerneriſchen Buches. Zweite Ausgabe.

*) „Jener Sauerſtoff, Stickſtoff und Kohlenſtoff, jene Erden und Metalle, die man im Menſchenleibe aufweiſt, erklären ſo wenig die Exiſtenz einer Seele in ihm, ſo wenig vollends die Eigenſchaft eines Vorſtellens in letzterer, daß jeder Erklärungsverſuch der Art zu den größten Thorheiten eines vergeblichen menſchlichen Bemühens zu zählen iſt. Zudem ſind dieſe chemiſchen Elemente das unabläſſig Wechſelnde; ſie treten in den Aſſimilationskreis des Leibes ein und ſcheiden wieder aus. Ja nach Verlauf eines beſtimmten Zeitraumes hat dieſer äußere Leib, das Product ihrer Zuſammenſetzung, ſich ſo vollſtändig wieder erneuert, daß ein völlig neuer Leib vorhanden iſt ꝛc." J. H. Fichte, Anthropologie. S. 266 f.

und einem Mittleren, welche alle drei von einander geſchieden und für ſich ſein könnten. Die innere Leiblichkeit und Leibesgeſtaltung, von der ich ſpreche, iſt mir etwas von der Seele Untrennbares, zu ihr ſelbſt Gehöriges, ein Product dieſes geiſtigen Princips, wodurch Letzteres unmittelbar ſich ſelbſt ein beſtimmtes, geſtaltetes, unter Umſtänden auch ſichtbares und fühlbares Daſein giebt, einer Idee, die aber ſchon eine gewiſſe Realität hat, nach welcher der Leib gebaut iſt und die inſofern allerdings ein zwiſchen Seele und Leib ſtehendes Mittleres, doch nur als Product der Seele, iſt, ohne welche daſſelbe nicht ſein und beſtehen kann.

Das iſt der feſtzuhaltende Grundbegriff unſerer Eidologie, der Lehre von der unmittelbaren Selbſtrealiſations- und plaſtiſchen Selbſtdarſtellungskraft der Menſchenſeele und ihrem Erzeugniß, welches ich Eidolon nenne und welches, in freierer Weiſe auftretend und zur Wahrnehmung kommend, auch bei den ſogenannten Geiſtererſcheinungen die weſentlichſte Rolle ſpielt. Näher erlaube man uns Folgendes darüber vorzutragen!

2.

Jedes organiſche Gebild iſt die Darſtellung einer Idee, eines Urbildes, das ſich durch Anziehung von äußeren, irdiſchen Elementen und Stoffen eine äußere, irdiſche Anſchaulichkeit und Wirklichkeit giebt. Aber dieſe Idee iſt nicht als bloßer Schatten zu betrachten, der nicht ſchon für ſich eine gewiſſe Realität, ein gewiſſes Leben und Daſein hätte. Ein ſolcher Schatten, wie man mit Recht eingewendet hat, wäre machtlos und könnte nicht bewältigend und geſtaltend in die äußere, irdiſche Natur eingreifen. Die Idee, von

der hier die Rede iſt, muß ſchon ohnehin und von vorn herein etwas zugleich Reales, Lebendiges ſein; und wenn ſie ſich einen Leib im gemeinen Sinne des Wortes anſchafft, ſo iſt das ein zweiter, durch welchen ſie nur in's Extrem der Aeußerlichkeit übertritt. Daß außer dem letzteren noch ein anderer, innerer vorhanden iſt, verräth ſich auf die merkwürdigſte Weiſe durch jene höchſt ſonderbaren und räthſelhaften Empfindungen, die man „Integritätsgefühle“ nennt und die unten zu beſonderer Sprache kommen ſollen. Menſchen, die ein Glied verloren, haben doch noch das Gefühl, als beſäßen ſie daſſelbe, ja ſie leiden wohl ſogar noch Schmerzen darin — Schmerzen z. B. in einem abgenommenen Fuß, einem Gliede, das gar nicht mehr da iſt! Das ſcheint der barſte Unſinn zu ſein, und doch iſt es eine bekannte, unzweifelhafte Thatſache. Es kommt auch vor, daß Menſchen, die ſchon von Geburt an verſtümmelt ſind, das ihnen fehlende Glied empfinden. Dies iſt dieſer innere Leib, dieſes, ſchon ohne den äußeren, gewiſſermaßen leibliche Urbild des äußeren, ſichtbaren Leibes. Denke man ſich nun den ganzen äußeren Leib weg, ſo bleibt doch noch dieſer innere und iſt der Seele, die ihn hat, fühlbar, und ſie kann ſich durch ihn auch wohl noch auf gewiſſe Weiſe äußerlich darſtellen und kund thun. Und ſo haben wir, von der Wiſſenſchaft ſelbſt geliefert, das, was das Volk ohne Wiſſenſchaft, aber auf Anſchauungen und Erfahrungen geſtützt, Geiſter und Geſpenſter nennt.

Man wird vielleicht ſagen: den fehlenden Arm und Fuß, der noch empfunden wird, kann man nicht ſehen; Geiſter und Geſpenſter aber werden erblickt,

erſcheinen, wie man ſagt. Ich antworte: Auch die letzteren werden, dem Volksglauben und ſonſtigen Berichten nach, nicht von Jedem wahrgenommen; es gehört ein gewiſſer Sinn dazu, um ſie ſehen zu können; Menſchen, die ihn beſitzen, führen ſogar einen eigenen Namen; man nennt ſie Sonntagskinder. Dergleichen ſeheriſche Naturen ſehen aber eben ſo, wie verſtorbene Menſchen, auch abgenommene Glieder, deren Geiſt oder Geſpenſt, ſo zu ſagen; es war dies wenigſtens bei der ſomnambulen Frau Hauffe, der ſogenannten Seherin von Prevorſt, der Fall.

Ein Umſtand, der Bedenken erregen kann, iſt übrigens folgender. Manche von den geiſterhaften Weſen, die in alten und neuen Geiſtergeſchichten vorkommen, treten ſo gröblich, plump, roh, materiell aufgeben auch wohl einen ſo offenbaren Zuſammenhang mit dem Verweſungsprozeſſe zu erkennen, daß man auf die Vermuthung kommen kann, es ſei hier noch ſogar ein Theil des ſtofflichen Leibes im Spiele. Es beſchränkt ſich das jedoch ganz nur auf die eigentlichen, gemeinen Spukgeiſter, auf jenes Geſpenſtergeſindel, das ſich nicht in jene tiefe Innerlichkeit, welche der naturgemäße Aufenthalt der abgeſchiedenen Perſönlichkeit iſt, verſenken will und kann, und ſich ſtatt deſſen auf eine nunmehr unnatürlich und illegitim gewordene Weiſe in der äußeren, irdiſchen Region zu behaupten ſucht. Daſſelbe iſt, abgeſehen von dem Unfug, den es treibt, der oft vollkommen pöbelhaften Art ſeines Betragens, namentlich auch an den düſteren, dunkelen Geſtalten, in denen es ſich zeigt, der leichenhaften Kälte, die es zu empfinden giebt, den unheimlichen Licht- und Feuerſcheinen, die ſich bei

ſeiner Anweſenheit entwickeln, und den Moder- und Fäulnißdüften, die es verbreitet, zu erkennen.*) Edlere Geiſter ſpuken nicht; doch aber erſcheinen auch ſie. Hier muß man entweder eine blos pſychiſche Wirkung auf die Lebenden und Schauenden annehmen, ſo daß die Bilder der erſcheinenden Weſen in der Seele jener Individuen erzeugt werden und den Schein eines objectiv realen Vorhandenſeins annehmen; oder man muß glauben, daß ſich jener innere Leib der abgeſchiedenen Perſönlichkeit darſtelle, der aber nur von Denen erblickt wird, welchen der Sinn dafür aufgeſchloſſen iſt. Denn es kommt oft genug vor, daß ein Menſch Etwas der Art wahrnimmt, was Andere nicht zu ſehen im Stande ſind, ja daß ein Thier ſieht, was dem Menſchen unſichtbar bleibt oder erſt nachher zur Anſchauung kommt.

Dies Alles zuſammen Geſpenſt zu nennen, geht nicht wohl an, weil dieſes Wort im Sprachgebrauche einen zu niedrigen Begriff erhalten hat. Geiſt iſt mehrdeutig und deshalb nicht ſpeciell bezeichnend genug. Das Volk verſteht unter Geiſt kein

*) Man leſe z. B. die Spukgeſchichten im Weinsberger Gefängniß und zu Szegedin in Ungarn; Kerner, Erſcheinung aus dem Nachtgebiete der Natur, Stuttgart und Tübingen 1836. Magikon III. Perty, myſt. Erſchein. S. 542, 551. Phosphoreſcirende Hellen, ein ſchwefelgelber Glanz, dergleichen keine Strahlen werfende Sterne, eiskalte Berührungen, unerträglicher Moder-, Leichen- und Verweſungsgeruch kamen hier vor. Bei einem Geiſtlichen in Rudheim ſoll ſich 1796 ein Geſpenſt eingefunden haben, welches ebenfalls einen unerträglichen Geruch verbreitete. Wolf, deutſche Sagen. S. 519 ff. Die Züge ſind conſtant, in der Natur der Sache gegründet, daher ſich ſtets wiederholend und überall die nämlichen.

abſtract geiſtiges, der phyſiſchen Natur abſolut entgegengeſetztes Weſen; und ſo ließe ſich das Wort wohl beibehalten; übrigens aber miſcht ſich der Dualismus der Schule ein, und da treten die trivialen Fragen und Einwürfe hervor: Wie kann man einen Geiſt ſehen? Wie kann ein ſolcher materiell einwirken, Gegenſtände bewegen? ꝛc. Ich möchte für die unmittelbare Selbſtdarſtellung und Selbſtausprägung der Pſyche zu innerer Leiblichkeit und geiſterhafter Gegenſtändlichkeit das griechiſche Wort Eidolon*) ſetzen; den Ausdruck Geſpenſt aber blos auf den in gemeiner Weiſe ſpukenden und ſchreckhafte Erſcheinungen bewirkenden Theil des Geiſterreiches beſchränken. Die Form „Idol" läßt ſich deshalb nicht anwenden, weil das griechiſche Wort in dieſer lateiniſchen und modernen Ausſprache ebenfalls ſchon ſeine anderweitige Bedeutung erhalten hat.

3.

In einem verbildeten und verkrüppelten Körper kann eine wohlorganiſirte Seele wohnen. Wenn wir aber einen doppelten, einen äußeren und inneren annehmen, ſo iſt es nicht undenkbar, daß ein übelgeſtalteter Menſch nicht nur eine ſchöne Seele, ſondern ſogar einen ſchönen Leib habe, ſofern nämlich der innere ſchöner, als der äußere, ſein kann, unter dem er ſich birgt. Es können bei der Entwickelung und Formirung der äußerlichen Leibesgeſtalt ungünſtige, hemmende, ſtörende Umſtände walten; die ſich in den Stoff einbildende Idee kann außer Stand ſein, ſich darin in vollkommener Weiſe darzuſtellen; der künſt-

*) Die mittlere Sylbe iſt lang.

lerischen Seele kann ihr Kunstwerk mißlingen; das, was sie wollte, ihre typische Vorstellung und Intention kann etwas ganz Anderes sein, als was sich dem Auge bietet;*) und wenn wir uns ihre Idee als ein gewissermaßen schon Reales, als das denken, was man den inneren Leib nennen kann, so mag ein häßlicher Mensch gleichwohl zugleich vollkommen wohlgebildet sein; und wer einen solchen Menschen liebt und versteht, der wird vielleicht diese Eigenschaft ahnen, sie wird ihm vielleicht in einer Art von Vision zum Bewußtsein kommen. Es giebt Menschen, namentlich weibliche Wesen, die nicht schön sind, und die doch die heftigsten Leidenschaften erregen. Dies kann von einer gewissen Anmuth und Grazie, die sie

*) Man denke z. B., um etwas recht Auffallendes zu nennen, an das sogenannte Versehen der Mütter, das oft so verunstaltend auf die sich bildende Frucht wirkt. Man findet in medicinischer Literatur viele Fälle der Art. So sah eine Frau in Paris einen äußerst häßlichen Bettler und gebar dann einen ganz ähnlichen Knaben mit vorspringenden Augen, entzündetem und geschwollenem Mund ꝛc. Sacombe, der Arzt als Geburtshelfer übers. v. Kramp. Nasse, Jahrbücher der Anthropologie. Bd. I. 1830. Hennings, von Träum. und Nachtwandl. S. 75, 95. Perty, myst. Erschein. S. 50, und so mehr. Hier wird der sich bildenden Menschengestalt doch offenbar eine nicht innerlich begründete, sondern ganz nur von außen kommende, fremdartige Form aufgedrungen. Ich kenne Fälle, wo sich Familienähnlichkeit ohne den entsprechenden inneren Charakter zeigt, sich z. B. der Gesichtstypus des väterlichen Geschlechts darstellt, während übrigens die ganze Natur des Individuums diesem Geschlechte fremd ist und auf die mütterliche Seite fällt. Auch hier kann das äußere Gepräge als eine dem Wesen des Individuums nicht angehörige Aeußerlichkeit und Zufälligkeit angesehen werden.

gleichwohl in ihre Erſcheinung zu legen wiſſen, auch wohl von einer Liebenswürdigkeit und Schönheit der Seele herkommen, die zu keiner ſinnlichen Darſtellung kommt. Doch iſt es nicht undenkbar, daß für Denjenigen, der den Sinn dafür hat, auch die Schönheit des inneren Leibes anſchaulich werde. Jene berühmte Leila, die Geliebte Medſchnun's, des orientaliſchen Orlando Furioſo, ſoll nicht reizend geweſen ſein, und ein arabiſcher Fürſt ſoll ſich bei ihrem Anblick, da er nichts Beſonderes an ihr entdeckte, über die Liebe, die ſie zu erwecken vermochte, gar ſehr gewundert haben; daher man im Morgenlande ſprichwörtlich zu ſagen pflegt: „Leila muß man mit Medſchnun's Augen ſehen.“ Als man eine Araberin fragte: wie ſie ſich einem ſo häßlichen Manne habe vermählen können, ſagte ſie:

„In Gottes Augen iſt er ſchön,
Und ich betracht' ihn mit dem Auge Gottes.“

Als man, wie ich in einem alten Buche las, einer deutſchen Jungfrau ihre Häßlichkeit vorwarf, entgegnete ſie: „Wenn ich nur meinem Gott gefalle, der wird mich dann auch ſchön machen an jenem Tag.“ Sie war es vielleicht ſchon, nicht nur ihrer Seele, ihrem geiſtigen Weſen, ſondern auch ihrer inneren Leiblichkeit nach, die wohl immer ein entſprechender Ausdruck der Seele, ja dieſe ſelbſt in ihrer unmittelbaren Selbſtrealiſation iſt.

4.

Wir müſſen uns jedoch auf einen Einwurf gefaßt machen, der, wenigſtens in Rückſicht der ſogenannten Geiſtererſcheinungen, das Alles über den Haufen zu werfen droht. Die Seele prägt ihren immanenten Realismus in einer beſtimmten Geſtalt

aus; dieſe Geſtalt, als unmittelbar zur Seele ſelbſt gehörig, iſt der innere Leib des Menſchen, deſſen mehr oder weniger vollkommener Abdruck der äußere iſt. Nun werden aber jene geiſterhaften Phänomene, in denen wir das Sichtbarwerden einer inneren Leiblichkeit zu erkennen glauben, inſofern einen Widerſpruch zu bilden ſcheinen, weil hier nicht blos das zur Erſcheinung kommt, was das innere Vor- oder Urbild des Organismus bildet, ſondern noch viel Anderes, was damit gar nicht in weſentlichem Zuſammenhang ſteht. Die Abgeſchiedenen werden von den Geiſterſehern ſelten ohne Gewand, ſondern faſt immer in der Kleidung, die ſie im Leben trugen, und mit anderen, ganz äußerlichen Beiwerken erblickt. In Schweinfurt war ein Ladendiener, ein Original, wie man zu ſagen pflegt, der nach ſeinem Tode ganz ſo, wie im Leben, mager, grau, mit Perrücke und rothbraunem, breitſchöſſigem Rocke, geſehen wurde.*) Einen ſpukenden Vogt in Gomaringen ſah man in weißer Zipfelmütze, weißen Strümpfen und Schnallenſchuhen und mit der Pfeife im Munde.**) Bayle St. John ſagt, in Aegypten, namentlich in Kairo, gebe es viele von Spukgeiſtern heimgeſuchte Häuſer; ſo hafte an einem derſelben die von ihm ſelbſt wahrgenommene Erſcheinung eines geſpenſtigen Scheiches, der, die Pfeife in der Hand, über die Gallerie ging und dann ſpurlos verſchwand.***) Wie kommen wir mit ſolchen Geſtalten zurecht? Was hat dieſe Perrücke, dieſer altmo-

*) Bechſtein, Sagenſchatz des Frankenlandes. I. S. 163.

**) Ernſt Meier, ſchwäbiſche Sagen. I. S. 266 f.

***) Perty, myſt. Erſcheinungen der menſchlichen Natur. S. 450 f.

diſche Rock, dieſe Zipfelmütze, dieſe Pfeife, dieſes orientaliſche Coſtüm, und was dergleichen Neben- und Außendinge mehr ſind, mit jenem inneren Leibe, was mit der organiſchen Idee, deren unmittelbare Realität er ſein ſoll, was mit dem in ſeiner Trennung vom materiellen Leibe für ſich erſcheinenden Eidolon zu thun, wenn dies mit jenem inneren Leib identiſch iſt? Scheint die Sache hier nicht vielmehr ganz nur in der ſubjectiven Anſchauung und Einbildung Derjenigen begründet, die ſolche Geſtalten zu ſehen meinen? Wie man ein beſtimmtes, eigenthümliches, abſonderliches Individuum lange Zeit im Leben geſehen, ſo ſieht man es dieſer Gewohnheit gemäß nach deſſen Tod auch als vermeintlichen Geiſt — damit ſcheint die Sache ſehr leicht und einfach abgemacht. Wer aber die eidolomagiſchen Phänomene oder ſogenannten Geiſtergeſchichten genauer ſtudirt, der weiß, daß es noch ganz andere Fälle giebt, wo die Zurückführung auf den gewohnten Anblick bekannter Individuen und dergleichen keine Anwendung findet. Ein Mann, dem Frau Hauffe, die ſogenannte Seherin von Prevorſt, eine Verordnung gemacht, den ſie aber niemals geſehen hatte, erſchien ihr nach dem Tode in der Geſtalt, die er im Leben gehabt. Hier kann man ſich freilich mit dem Hellſehen jener ſomnambülen Perſon helfen, ſo wie denn auch die Geſichte derſelben, wo längſtverſtorbene Individuen in alterthümlichem Coſtüme erſchienen, durch ein ſeheriſches Rückwärtsſchauen in die Vergangenheit ohne objective Realität des Wahrgenommenen in der Gegenwart erklärt werden. Wie aber, wenn ein Europäer in Aegypten gerade ſo, wie die Eingeborenen des Landes und Ortes einen

geſpenſtigen Scheich erblickt? Wollen wir auch dieſen zum rückwärtsſchauenden Viſionär und Hellſeher machen? Soll er vielleicht von den Ortsbewohnern mit ihrer retroſpectiven Deuteroſkopie angeſteckt worden ſein? Wie unwahrſcheinlich iſt das, da er der Race, der Weltgegend, dem ſpecifiſchen Vorſtellen, den eigenthümlichen Sympathien und Zuſammenhängen der dortigen Menſchen und Verhältniſſe ſo fremd gegenüberſtand! Wenn wir die Thatſachen einfach, wie ſie ſich geben, und ohne ihnen eine theoretiſche und ſyſtematiſche Gewalt anzuthun, nehmen und gelten laſſen, ſo werden wir uns, wie mir ſcheint, die Sache folgendermaßen zu denken haben.

Die Pſyche iſt bei Formirung ihres Eidolons auf ihre reine, einfache Körpergeſtalt nicht überhaupt, ſondern nur ſo lange beſchränkt, als ſie den Leib beſeelt und ſich da mit ihrer Idee zu behaupten hat. Giebt ſie dies Geſchäft auf, ſo kann ſie ihren immanenten Realismus in beliebiger Weiſe entfalten. Doch finden wir, daß dies gewöhnlich noch mit Maß geſchieht, daß nur die Geſtalt nebſt Kleidung und ſonſtigem Außen- und Nebenwerk, wie ſie im Leben vorhanden war oder zur Andeutung eines biographiſchen Factums dient, hinzugefügt und dargeſtellt wird. Das von dem jüngeren Plinius beſchriebene Geſpenſt in Athen, welches zu einem mit Ketten belaſteten Todtengebein in Beziehung ſtand, erſchien mit Ketten und raſſelte wie mit ſolchen; ein Ermordeter läßt ſich mit blutender Wunde ſehen u. ſ. w. Aber die durch den Tod entfeſſelte plaſtiſche Kraft der Pſyche ergeht ſich in noch ganz anderer, freierer und wechſelvollerer Manier. Es werden die verſchiedenſten und fremdartigſten

Geſtalten angenommen; manches dieſer geſpenſtigen Weſen iſt ein wahrer Proteus; man ſehe z. B. die Geſchichte, welche in der „Seherin von Prevorſt“ II, 277 ff. ſteht, wo ein ſolches die verſchiedenſten Geſtalten, menſchliche und thieriſche, oder nur thierähnliche, zum Theil „ſehr ſcheußliche,“ annimmt, indem ſich ein Ding, wie ein Froſch in einem blauen Licht, eine Eule, eine Katze, ein häßliches Pferd, ein Männchen, ein Jäger, der mit der Büchſe droht, und dergleichen mehr dem Auge darſtellt. Auf dieſe Weiſe, wozu noch andere Quälereien kommen, wird eine Frau 24 Jahre lang verfolgt; auch ſehen, hören, empfinden andere Menſchen — Männer und Frauen — dieſe Erſcheinungen. Aber dieſes phantaſtiſche Treiben iſt unedel und paßt nur für den Geiſterpöbel. Beſſere Menſchen, höhere Individuen bleiben im Tode bei ihrer eigenen, aber von Entſtellungen befreiten Geſtalt, die in dem Grade, als ſie gut und edel waren, Wohlgeſtalt und Herrlichkeit ſein muß. Was da noch als Gewand und Schmuck hinzukommt, entſpricht eben ihrer höheren Stufe, Stellung und Beſchaffenheit und iſt als eine Art von Symbolik zu betrachten, wie wenn die h. Eliſabeth, die im Leben ſo ärmliche Kleider trug, nach ihrem Tode in fürſtlichen Gewändern erſchien. Die ſogenannte Seherin von Prevorſt ſagte von ihren Geiſtern: „Ihre Geſtalt und Kleidung iſt immer ſo, wie ſie wohl im Leben war, nur farblos, grau .... Blos bei den helleren, beſſeren ſehe ich eine andere Bekleidung, ein langes, helles Faltengewand, wie mit einem Gürtel um die Leibesmitte.“

5.

Ich muß jedoch noch einiger abſonderlicher und ſchwer zu erklärender Erſcheinungsformen gedenken.

Geiſter werden nämlich zuweilen nur in unvollſtändiger Geſtalt erblickt; zuweilen aber ſtellen ſich dem Seher im Gegentheile mehrere eng verbundene Figuren, ganze Gruppen und Geſellſchaften von ſolchen dar, und es werden von ſolchen ganze Scenen gleichſam theatraliſch aufgeführt.

Daß ſich geiſterhafte Repräſentationen in unvollſtändigem Ausdrucke darbieten, iſt nach Brierre de Boismont*) ein nicht ſeltenes Phänomen. In einem bei Kerner**) zu leſenden Falle erſcheint einem Manne ſeine verſtorbene Frau über 6 Wochen lang jede Nacht, verbreitet in der Kammer eine Helle, daß man Alles ſehen kann, ſtellt ſich aber vom Geſichte abwärts nur wie eine graue Nebelſäule dar.

Iſt in ſolchen Fällen das Eidolon zum Theile zerſtört und nur noch partiell, wie dort dem Kopfe nach vorhanden, während der übrige Theil der Geſtalt in's Unbeſtimmte und Formloſe übergeht? Es wäre dies eine bedenkliche Sache; es würde auf eine Abnahme der ſchöpferiſchen Seelenkraft, ja ein Vergehen der Pſyche ſelbſt hinführen, deren unmittelbare Wirkung und Schöpfung das Eidolon iſt. Die Pſyche wäre nicht mehr im Stande, dieſes Gebilde vollſtändig auszuprägen und wahrnehmbar zu machen. Da aber die von Kerner beſchriebene Erſcheinung ein ſo helles Licht verbreitet, ſo möchte ich an einen einfachen Mangel an Energie und Darſtellungsvermögen, in Folge deſſen das Eidolon ſich verſtümmelt zeigte, nicht glauben. Vielmehr ſcheint es, als ob in dieſem Falle zu viel

*) Des hallucinations 1845. P. 454, 474.
**) Seherin von Prevorſt II. S. 285 ff. der 2. Ausg.

Kraft auf die Lichterzeugung verwendet worden und deshalb die plaſtiſche Geſtaltung unvollſtändig ausgefallen, nur der Kopf, um kenntlich zu ſein, beibehalten, der übrige Theil der Geſtalt aber aufgeopfert worden, ſo hier ein Lichtmangel entſtanden und dieſer Theil nur als graue Nebelſäule zu erblicken geweſen ſei. Etwas Aehnliches ſcheint auch bei Erzeugung geiſterhafter Töne und Geräuſche ſtatt zu finden. Die Seherin von Prevorſt ſagte aus, ſie habe einen Geiſt, der Geräuſch machte, nie zu derſelben Zeit auch geſehen, und ſie ſchließe daraus, daß ſich dieſe Weſen nicht zugleich hörbar und ſichtbar zu machen vermögen, das Sprechen derſelben ausgenommen. Dies hörte ſie aber auch mit verſtopften Ohren, und es ſcheint daher nicht durch das Gehörorgan vernommen worden und kein eigentlich tönendes Sprechen geweſen zu ſein. In einer der Prevorſter Geiſtergeſchichten wurden melodiſche Metalltöne, faſt wie von einer Triangel, gehört, worauf die Seherin und andere Perſonen ihrer Familie eine weibliche Geſtalt erblickten. Auch folgte zuweilen, wenn man die Töne hörte, keine ſichtbare Erſcheinung darauf.*) Ein anderer Geiſt kündete ſich, bevor er erſchien, durch Klopfen, Klatſchen und andere Töne an.**) Es giebt ſich auf dieſe Weiſe vielfach kund, daß zur Darſtellung des Eidolons überhaupt, oder doch zur vollſtändigen Ausprägung deſſelben, eine ungetheilte und unzerſtreute Richtung der Seele auf dieſes Geſchäft gehört, ſo daß bei Erzeugung von Tönen, ſowie bei der von verbreitetem

*) Seherin von Prevorſt II. S. 13, 153, 80, 85, 118 f. der 2. Ausg.

**) Daſelbſt S. 85.

Lichte die plaſtiſche Production ganz oder theilweiſe unmöglich wird.*)

Analogien bietet hierbei auch wohl die Natur des Lebenden dar. Wir finden z. B. bei niedrigeren Thieren eine große Reproductionskraft, indem ihnen abgeſchnittene Glieder, exſtirpirte Augen wieder wachſen. Höher hinauf im Thierreiche und im Menſchengeſchlechte findet dies nicht mehr ſtatt. Warum? Wohl deshalb, weil zu viel Kraft auf geiſtige Entwicklungen verwendet wird. Immer noch heilen Wunden; aber bei Frauen im befruchteten Zuſtande bleiben ſie ungeheilet. Warum? Weil die Geſtaltung eines neuen Weſens im Werk und dahin viel Kraft zu verwenden iſt. Die Pſyche bethätigt ſich bei großen Denkern und Dichtern oft zum größten Nachtheile des Körpers; auch die Propagationskraft wird bei ſolchen durch die in ihnen faſt alle andere Kraft abſorbirende geiſtige Energie beeinträchtigt. Und ſo würde ſich noch manches Andere anführen laſſen.

6.

Ich kann nicht umhin, noch einmal auf das Prevorſter Geſpenſt zurückzukommen, welches eigentlich nur einen weiblichen Kopf darſtellte, da das Uebrige dunkel war. Die Frau, als deren „Geiſt“ man die Erſcheinung erkannte, hatte wiederzukommen gedroht, wenn der Mann nach dem Tode eine andere, als eine ihrer Schweſtern, heirathen werde. Als er dann

*) Es iſt hier nur von den niedriger ſtehenden Geiſtern die Rede, denen es nicht natürlich iſt, ſich in lichtheller Klarheit zu präſentiren. Edlere und höhere werden mit ihrer Lichtverbreitung auch eine vollſtändige Selbſtdarſtellung zu verbinden im Stande ſein.

wirklich damit umging, eine andere zu nehmen, trat die ſchreckende und quälende Erſcheinung auf. Das Geſpenſt war ſtumm; angeredet von dem Manne, ſah es ihn nur ſchweigend an.

Es iſt mir dabei das Gorgonenhaupt der Alten in die Erinnerung gekommen. Ob dieſem Mythus nicht ähnliche Phänomene zu Grunde liegen? Solche könnten wohl noch feindlicher auftreten, als jenes Geſpenſt. Die Gorgo iſt bei Homer ein Schreckbild des Hades mit furchtbarem Blick. „Graß, wie die Gorgo an Blick," ſagt er.*) Von einem fürchterlichen Geiſterblick ſprechen auch chriſtliche Sagen. Bei Cäſarius von Heiſterbach**) richtet ein Geſpenſt in Stammheim bei Cöln durch die Blicke, die es entſendet, zwei blühende Ritterfamilien zu Grunde; der Blick der weißen Frau, die ſich den Miniſterialen des Abtes von Prüm gezeigt, ruft, wie derſelbe Schriftſteller erzählt,***) eine dem Tode nahe bringende Krankheit hervor. Die Seherin von Prevorſt ſagte von ihren Geiſtern: „Ihre Geſichtsform iſt wie bei Lebenden, nur grau und meiſtens traurig und düſter. Die Augen ſind hell, oft wie ein Feuer."†) In der Geſchichte des Dämons von Tedworth, welche Glanvil, ein wahrhafter und achtbarer Mann und Zeitgenoſſe, aufgezeichnet hat,††) erſchien eine Geſtalt,

*) Ilias VIII, 349. Vergl. Odyſſee XI, 633.

**) Dial. XI. 63.

***) Dial. V. 30.

†) Seherin von Prevorſt II. S. 12.

††) Sadducaeus triumphatus; or a full and plain evidence, concerning witches and apparitions. By J. Glanvil, chaplain in ordinary to King Charles II, and F. R. S. The fourth edition. London 1726. P. 270.

die nicht genau zu erkennen war; der Wahrnehmende glaubte eine große Figur mit zwei rothen, glänzenden Augen zu sehen, die fest auf ihn gerichtet waren. In einem Hause zu Szegedin in Ungarn, wo es spukte,*) erschien ein „glühendes, verzerrtes, ergrimmtes Antlitz," der dazu gehörige Leib stellte sich als eine schwarze Nebelsäule ohne Hände dar. Denke man sich eine abgeschiedene Seele vom allerbösartigsten und übelwollendsten Charakter, die alle die Kraft, die sie besitzt, um ihr Eidolon hervorzubringen, in den entsetzlichen Geisterblick legt, womit sie verderben will, so ist es der Consequenz und Analogie gemäß, anzunehmen, daß dieser besonderen Kraftäußerung die totale Ausprägung aufgeopfert wird und nur das Haupt und die Verderben sprühenden Geisteraugen übrig bleiben. Dann haben wir ganz das homerische Gorgonenhaupt, das selbst der muthige Odysseus fürchtet, als er die Schatten gerufen. Wie ihm der Gedanke an dieses kommt, da flieht er; denn, sagt er,**)

„es faßte mich bleiches Entsetzen,
Ob mir die Schreckensgestalt des gorgonischen Ungeheuers
Send' aus Ais' Pallast die furchtbare Persephoneia."

7.

So viel über die unvollständigen Erscheinungen des Eidolons und über die muthmaßlichen Ursachen seiner Verstümmelung. Ein ganz entgegengesetzter Fall scheint nun aber vorzuliegen, wenn mehr als eine Gestalt zusammen in enger Verbindung erscheint. Es entsteht da die Frage, ob man mehrere „Geister" im volksthümlichen Sinne des Wortes, d. h. sich

*) Einen Doppelbrief darüber s. im Magikon III.

**) Odyss. XI, 633.

plaſtiſch ausprägende Pſychen vor ſich habe, oder nur eine ſolche, die ſich nicht nur in Form einer einfachen, individuellen Menſchengeſtalt, ſondern mehrfach, der geſtaltenſchaffenden Seele des Träumenden ähnlich, objectivire und darſtelle.

Am wenigſten fällt es auf, wenn man z. B. mit dem Reiter auch ſein Pferd erblickt, wie in dem bekannten und oft angeführten Falle, wo Ficin ſeinem Freunde Mercato erſchien. Man wird hier keine Thierpſyche nebſt einem von ihr geſchaffenen Eidolon anzunehmen haben, ſondern, wie ſich das abgeſchiedene Individuum mit ſeinen Kleidern und anderem Beiwerk abbildet, ſo bringt es auch das Bild des Roſſes hervor, auf dem es zu ſitzen ſcheint. Der Vater des Ludwig Alodiſius, der ſich der Herrſchaft zu Imolo bemächtiget hatte, erſchien einem Rathe Ludwig's auf dem Wege nach Ferraro zu Pferd mit dem Habicht auf der Fauſt.*) So läßt ſich nun Schritt für Schritt weiter gehen. Eine Kindesmörderin erſcheint mit ihrem Kind auf dem Arme — das letztere iſt wohl nicht die ſich zugleich mit der Mutter darſtellende Pſyche des Kindes; ſondern ein Produkt der mütterlichen Erinnerung und Phantaſie, ſo aber, daß es nicht blos bei der inneren, ſubjectiven Vorſtellung bleibt, wie in der Seele des Lebenden, ſondern auch ein für Andere anſchaubares Gebilde entſteht. Das Eidolon des abgeſchiedenen Individuums verdoppelt und verdreifacht ſich; und es wird ſtatt der eigenen Geſtalt allein zugleich mit dieſer noch eine zweite und dritte damit verbundene, wie Pferd, Vogel, Kind, producirt. Eine ſehr

*) B. Fulgosii factor. dictorumque memorab. lib. I. c. 4. Antverp. 1565.

instructive Erſcheinung der Art iſt folgende. Der Schultheiß Pfäfflen ſah in den Gewölben des alten Stiftes zu Oberſtenfeld eine Frauengeſtalt in weißem, altdeutſchem, mit rothen Flecken wie mit Blutstropfen überſätem Gewande, die einen Schleier auf dem Kopfe und ein wunderſchönes Kind auf dem Arme trug. Er betrachtete ſie furchtlos und mit voller Beſonnenheit. Ein andermal, bei wiederholter Erſcheinung, war Kleidung und Schleier ſchwarz, und nun erregte ihm der Anblick Schauder und Schreck.*) Man ſieht hier ganz deutlich die andeutende Bildnerei der abgeſchiedenen Seele und ihre willkürlich oder gewiſſen Stimmungen und Gedanken gemäß wechſelnde Plaſtik. Die Unglückliche hatte, wenn wir nach dieſen Geſichten urtheilen, ein ſchönes Kind umgebracht; dieſes ſtellte ſie im Bilde dar, wie es in ihrem Gedächtniſſe lebte; es war vielleicht in's Ideale verſchönert. Den an dem Kinde begangenen Mord zeigte ſie durch das weiße, mit Blut beſpritzte Gewand; ihre ewige, tiefe Trauer darüber durch das ſchwarze an. Dieſe Dinge ſind oft ſo klar und zugleich ſo ergreifend und erſchütternd, daß es mir unbegreiflich iſt, wie man ſich mit ſeichtem, herzloſem Unglauben und Spotte darüber wegſetzen kann. Ein anderer, höchſt merkwürdiger Fall iſt der, wo ein Paſtor mit zwei Kindern erſcheint, die er, verſchiedenen Spuren gemäß, mit ſeiner Dienerin erzeugt und umgebracht hatte. Man erlaube mir die Aushebung dieſer Geſchichte, wie ſie im Eſchenmayeriſchen Archive und in Kerner's Seherin von Prevorſt mitgetheilt iſt!

*) Seherin von Prevorſt II. S. 121—124.

Paſtor Lindner in Pommern, nachher zu Königsberg, Vater des Hofraths Lindner in Straßburg, ſchlief in einem Gemach, von welchem aus er durch eine Thüre in ſein Studierzimmer gerade dahin ſehen konnte, wo ſein Schreibpult ſtand, auf welchem eine große Bibel aufgeſchlagen war. Mitten in einer mondhellen Nacht erwachte derſelbe und ſah an dem Pulte einen Geiſtlichen in Amtskleidern ſtehen und in der Bibel blättern. Er trug ein Kind auf dem Arme, ein anderes, etwas größeres ſtand ihm zur Seite. Der erſchrockene Paſtor rief: „Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn!“ worauf der erſcheinende Geiſtliche auf ihn zuging und ihm die Hand bot, die er aber nicht zu ergreifen wagte. Die Hand wurde dreimal angeboten, die Einladung aber nicht angenommen, worauf die Geſtalt verſchwand.

Die Geſichtszüge des Erſchienenen hatten ſich dem Paſtor tief eingedrückt. Später einmal betrachtete er die im Chor der Kirche hangenden Gemälde und wurde da von einem Bilde überraſcht, das jener Erſcheinung vollkommen ähnlich war. Er erfuhr, daß es einen ſeiner Amtsvorfahren darſtelle, der vor etwa 40 oder 50 Jahren gelebt und in demſelben Pfarrhauſe, wie jetzt Lindner, gewohnt. Etwas Näheres wußte Niemand in der Pfarrei anzugeben; nur ein 80jähriger Mann ſagte aus, dieſer Geiſtliche ſei ein geſchickter Prediger geweſen; es ſei jedoch das Gerücht gegangen, er habe mit ſeiner Magd etliche Kinder erzeugt, von deren Schickſal man weiter nichts erfahren habe.

Nach einiger Zeit ward im Erdgeſchoſſe des Pfarrhauſes, wo Lindner wohnte, ein alter Ofen abgebrochen. Da entdeckte man unter demſelben eine Vertiefung,

in welcher ſich Kindergebeine befanden. Der Paſtor ließ ſie wegräumen. Die Erſcheinung aber hat ſich nicht weiter ſehen laſſen.

Der Zuſammenhang dieſer Thatſachen und Umſtände ſpringt in die Augen. Das Gerücht, von welchem jener Greis ſprach, war offenbar begründet. Der Geiſtliche hatte ſeine Kinder umgebracht und unter dem Ofen begraben. Die kindlichen Geſtalten, mit welchen er ſich ſehen ließ, deuteten die Ermordeten an.

Dieſe Geſchichte hat Paſtor Lindner in ſein Tagebuch eingetragen und deſſen Sohn, der Hofrath, Herrn Herrenſchneider, Lehrer der königl. Academie in Straßburg, umſtändlich mitgetheilt.

8.

Dabei aber bleibt die ſich plaſtiſch ausprägende Erinnerung und Phantaſie der abgeſchiedenen Pſyche noch nicht ſtehen. Ich erinnere z. B. an den von Walter Scott im Edinb. Review vorgetragenen und von Horſt*) wiederholten Fall. Einer der Landammänner der Schweiz will die öffentliche Bibliothek beſuchen. Wie er Nachmittags um 2 Uhr in den Saal tritt, ſieht er den vorigen Landammann, ſeinen verſtorbenen Freund, in feierlicher Rathsverſammlung auf dem Präſidentenſtuhle ſitzen, umgeben von einer bedeutenden Anzahl „großer, aber ſchon verſtorbener Männer, die an den Berathungen Theil nehmen.“ Er eilt erſchrocken von dannen, begiebt ſich zu einigen ſeiner Amtscollegen, theilt ihnen die außerordentliche Thatſache mit und kehrt mit einigen derſelben an den Ort zurück — da war jedoch die geſpenſtige Verſamm-

*) Deuteroſkopie I. S. 113.

lung verſchwunden, der Präſidentenſtuhl war geräumt, und man ſah Niemand mehr an den Rathstafeln ſitzen.

Sollte man nun annehmen, daß dies wirklich eine Geſellſchaft von Geiſtern geweſen? — Mir will es ſcheinen, daß auch hier nur einziger genüge, um ein ſolches Schauſpiel zu geben. Es iſt die plaſtiſch objectivirende, traumgeſtaltige Vorſtellung eines ſolchen; der todte Präſident verſetzt ſich auf ſeinen Stuhl zurück und ſchafft ſich eine Verſammlung von Rathsherren, ſo wie wir uns auch lebend und in gewöhnlichen Träumen oft genug in einer Geſellſchaft befinden, die wir uns durch die Kraft der Einbildung geſchaffen haben. Nur iſt der Traum des Todten nicht ſo in das unſichtbar Innere der Perſon eingeſchloſſen, wie der des Lebenden. Die Phantaſie erhält hier eine weit realere und objectivere Geſtalt und ihre Gebilde werden ſo auch von Lebenden erblickt. In der Art läßt ſich vielleicht noch manch anderes Phänomen oder Geſicht erklären, wo nicht ein Menſch allein, ſondern viele zugleich und auf dieſelbe Weiſe in eingeſchloſſenen Räumen und in freier Natur allerlei dem menſchlichen Leben und den geſchichtlichen Dingen nachgebildete Scenen und Ereigniſſe erblickt haben. Man kann ſolche Wahrnehmungen mit Schopenhauer*) für ein rückwärts gekehrtes zweites Geſicht (a retrospective second sight) halten, wo, wie ſonſt Zukünftiges, ſo Vergangenes ſeheriſch angeſchaut und erkannt wird; und ich läugne nicht, daß es ſolche Rückblicke in die Vergangenheit giebt; hat man doch ſelbſt vom Hiſto-

*) Siehe deſſen Abhandlung über Geiſterſehen, Parerga und Paralipomena. Bd. I.

riker gesagt, er müsse, um seiner Aufgabe vollkommen gewachsen zu sein, „ein umgekehrter Prophete“ sein. Allein dieser Begriff ist nicht überall anwendbar. Die schauenden Personen müssen besondere, dazu eigens disponirte Naturen sein, und das sind doch wohl immer und überall nur einzelne und wenige; oder ein gewöhnliches Individuum muß sich, um solche Gesichte zu haben, in einem ungewöhnlichen Zustande befinden. Wenn aber, wie in jenem bei Becker*) zu lesenden Falle, 32 Menschen, dem Schiffsvolk eines gescheiterten Schiffes angehörig, sich auf einem Floße dem Lande nähern und dort eine bunte Scene mit Holländern, Fischern, Netzen, Fahrzeugen und allen Details der Kleidung gewahren, dieselbe durch Tubus und Fernglas betrachten und an der Realität dieser Gegenstände durchaus nicht zweifeln, bis sie endlich am Orte sind, nun auf einmal Alles verschwunden ist und eine sofort auf der wüsten Insel angestellte Untersuchung nicht das geringste Resultat giebt — dann wird die Erklärung schon schwieriger. Immer noch kann man sagen, daß diese 32 Menschen durch den Schiffbruch und die Anstrengungen, sich zu retten, in einen ganz ungewöhnlichen Seelen- und Nervenzustand versetzt worden seien, der Hallucinationen zur Folge haben konnte. Aber wie kam es, daß sie alle zusammen so ganz das Nämliche sahen? Daß sie es so deutlich erst mit bloßem und dann noch deutlicher mit bewaffnetem Auge sahen?**) Waren sie in dem Momente gleichsam

*) S. Dessen „bezauberte Welt,“ übersetzt von Schwager und herausgegeben von Dr. Semler, III. S. 245 ff.

**) Auch Perty, die mystischen Erscheinungen der menschl. Natur, S. 87, findet diesen Umstand sehr auffallend. „Der

in eine und dieſelbe Perſon zuſammengeſchmolzen. In ungewöhnlichen Fällen, wo große Aufregungen und abnorme Zuſtände walten, läßt ſich ein ſolches Fallen der die Individuen ſonſt auseinanderhaltenden Scheidewände wohl denken; es giebt ſympathetiſche Zuſammenſtimmungen und Verſchmelzungen, wo mehrere Menſchen, ja ganze Menſchenmaſſen nur als eine und dieſelbe Perſon fühlen, anſchauen, vorſtellen, handeln, leiden. Aber wie iſt es denn, wenn eine Menge von Individuen verſchiedener Art, ohne durch ein außerordentliches Ereigniß und Schickſal aus ihrem normalen Zuſtande gebracht worden zu ſein, Dinge, wie jene obigen, vor Augen zu haben glaubt? — Wir wollen einen ſolchen Fall in nähere Betrachtung ziehen. Er gehört zu der Gattung der Schlachtgeſichte, die vordem beſonders in Schweden, Norwegen und Dänemark zu Hauſe waren, übrigens auch in den Niederlanden, Deutſchland, in Frankreich, Spanien und vielleicht ſonſt noch vorkamen. Schriftſteller, wie der gelehrte Scheffer in ſeinem Buche de memorabilibus Sueciae gentis, Dalie in ſeiner ſchwed. Reichshiſtorie, dann die acta eruditorum, das diarium Europaeum, die „europäiſche Fama," ꝛc. beſchreiben eine Menge ſolcher Schauſpiele, die bald von Einzelnen, bald von Vielen geſehen und eidlich beſchworen worden ſind. Ein Geſicht der Art aus dem Jahre 1686 hat Walter Scott nach Walker's Lives, Edinb. 1827 mitgetheilt; es iſt auch in Schindler's Buche: „Das magiſche Geiſtesleben," S. 39 zu leſen.

Fall iſt merkwürdig, weil die Täuſchung hier eine ſo große Zahl von Menſchen traf und weil der Capitän, der Steuermann und der Wundarzt Daſſelbe auch durch den Tubus zu ſehen glaubten."

Mehrere Fälle der Art erwähnt und zusammengestellt s. ebendaselbst S. 38 f. und bei Perty, die mystischen Erscheinungen der menschl. Natur, unter dem Titel: „Massenphänomene" S. 105 ff., wo auch ein Fall aus der zweiten Hälfte des laufenden Jahrhunderts, das den 22. Januar 1854 bei Büderich gesehene Kriegsheer, zur Sprache kommt.*) Auch Horst in der Zauberbibliothek Th. II und in der Deuteroskopie ist nachzusehen. Diese Schriften enthalten denn auch nachstehendes für unsere Untersuchung besonders interessante und belehrsame Schlachtgesicht.

Es war i. J. 1658 auf einem großen Wiesengrunde in Upland, in der Nähe einer Kirche, wo eben gepredigt wurde, als man bei hellem, lichtem Tage eine Geisterschlacht erblickte, und zwar so deutlich, daß sie die meisten unter den Wahrnehmenden für reine Wahrheit und Wirklichkeit hielten. Zuerst fiel sie einem Soldaten, der etwas spät zur Kirche ging, in die Augen; er sah viele gewaffnete Regimenter in vollkommener Schlachtordnung, lief erschrocken in die Kirche und sagte den Leuten, was er gesehen hatte. Man glaubte sich von einem feindlichen Ueberfalle bedroht; Alles eilte zur Kirche hinaus, selbst der Prediger. Da stellten sich im Norden und Süden der Kirche zwei Armeen dar, die bereits in vollem, heftigem

*) Ein Astronom erklärte dasselbe aus einer Nebelbank mit Kimmung. Jahn astronom. Unters., 1854, Nr. 12, 12. Fechner's Centralblatt 1854, Nr. 24. „Erklärungen solcher Art sind unzureichend," sagt Perty. Die seinige ist es meiner Meinung nach auch. Es sollen atmosphärische Zustände und meteorologische Erscheinungen zu Grunde liegen, die in Individuen von bestimmter Disposition eine solche Vision erzeugen, und diese soll sich dann mit ansteckender Kraft auf Andere fortpflanzen, die dafür empfänglich sind.

Kampfe mit einander begriffen waren. Menſchen, Roſſe, Waffen der verſchiedenſten Art, die Bewegungen der Heerestheile, das verſchiedene Benehmen der einzelnen Menſchen und Gruppen, die Verwundungen durch Eiſen und Schießgewehr, Flucht, Verfolgung und Erlegung, Alles kam in beſtimmteſter Weiſe zur Anſchauung. Nicht weit davon ſchien ſich zu gleicher Zeit ein blutiges Seegefecht zu ereignen. Die Schiffe mit ihren Maſten, Seilen, Segeln und Flaggen und einer Menge von Schiffs- und Kriegsvolk darauf, wovon Viele verwundet oder getödtet in's Waſſer ſtürzten, die Geſchütze, welche man losbrannte und welche Feuer und Rauch gaben, wa[illegible]
Es blitzte jedoch ohne das Geknall und Gekrach, wie man es im Kriege zu hören pflegt.

Zur Seite neben dieſen Vorgängen ſpazierte eine ungewöhnlich hohe, lange Geſtalt in breitem Hute und langem Rocke; es war, als wollte dieſe Perſon beobachten, wie die Schlacht ablaufen werd. Nach einiger Zeit wandte ſie ſich dem nächſten Dorfe zu, verſchwand dann und mit ihr im Nu alles Uebrige.

In dieſer Perſon nun hat man wohl das eigentliche Geſpenſt, das Eidolon eines Abgeſchiedenen zu erkennen, der von Schlachten träumte, wie er ſie wohl ehemals geliefert hatte und der dieſen Träumen einen dermaßen objectiven Ausdruck gab, daß ſie von einer ganzen Verſammlung von Menſchen geſehen und betrachtet werden konnten. Bemerkenswerth iſt der Umſtand, daß keine Schallphänomene erzeugt wurden; die Geſchütze blitzten, aber krachten nicht. Es kann dies an die Ausſage der Prevorſter Seherin erinnern, daß ſich die Geiſter nicht zu gleicher Zeit hörbar und ſichtbar zu machen im Stande ſeien.

V.

Ueber die sogenannten Integritätsgefühle.

Kann es etwas Sonderbareres geben, als das Gefühl eines Gliedes zu haben und sogar Schmerzen an einem solchen zu empfinden, das wohl ehemals da war, aber jetzt nicht mehr vorhanden ist, oder das man gar nie besessen hat, wie bei amputirten oder von Natur verstümmelten Menschen der Fall? —

Die Erscheinung ist bekannt und physiologisch anerkannt. Sie ist näher diese. Menschen, die eine Extremität verloren, haben die bestimmte Empfindung, als besäßen sie das ihnen genommene Glied noch, als sei ihr Leib noch unverstümmelt, wie zuvor, und das nicht etwa nur in der ersten Zeit, sondern fortwährend viele Jahre lang bis an's Lebensende. Ein Mensch, der vor 23 Jahren eine Oberschenkelamputation ausgehalten, empfand seine mangelnde Extremität noch eben so lebhaft, als kurze Zeit nach der Operation. Wird das Stumpfende eines abgenommenen Fußes gegen eine Wand angelegt, so kommt es dem Menschen vor, als ginge sein Fuß durch sie hindurch. Man empfindet an fehlenden Gliedern Frost, Zücken und dergleichen. Es ereignete sich, daß Verstümmelte ihren Stelzfuß auf das Heftigste kratzten, weil sie da ein arges Zücken empfanden. Es werden in solchen abwesenden Körpertheilen auch Schmerzen gefühlt, und zwar Schmerzen der heftigsten Art, über welche die Leidenden

alles Ernſtes Klage führen. Schmerzen im Knie des linken Fußes, den man einem Mädchen um dieſer Qual willen abgenommen, wurden nach Heilung des Stumpfes an derſelben, wiewohl gar nicht mehr vorhandenen Körperſtelle, auf's Neue empfunden. Dies ſcheint vollkommener Unſinn und iſt doch thatſächlich wahr. Eine Frau, welcher in Folge einer weißen Kniegeſchwulſt der linke Oberſchenkel amputirt worden war, wurde bei ſchlechtem Wetter nicht anders, als vor der Operation, von dem heftigſten Knieſchmerze gefoltert. Dieſe ſogenannten Integritätsgefühle ſind ſo unabweislich, daß ſie trotz des von den Sinnen gelieferten Beweiſes von dem Nichtvorhandenſein des bezüglichen Körpertheiles doch nicht verſchwinden. Sie finden auch ſtatt, wenn beide Arme oder beide Füße verloren gegangen. Es haben ſie auch Menſchen, die eines Gliedes ſchon in dem Alter beraubt worden ſind, woraus man keine Erinnerung zu bewahren pflegt. So war es bei einem 20jährigen Individuum, dem in ſeinem zweiten Lebensjahre der Vorderarm genommen worden war. Ja, es finden ſich dieſe Gefühle ſelbſt bei Solchen, die mit mangelhaften Extremitäten geboren ſind.*)

Was ſoll man von ſolchen Thatſachen halten, die den Geſetzen des Natur und des Denkens ſo

*) Literatur dieſes Gegenſtandes: Lemos, Diss. quae dolorem membri amputati remanentem explicat. Halae 1798. Rhone, De sensuum mendaciis apud eos homines, quibus membrum aliquod amputatum est. Halis 1842 p. 13, 21. Verdot, Essai sur la desarticulation de la cuisse etc. Bern 1846 p. 15 ff. Gräfe's und Walter's Journal für Chirurgie. Bd. XV. Berlin 1831. S. 167 f. Valentin, Lehrb. der Phyſiologie des Menſchen. Bd. II. Abth. II. H. II. Braunſchweig 1849. S. 713 ff.

ſchnurſtracks entgegenzulaufen ſcheinen? Auf Gewohnheit, Erinnerung, Uebertragung des Gefühles von einem Gliede auf das andere können ſie nicht beruhen; denn es giebt, wie man aus dem Beigebrachten ſieht, Fälle, welche dieſe Arten von Erklärung, womit man ſich außerdem wohl behelfen würde, nicht zulaſſen. Andere von vornehmerem und gelehrterem Charakter wollen auch nicht genügen. Das, worauf die Erfahrung, ganz unbefangen betrachtet, hinführt, iſt die Vermuthung, daß es außer dem ſichtbaren Körper noch einen unſichtbaren giebt, nach deſſen Muſter und Modell, ſo zu ſagen, der ſichtbare gebaut iſt, eine Geſtalt oder Idee alſo, die aber nicht blos Idee, der eine gewiſſe Realität zuzugeſtehen iſt. Dieſer Gedanke wird dadurch beſtätigt, daß für ſeheriſche Perſonen, wie bei der ſogenannten Seherin von Prevorſt der Fall war, mangelnde oder abgenommene Glieder auch ſichtbar ſind.*) Der unſichtbare Körper bleibt bei der Verſtümmelung des ſichtbaren in ſeiner Integrität; daher das „Integritätsgefühl.“

Wie iſt es nun aber, wenn der Menſch ſtirbt? Hier fällt der ganze ſichtbare Körper weg; was geſchieht mit dem unſichtbaren? Nimmt man an, daß dieſer bleibt, ſo ſtehen wir auf einmal, durch die Phyſiologie ſelbſt dahin getrieben, inmitten einer Geiſterwelt und eines Reiches von möglichen Erſcheinungen deſſelben, das in moderner Denkart und Wiſſenſchaft für eine ſo reine Chimäre gilt.

*) „Bei Menſchen die ein Glied ihres Körpers, wie z. B. einen Arm oder einen Fuß verloren hatten, ſah ſie die ganze Form des verlorenen Gliedes noch immer am Körper.“ Kerner, Seherin von Prevorſt, I. S. 113 der 3. Ausgabe.

VI.

Ueber Pflanzengeister.

Allem Organischen, durch innere Bestimmung zweckmäßig Eingerichteten, ja nach ästhetischen Principien künstlerisch Gestalteten wohnt offenbar eine Idee und eine dieser Idee gemäß thätige, realisirende Kraft inne — anders können wir uns die Sache ohne gewaltsame Verläugnung des sich unserer Anschauung und Einsicht objectiv aufdringenden Sachverhaltes nicht denken. So bei Pflanzen und Thieren. Was diese wundersamen Gebilde organisirend und formirend zu dem macht, was sie sind, ist innerer, geistiger Art; es erscheint in dem dazu in Anspruch genommenen äußerlichen Stoffe eine ideelle Form, die eben so wenig, wie die Kraft, die sie zur Erscheinung bringt, in dem Stoffe selbst liegt, sondern von einer unserem Geiste verwandten Ursache herrühren muß. Man hat sich bemüht, dieses Bild bei Pflanzen in der Art darzustellen und aufzuzeigen, daß es rein als solches und von dem betreffenden Organismus losgelöst, vor Augen trete. Borellus, Kircher, Gaffarelli und Andere versichern, daß die Gestalten der Pflanzen vollkommen dargestellt und in Gläsern gezeigt werden können, wenn die Asche derselben durch einen gelinden Grad von Hitze erwärmt wird. Sie sprechen davon

den von ihnen angeſtellten Verſuchen gemäß, ſomit als Augenzeugen. Dr. Webſter in ſeiner Schrift über Hexerei kommt ebenfalls darauf zu ſprechen; er äußert ſich darüber folgendermaßen. „Wenn die Sache wahr iſt — und jene Männer würden ſich doch geſchämt haben, mit ſolcher Beſtimmtheit eine reine Lüge zu ſagen — ſo iſt daraus erſichtlich, daß ſowohl thieriſche Körper, als Pflanzen, ihre Repräſentationen und Figuren haben, welche auch noch nach Zerſtörung der groben Körperlichkeit, in denen ſie ſich dargeſtellt, vorhanden ſind.“

Calmet*) ſagt: „Die Chymiſten beweiſen, daß ein Thier, Käfer, Gewächſe ꝛc. aus ſeiner Aſche wieder auferſtehe. Wenn man nämlich ſolche Aſche in ein Deſtillir-Glas thue, ſo ſteige ſie und geſtalte ſich, ſo viel als möglich, wieder nach der erſten Figur, die ſie vom Schöpfer empfangen hat. Pater Schott, der Jeſuite, ſagt, er habe Einen gekannt, der, ſo oft man wollte, mittelſt einer kleinen Wärme eine Roſe aus ihrer Aſche wieder hervorbrachte, und ſei deſſen nicht nur einmal perſönlicher Zeuge geweſen. Herr Du Chène, ein berühmter Chymiſt, erzählt: ein Arzt in Krakau bewahre Gewächſe und Blumen aller Art in Deſtillir-Gläſern auf; wenn nun Jemand eine Roſe oder eine andere Blume ſehen wolle, ſo halte er das Glas über ein Licht; da ſteige zunächſt ein dunkles Wölkchen auf, und dann nach einigen Bewegungen erſcheine die Blume ſo ſchön und friſch, als wenn ſie

*) Von den Erſcheinungen der Geiſter. Augsburg 1757. I. S. 403 f.

am Stocke ſtände. Ein Gleiches erzählt Gaſſarelli vom Herrn de Clavos, einem anderen berühmten Chymiſten“ u. ſ. w.

Der bekannte Oettinger*) beſchreibt ein ähnliches Experiment, dem dann auch Ennemoſer**) ſeine Aufmerkſamkeit zugewendet hat. Erſterer ſpricht von dem „treibenden, lebenden Weſen der Dinge, welches die Stäublein in die Form, die Blume in die Figur bringe“ und auch „nach Ablegung der groben Hülſe“ bleibe. „Das kann ich,“ fährt er fort, „durch ein chemiſches Experiment beweiſen; die irdiſche Hülſe bleibt in der Retorte; das bildende Oel geht als Geiſt über mit völliger Form ohne Materie. Man ſchenkte mir einmal zur Herbſtzeit eine große Menge Meliſſen. Ich legte ſie auf den Dachboden, wo ſie den Winter über liegen blieben. Im Sommer, da ſie ganz dürre waren, zerhackte ich ſie und begoß ſie in einer Retorte mit Waſſer. Es bildete ſich ein Teig. Ich deſtilirte in eine große Vorlage hinüber. Zuletzt kam mit gleichem Feuer, womit ich das Waſſer getrieben, das gelbe Oel der Meliſſen und ſchwamm oben auf dem Waſſer in Form der Meliſſenblätter ſo ſchön, daß ich alle Linien der Blätter auf das Deutlichſte wahrnahm und meiner Frau lange vorzeigte. Das Oel präſentirte ſehr viele Blätter ohne Confuſion, aber nicht grün, ſondern gelb. Daraus fand ich in der That, was Boerhave auf eine andere Art mit dem oleo primi generis in den Pflanzen laborirt. Ich ſah die bildende, wachsthüm-

*) Im bibliſchen Wörterbuche.

**) Ueber Urſprung und Weſen der menſchlichen Seele. Stuttgart und Tübingen 1851. S. 144 f.

liche Kraft dieſes Oeles, die ohne Zweifel das ganze Gewächs regiert und die eigentliche Natur der Pflanze enthält; daß alſo leicht zu ſchließen, wie die regeneratio plantarum aus der Aſche durch einen ſolchen öligen, aber univerſellen Geiſt zu Stande zu bringen ſei."

Auch hier alſo hat ſich die Pflanzenform nach der Zerſtörung der Pflanze noch als vollkommen exiſtirend und in anderer, freierer Weiſe erſcheinend gezeigt. So iſt die ganze organiſche Natur mit Ideen, geiſtigen Formen erfüllt, welche ſich in den körperlichen Geſtalten der Pflanzen und Thiere ausprägen, aber nicht an ſie gebunden ſind, ſondern auch eigenes freies Weſen und Sein behaupten — ein im höchſten Grade intereſſantes Thema, welches auch Schlüſſe auf Unſterblichkeit und Auferſtehung, wie ſie von jenen Männern gemacht worden ſind, zuläßt und jedenfalls eine grobmaterialiſtiſche Anſicht der Dinge widerlegt.

VII.

Ueber die jenſeitigen Exiſtenzen und Zuſtände im Allgemeinen.

1.

Der Tod des „ſelig verſtorbenen“ Menſchen iſt einem alten, frommen Ausdrucke nach, der auch für den Denker die tiefſte Bedeutung zu haben geeignet iſt, ein „Entſchlafen im Herrn,“ ein „Ruhen in Gott,“ in welcher Rückſicht namentlich ſchon mehrere Bibelſtellen anzuführen ſind. „Die Seelen der Gerechten ſind in Gottes Hand und es berührt ſie keine Qual. Sie ſind in den Augen der Thoren geſtorben; ihr Hingang gilt für ein ihnen widerfahrendes Unglück und ihr Scheiden von uns für Untergang. Aber ſie ſind in Frieden.“*) — „Selig ſind die Todten, die in dem Herrn ſterben von nun an; ja, ſpricht der Geiſt, ſie ſollen ruhen von ihren Leiden; ihre Werke aber folgen ihnen nach.“**) Dem Schächer am Kreuze wird das Paradies in Ausſicht geſtellt; und Jacob Böhme ſagt von dem Zuſtand der Frommen: „Ihre Ruhe iſt ohne Weſen (äußere, ſinnliche Realität) in der Stille; ſie haben keine Empfindlichkeit einiger Qual (welches Wort J. Böhme

*) Weish. Salom. 3, 1.
**) Offenbar. Joh. 14, 13.

mit Qualität combinirt); es iſt ihnen, als Einem, der in einem ſüßen Schlaf liegt und gar ſanfte ruht. Es iſt eine gar ſüße magiſche Paradiesfreude in ihnen ꝛc.*) Als der Vater der Frau Hauffe, der ſogenannten Seherin von Prevorſt, geſtorben war, ſagte ſie: „Gott, du haſt ihn nun in deiner Hand; er ſchläft ſanft bei dir.“**) Auch Göthe's Aeuſſerungen ſtreifen an dieſe Anſchauung hin:

„Und mich ergreift ein längſt entwöhntes Sehen
Nach jenem ernſten, ſtillem Geiſterreich“ ꝛc.***)

---

*) 40 Fragen von der Seele. Fr. 21.

**) Kerner, Seherin von Prevorſt I. S. 131 der 2. Aufl.

***) In einer Kritik meines Buches: „Der Tod des Leibes — kein Tod der Seele,“ die in einer Wiener Literaturzeitung zu leſen war, bin ich belehrt worden, daß unter dieſem Geiſterreiche „lediglich die poetiſchen Geſtalten aus dem erſten Theile des Fauſt“ zu verſtehen ſeien, nicht aber die Schatten der Verſtorbenen. „Nach denen ſpürt ein Göthe keine Sehnſucht.“ Dieſe Zurechtweiſung gehört zu dem Wunderbarſten, was mir jemals vorgekommen. Denn in der Zueignung zum 1. Theil des Fauſt, wo jene Worte vorkommen, iſt zu wiederholten Malen ganz ausdrücklich von den geſchiedenen Jugendfreunden und Geliebten die Rede, deren Verluſt den Dichter mit ſchmerzlicher Sehnſucht erfüllt. Die Phantaſie wird rege,

„Und manche liebe Schatten ſteigen auf;
Gleich einer alten, halbverklung'nen Sage
Kommt erſte Lieb' und Freundſchaft mir herauf;
Der Schmerz wird neu.“ ꝛc.

„Sie hören nicht die folgenden Geſänge
Die Seelen, denen ich die erſten ſang“ ꝛc.

„Und mich ergreift ein längſt entwöhntes Sehnen“ ꝛc.

Daß ein Dichter ſeine Gedichte nicht realen Perſönlichkeiten, ſondern den ſelbſtgeſchaffenen Figuren dieſes Gedichtes ſelbſt zugeeignet haben ſoll, iſt ohnehin eine unſtatthafte Vorſtellung.

Hierher gehören auch die Ausſprüche einiger ſinniger und geiſtvoller Frauen (Rachel, Bettina von Armin, Karoline von Wohlzogen), die ich ſchon in meinem Buche über den Tod angeführt, ſowie auch was J. H. Fichte in ſeiner Anthropologie ſagt. Die jenſeitige Exiſtenz iſt ihm im Gegenſatze zum gegenwärtigen Daſein, „Zurückziehung in's Innere, tiefere Subſtantiirung und Vergeiſtigung des Menſchen. Darum läßt ſie ſich zugleich als Ergänzung zum gegenwärtigen Daſein faſſen; der turba des Sinnenlebens entrückt, iſt es relativer Ruhezuſtand, Erlöſtſein und innerer Friede für den im Geiſte gewurzelten" u. ſ. w.*)

2.

Dies iſt die eine Seite. Denn von jeher war auch von unſeligen Geiſtern die Rede, die nicht ruhen können. So bereits im Heidenthume und in vorchriſtlicher Zeit, denn ſchon hier traten friedloſe Weſen der betreffenden Gattung auf, die nach Beruhigung ſeufzen; ſchon hier berufen ſich Philoſophen, wie Plato, auf die Schatten und Geſtalten der Verſtorbenen, die um die Gräber irren. Deshalb jedoch iſt dieſer Glaube kein verwerflicher; denn er wurzelt keineswegs im Heidenthum, als ſolchem; er iſt etwas Allgemeines, iſt nur das Wiſſen um eine erfahrungsmäßige Thatſache, etwas zum Inhalte des menſchlichen Bewußtſeins überhaupt Gehöriges, wie der Glaube an Menſchen, Thiere, Pflanzen, Geſtirne ꝛc. Beſonders viel von dieſen Dingen kommt in den Viſionen und Traditionen des Volkes vor, wie namentlich unſere

Und auf den Grund ſolcher Auffaſſungen hin wird man wie ein Schulknabe behandelt und zurechtgewieſen.

*) Fichte a. a. O. S. 356.

deutſchen Sagen-Sammlungen lehren, deren wir in neueren Zeiten ſo getreue und vortreffliche erhalten haben. Unſelige Geiſter müſſen nach dem Ausdrucke des Volkes „umgehen“ — „geiſtweis umgehen“ — „wandeln“ oder „wandern“. — „ſpuken;“ auch „geiſten“ — „ſchweben“ — „laufen“ ſind volksthümliche Worte dafür.*) In dem Volksliede auf den ſpukenden Bauer Matthes Pagels, welches man auf Rügen ſingt, heißt es:

„Pagels mit der weißen Mütz'
— — — — —
Warum kannſt du nicht ruh'n?“**)

Selbſtmörder, Leute, die ein Unrecht begangen, Land abgepflügt, Geld vergraben und dergleichen, müſſen „ſchweben“ und ſind an den Ort gebannt, an welchem ſie ſich vergangen. Jener Pagels hatte ſeinem Nachbar Land abgepflügt und, als ihn dieſer verklagte, einen falſchen Eid geſchworen und eine falſche Urkunde beigebracht, in Folge deſſen der Andere den Prozeß verlor. Wer Geld vergraben, muß ſo lange „ſchweben“ oder „laufen,“ bis das Geld gefunden, der Schatz gehoben iſt. Das irdiſche Gut, das noch in ſeinem Verſtecke raſtet, noch nicht wieder in Umlauf geſetzt und in die Welt zerſtreut und ſo noch ein heimliches Eigenthum Desjenigen iſt, der es verborgen hat, macht auch wiederum dieſe Seele zu ihrem Eigenthum, läßt ſie nicht frei, bannt ſie an den Ort, das Dieſſeits überhaupt und hindert ſie, ſich

*) Schwäbiſche Sagen ꝛc. von Ernſt Meier. Stuttgart 1852. II. S. 336. 502.

**) Temme, Volksſagen von Pommern und Rügen. S. 268.

in die myſtiſche Innerlichkeit zu vertiefen, wo ſie Frieden finden ſoll; ſie wünſcht daher dieſer Feſſel entledigt, wünſcht „erlöſt“ zu ſein; und die Hebung des Schatzes iſt dieſe „Erlöſung“ des an ihn gebundenen Spukgeiſtes.*) Man fürchtet überhaupt in Sterbefällen, der Todte möchte das Schickſal haben, nicht ruhen zu können; daher Verſchiedenes geſchieht, um einem ſo großen Uebel vorzubeugen. Die Gebräuche ſind dunklen Urſprunges und ſcheinen uns zuweilen albern genug zu ſein;**) aber die Grundanſicht und die dem allgemeinen Glauben entſprechende Abſicht dieſer ſuperſtitiöſen Herkömmlichkeiten iſt immer beachtungswerth.

Mythologiſch-gelehrt behandelt findet man die Sache bei J. Grimm, Mythol., unter den Ueberſchriften: „Geſpenſter“ und „Irrwiſche;“ als moraliſches Gericht, welches der Glaube und Mythus des Volkes vollzieht, faßt ſie Ludwig Bechſtein in ſeinem Sagenſchatz des Thüringer Landes,***) wo von den irrenden Geiſtern, Feuermännern und Schätzehütern der Sage die Rede iſt.

---

*) Vergl. die XVI. Abhandl. des III. Buches!

**) So z. B.: Wird die Leiche aus dem Hauſe getragen, ſo gießt man ihr aus der großen Thüre einen Eimer nach; *dann kann ſie nicht umgehen.* Kuhn, märkiſche Sagen, S. 368. Jedem Leichenträger wird ein Roßmarinſtengel und 15 Kreuzer auf die Bahre gelegt; davon nimmt er drei, damit der Todte ruhen könne u. ſ. w. Ernſt Meier, ſchwäbiſche Sagen, S. 490. In Tübingen und Reutlingen werden einer verſtorbenen Wöchnerin gewiſſe Gegenſtände mit in's Grab gegeben, weil ſie ſonſt umgehen muß. Daſelbſt S. 492.

***) Meiningen und Hildburghauſen 1837. III. S. 20 f.

Allein es iſt keineswegs nur das gemeine Volk und die bildungsloſe Claſſe der Geſellſchaft, die ſolche Vorſtellungen hegt und fortpflanzt; ſie ſind auch in den höheren und höchſten Kreiſen der Geſellſchaft vorhanden. Es ſind auch nicht bloß traditionelle Reſte des Alterthums, die man auf einen ſonſt verſchwundenen Urglauben und Urcultus zurückführen kann. Dieſe Dinge ſind unabhängig von Zeitalter, Bildungsſtufe, Stand, Nation und Race; ſie ſind nicht zu bannen und auszurotten, tauchen, allem Deſpotismus und Terrorismus der Aufklärung zum Trotze, immer wieder von Zeit zu Zeit ſelbſt öffentlich in der Literatur auf und werden von denkenden und wiſſenſchaftlichen Männern vertreten, die ſich nicht ſo einfach bei Seite ſchieben laſſen. Man erinnert ſich, wie nach der gewaltſamen Unterdrückung alles ſogenannten Aberglaubens der Weinsberger Doctor mit ſeiner „Seherin von Prevorſt“ und anderweitigen Mittheilungen der Art auf den Schauplatz trat und die Rationaliſten und Hegelianer in nicht geringe Verlegenheiten brachte. Denn wie gut waren zum Theil ſeine Geſchichten bezeugt, mit welcher Beſtimmtheit konnte er ſolche als „Thatſachen“ bezeichnen und wie wenig wollten bei der meiſt gar nicht ätheriſch-geiſterhaften, vielmehr oft ſo grob ſinnlich auftretenden und ſich verſpüren laſſenden Beſchaffenheit dieſes Geiſterſpuks alle die künſtlichen und gequälten Erklärungsverſuche Derjenigen genügen, welche ſich im Namen und Intereſſe der Zeitbildung und Zeitphiloſophie einer ſolchen „Barbarei“ entgegenſtellten! Ich meinerſeits habe die Wahrheit dieſer Dinge im Allgemeinen niemals beſtritten, dieſelben vielmehr in meiner Art zu faſſen und in die

mir eigene Denkart und Weltanſchauung einzuordnen geſucht, wovon meine früheren Schriften den hinlänglichen Beweis liefern; ich habe ſogar einige merkwürdige Geiſter- und Spukgeſchichten, die mir von einer glaubwürdigen Perſon mitgetheilt worden waren, abdrucken laſſen.*) Das kommt daher, weil ich ſtets einen großen Reſpect vor Allem hatte, was mir als Thatſache entgegentrat, und der Meinung war, dergleichen müſſe, wenn zur Zeit auch noch ſo fremdartig und wunderſam erſcheinend, am Ende doch auch mit dem tiefer eindringenden Denken und Erkennen zuſammenzubringen und zu verſöhnen ſein.

3.

Es wäre ſehr einfach und man würde es in manchen Fällen auch recht wünſchenswerth finden können,**) wenn nach dem Tode, wie man zu ſagen pflegt, Alles aus wäre. Man kann es ſich ſo vor-

*) Siehe „Andeutung eines Syſtems ſpeculativer philoſophie.“ Nürnberg 1831. S. 47. „Philoſophie, Religion und Alterthum,“ daſelbſt 1833. S. 55 ff. „Züge zu einer neuen Philoſophie der Religion und Religionsgeſchichte.“ Daſelbſt 1835. S. 31 ff.

**) In dieſem Sinne äußert ſich Shakespeare's Hamlet in dem berühmten Monolog:

„— — — — — — Sterben — ſchlafen —
Nichts weiter, — und zu wiſſen, daß im Schlaf
Das Herzweh und die tauſend Stöße enden,
Die unſeres Fleiſches Erbtheil. 'S iſt ein Ziel,
Auf's Innigſte zu wünſchen. Sterben — ſchlafen —
Schlafen — vielleicht auch träumen! — Ja, da liegt's;
Was in dem Schlaf für Träume kommen mögen,
Wenn wir den Drang des Ird'ſchen abgeſchüttelt,
Das zwingt uns ſtill zu ſteh'n, das iſt die Rückſicht,
Die Elend läßt zu grauen Haaren kommen.“

ſtellen, man kann es meinen, glauben, behaupten; aber beweiſen und außer Zweifel ſetzen läßt es ſich nicht; es treten einem reinen Vernichtungsglauben, wie ich in meinem Buch über den Tod gezeigt, ſogar die gewichtvollſten und überzeugendſten Gründe entgegen. Und wiederum wäre es ſehr einfach, wenn drüben im Jenſeits Alles dieſelbe Geſtalt hätte, wenn Alle im Tode daſſelbe Schickſal hätten; ſehr ſchön, wenn Alle ſofort ſich in höhere Sphären emporſchwängen, ſich in einen verklärten Zuſtand verſetzt ſähen und in einem Meere von Licht, Glück und Wonne ſchwämmen. Wahrſcheinlich aber iſt es nicht; es iſt vielmehr das Allerunglaublichſte, was ſich denken läßt. Wie ſollte die ungeheuere Differenz der menſchlichen Naturen, Charaktere, Culturſtufen, Befähigungen, Neigungen und Richtungen im Tode ſo auf einmal ausgeglichen ſein? Was davon nur zufälliger und oberflächlicher Art iſt und nicht in der Tiefe des individuellen Weſens wurzelt, das etwa mag in Folge einer ſo großen Umwälzung, wie der Tod iſt, ſofort abgeſtreift ſein. Allein es giebt im Inneren des Individuums auch ſehr weſenhafte, tief gegründete und fixirte Qualitäten, die gewiß nicht ſo plötzlich wegzufallen und ganz anderen, entgegengeſetzten Platz zu machen im Stande ſind. Endlich wird es auch unſtatthaft ſein, jener älteren Ortslogie gemäß, die ſich im 16. Jahrhundert gebildet hat, alles Mittlere und Vermittelnde zu läugnen und nur zwei einander abſolut entgegengeſetzte Zuſtände und Aufenthaltsorte anzunehmen, da es unzählige Menſchen giebt, die ihrer inneren Beſchaffenheit nach weder der einen, noch der anderen Seite entſchieden zugetheilt werden

können.*) Und ſo wird ſich uns das Geiſterreich als ein zur Zeit noch ſehr mannigfaltiges präſentiren. Die Contraſte, welche in dieſer Beziehung hervortreten, ſind allerdings ſehr groß; es ſcheinen ſich die hier obwaltenden Gegenſätze noch viel extremer zu geſtalten, als in der lebenden Menſchenwelt. Es giebt da allem Anſchein nach mehr Frieden und Seligkeit und mehr Unruhe und Qual, mehr himmliſche Güte und mehr teufliſche Bosheit, mehr Klarheit und Größe des Bewußtſeins und mehr intellectuelle Dunkelheit und Armſeligkeit, mehr Hoheit und Würde und mehr Gemeinheit und Pöbelhaftigkeit, mehr Kraft und Macht und mehr Schwäche und Ohnmacht, als in der diesſeitigen Region, wozu aber noch die mannigfachen, mehr auf dieſe oder auf jene Seite neigenden und an beiderlei Qualität und Befinden mehr oder weniger Theil nehmenden mittleren Gattungen und Charaktere kommen. Ein ſo großes, an verſchiedenartigſtem Inhalt reiches Gebiet wird von uns nicht zu erſchöpfen ſein; es ſind mehr verſuchsweiſe Anfänge und fragmentariſche Beiträge zu einem der Sache vollkommener entſprechenden Zukunftswerke, was wir liefern. Wir werden jedoch von jeder der genannten Gattungen eine zweckmäßige Auswahl von charakteriſtiſchen und inſtructiven Beiſpielen zu geben befliſſen ſein.

*) Man vergleiche über dieſen Punkt Schelling's Geſpräch über den Zuſammenhang der Natur mit der Geiſterwelt im IX. Bande ſeiner Werke.

VIII.

Hinderniſſe für Abgeſchiedene, zur Ruhe zu gelangen.

Daß ein Abſcheiden in Sorge, Kummer, Angſt und Qual, daß namentlich ein jammervoller und ſchrecklicher Untergang in der Seele des Mißhandelten und Gemordeten, wenn dieſe, ohne ihre Erinnerungen und Empfindungen zu verlieren, auch noch im Tode fortdauert, einen tiefen, anhaltenden Eindruck hinterlaſſe, der ein ſofortiges zur Ruhe Kommen unmöglich macht, das wird man ſehr begreiflich finden. So ſtellt ſich die Sache in den vorhandenen Geiſtergeſchichten allgemein dar; und ſchon die alte Theoſophie, wie namentlich die eines Paracelſus und Jacob Böhme, hat ſie richtig gefaßt und ausgeſprochen, während die Theologie des 16. Jahrhunderts keine menſchlichen Spukgeiſter annahm, ſondern Alles zu einem Trugwerke des Teufels machte. Die genannten Denker nahmen eine beunruhigende Fortwirkung pſychiſcher Aufregungen an, wie ſie ſchon bei Lebzeiten oder im Sterben gewaltet haben. Nach Paracelſus*) ſind Individuen, die nach dem Tode ſpuken oder umgehen, wie man zu ſagen pflegt, mit einem ſtarken Affecte, wie Haß, Neid, Rachgier ꝛc., verſchieden.

*) De animabus hominum post mortem apparentibus.

Und Jacob Böhme*) ſchreibt an einen Edelmann, der ihn nach der Urſache eines thränenden Leichensteines gefragt: er ſolle nachdenken, ob die daſelbſt beſtattete Perſon nicht etwa ein großes Unrecht erlitten oder, wofern ſie religiös geſinnt geweſen, einen Kummer um die Ihrigen gehegt, die ſich vielleicht auf böſen Wegen befunden.

Um einige Beiſpiele zu geben, die, wenn man ſie nicht für hiſtoriſch und unverfälſcht anſehen will, doch jenen allgemeinen Glauben charakteriſiren, ſo mögen hier folgende ſtehen.

Eine niederländiſche Sage iſt die von der „Frau mit den kalten Küſſen.“ Auf der Stelle der Abtei von Voucelles ſtand vor Zeiten ein prächtiges Schloß, das Herrn Hugo von Diſy, einem mächtigen Ritter und Vicegrafen von Cameryk, gehörte. Derſelbe lockte einſt ein mit dem Roſenkranz in der Hand nach Cameryk wallfahrendes Mädchen auf ſein Schloß und ſchändete es; worauf es von einem ruchloſen Knappen deſſelben, damit der Frevel nicht auskomme, auch noch getödtet wurde. Ein Jahr nachher vermählte ſich der Ritter, und die Hochzeit ward auf ſeinem Schloſſe glänzend gefeiert. Als ſich aber Hugo ſeiner Braut nahen wollte, fühlte er ſich von eiskalten Armen umfaßt und einen eiskalten Kuß auf ſeine Lippen gedrückt. Dabei vernahm er die Worte: „Du biſt mir angetraut, denn du haſt mich meinem Bräutigam Jeſus geraubt; ich bin deine Frau.“ Entſetzt reiſte Hugo mit ſeiner Braut von Voucelles ab und ging nach Crevecoeur; aber der Geiſt folgte und ließ

*) Nr. 22 der theoſophiſchen Sendbriefe.

nicht die geringste Näherung der Beiden zu; immer stand zwischen ihnen der entehrten und gemordeten Jungfrau erschreckende und wehrende Gestalt. Die Begebenheit fällt in die Zeit des h. Bernhard, der damals auch nach Cameryk und Crevecoeur kam. Diesem übergab Hugo sein Schloß, und Bernhard schuf es in ein Kloster um; die Gatten aber begannen zusammen ein erbauliches Leben zu führen. Da hörte der Geist auf, sie zu beunruhigen, quält jedoch seitdem in der Umgebung Alle, welche mit unreinen Gedanken umgehen. So lautet in der Kürze und mit Umgehung von Zügen, die als legendenartige Ausschmückungen betrachtet werden können, die allerdings unsichere Ueberlieferung, die jedoch die große Bestimmtheit, womit sie Namen und Localitäten angiebt, für sich hat.*) Die Erscheinung des Geistes kann man für ein Phantasieproduct des nur von seinem Gewissen beunruhigten Ritters halten; Volk und Alterthum faßten die Sache realistisch und objectivistisch auf; und es hindert uns Nichts, im Falle der Geneigtheit, ihnen auch jetzt noch beizutreten, zumal, da das Eidolon nicht dem Ritter allein erschienen sein soll. Weniger leicht dürfte der rationalistische Erklärer mit anderen Geschichten der Art zu Stande kommen, wie z. B. unsere nächste ist.

Ein Mädchen liebte einen schönen, braven aber armen Burschen; die reichen und geldgierigen Eltern zwangen sie, sich mit einem begüterten, aber häßlichen und unliebenswürdigen Manne zu verloben. Schon stand sie mit diesem vor dem Altare, da brach sie in ein heftiges Weinen aus, stürzte zur Kirche hinaus

*) Berthoud, Chron. et. trad. surnat. de la Flandre. P. 17—31.

und erhenkte ſich an einer Fichte, die im Hailfinger Walde am Wege zwiſchen Seebronn und Oberndorf ſteht. Seitdem ſpukt es da. Das unglückliche Mädchen erſcheint im Brautkleide und heißt „die Hochzeiterin.“ So iſt ſie ſeit Jahren von viel hundert Menſchen bei Tag und Nacht geſehen worden. Wird ſie beleidigt, ſo geht ſie, um ſich zu rächen, ſehr gewaltthätig zu Werke. Mehrere Vorfälle der Art, die wir übergehen, pflegen erzählt zu werden.*)

Auf unglückliche Liebe wird Geiſterſpuk in den volksthümlichen Vorſtellungen und Ueberlieferungen öfters bezogen. So was die ſogenannte „Prinzeſſin im Wittgenſtein,“ einem Felſen in Thüringen, betrifft, worauf einſt ein Schloß geſtanden haben ſoll und wo viele Sagen gehen. Die ſogenannte Prinzeſſin, ſo erzählt man, liebte einen Ritter, allein der Vater hatte ſie zu einer anderen Ehe beſtimmt. Die Liebenden wollten fliehen. Der Vater lauerte dem zu dieſem Behufe herankommenden Ritter auf, erſchlug ihn und ließ ſeine Leiche grimmig höhnend der harrenden Tochter bringen, die aus Schreck und Gram ſofort den Geiſt aufgab. Seitdem ſpukten die Beiden, der Ritter und die Jungfrau, grauenhaft; Letztere wanderte im ganzen Schloße umher, der Ritter aber rückte um Mitternacht auf ſchwarzem Roſſe mit klaffender Wunde gegen das Schloß heran. Iſt dies erdichtet, ſo liegt doch auch wieder in dieſer Erfindung eine tiefe Pſychologie. Ein ſolches Schickſal muß, wie bemerkt, auf die Seele einen furchtbaren Eindruck machen; und wie zuweilen Wahnſinnige das, was ſie um ihren

*) Ernſt Meier, ſchwäb. Sagen. I. S. 307 ff.

Verſtand gebracht, unaufhörlich wiederholen und keines anderen Gedankens und Wortes mehr fähig ſind, ſo werden, jener Vorſtellung nach, ruheloſe Geiſter das Andenken an einen tragiſchen Untergang nicht los, ſind an die Orte gebannt, wo ſie ſo unglücklich wurden, und ſtellen in ihrer plaſtiſch-dramatiſchen Weiſe die Scenen des Mordes und Gräuels immer von Neuem dar.

Auch Geiſteszerrüttung aus ſolchem Grunde ſcheint ſich noch über den Tod hinaus geltend zu machen. Darf man der Sage glauben, ſo giebt es Geiſter, die förmlich wahnſinnig ſind oder doch den Anſchein haben, es zu ſein. So iſt bei Ruhla der Tolljungferſtein; dort wandelt die tolle Jungfrau, ein weibliches Geſpenſt, das ſich wie unſinnig anſtellt; daher man in der Ruhl, wenn ſich Einer ungeberdig benimmt, zu ſagen pflegt: „Er gebehrdet ſich, wie die tolle Jungfer.“*)

Eine ſehr gute Notiz, welche Temme**) aus mündlicher Quelle mittheilt, iſt folgende. Es liegt eine ganze Theorie des Geiſterſpuks darin.

Vor ungefähr 400 Jahren lebte zu Greifswalde ein Bürgermeiſter, Doctor Heinrich Rubenow genannt. Dem hatte die Stadt viel zu verdanken, namentlich die durch ſeine Bemühungen dahin gekommene Univerſität. Er war aber auch von unruhigem und rachſüchtigem Gemüthe, verwickelte die Stadt in viele Streitigkeiten und brachte mancherlei Ungemach

*) Bechſtein, Sagenſchatz des Thüringer Landes. II. S. 120.

**) Sagen von Pommern und Rügen. S. 333 f.

über ſie. Wurde er dann zur Verantwortung gezogen, ſo wußte er es immer ſo zu wenden, daß aus dem Angeklagten ein Ankläger ward. So ließ er namentlich den anderen Bürgermeiſter, Dietrich von Dörpten, zum Tode verdammen und auf offenem Markte hinrichten. Zuletzt im Jahre 1462, ward er ſelbſt ermordet. Es ſoll dies in ſeinem eigenen Hauſe in der Baaderſtraße geſchehen ſein, „da, wo jetzt Bürgermeiſter Billroth wohnt," und zwar auf der Hausflur an dem daſelbſt befindlichen Hals der Kellertreppe. An dieſem Orte ſieht man Abends noch oft ſeinen Geiſt; er erſcheint gewöhnlich mit Peitſchenknall, ſieht ſehr bleich aus und trägt eine große Pelzmütze; er wird blos hier erblickt und verſchwindet wieder hinter dem Kellerhalſe.

Der Charakter des Mannes, voll energiſcher Rührigkeit und Rüſtigkeit, aber keineswegs friedlich und gutmüthig, die Ungerechtigkeiten und Grauſamkeiten, die er beging, und ſein blutiges Ende — das Alles zuſammen war wie dazu geſchaffen, einen im Tode keine Ruhe findenden Spukgeiſt hervorzubringen. Derſelbe iſt durch ſeine Erinnerung an den Ort gefeſſelt, wo der Mord geſchah und ſeine Seele dermaßen erſchütterte, daß er Jahrhunderte lang in ihr nachbebte; der Peitſchenknall aber, womit er erſcheint, iſt einer der Töne, womit ſich erſcheinende Geiſter auch ſonſt ankündigen, wie ein weiblicher Geiſt, von welchem Kerner in der Seherin von Prevorſt*) ſpricht, bevor er erblickt wird, einen Klang wie von einem Triangel hören läßt.

*) Bd. II. S. 85—91. 118.

Mehreres, was hierher gehört, wird man in anderen Abtheilungen dieſes Werkes finden. Von beſonders inſtructiver Art iſt die Clairon'ſche Spukgeſchichte, der füglich ein eigenes Capitel gewidmet wird.*)

*) S. B. III. Nr. IV.

IX.

Sexuale Differenz in Beziehung auf das Gute und Böse im Geiſterreiche.

Es iſt eine alte Bemerkung, daß das Weib weniger, als der Mann, die Mitte zwiſchen Gutem und Böſem, Edlem und Verworfenem zu halten vermöge; daß daſſelbe, wie ſchöner und häßlicher, ſo auch beſſer und ſchlimmer, als der Mann zu ſein pflege. Die wahre Natur und Beſtimmung dieſes wunderbaren Geſchlechtes iſt die, das Zarteſte, Feinſte, Mildeſte, Empfindungsreichſte, Aufopferungsvollſte unter dem Vorhandenen zu ſein; verkehrt es ſeine Natur ausartend in's Gegentheil, ſo ſchlägt es, wie die Erfahrung lehrt, weit leichter und öfter, als das ſich mehr in der Mitte haltende männliche, in das extreme Gegentheil um. Man kann hierbei an jene erhabene Engelwelt denken, die vom Himmel geſtürzt und ſich in eine finſtere Dämonenſchaar verwandelt haben ſoll, während der Menſch dagegen in ſchwebender Mitte ſteht und eine nach oben und unten begrenztere Natur darſtellt. Der eigentliche Menſch in dieſem Sinne iſt der Mann. Die Frauen ſchauen wir in erotiſcher und poetiſcher Auffaſſung, und das wohl nicht ohne Grund, wenn auch in beſtimmter Beziehung irrend, ſo

gern als irdiſche Engel an, bezeichnen ſie auch ſo; im Falle des Widerſpieles erſcheint uns aber auch Nichts ſo dämoniſch, als das Weib.

Iſt dies nun ſo in lebender Menſchenwelt, ſo wird es nicht anders wohl auch im Geiſterreich ſein, wenn da nicht ſofort alle Geſchlechtsunterſchiede wegfallen. Letzteres iſt, wie alle Geiſtergeſchichten lehren, keineswegs der Fall; die Charaktere und Naturen bleiben und zeigen ſich oft ganz entſchieden in ihrer noch immer beſtehenden Eigenthümlichkeit. So thut ſich z. B. die ſorgende und ſchirmende Mutterliebe zuweilen in der rührendſten Weiſe kund. Aber auch die finſtere Seite mangelt nicht; und hier iſt eine Bemerkung der Prevorſter Somnambule am Orte. Sie ſagte, ein weiblicher Geiſt der unſeligen Art ſei viel hartnäckiſcher und für ſie furchtbarer, als ein männlicher;*) und Kerner**) ſetzt hinzu: „Es iſt nicht zu läugnen, daß ſchon im Leben die Leidenſchaft oder der auf's Böſe gerichtete Wille des Weibes heftiger, hartnäckiger, in ſeinen Mitteln erfinderiſcher und furchtbarer, als die gehaltnere und meiſt gerade aus gehende Handlungsweiſe eines bösartigen Mannes iſt."

*) Sie äußerte dies, als ſie eins der ſonderbarſten Geſichte hatte. Es zeigte ſich ihr 1829 gegen 3 Uhr Nachts eine weibliche Geſtalt in alter Tracht mit einem Menſchenherzen in den Händen. Sie erſchrak auf das Aeußerſte und wandte ihr Geſicht ab, ließ ſich auch, wiewohl ſich die Erſcheinung wiederholte, in keinen Verkehr mit dieſem Geiſte ein. Für uns wäre es intereſſant, zu wiſſen, was jene geiſterhafte Symbolik für eine eigenthümliche Bedeutung gehabt.

**) Seherin II. S. 276.

X.

Über die Zeiten, Örtlichkeiten und Umstände, welche den geisterhaften Phänomenen förderlich oder hinderlich sind.

Die gewöhnliche Zeit, in der sich unheimliche Dinge ereignen sollen und die als solche auch allgemein gefürchtet wird, ist die Nacht, insbesondere ihre Mitte, die schauerliche Mitternachtsstunde. Was die Jahreszeit betrifft, so wird für die dafür speciell geeignete der Winter, namentlich die Adventszeit und die der 12 Nächte von Weihnachten bis zu Neujahr*) gehalten. In Hinsicht der Weltgegenden und Himmelsstriche erscheint am geisterhaftesten der Norden, wo das in südlicheren Regionen üppig blühende Leben der Natur erstarrt und erstirbt. Warum verhält sich dies so? —

Der in solchen Fällen stets das Object verneinende und Alles einseitig in's Subject verlegende Rationalismus hat hier leicht eine rein psychologische Erklärung zur Hand. Dunkelheit, Stille, Oede, Einsamkeit, ersterbendes Naturleben machen einen ver-

*) Advents- und Weihnachtszeit, Christnacht und Neujahrsnacht spielen auch in den Geistergeschichten, die Kerner in seiner Seherin von Prevorst mittheilt, ihre Rolle; s. daselbst II. S. 6, 137, 308.

düſternden, zu ſuperſtitiöſem Geiſterglauben und vermeintlichem Geiſterſehen ſtimmenden Eindruck auf die Menſchenſeele. Man pflegt in ſolchen Zeiten und an ſolchen Orten weniger von der objectiven Wahrheit und Wirklichkeit des Daſeins in Anſpruch genommen und beherrſcht zu ſein; man giebt ſich dann leichter ſeinen ſubjectiven Gefühlen und Einbildungen hin; die Phantaſie treibt ihr trügliches Spiel und ſtellt realitätsloſe Geſtalten und Scenen vor Augen. So ſagt auch Schopenhauer*): „Die Dunkelheit der Nacht iſt blos darum die Geiſterzeit, weil Finſterniß, Stille und Einſamkeit die äußeren Eindrücke aufheben und der von innen ausgehenden Thätigkeit des Hirnes Spielraum geſtatten“ u. ſ. w. Daß hierin einige Wahrheit enthalten iſt, wollen wir nicht in Abrede ſtellen. Iſt Jemand zu Einbildungen und Phantasmen diſponirt, ſo wird es dazu am leichteſten unter ſo begünſtigenden Umſtänden kommen, wie die genannten ſind. Damit iſt aber die Frage noch gar nicht erledigt. Denn es läßt ſich ſehr wohl denken und annehmen, daß dann auch die Empfänglichkeit des Menſchen für die Manifeſtationen einer wirklichen Geiſterwelt größer ſeien, als außerdem; daß er dann wahrnehme, was ſich ihm ſonſt verbirgt, wo ſein Sinn dafür unterdrückt iſt.

„Die Geiſterwelt iſt nicht verſchloſſen;
Dein Sinn iſt zu, dein Herz iſt todt.“

Die Sterne ſtehen und leuchten fortwährend über uns; aber das Licht der Sonne überſtrahlt ſie dermaßen, daß ſie während ſeiner Herrſchaft für unſere Augen

*) Parerga I. S. 260.

nicht vorhanden ſind. Im Dunkel hingegen gewahren wir ſie; je tiefer die Nacht, deſto glänzender treten ſie hervor — ſind ſie deshalb bloße Geſchöpfe unſerer durch Nacht und Dunkel entfeſſelten Einbildungskraft? —

Diejenigen, welche ihren Blick auf die allgemeine Polarität des Welt- und Erdlebens gerichtet, haben zwiſchen ſolarem und antiſolarem oder telluriſchem Leben unterſchieden und ſo geſagt: In der 24ſtündigen Umdrehung der Erde um ihre Axe verhält ſich die eine, der Sonne zugekehrte Erdhälfte ſolar, die andere, von der Sonne abgewendete dagegen antiſolar oder telluriſch, welchem Gegenſatze der Zuſtand des Menſchen im Wachen und Schlafen entſpricht. Der Culminationspunkt iſt in dem erſteren Falle der Mittag, in dem letzteren die Mitternacht. In einer größeren Oscillation ſtellt ſich das ſolare und telluriſche Erdleben als Sommer und Winter, dieſe Produkte des Apheliums und Periheliums der Erdbahn, dar, wo die Culminationspunkte das solstitium aestivale und hiemale ſind. Dem telluriſchen Pole gehört unſer Schlaf- und Traumleben, gehören insbeſondere die ſomnambülen und hellſehenden Zuſtände an. Daher zur Nachtzeit die weiſſagenden Träume und die nächtlichen Erſcheinungen der Gottheit im alten Teſtament; daher zu dieſer Zeit leichtere magnetiſche Einwirkung auf Schlafende und ſelbſt willkürliche Erzeugung von Träumen derſelben. Somnambüle geriethen in den höchſten Grad des Somnambulismus und Hellſehens um Mitternacht und im Traume des Nachtſchlafes. So auch, was den Winter, als die Nacht des Jahres, betrifft. Daher die magiſche Be-

deutung der heiligen Zeit und der 12 Nächte; daher die Seher und Propheten ihre meiſten und reinſten Geſichte um dieſe Zeit erwarten und die durch Beſprechen Heilenden ihre Curen vorzüglich um dieſe Zeit verrichten.*)

Hierbei kann man die von den Gläubigen für objectiv real gehaltenen Manifeſtationen der Geiſterwelt immer noch für bloße Produkte des menſchlichen Inneren in ſeinem Nacht- und Traumleben halten. Wenn man aber Leben und Tod (Zuſtand nach dem Tode) unter denſelben polaren Geſichtspunkt bringt und den Tod als den vollkommenen Eintritt in die innere, geiſtige Sphäre des Daſeins betrachtet, von welcher wir im Leben, als dem ſolaren Pole, getrennt ſind, in welche wir aber doch einigermaßen ſchon im Schlafe, beſonders in den tieferen Schlafzuſtänden eingetaucht werden, ſo können wir der Sache eine ganz objective Wendung geben und annehmen, daß die antiſolaren Zeiten der Nacht und des Winters nebſt den entſprechenden Weltgegenden und Himmelsſtrichen die den Abgeſchiedenen ſelbſt zugetheilten und daß dieſelben darin am regeſten und zu Kundgebungen am aufgelegteſten und geſchickteſten ſeien,**)

---

*) Vergl. Kieſer, Tellurismus I. §. 33. Kerner, Seherin von Prevorſt II. S. 31 der 2. Ausgabe. „Frau H. behauptete, daß Menſchen, die nicht mit eigenthümlichem Geiſterſehen, wie ſie, begabt, dieſelben im Winter eher, als im Sommer, wahrzunehmen im Stande ſeien, weil im Winter der Menſch mehr nach innen, im Sommer mehr nach außen lebe."

**) Vergl. was über dieſes Thema in der Abh. über die feurigen Erſcheinungen Buch III, Nr. XII bemerkt wird.

Es walten hier überhaupt folgende Gegenſätze:

Inneres — Aeußeres.
Geiſt — Natur.
Nacht — Tag.
Winter — Sommer.
Schlafen — Wachen.
Tod — Leben.
Todtenreich, Geiſterwelt — Reich des äußeren leiblichen und ſinnlichen Weltlebens.

Und ſo kann und wird wohl Beides richtig ſein und zuſammenwirken. Der lebende Menſch, ſofern er nach Maßgabe der Zeiten, Orte und Umſtände mehr dem Inneren zugewendet, geiſtiger, geſammelter iſt, wird um ſo fähiger und empfänglicher für die Einflüſſe und Kundgebungen der Geiſterwelt, und dieſe, die recht eigentlich und naturgemäß auf dieſer myſtiſchen Seite ſteht und zu Hauſe iſt, eben dann auch ſelbſt mehr in der Lage ſein, ſich manifeſtiren zu können.

Ein großer Theil der Abgeſchiedenen ſcheint ſich in einem dumpfen, betäubten, ja ſinnloſen Zuſtande zu befinden, durch die Wirkungen der Sonne, die Regſamkeit der äußeren Natur und die geräuſchvolle Geſchäftigkeit des Weltlebens in in ſich zurückgedrängt zu ſein und erſt in Nacht, Stille und allgemeiner winterlicher Raſt des Erdlebens aus dieſem Schlummer zu erwachen. Es wird dies namentlich bei Solchen der Fall ſein, die ſich noch nicht tief genug in's Innere des Daſeins zurückgezogen haben und mit der äußeren Sphäre, von der ſie durch den Tod getrennt ſind, noch in unnatürlicher, widerſpruchsvoller Beziehung und Verbindung ſtehen. Doch ſcheint es auch

energiſchere Geiſter zu geben, die von ſolaren Einflüſſen nicht überwältigt werden, ihrer ſpotten und ſich daher ſo gut bei Tag wie bei Nacht, ſo gut im Sommer als im Winter rührig und wirkſam zeigen. Höher geſtellte Geiſter endlich, welche dahin gelangt ſind, wo das allumfaſſende, über Alles übergreifende Weſen der Gottheit waltet, mögen über dieſen Gegenſatz gänzlich hinausgehoben ſein.

Unregelmäßigkeiten und naturwidrige Verhaltungsweiſen finden ſich in Beziehung auf die bezeichneten Polaritätsgeſetze, ja auch auf Seiten der Lebenden. Wir ſtehen im Leben auf der ſolaren Seite, ſind jedoch nicht abſolut darauf beſchränkt; wir ſchwanken erſtlich ſchon periodiſch in unſerem Nacht- und Winterleben, wenn auch nur oberflächlich, auf die andere Seite hinüber; in ſtärkerem Grade iſt dies der Fall in tieferen Schlafzuſtänden, bei Somnambulen und Hellſehern, die mehr dieſer inneren, als der ihnen, inſofern ſie lebende Perſonen ſind, zugetheilten äußeren Weltſphäre angehören und ſo gewiſſermaßen ſchon „Geiſter" ſind.*) Auch gewaltſam verkehren wir oft genug die Naturordnung und machen Tag aus Nacht und Nacht aus Tag. Und ſo iſt es auch denkbar, daß es im Jenſeits umgekehrt auch Rückſchwankungen in's Dieſſeits, daß es Fälle gebe, wo ſich Abgeſchiedene in das Reich der äußeren Lebendigkeit mit Gewalt zurückdrängen, um darin, ſo viel als möglich, zu zu weilen und irgend eine ihnen beliebige Rolle zu

*) Kerner in ſeinem Gedichte an die Seherin von Prevorſt ſagt:

„Du haſt nicht erſt zu ſterben,
Weil du ſchon jetzt ein Geiſt."

ſpielen. Es giebt Nachtmenſchen und Nachtthiere, was eigentlich überall im Reiche des Lebens eine Unnatur und Unordnung iſt. Es wird auch Taggeiſter geben, die in ihrer Sphäre eben ſo unnatürlich und abnorm, aber doch vorhanden ſind. Erasmus Franciſci bemerkt, es gebe auch Mittagsgeſpenſter, und dieſe ſeien die bösartigſten.*) Dies begriffe ſich wohl leicht aus dem Bemerkten; es wären Geiſter, die ihre Schranke per nefas, ſo zu ſagen, durchbrächen und daher nicht von den friedlichſten und beſten wären, da ſie ſich ſonſt ſchwerlich veranlaßt fänden, aus der ſtillen Innenwelt, in die ſie ſich vertiefen ſollten, ſo eigenwillig und naturwidrig hinauszuflüchten und Störungen in einer Sphäre anzurichten, wo ſie nicht mehr heimiſch ſind. Doch iſt nicht nöthig anzunehmen, entſpricht auch nicht allen einſchlägigen Fällen, die man kennt, daß ſämmtliche bei Tag erſcheinende Geiſter ſchlimmer und und gefährlicher Natur ſeien. Es laſſen ſich auch unſchuldigere und edlere Motive denken, weßhalb ſolche Weſen in unſer Tagleben hineintreten; und die höher geſtellten, von denen wir ſchon oben ſprachen, mögen dies auch ohne beſondere Anſtrengung zu thun vermögen, indem ſie mit der allumfaſſenden, ſchrankenloſen, durch alle Gegenſätze durchgreifenden Gottheit verbunden ſind. Ich laſſe ein Paar Beiſpiele folgen, durch welche jedenfalls die Meinung widerlegt wird, daß das Geiſterſehen blos unter den genannten,

*) „Es wollen Einige dafür halten, daß ſolche Geſpenſter, ſo um den Mittag ſich blicken laſſen, in der Bosheit alle anderen übertreffen. Und iſt ſolche Meinung ſchon ziemlich grau.“ ꝛc. Hölliſcher Proteus. S. 424.

der Erzeugung von Einbildungen und Phantasmen günſtigen Umſtänden ſtattfinde und ſich ſomit als etwas blos Subjectives erweiſe. In mehreren bekannten Geiſtergeſchichten zeigten ſich die Erſcheinungen nicht nur im Dunkeln und bei der Nacht; man ſah ſolche auch bei Tage: es beſchränkte ſich der ſpür- und ſichtbare Spuk auch nicht nur immer auf Einzelne oder nur Wenige, die ihn in Einſamkeit und Stille wahrnahmen; er trat zuweilen ſogar in das öffentliche Leben hinein; ganze Verſammlungen, Menſchenmaſſen, Bevölkerungen ſahen und hörten Dinge, welche in das Gebiet der geiſterhaften Phänomene gehören.

Gottfried von Iden erſchien einem Edelmann, Namens Humbert von Belioc, des Morgens, als es ſchon heller, lichter Tag war und Letzterer wachend im Bette lag, in voller Kriegsrüſtung und mit der Wunde, wie er im Treffen getödtet worden war.*)

Die in's 11. Jahrhundert fallende, höchſt ſonderbare Erſcheinung eines weißgekleideten Geiſterheeres zog an den Mauern der Stadt Narni in Italien vom Morgen bis zum Abend hin und wurde von ſämmtlichen Einwohnern, die deshalb auf die Mauer ſtiegen, beobachtet.**)

---

*) Petrus Venerabilis, Biblioth. Clun. de miraculis. Lib. I. c. 27. Calmet, Erſcheinungen II, 133. Der Abt Venerabilis kannte den Fall genau und es redete das ganze Land davon.

**) Nach der Erzählung des Archidiaconus Wipert zu Toul. Ein Bürger von Narni hatte den Muth, ſich an den Schwarm hinzuwagen und Auskunft zu verlangen. Er lag

Ludovicus Vives*) ſchreibt: In den neu entdeckten Ländern Amerika's ſei Nichts gewöhnlicher, als Geiſter, die am hellen Tage, auf dem Felde, in Städten und Dörfern erſcheinen, reden, befehlen, die Leute wohl auch mißhandeln.**)

Im Jahre 1655 fing in dem Hauſe Hans Goldner's, eines Bürgers in Thorn, ein Poltergeiſt ſein Treiben an, ſo daß er ſelbſt am hellen, lichten Tage lärmte, warf, die auf Tiſchen und Schränken ſtehenden Gegenſtände hinunterſchmiß, die Fenſter zerſchmetterte, beſonders den Sohn des Beſitzers ſchreckte und mißhandelte ꝛc. Der Unfug dauerte drei Monate lang; man glaubte, die Hausmagd richte ihn durch Zauberkunſt an; ſie wurde gefoltert, geſtand aber Nichts, und ſo ließ man ſie wieder frei.***)

Die Seherin von Prevorſt ſah einen ihrer Geiſter ein ganzes Jahr lang zu den verſchiedenſten Zeiten des Tages in wachem und ſomnambulem Zuſtande;

---

darauf ein Jahr lang krank, erzählte dann die Viſion auch dem Papſte Leo IX., welcher 1054 ſtarb. Calmet I, 307.

*) De veritate fidei, p. 540.

**) Bei dieſer Gelegenheit ſagt Calmet I, S. 398: „Man hat bemerkt, daß, je dummer, unwiſſender und laſterhafter ein Volk iſt, deſto mehr Aberglaube bei ihm herrſche und deſto mehr Gewalt der Geiſt der Finſterniß über daſſelbe ausübe.“ Man kann die Sache ſubjectiviſtiſch faſſen: es fehlt einem Volk an Aufklärung, darum wähnt es in dem Grade Geiſter zu ſehen und von ihnen beunruhigt zu werden. Aber auch objectiviſtiſch: Bei einem in geiſtiger Hinſicht tief ſtehenden Volke manifeſtiren ſich demgemäß auch ſeine Abgeſchiedenen; je roher es iſt, deſto mehr und deſto häufiger entfalten ſie ihre die Lebenden beläſtigende Spukkraft.

***) Zerneke, Thorn'ſche Chron. S. 335. Tettau und Temme, preuß. und litth. Volksſagen. S. 153 f.

regelmäßig erſchien er Abends 7 Uhr bei ihrem Gebete, mit dem Verlangen, daß ſie mit ihm beten ſolle.*)

Ein junger Gelehrter von Colmar, Namens Billing, ſah den verſtorbenen Spitalverwalter und Waiſenvater Hirſchelmann in deſſen Garten, der an den ſeinigen ſtieß, am hellen Tage gehen; daſſelbe bemerkte zu einer anderen Zeit auch eine Magd.**)

Der bekannte Auszug des Rodenſteiners fand beſonders wüthend am 8. April 1842 und zwar am Tage ſtatt.***)

Bei einem Pfarrer in der Grafſchaft Dachsberg im unteren Elſaß hauſte 1746 ein koboldartiger Spukgeiſt, der ſich ſonderbarer Weiſe nur bei Tage verſpüren ließ.†)

Es kommen im Lichte des Tages auch Phänomene vor, die den ſchönſten und edelſten Charakter trugen. So als die verſtorbene Veal ihrer Freundin Bargrave erſchien, wie an einem anderen Orte dieſes Werkes††) ausführlicher zu leſen iſt. Erſtere kam um Mittag im Reiſeanzug, tröſtete die gerade trübſinnige Bargrave, ſprach lebhaft und ſchön, gab Aufträge; die B. fühlte ihr Kleid an; die Erſcheinung ſchien ihr vollkommen objectiv und real zu ſein.†††)

Jene auf Verabredung hin erfolgten Manifeſtationen abgeſchiedener Menſchen, an welchen die

*) Kerner, Seherin von Prevorſt II. S. 84.

**) J. Stilling, das geheimnißvolle Jenſeits. S. 161 der 5. Aufl.

***) Perty, myſt. Erſchein. S. 460.

†) Calmet I, 233.

††) Buch II, Nr. III.

†††) Jarvis, Accredit. Ghost stor. Lond. 1823.

vierte Nummer des II. Buches handelt, ereigneten ſich nicht nur im Dunkel des Abends und der Nacht, ſondern zum Theil auch am Morgen, wie die berühmte Erſcheinung des Marſilius Ficinus, welche der Cardinal Baronius erzählt, die des Marquis von Jambouillet und des böhmiſchen Grafen bei Dr. Klein in Straßburg, und im Verlaufe des Tages, wie die bei Calmet zu leſenden Erſcheinung des im Bade verunglückten Defontaines, und die der verſtorbenen Frau des Dr. Wötzel, welche ſich ihm unmittelbar nach Tiſche darſtellte, auch ſeinem Hunde ſichtbar wurde und ihn in die größte Aufregung verſetzte.

Ein verſtorbener Oberpfleger in B. entdeckt einer Haushälterin eine Schenkungsurkunde von 30,000 an die Armenanſtalt, welche er für ſich behalten hatte. Es kommt zur gerichtlichen Verhandlung; der Sohn des Mannes beſtreitet die Aechtheit der Urkunde, erhält aber plötzlich einen Schlag auf die Schulter; der Geiſt ſteht da und iſt ihm und der Dienerin ſichtbar; die Anweſenden hören ihn ſprechen. Dieſe Geſchichte iſt vom Jahre 1816; ſie ward ſogleich in ganz B. bekannt; der Sohn ging kurze Zeit darauf mit Tod ab.*)

Im Jahre 1659 ſtarb zu Croſſen in Schleſien ein Apothekergehülfe, Namens Monighe. Wenige Tage darauf wurde Haus und Bevölkerung ein Zeit lang durch das ſonderbarſte Ereigniß in Staunen und Schrecken geſetzt. Es erſchien in der Apotheke eine dem Verſtorbenen ganz ähnliche Figur, handthirte,

*) Blätter aus Prevorſt II. S. 80 ff.

verkaufte, ging auch durch die Straßen, beſuchte Bekannte, ſprach aber nicht, außer mit einer Magd, welche zugleich mißhandelt wurde.*)

Der 1306 zu Verona verſtorbene Guido de la Tones erſchien 8 Tage darauf ſeiner Gemahlin, den Nachbarn, einem Dominikaner-Prior und einem Profeſſor der Theologie, ſprach mit ihnen und beantwortete den Geiſtlichen ihre theologiſchen Fragen.**)

In dieſen Fällen iſt in Beziehung auf offenkundige Manifeſtation und Publicität doch wohl Alles geleiſtet, was man von Weſen und Thatſachen der Art verlangen kann.

---

*) Hennings, von Geiſtern und Geiſterſ. S. 624. Reuſch, Metaphyſik §. 1177.

**) Hermannus Contractus in ſeiner Chronik und darnach Calmet I. S. 309 der Ueberſ.

XI.

Noch einige Bemerkungen über Geiſterſehen in Rückſicht der Fälle, die eine ſubjectiviſtiſche Erklärungsweiſe ausſchließen.

Eidolologiſche Phänomene, wie ich die ſogenannten Geiſtererſcheinungen nenne, wurden nicht etwa immer nur flüchtig und unbeſtimmt, in träumeriſchen, unklaren, reflexionsloſen Zuſtänden, in ernſten und trüben Gemüthsſtimmungen, von ſchwärmeriſchen, überſpannten oder krankhaft aufgeregten und diſponirten Individuen wahrgenommen. Man wird in dieſem Buche Beiſpiele finden, wo alle derartigen, einer ſubjectiviſtiſchen Erklärung zur Vorausſetzung dienenden Umſtände gefehlt und die entgegengeſetzten obgewaltet haben. So ſtützte ſich der Akademiker Glebitzſch den Spöttern gegenüber ausdrücklich darauf, daß er das geiſterhafte Ebenbild (Eidolon, Spectrum, Phasma, den ſogenannten „Geiſt“) des verſtorbenen Präſidenten Maupertuis eine ganze Viertelſtunde lang betrachtet habe. In einem bei Baxter zu leſenden Falle hatte eine völlig wache Kinderfrau die Geſtalt einer ſterbenden Mutter, die nach ihrem Kinde verlangte, ebenfalls ſo lange vor Augen; ſie ſetzte ſich dabei im Bette auf, blickte ſie feſt an, hörte die Uhr ſchlagen ꝛc. Die jüdiſche Frau, von der ich Buch II

Nr. II erzähle, betrachtete die erſcheinende Schweſter ihres Gatten, zu der ſie überdies gar kein Verhältniß hatte und deren Beſuch nicht ihr galt, mit ruhiger Seele anderthalb Stunde lang. Jenes Fräulein von Huſchberg, welches mir ſo intereſſante Mittheilungen gemacht, nahm eine in ihrer Familie (gleich der „weißen Frau") erſcheinende Ahnfrau mit der Lorgnette in Augenſchein und konnte dann die eigenthümliche, fremdartige Erſcheinung bis in's Kleinſte hinein auf's Genaueſte beſchreiben. Jene beiden Frauen, die nach dem Berichte deſſelben Fräuleins Buch II Nr. III die alterthümliche Figur eines an Ort und Stelle ermordeten Ritters ſahen, waren gerade in ganz heiterer Stimmung, hielten die Erſcheinung für einen Maskenſcherz und wollten derſelben ihren Mantel entreißen. Dr. Wötzel, dem ſich ſeine verſtorbene Frau wiederholt und in verſchiedener Weiſe kund that, ſtellt die Geiſtesverfaſſung, in der er ſich dabei befand, als eine klar bewußte, ſkeptiſche, unterſuchende dar. Happach, den während des Abſcheidens ſeiner Schweſter eine geiſterhafte Stimme und Berührung weckte, fühlte ſich um den Hals gefaßt und gedrückt und war dabei vollkommen ſelbſtbewußt, reflectirte über die Sache und hielt ſie für die Wirkung eines körperlichen Zuſtandes. In jenem von Wieland erzählten Falle war der Pater, als ſich ihm die ſterbende Frau ..din manifeſtirte, in die Ausrechnung einer mathematiſchen Aufgabe vertieft. Ein als ſolcher beſchäftigter Mathematiker iſt kein träumender Phantaſt, Viſionär und Geiſterſeher; und was ihn ſo gewaltſam überraſcht und unterbricht, geht ſchwerlich aus ihm ſelber hervor, ſondern iſt gegenſtändlicher Art und Natur.

In dem ſo merkwürdigen, von Abbé de S. Pierre und Abt Calmet*) beſchriebenen Falle ſprach Bezuel mit ſeinem ertrunkenen Freunde Desfontaines, der ihm bei Tage auf einer Wieſe beim Heuen erſchien, drei Viertel Stunden lang, wobei er ihn deutlich vor ſich ſah und von ihm mehrmals beim Arme gefaßt wurde.

Schopenhauer ſpricht von dem Verſchwinden der Erſcheinung, ſowie man ſeine Aufmerkſamkeit darauf hefte. Ebenſo Perty: „Faßt man eine Geiſtererſcheinung mit bewußter Aufmerkſamkeit in's Auge, ſo verſchwindet ſie, indem dann das Tagleben wieder hervor, das magiſche zurück tritt, das Gehirn ſeine gewöhnliche Function beginnt.“ Das mag für einige Fälle gelten, bei denen dann allerdings der Verdacht entſteht, daß das Wahrgenommene der objectiven Realität ermangele. Auf alle anzuwenden iſt es keineswegs.

Lord M., vom Hauſe entfernt, wo er ſeine Gemahlin ganz wohl zurückgelaſſen, ſieht dieſelbe zu den Füßen ſeines Bettes ſtehen. Er ruft ſeinen Bedienten und fragt ihn: „John, wer iſt das?“ — „Die gnädige Frau,“ verſetzt dieſer. Die Lady war binnen weniger Stunden an einer Entzündungskrankheit geſtorben.**) Wenn Jemand während einer Geiſtererſcheinung ſeinen Bedienten ruft, um zu ſehen, ob dieſer das Nämliche wahrnehmen und erkennen werde, ihn deshalb fragt und ſeiner Antwort lauſcht, ſo iſt

*) Erſcheinungen der Geiſter II. S. 138 ff. der deutſchen Ueberſetzung. Die Geſchichte iſt eine der wichtigſten nnd gewiſſeſten, die wir beſitzen, und hier ganz ausführlich vorgetragen.

**) Crowe, Nachtſeite der Natur I, 201.

das Tagleben und die gewöhnliche Hirnfunction in ihrem Gang.

Solche, welche den Geistererscheinungen nicht alle Wahrheit und Bedeutung absprechen, aber doch nichts wirklich Gegenwärtiges, was die Sinne afficire, dabei annehmen wollen, erklären sie so: es finde eine Einwirkung lebender oder abgeschiedener Personen auf die Seele oder das Gehirn Derjenigen statt, welchen sich dieselben darstellen wollen; dann erzeuge sich in den Letzteren ein Phantasiebild, welches äußerlich da zu sein scheine, in Wahrheit aber doch nur innerlich vorgestellt werde. Nun kommt es aber vor, daß gerade Diejenigen, auf welche sich die Erscheinung bezieht, dieselbe nicht gewahr werden, wohl aber Andere, die gar kein persönliches Verhältniß dazu haben, denen die ganze Sache fremd ist und fern liegt. Ich habe schon oben einen solchen Fall berührt. Schopenhauer in seinem „Versuch über das Geistersehen"*) sagt: „Hier will ich auf eine Geistergeschichte der neuesten Zeit aufmerksam machen, über welche die Aussagen gerichtlich protocollirt sind und bei welcher der höchst merkwürdige Umstand vorkommt, daß der erscheinende Geist mehrere Nächte hindurch von der Person, zu der er in Beziehung stand, und vor deren Bett er sich zeigte, nicht gesehen wurde, indem sie schlief; sondern bloß von zwei Mitgefangenen und erst späterhin von ihr selbst, die dann aber so sehr dadurch erschüttert wurde, daß sie, aus freien Stücken, sieben Vergiftungen eingestand." Der Be-

*) Parerga I. S. 284 f.

richt ſteht in einer Broſchüre: „Verhandlungen des Aſſiſenhofes in Mainz über die Giftmörderin Margaretha Jäger.“ Mainz 1835. Die wörtliche Protocoll-Ausſage iſt in dem Frankfurter Blatte: „Didaskalia“ vom 5. Juli 1835 abgedruckt.*) Von zwei Reiſenden ſah der Eine die Mutter des Anderen, die um dieſe Zeit ſtarb, an deſſen Bett treten und ſich über ihn beugen; der Sohn ſah die Mutter nicht, weil er, wie Perty bemerkt, für die Fernwirkung derſelben nicht empfänglich genug war.**) Das erklärt jedoch das Sehen des Gefährten nicht, auf welchen dieſe Wirkung nicht hingerichtet war, und welcher daher, jener Theorie nach, bei aller Empfänglichkeit doch ebenfalls Nichts hätte ſehen müſſen. Die Erſcheinung der in Sachſen ſterbenden Mutter des Studenten Leo, der ſich in Nürnberg befand, wurde eben ſo nicht von dem Sohne, ſondern von dem ihn beſuchenden Studenten Walther wahrgenommen.***)

Hier findet auch die Annahme einer viſionären Anſteckung, durch welche man ſolche Geſichte von dem Wahrnehmenden auf andere Menſchen, ſelbſt auf Thiere, übergehen läßt, keine Anwendung. Es muß hier nothwendig eine objectiv reale Präſenz und Selbſtdarſtellung der erſcheinenden Perſon, wie ſie für Anſchauung, Gefühl und Glaube vorhanden iſt, zugegeben werden, ſollten die Thatſachen auch noch ſo unbegreiflich oder die möglicher Weiſe zu gebenden Aufſchlüſſe noch

*) Als eine aus ſehr ſchlechter Feder gefloſſene Darſtellung wird von Schopenhauer die in den Blättern aus Prevorſt VIII. 166 bezeichnet.

**) Die Geſchichte ſteht Magikon I, 99.

***) Daſelbſt II, 211.

ſo ungenügend erſcheinen. Was die Thiere betrifft, ſo iſt jene Anſteckungstheorie völlig verkehrt und unſtatthaft. Dieſe Geſchöpfe ſind noch bei Weitem ahnungsvoller und ſeheriſcher, als die Menſchen, und bemerken die geiſterhaften Näherungen und Phänomene leichter und eher, als ſie, wovon ſchon Bileam's Eſel ein berühmtes, ſogar ſprechendes Beiſpiel iſt. Mehr darüber findet ſich in unſeren übrigen Abhandlungen und Beiſpielſammlungen, namentlich in der Abhandlung über die Realität der Geiſtererſcheinungen S. 46 ff.

Zweites Buch.

I.

Die geiſterhaften Erſcheinungen der Lebenden.

1.

Wenn von geiſter- und ſpukhaften Phänomenen, namentlich ſolchen, wobei eine erſcheinende *Menſchengeſtalt* ihre Rolle ſpielt, die Rede iſt, ſo pflegt man ſich als wirkliche oder abergläubiſch vorgeſtellte Urſache derſelben *verſtorbene Perſönlichkeiten*, *abgeſchiedene Menſchenſeelen* zu denken. Dergleichen Erſcheinungen aber können nachweislich ſchon von *Lebenden* ausgehen und in ſolchen ihren myſtiſchen Grund und Urſprung haben. Es verhält und offenbart ſich dann die lebende Perſon ganz als das, was man *Geiſt* oder *Geſpenſt* nennt, nur daß der Zuſammenhang der inneren, geiſtigen Selbſtheit, welche wir im Unterſchiede von der materiellen Leiblichkeit *Seele* nennen, mit dieſer Leiblichkeit noch nicht gelöſt, wenn auch zum Theile, wie bei Kranken und dem Tode Nahen, ſchon mehr oder weniger erſchüttert und gelockert iſt.*) Und dieſe Art von Thatſachen iſt für

*) Es iſt intereſſant, wie ſich hierüber *Chriſtiane Käpplinger*, eine Somnambule *Kerner's* (ſ. deſſen Geſch. zweier Somnambulen, Karlsruhe 1824), ausgeſprochen hat. Sie ſah in einer magnetiſchen Stunde, wo ſie ſehr kalt wurde, daß ihre Mutter in einer hinteren Kammer leſe und ſagte: „Ich bin

die auf das Geiſterreich und ſeine Manifeſtationen aus der jenſeitigen Region gerichtete Unterſuchung von der größten Wichtigkeit und der angelegentlichſten Betrachtung und Behandlung würdig, daher wir auch eine nicht allzu arme Sammlung von ſolchen veranſtalten zu müſſen glauben. Denn hat man ſich vorläufig in dieſe Art von Vermögenheiten und Manifeſtationsweiſen gefunden, ſich von ihrer Realität überzeugt, ſich wohl auch noch überdies einen, die ſcheinbare Ungereimtheit des thatſächlich Gegebenen und die Bedenklichkeiten der Reflexion dagegen beſeitigenden Begriff davon gebildet, ſo kann es keine Mühe mehr koſten, ſich auch die ganz gleichartigen Kraftentwickelungen und Kundgebungen der Sterbenden und Geſtorbenen zu denken und an ihre gegenſtändliche Wahrheit und Wirklichkeit zu glauben. Es iſt dies um ſo mehr der Fall, da dieſe Letzteren keineswegs das ſchwierigere Problem bilden, vielmehr noch viel natürlicher und begreiflicher erſcheinen müſſen, ſofern ſich im Tode eine Scheidung der Pſyche und ihrer geheimen Kräfte von der ſtofflichen Aeußerlichkeit ihres Organismus vollbringt, die ihr geſtattet, dieſe im Leben meiſt niedergehaltenen und verborgen bleibenden Kräfte in freieſter Weiſe zu entfalten und in Anwendung zu bringen.

---

ganz aus meinem Leibe heraus und zu ihr geführt; ich ſtehe vor ihr in der Kammer, wie ein Geiſt.“ Wenn ſie ſo aus ſich herausging, ſo kam ihr der Körper wie eine Wolke vor, die ſie durchdringen müſſe; bei der Rückkehr mußte ſie eben ſo wieder die Wolke durchbrechen. Wenn, ſagte ſie, ein Lebendes ſo aus- und eingehe, ſo thue dies „das magnetiſche Ich.“ Dabei aber bleibe noch die Verbindung mit dem Körper. Im Sterben werde dieſe aufgehoben, da ziehe ſich Alles heraus.

2.

Wir haben insbeſondere das von der Pſyche magiſch erzeugte Ebenbild im Sinne, welches wir das Eidolon nennen. Es iſt übrigens nicht blos dies dem Geſichtsſinne offenbar werdende, zuweilen ſogar den Taſtſinn afficirende Phänomen, was in Betrachtung kommt. Auch verſchiedenartige Töne und Geräuſche werden hervorgebracht, Wirkungen auf materielle Gegenſtände ausgeübt, ſo daß z. B. Körper erſchüttert und bewegt werden, Glocken läuten, Gläſer ſpringen, Saiten reißen; es werden Feuer- und Lichterſcheinungen bewirkt, elektriſche Schläge gegeben, äußerliche Verrichtungen vorgenommen, Menſchen und Thiere gewaltthätig angefochten, im beſſeren Falle freundliche, liebreiche und wohlthätige Handlungen ausgeübt. Die Pſyche kann als magiſch wirkende Potenz ganz das, was der leibhafte Menſch zu thun vermöchte, wenn er als ſolcher zugegen wäre; und nicht nur das, ſondern noch viel mehr; worauf denn auch die Furcht, das Entſetzen beruht, welches man vor geiſterhaften Weſen empfindet, da man ſich derſelben, im Falle feindlichen Angriffes, durch mechaniſche und gemein natürliche Mittel nicht erwehren kann. Und wie bei den Geiſtern der Abgeſchiedenen, ſo iſt dies ganz auch bei Lebenden der Fall, wenn ſie ſich als ſolche Potenzen erweiſen, geſpenſtig erſcheinen und Spukwirkungen in Scene ſetzen.*) Die Schranken des Raumes

*) Einzelne Fälle werden unten zur Sprache kommen. Um jedoch gleich hier ein Paar Merkwürdigkeiten der Art anzuführen, ſo ſtattete Thereſe v. B., nach Szapary, nächtliche Beſuche ab und erſchütterte einen entfernten jungen Mann durch einen elektriſchen Schlag. Die Somnambule, von welcher Magikon III,

sind hierbei aufgehoben; die Psyche kann sich mit ihrem Eidolon und ihren magischen Bethätigungen nicht blos in näherem Umkreise manifestiren; sie kann sich damit in die weiteste Ferne versetzen, kann ekstatische Reisen in andere, entlegene Welttheile machen und daselbst eine eidolomagische Rolle spielen, wovon man Beispiele hat.*) Ist ein solcher Vorgang einmal möglich, so haben die räumlichen Distanzen keine Bedeutung mehr und steigern durch ihre Größe für den dieser Dinge Kundigen das magische Wunder nicht.

3.

Vergleicht man die in Rede stehenden Thatsachen mit einander, so findet man hauptsächlich dreierlei Differenzen, wie wir sie sofort angeben werden.

182 die Rede, ballte im magnetischen Schlafe die Hand und gab Stöße, welche von einem mehrere Stunden weit entfernten Geistlichen, an dem sie sich rächen wollte, empfunden wurden ꝛc.

*) Wir lesen, wie Pythagoras von Theria nach Metapontus, Apollonius von Tyana vom Nil nach Rom, von Rom nach Korinth versetzt worden sei. Jung-Stilling erzählt von einem Amerikaner, der sich nach London versetzte, und daselbst mit einem Manne, über den seine Frau Nachricht zu erhalten wünschte, zusammen war. Adele Maginot, die Somnambule Cahagnet's, spricht einen seit 12 Jahren verschollenen Franzosen in Merico, sieht ihn Pfeffer ablesen, wird heiß im Gesichte und bekommt den Sonnenstich. S. Cahagnet's Verkehr mit den Verstorbenen, übers. von Neuberth. Hildburghausen und Leipzig 1851. II. S. 26 ff. Eine nach Amerika Ausgewanderte macht Besuche in ihrer Heimath in Kurhessen, wobei die Stubenthüre geöffnet und einmal ein das Licht auslöschender Luftzug entsteht. Magikon II, 85 ꝛc. Auch bei Sterbenden kommen solche Fälle vor. Eine Dame ringt auf einer Insel des Mittelmeeres mit dem Tode, fällt in Katalepsie, besucht und sieht in diesem Zustande ihre Kinder in England, und sie selber wird hier von ihrer Familie wahrgenommen. Crowe, Nachtseite der Natur I, 188.

Die geiſterhafte Selbſtverſetzung und Kundgebung des Lebenden vollbringt ſich erſtlich in vielen Fällen durch eine Art von Ekſtaſe, worin der Körper tief ſchlafend, ja erſtarrt und ſcheintodt zurückgelaſſen wird, während ſich die magiſche Seelenkraft nach außen wirft und ſich eine Zeit lang in ihrer Freiheit ergeht, wie ſchon das vorchriſtliche Alterthum beobachtet hat. Bekannt iſt z. B. die Nachricht von dem ekſtatiſchen Hermotimos, deſſen Seele aus dem Körper gewandert und von fremden Orten her Dinge gemeldet habe, die nur der daſelbſt Gegenwärtige wiſſen konnte.*) Cardanus vermochte ſich, wie ſehr merkwürdig er ſelbſt beſchreibt, willkürlich in einen ſtarrſüchtigen Zuſtand zu verſetzen, wo er das Gefühl der Trennung von ſeinem Leibe hatte. Den Anfang mache eine eigenthümliche Empfindung im Kopfe, die ſich von da aus, dem Rückenmarke entlang, in andere Theile des Körpers verbreite. Es ſei dann, als werde eine Thüre geöffnet, und als gehe er aus ſich ſelbſt heraus.**) In anderen Fällen jedoch iſt ein ſo beſon-

*) Plin. Hist. nat. Lib. VII. c. 52.

**) Hieron. Cardanus, De rerum varietate Lib. VIII. Cap. 43. Operum T. III. Lugd. 1663. p. 160. Quoties volo, extra sensum quasi in extasin transeo. — — — — Sentio juxta cor quandam separationem, quasi anima abscederet, totique corpori res haec communicatur, quasi osteolum quoddam aperiretur. Et initium hujus est a capite, maxime cerebello, diffunditurque per totam dorsi spinam — — — — hocque solum sentio, quod sum extra me ipsum. Man vergleiche die ſchon oben S. 145 f. angeführten Aeußerungen der Chriſtiane Käpplinger.

derer Zuſtand und Prozeß nicht erforderlich; das Eidolon macht ſich da von der phyſiſch fixirten und räumlich beſchränkten Perſon mit ſolcher Leichtigkeit los, daß dieſe dabei in gar keine merkliche Veränderung geräth. Dies iſt namentlich bei jenen eigenthümlich beſchaffenen Individuen der Fall, die von Anderen und ſich ſelbſt verdoppelt geſehen werden, während ſie ſich in vollkommen wachem Zuſtande befinden und in gewohnten Thätigkeiten begriffen ſind.

Eine zweite Differenz iſt dieſe. Das Vermögen, auf ſolche Weiſe ſich ſelbſt zu ſpalten, thut ſich zuweilen in Folge krankhafter Vorgänge im betreffenden Individuum kund; und inſofern wird Doppelgängerei und Sichſelberſehen nicht mit Unrecht für bedenklich gehalten und als ein Vorbote des Todes gefürchtet. Schopenhauer*) erzählt: „„Wie geht es?““ fragte hier (zu Frankfurt) ein Arzt ſeinen ſchwer darniederliegenden Kranken. „„Jetzt beſſer, ſeitdem wir im Bette zwei ſind,““ war die Antwort. Bald darauf ſtarb er.“ Das Entzweibrechen der lebenden Perſönlichkeit mit anhebendem Heraustreten der Pſyche aus dem leidensvollen Körper wurde hier als Beſſerung und Nachlaß der Krankheit empfunden, war es indeſſen nicht im Sinne der Geneſung, ſondern in dem der Auflöſung und Befreiung durch den Tod. Eine Patientin, die ebenfalls bald darauf mit Tod abging, fühlte ſich doppelt und kam ſich wie in zwei Hälften geſpa'ten vor, während eine ſie pflegende Schweſter dieſelbe doppelt im Bette liegen ſah, ſo daß ſie beim Arzneigeben zweifelhaft war und immer einige Zeit

*) Parerga I. S. 273.

brauchte, bis ſie erkannte, „welches die eigentliche L. ſei.“*) Auch hier jedoch wird etwas ſehr Verſchiedenes beobachtet. Es giebt nämlich Individuen, die zu doppelgängeriſcher Erſcheinung kommen und ſich ſelber ſehen, ohne daß Krankheit und Tod darauf folgt. Hier bildet das parabore Vermögen eine Eigenheit der inviduellen Natur, wie ſie ſelbſt bei ganz geſunden Perſonen ſtattfinden kann. Es verhält ſich damit in entſprechender Weiſe, wie mit dem ſeheriſchen Erkennen, deſſen Manche durchweg auch in geſunder Verfaſſung theilhaft ſind, während Andere erſt in Krankheit und Todesnähe zu Sehern und Weiſſagern werden.

Eine dritte Differenz iſt endlich dieſe, daß ſich das eidolomagiſche Selbſtverdoppelungsvermögen bei Einigen, die daſſelbe beſitzen, in unbewußter und unwillkürlicher Weiſe entwickelt und bethätigt, ſo, daß wenigſtens der „Tagmenſch,“ das von dem myſtiſchen und magiſchen Ich unterſchiedene gemeine Ich, keinen wiſſentlichen Antheil daran hat; Andere dagegen dies Vermögen in ihrer Gewalt haben und ſich deſſen mit Bewußtſein und Abſicht zu bedienen im Stande ſind. Es giebt unzweifelhafte, zum Theil ſehr ausgezeichnete und außerordentliche Beiſpiele der Art. Man hat ſich der Möglichkeit, in ſo freier und fernhin reichender Weiſe außerhalb ſeiner ſelbſt zu ſein, von jeher in theils harmloſer und unſchuldiger, theils unziemlicher und bösartiger, theils heiliger und geweihter Manier bedient. Im alten Zauber- und Hexenweſen hat der Vorgang eine große Rolle geſpielt. Sehr inſtructive

*) Perty, myſt. Erſchein. S. 305.

Fälle kommen im Gebiete des Somnambulismus vor, wie ſich derſelbe zu unſeren Zeiten geſtaltet hat und wiſſenſchaftlich beobachtet iſt. Unglaublich Scheinendes, von Ununterrichteten leicht nur für klerikale Erfindung Gehaltenes, und unter ſolchen Umſtänden, wie die dargelegten ſind, gleichwohl nicht zu Verneinendes wird von den religiöſen Ekſtatikern, einer Maria von Agreda, einem Peter von Alcantara, einem Joſeph von Copertino ꝛc. erzählt, worüber in der Myſtik von Görres nachgeleſen werden kann. Uns beſchäftigt die Betrachtung dieſer Dinge hier weſentlich nur deshalb, um einen ſchicklichen und einleuchtenden Uebergang zu den Manifeſtationen eines jenſeitigen Geiſterreiches zu gewinnen, zu welchem Zwecke ſie das Dienlichſte ſind, was es giebt.

4.

Schindler*) ſpricht von dem ſtets in polarer Thätigkeit begriffenen Geiſte, in welchem zuweilen die Nachtpolarität das Uebergewicht erlange; dann entſtehe Spaltung, und dem bewußten Tagleben ſtelle ſich das Gefühl des Nachtpoles als etwas Aeußeres, Fremdes dar. Seine Worte ſind weiter folgende. „Bei allen Graden der äußeren Entwickelung, auf allen Stufen der Erkenntniß der äußeren Natur kommt in den Zuſtänden überall die erſtaunlichſte Familienähnlichkeit zu Tage, ſobald der Nachtpol des Geiſtes in das Walten der ihn umgebenden Natur hineingezogen wird. Dann entſteht zuerſt das Gefühl einer doppelten Perſönlichkeit; und wie der Fieberkranke ſich doppelt fühlt, ſich im Bette doppelt weiß und den Schmerz

*) Das magiſche Geiſtesleben. Breslau 1857. S. 156.

ſeines Doppelgängers mit empfindet; wie ſchon im gewöhnlichen Traume ſich nicht gar ſelten die Duplicität des Geiſtes in einer doppelten Perſönlichkeit ausſpricht; wie man ſich als einen Fremden begraben ſieht und Gedanken und Reden einer fremden Perſon unterſchiebt; wie bei Kotzebue die Doppelnatur in das Wachen übergeht, als er, aus einem Traume erwachend, ſich gleichzeitig auf dem Schiffe im offenen Meere und in ſeiner Stube auf dem Lager weiß; wie in einem anderen Falle bei Abel ein Lehrling ein ſo vollendetes Doppelleben führt, daß er im Wachen ſich als Lehrling, im Traume als Mann von Jahren weiß, der Weib und Kind zu ernähren hat, während beide Zuſtände ſo regelmäßig fortrücken, daß er ſich wachend nie als verheirathet, träumend nie als Lehrling denkt — ſo fühlt ſich die Somnambüle als ein Doppelweſen, und wenn die Seele dieſes Gefühl hypoſtaſirt, ſo ſieht ſie ſich ſelbſt oder ihren Körper doppelt. Eine meiner Somnambülen ſah eine Zeit lang ſtets ihr Bild zwiſchen dem ihrer beiden Magnetiſeure; auch in unſerer Abweſenheit verließ ſie unſer Doppelgänger nicht. Sie verſicherte, es würde ihr ein Leichtes ſein, zu bewirken, daß wir daſſelbe ſähen, ſie würde aber Krämpfe bekommen; und der Verſuch unterblieb deshalb. Der Regierungsſecretär Triplin in Weimar ſieht ſich, als er auf die Regierung kommt, bereits auf ſeinem Stuhle mit dem Actenſtück beſchäftigt; der Profeſſor der Mathematik und Hauptpaſtor an der Jakobskirche .... in Roſtock erblickt ſich ſelbſt vor der aufgeſchlagenen Bibel mit der Stelle: „Beſtelle dein Haus, denn du mußt ſterben!“*) Ein

*) Nach Hennings: Prof. Becker in Roſtock, der Freunde bei ſich hat und, um eine theologiſche Controverſe zu entſcheiden,

ſich ſelbſt ſehender Amtmann ſagt zu ſeinem Doppelgänger: „„Geſelle, da gehört mir und nicht dir zu ſitzen, du haſt hier Nichts zu ſchaffen; weiche!““ Der Hofprediger Philippi zu Merſeburg ſieht ſich vor dem Schranke ſtehen, wo er ſeinen Prieſterrock herausnehmen will; über die Schultern ſeines Ebenbildes langt er in den Schrank mit den Worten: „„Der Rock iſt mein!““ Ein Mann, Namens Meinicke, wird vom Oberbürgermeiſter beſucht, da er eben ein dringendes Bedürfniß hat; und wie ſtaunt er, als er nach deſſen Weggange beim Oeffnen des Abtrittes ſich bereits die erſehnte Stelle einnehmen ſieht!“

Dieſe Darſtellung geht ſchon ziemlich in die Tiefe, iſt aber doch immer noch zu ſubjectiviſtiſch; es bleibt bei der „Hypoſtaſirung des Gefühls;“ es fehlt der Begriff des Eidolons, als ein durch die magiſche Kraft der Seele bis zu einem gewiſſen Grade in der That realiſirbaren und in Folge deſſen auch ſinnlich wahrnehmbaren Phantaſiegebildes, worüber die Abhandlung über dieſen Gegenſtand S. 73 ff. das Nähere enthält. Dieſen Begriff hat auch Perty nicht, der über den der ſubjectiven Vorſtellung, der magiſchen Fernwirkung und der Erzeugung der Vorſtellung in der fremden Seele, die dann zur ſcheinbar objectiven Wirklichkeit wird, ebenfalls nicht hinauskommt. „Der Geiſt,“ ſagt er, „wirkt durch den Körper des Anderen hindurch, der hierbei für ihn nicht vorhanden iſt, auf den inneren Sinn; der Andere glaubt ein ſelbſtſtändiges

in ſeine Bibliothek geht und ein dazu dienliches Buch holen will, wo er dann auf ſeinem gewöhnlichen Platze die auf die Stelle deutende Geſtalt ſieht. Tags darauf ſtirbt er.

Bild in der Luft zu ſehen, daß nur eine Viſion in ſeinem Inneren und nach außen projicirt iſt. Erzeugt ein Lebender anderwärts öfter dieſe Viſion ſeiner Geſtalt, ſo nennt man ihn einen Doppelgänger; kommt ſeine Viſion auch ihm ſelbſt an einer beſtimmten Raumſtelle, wohin ſeine Intention beſonders gerichtet iſt, zur Anſchauung, ſo ſpricht man von Sichſelberſehen." Dieſe Erklärung wird in vielen Fällen durchaus nicht genügen. So wenn ein Doppelgänger von Menſchen geſehen wird, an die er gar nicht denkt, die er nicht kennt, zu denen er keine Beziehung hat. Da kann von einer Richtung und Wirkung auf den inneren Sinn des Viſionärs und von einem in ihm auf ſolchem Wege erzeugten Phantaſiegebilde, welches ſich dann für ihn zu einem ſcheinbar äußerem Gegenſtande geſtaltet und als ſolcher wie mit körperlichen Augen erblickt wird, doch wohl keine Rede ſein. Hier muß etwas wirklich Objectives, auch den äußeren Sinn Afficirendes angenommen werden, ſo daß die Theorie, ſich von ihrem Subjectivismus befreiend, zu dem allgemeinen, unbefangenen Glauben des Volkes und der Geiſterſeher, daß ſie in den erſcheinenden Geſtalten etwas Reales vor ſich hätten, zurückkehren muß. Einen Einwurf könnte der Umſtand bilden, daß die ſogenannten Geiſter und Geſpenſter nicht immer von Allen, die bei ihrer Erſcheinung gegenwärtig, ſondern zuweilen nur von einer Perſon, die ein beſonderes Verhältniß dazu hat, von den Anderen hingegen gar nicht geſehen werden. Allein es ſind hier verſchiedene Weiſen und Grade der eidolomagiſchen Production und Realiſirung des inneren Phantaſiebildes anzunehmen, ſo bei der Selbſtdar-

ſtellung noch Lebender, wie bei der von Abgeſchiedenen. Dr. Wötzel ſah das Eidolon ſeiner Frau zuerſt luftiger und durchſichtiger; das zweite Mal um die Mittagsſtunde dichter und leiblicher, ſo daß es die dahinter befindlichen Gegenſtände zu verdecken ſchien. In manchen Fällen mögen immerhin nur Wirkungen auf den inneren Sinn ſtattfinden, namentlich im Traumgeſichte; in anderen hingegen hat ſich offenbar ein Bild formirt, welches wirklich im Luftraume befindlich iſt und vor Augen ſchwebt.

Wie vertraut ſchon das Alterthum mit der Sache war, ſieht man unter Anderem aus einer Bibelſtelle und einem daſelbſt begegnenden Ausdrucke dafür. In der Apoſtelgeſchichte*) ſagt die Magd Rhode: ſie vernehme die Stimme des Apoſtels Petrus, der vor der Thüre ſtehe; und Einige ſagen darauf: „Es iſt ſein Engel.“ Er war nämlich verhaftet worden, und man glaubte, er befinde ſich noch im Gefängniß. Hier wird Engel genannt, was ich Eidolon zu nennen pflege, dies durch die magiſche Seelenkraft erzeugte und in die Sichtbarkeit hinaus geſtellte perſönliche Körperbild.

5.

Es ſoll nun eine Anzahl von Relationen folgen, welche das im Allgemeinen Bemerkte durch Beiſpiele zu belegen und hierbei noch ſpeciellere Züge herauszuſtellen geeignet ſein werden. Es iſt dem Plane des Werkes gemäß, auch auf Sage und Volksglauben Rückſicht zu nehmen und das darin traditionell Bewahrte mit den zuverläſſiger und in neuerer Zeit berichteten Thatſachen in Verbindung zu bringen. Wir wollen mit einigen Fällen beginnen, wo ſich das

*) Capitel 12, 13 ff.

in Rede ſtehende Vermögen in Schlaf, Traum, Erſtarrungszuſtande, Krankheit, Ohnmacht und Todesnähe entwickelt und offenbart.

Von einem gelehrten Profeſſor an der hohen Schule zu Utrecht wird erzählt, wie er einige Zeit vor ſeinem Ende doppelt geſehen worden ſei. Nahe an ſeinem Bette ſtand ein Tiſchchen; und da hatte er die Gewohnheit, Nachts, wenn ſeine Frau ſchon zu Bette war, noch das Eine oder Andere aufzuſchreiben. Einſt hatten ſich beide zugleich zur Ruhe begeben. Einige Stunden darauf erwacht die Frau und ſieht im Schlafzimmer Licht; ſie erhebt ſich und erblickt an dem Tiſchchen ihren ſchreibenden Mann. Sie fühlt neben ſich; da liegt ihr Gatte auch neben ihr zu Bette. Zu gleicher Zeit verſchwindet die Geſtalt am Tiſche und das Licht. Nicht lange darauf wurde der Profeſſor krank und ſtarb.*) Hier iſt zugleich die geiſterhafte Lichterzeugung bemerkenswerth.**)

Die Entbindung der magiſchen Kraft mit hervortretendem Eidolon im Schlafe und Erſtarrungszuſtande, ſowie der umgekehrte Vorgang, wo die Pſyche wieder

*) Wolf, Deutſche Sagen. S. 508 f.

**) Das Lebendige und Seeliſche iſt überhaupt eine Licht- und Feuernatur, wenn das leuchtende und brennende Princip auch nicht offenbar wie doch jedenfalls im Glanze des lebensvollen Auges der Fall. Geiſterhaft erſcheinende Somnambülen, wie die merkwürdige Auguſte Müller, und Geſtorbene beſſerer und ſeligerer Art zeigen, ſich lichtumfloſſen: umgehende Geſpenſter werden vom Volke nicht ſelten feurig und flammend erblickt und ſollen auch Gegenſtände entzünden und verbrennen; und wir werden unten das Eidolon einer Lebenden finden, das ſich verſchwindend in eine Feuererſcheinung verwandelt. Mehr über dieſen Gegenſtand ſ. Buch III. Nr. XII.

in ihre körperliche Schranke zurückkehrt, der gewöhnliche Zuſtand des Menſchen wieder hergeſtellt wird und das Erwachen aus Schlaf und Erſtarrung erfolgt, wird ganz deutlich in einer von Frau Courtmans mitgetheilten und in Wolf's deutſchen Sagen befindlichen Ueberlieferung beſchrieben. Auf einem Meierhofe in Oſtflandern war eine Magd, die etwas Sonderbares in ihrem Weſen hatte, was dem Bauer auffiel und verdächtig war. Er ließ daher ſein Töchterchen bei ihr ſchlafen, mit dem Auftrage, Acht zu haben, was ſie wohl Nachts vornehmen werde. Das Kind ſah, wie das Mädchen gegen 11 Uhr aufſtand und zur Thüre hinausging, zu gleicher Zeit aber doch im Bette liegen blieb, worüber ſich die Kleine höchlichſt verwunderte und von Furcht ergriffen wurde. Sie wollte die Schlafende wecken; aber die lag wie todt und gab kein Lebenszeichen von ſich. Das dauerte bis 4 Uhr Morgens; da ſah das Kind, wie die Magd wieder zur Thüre hereinkam und ſich zu Bette legte. In demſelben Augenblicke verſchwand die geſpenſtige Verdoppelung und die Magd erwachte.*)

*) Wolf, a. a. O. Nr. 342. Es folgt dann die Beſchreibung des Hexentanzes, zu dem ſich die Magd begeben, auch das von ihr verführte Kind mitgenommen habe. Der berüchtigte Hexentanz, Hexenſabbath, wird im Lichte ſolcher Nachrichten und im Zuſammenhange unſerer Unterſuchungen als eine Verſammlung und Berührung ſich eidolomagiſch dazu einfindender Perſonen erkannt. Das Mittel der Entrückung oder Ausfahrt war die Schlaf- und Erſtarrungsekſtaſe, in welche man entweder von ſelbſt verfiel oder ſich durch Einreiben einer narkotiſchen Salbe (Hexenſalbe) verſetzte, wovon Wierus in ſeinem bekannten Buche ein Recept mittheilt. Ausfahrt und Zuſammenkunft waren, wenn das Experiment gelang, nicht nur traumartig-imaginär und illuſoriſch, ſondern, wie die Betreffenden

In Preußen iſt oder war doch ehemals der Glaube verbreitet, daß auch Lebende ſpukten, daß es Menſchen gebe, die Nachts keine Ruhe hätten und als Geſpenſter umherſchweiften, wobei ſie allerlei Formen und fremdartige Geſtalten annähmen, ſogar Geſänge hören ließen. So wie es Nachtwandler giebt, die im Schlaf aufſtehen und allerlei Verrichtungen vornehmen, auf die Dächer ſteigen u. ſ. f., ſo giebt es jenem Volksglauben nach auch andere, ebenfalls „Nachtwandler" geheißene, die als Geſpenſter und Spukgeſtalten umgehen. Sie ſollen davon ſo abgemattet werden, daß ſie ein ſchwächliches Anſehen bekommen, ſtets ſiechen und früh dahinſterben.*) Hat es damit ſeine Richtigkeit, ſo iſt jenes geſpenſtige Wandeln ſelbſt ſchon ein Krankheitsſymptom, ein Beginn der Auflöſung. Das Individuum ſpaltet ſich bereits in einen phyſiſchen und in einen pſychiſchen Theil, der ſein Weſen für ſich zu treiben beginnt. Das iſt dasſelbe, was das ſonſt ſogenannte Geſpenſt, der erſchei-

---

ſelbſt ſo feſt überzeugt waren, in der That reell, aber nicht phyſiſch reell, mit dem ſtofflichen Leibe geſchehend, der vielmehr in Erſtarrung zurückblieb, ſondern mittelſt der Production eines in ſeiner Art wirklichen, mit pſychiſcher Lebendigkeit und Präſenz erfüllten perſönlichen Ebenbildes. Es wurde hier in Gemeinſchaft Daſſelbe vollbracht, was in den von uns vorgeführten Fällen ſonſt nur in iſolirter Weiſe geſchieht.

*) Tettau und Temme, Preuß. und Litthauiſche Volksſagen. S. 273. Die Ausfahrt der Hexen war ebenfalls ſehr erſchöpfend, ſo daß die Mattigkeit nach der Rückkehr oft mehrere Tage anhielt. Perty, Myſt. Erſchein. S. 379. Auch das Spuken der Suſette B., von der unten die Rede ſein ſoll mattete ſie ſehr ab; ſie ſtarb, nachdem ſie zwei von ihr lange, vorausgeſagte Blutſtürze gehabt. Magikon IV. Perty, a. a. O. S. 262.

nende Geiſt verſtorbener Menſchen iſt, nur daß der Zuſammenhang mit Leib und Leibesleben noch nicht ſo völlig aufgehoben iſt.

In den deutſchen Sagen der Brüder Grimm*) findet ſich eine aus dem Münſterland aufgenommene Tradition, die theilweiſe ebenfalls hierher gehört. In dem Stift Freckenhorſt war eine ſehr fromme Aebtiſſin, aber eine böſe, geizige und gegen arme Leute unmenſchlich harte Haushälterin, Jungfer Eli genannt, welche nach ihrem Tode keine Ruhe hatte und in der Abtei ſpukte, auch im Walde erſchien und da von einem Baumzweige zum anderen flog. Die Erſcheinungen, Neckereien, Aufdringlichkeiten und Quälereien dieſes gemeinen und unartigen Geſpenſtes werden mit großer Beſtimmtheit und Genauigkeit beſchrieben; einmal erſchien ſie der Aebtiſſin auf dem Wege nach Warendorf, hielt die Pferde an und wollte in den Wagen hinein, ſo daß man Mühe hatte, ihr zu entrinnen. Die Aebtiſſin berief wegen der Plage ſämmtliche Geiſtliche der ganzen Gegend, um Jungfer Eli aus der Abtei zu bannen, was denn auch endlich gelungen ſein ſoll. Doch ſoll ſie der Sage nach noch alle Jahre einmal mit ſchrecklichem Gebrauſe über die Abtei fahren, einige Fenſterſcheiben einſchlagen und dergleichen mehr.

Das erwähnen wir nur auszüglich, um das Ganze zu charakteriſiren. Ein Zug aber intereſſirt uns hier beſonders. Als Jungfer Eli am Sterben war, rief man einen Geiſtlichen, ſie zum Tode zu bereiten. Als der durch den Baumgarten ging, ſah er

*) Th. I. Nr. 121.

die Jungfer in ihrem grünen Hütchen mit weißen Federn auf einem Apfelbaume ſitzen. Wie er aber in's Haus kam, lag ſie im Bette und war böſe und gottlos, wie immer, drehte ſich vom Pfarrer weg nach der Wand und endete ſo. In dem Momente zerſprang die Glocke und fing der ſchon erwähnte arge Spuk an, wobei ſie auch wieder „gerade wie ſie ſonſt leibte und lebte“ zu ſehen war.

Das Eidolon, das erſcheinende Ebenbild dieſer Perſon, fing alſo ſchon vor ihrem Tode an, ſeine geſpenſtige Rolle zu ſpielen. Da erſchien ſie als Doppelgängerin; nach ihrem Tode, wo das Körperliche wegfiel, zeigte ſie ſich einfach als „Geiſt“ oder „Geſpenſt.“ Und ſo ſehen wir aus dieſer intereſſanten Sage recht deutlich, wie nahe ſich beiderlei Erſcheinungen ſtehen.

Ein geſichertes Factum aus neuerer Zeit liefert der Dr. der Theologie und geiſtl. Geheimrath Horſt aus ſeinem eigenen Verwandtſchaftskreiſe. „Sie iſt mir,“ ſagt er, „mehrmals von meiner Schwiegermutter, der Profeſſorin Schwarz, und mehreren anderen Familiengliedern als eine Sache erzählt worden, an deren Wahrheit und Gewißheit gar nicht zu zweifeln ſei. Die Mutter der Genannten, Frau St. zu D., war eine Frau von zartem Körperbau und reizbaren Nervenſyſtem, litt an hyſteriſchen Zufällen, ward aber doch etliche ſiebenzig Jahre alt. Ihre Schweſter und deren Mann, Pfarrer zu B., unweit D., nebſt einer alten Magd, waren an einem Winterabend im Zimmer beiſammen, beide weibliche Weſen mit einer häuslichen Arbeit beſchäftigt. Da ſehen ſie alle drei auf einmal Frau St. mitten im

Zimmer am Tiſche ſitzen und in eine offene Bibel blicken, als ob ſie läſe. Schreck und Erſtaunen ergreifen die Wahrnehmenden; der Pfarrer faßt ſich und geht auf die Geſtalt zu, um mit ihr in die Bibel zu blicken — da iſt ſie weg. Alle drei begaben ſich hierauf, ſo ſpät es ſchon war, noch mit der Laterne nach D., wo man über ihren Beſuch erſtaunt, deſſen eigentliche Urſache ſie nicht entdecken wollten. Frau St. war bettlägerig, doch heiter und munter, und hat nachher noch lange gelebt. Es war alſo eine kränkliche Perſon, die in gewiſſen Momenten doppelgängeriſch ſich ſelber ſpaltete und ſich dann in der Ferne eidolomagiſch blicken ließ. Horſt erwähnt noch Anderes, welches darthut, daß dieſe Frau etwas Somnambüles und Seheriſches gehabt und in die myſtiſche Region des Daſeins eingetaucht war. Der Pfarrer hat die Stelle oder das Capitel in der Bibel, worauf die erſchienene Geſtalt hingeblickt, wohl erkannt und im Gedächtniß behalten, aber Niemandem mitgetheilt, ſo daß es ſcheint, die Sache habe eine beſondere Bedeutung gehabt.*)

Dem Legationsrath F. erſchien ſeine entfernte kranke Mutter, wobei bemerkenswerthe Umſtände vorkommen. Nach vorausgegangener Unruhe des Hundes und einem Wiſchen und Klopfen im Zimmer umher, erblickte er vor ſeinem Bette eine weiße Dunſtfigur,

*) Die aufgeſchlagene Bibel kommt öfters vor; ſo in einem bei Hennings zu leſenden und von Schindler (ſ. oben) erwähnten Fall, der übrigens in die Kategorie des Sichſelberſehens gehört. Einem Manne wird einige Tage vor ſeinem Tode im Traume von ſeinen verſtorbenen Eltern eine große Bibel vorgetragen und eine Stelle darin bezeichnet, ſ. Nr. V dieſes Buches.

in der er ſogleich ſeine Mutter erkannte; an ihrer Haube ſah er deutlich ein violettes Band. Er ſprang aus dem Bette, ſie floh vor ihm und verſchwand; an der Stelle des Verſchwindens bildete ſich eine Feuererſcheinung. Es war 1 Uhr in der Nacht. Um dieſelbe Zeit hatte ſich die Mutter äußerſt krank gefühlt, ſo daß ſie zu ſterben meinte und lag dann athemlos und wie todt. Später fragte ſie, ob ſie nicht ihrer Schweſter oder ihrem Sohne erſchienen ſei, ſie habe ſo ſehnlich beſonders an den letzteren gedacht; ſie hatte damals auch ein violettes Band an ihrer Nachthaube gehabt. *)

Es wird ferner von einem Mädchen erzählt, das ſchon als Kind etwas eigenthümlich Myſtiſches und Ekſtatiſches hatte, für Kinderſpiele keinen Sinn zeigte, oft aber, wie es behauptete, in den Himmel gerufen wurde, um dort mit den Engeln zu ſpielen. Als es 18 Jahre alt war, entdeckte man an ihm eine ſeltſame Eigenſchaft. Die Schweſter kommt von einem Beſuche nach Hauſe und findet Seraphinen, wie das Mädchen genannt wird, nicht weit vom Fenſter in einer Art von Erſtarrung mit unbeweglichen Augen ſtehen. Sie bemüht ſich um dieſelbe, ſie ſchließt ſie in ihre Arme, ohne jedoch auch ſo von ihr bemerkt zu werden. Nun fällt ihr Blick in den Garten hinab und ſie ſieht zu ihrem namenloſen Erſtaunen dieſelbe Seraphine, die ſie in ihren Armen hält, zur Seite des Vaters wandeln; das Marmorbild fängt jetzt an, ſich zu regen, zu gleicher Zeit verſchwindet Seraphinen's Geſtalt im Garten, der Vater ſucht nach ihr, findet ſie nicht,

*) Moritz, Magazin für Erfahrungsſeelenkunde VI, 78.

kommt in das Zimmer herauf und iſt höchſt verwundert, die ihm ſo plötzlich Entſchwundene hier zu ſehen. Die Geſchichte des Mädchens iſt in dem Geſpenſterbuche von Apel und Laun I. S. 242 unter dem Titel „die Verwandtſchaft mit der Geiſterwelt“ zu leſen und hat, wie Horſt*) mehrmals bemerkt und verſichert, eine rein hiſtoriſche Grundlage.

Der Diſſenterprediger Wilkens erzählt aus ſeinem eigenen Leben Folgendes. Als er ſich 1754 auf der Akademie zu Ortery befand, träumte ihm einmal in der Nacht, er gehe durch das 100 engliſche Meilen entfernte Gloceſterſhire, beſuche daſelbſt die Seinigen, könne nicht zur Vorderthür hinein, öffne jedoch die Hinterthüre, finde den Vater ſchlafend, die Mutter wachend und ſage zu ihr: „Mutter, ich mache eine weite Reiſe und komme, dir Adieu zu ſagen;“ worauf dieſe erwiederte: „O theuerer Sohn, du biſt todt!“ Es ergab ſich weiterhin, daß im elterlichen Hauſe zu derſelben Zeit ganz entſprechende Wahrnehmungen gemacht worden waren. Der Vater ſchlief, die Mutter aber wachte und hörte, wie Jemand zur Vorderthüre herein wollte, dann, wie dieſe verſchloſſen war, zur Hinterthüre hineinging, mit dem kennbaren Tritte des Sohnes emporſtieg, an ihr Bett trat und obige Worte ſagte, worauf ihrerſeits die angegebene Antwort erfolgte. Sie weckte darauf ſogleich den Gatten und erzählte ihm das Vorgegangene. Uebrigens war dieſes Ereigniß leer und bedeutungslos, es folgte kein Unfall darauf; Wilkens ſtarb i. J. 1800

*) Deuteroſkopie, II. S. 146 ff., 149.

im 70. Lebensjahre.*) Seine Seele entwickelte alſo in Schlaf und Traum bloß die während des wachen und geſunden Lebens meiſt gebunden und nicht zum Bewußtſein und Gebrauche gelangende Kraft, ſich mit Aufhebung räumlicher Trennungen anderen Perſonen in ſinnlich wahrnehmbarer Weiſe zu offenbaren.

Dem Dr. Wötzel, der die bekannten Schriften über die Erſcheinung ſeiner verſtorbenen Frau geſchrieben, erzählte ein Actuarius in Leipzig Nachſtehendes. Der Vater deſſelben fiel einſt in Folge einer Verwundung in eine tiefe Ohnmacht, von welcher er erſt nach einer Stunde zu erwecken war. Er beklagte ſich darüber, aus dieſem Zuſtande gebracht worden zu ſein, worin ihm ſo wohl geweſen; es ſei ihm zugleich vorgekommen, als befinde er ſich bei ſeinem Bruder in Berlin, der mit Familie und Freunden in der Laube unter der großen Linde geſeſſen und Kaffee getrunken, ſeiner beim Annahen anſichtig geworden und ihm entgegen gegangen ſei. Bald darauf kam von eben dieſem Bruder in Berlin ein Brief, mit der Frage, was denn wohl an jenem Tage und zu jener Stunde vorgefallen ſein möge; wobei obige Scene genau ſo erzählt wurde, wie ſie der Vater beſchrieben hatte. Der Bruder ſah ihn kommen, freute ſich über ſeine Ankunft, trat ihm entgegen und wollte ihn umarmen; auch die Anderen alle, die zugegen waren, erblickten die Geſtalt, die denn mit einem Male verſchwunden war. Der Actuar bemerkte hierzu: „Da

*) Welby, Vorboten des Todes. London 1825. Daraus: Blätter aus Preworſt X und Gerber, Nachtgebiet der Natur. S. 345 ff.

mein Vater im Zustande der Ohnmacht, aber noch lebend, während sein Körper dalag und fortvegetirte, seinem entfernten Bruder in Lebensgröße, leibhafter Gestalt und Kleidern, am Tage und vor einer ganzen Gesellschaft, wo Täuschung und Betrug unmöglich war, zu erscheinen vermochte, so ist leicht zu glauben, daß uns so auch Verstorbene erscheinen können, deren Seele sich ganz und für immer vom Leibe getrennt.“**)

Ein ekstatisches Heraustreten aus sich selbst während einer Geistererscheinung, so daß sich das Eidolon des Lebenden zu dem des Todten gesellt, begegnet in folgendem Falle. Ein deutscher Missionär reist zur Herstellung seiner Gesundheit nach Deutschland, stirbt aber daselbst. Da zeigt er sich seinem Nachfolger Winter in Indien. Er geht durch dessen Schlafzimmer in dessen Studierzimmer und schlägt hier das Rechnungsbuch des Localmissionsfonds gerade da auf, wo er, der Verstorbene, die Bilanz gezogen, so andeutend, daß eine in Madras hinterlegte Summe wieder erhoben werden könne, worüber er, vom Tode überrascht, nicht mehr hatte schreiben können. Winter erklärt, daß er im Momente der mitternächtigen Erscheinung magnetisch halbwach und dann außer dem Leibe war, so daß er dem Geiste in das Studierzimmer folgte und mit ihm in das Buch sah, wobei es um sie licht war. Gleich darauf war die Erscheinung verschwunden; sofort befand sich auch Winter wieder in seinem Körper und in wachem Zustande mit voller Erinnerung des Vorgegangenen.*)

*) Wötzel, „Meiner Gattin wirkliche Erscheinung nach ihrem Tode.“ 4. Aufl. S. 215.

**) Magikon V, 91.

6.

Was die willkürlichen Kundgebungen und Selbſtdarſtellungen geiſter- und ſpukhafter Art betrifft, ſo gewährt vor Allem die Geſchichte des Somnambulismus eine werthvolle Ausbeute. So war z. B. die ſogenannte Seherin von Prevorſt ſchon, als ſie noch lebte, eine Art von Geiſt und Geſpenſt, und vermochte, ſolchen Weſen gleich, zu ſpuken und ſich fernehin anzuzeigen, namentlich durch Klopfen in fremden Häuſern, während ſie zu Hauſe im Bette lag.*) Jene Thereſe von B., von welcher Szapari berichtet, konnte, wie ſchon oben erwähnt, nächtliche Beſuche machen und entfernte Perſonen durch elektriſche Schläge erſchüttern; eine Andere theilte Stöße aus, die in einer Entfernung von mehreren Stunden empfunden wurden.**) Die Autoſomnambule Suſette B. ſagte, ſie ſei im Stande, ihren Geiſt zu verſetzen, wohin ſie wolle; auch habe der Geiſt in ſolchem Falle die Macht, dieß oder jenes geſchehen zu laſſen. Sie bewies dies auch durch die That. Sie ſpukte und machte beſonders Ungläubigen geiſterhafte Beſuche nicht nur bei Nacht, ſondern auch bei Tag. So trat ſie bei Dr. Ruffli zu Seengen, Canton Aargau, dem ſie einen Beſuch angekündigt hatte, im Nachtgewand in's Schlafzimmer und blies der Frau R. das Licht aus. R. und ſeine Frau, beide wach, ſahen ſie auf das Deutlichſte und ſchrieben ſogleich an Suſette's Eltern nach Z.; ſie war zu der Stunde im tiefen

*) Kerner, Seherin von Prevorſt I. S. 133 f. der 2. Ausgabe.

**) Blätter aus Prevorſt III, 182. Perty, myſt. Erſchein. S. 465.

magnetiſchen Schlafe, wie eine Leiche, dagelegen. Auch ihrer Mutter blies ſie einmal ſpukend das Licht aus und rauſchte dann an ihr vorüber, wie Papier.*)

Von größtem Intereſſe ſind ferner die von der ſomnambulen Auguſte Müller willkürlich in's Werk geſetzten geiſterhaften Erſcheinungen und Wirkungen. Einſt wurde ſie von einer Freundin beſucht, die ihr ſagte, ſie leide an Zahnſchmerz und werde deshalb morgen nicht kommen können. Nun ſo werde ſie ihr heute Nacht einen Beſuch machen, warf Auguſte hin. Die Freundin achtete dieſe Rede nicht und legte ſich zur Schlafenszeit bei verſchloſſener Thüre nieder. Zwiſchen 12 und 1 Uhr erwachte ſie und ſah vor ihrem Bette eine lichte Wolke ſtehen. Sie erkannte die Auguſte im Nachtanzuge, von Licht umfloſſen und ſie überaus freundlich anlächelnd. Es wurde ihr unheimlich; Auguſte bedeutete ſie, daß ſie keinen Grund, ſich zu fürchten, habe. Die Freundin rückte darauf an die Wand und Auguſte legte ſich neben ſie. Darauf ſank Jene wieder in Schlaf, erwachte am Morgen und war von ihrem Uebel befreit. Sie ging ſofort zu Auguſte und verbat ſich ihre Nachtbeſuche in der Meinung, ſie ſei leiblich bei ihr geweſen; erfuhr nun aber zu ihrem großen Erſtaunen, daß nur das magnetiſche Ich der Somnambule bei ihr geweſen und ſich zu ihr gelegt habe, um ſie von ihrem Schmerze zu befreien. Auguſte lag bei allen ſolchen magnetiſchen Abweſenheiten wie leblos in ihrem Bette. Als man ſie fragte, wie ſie den Weg in die ziemlich ferne Straße zurückgelegt, entgegnete ſie, es ſei ihr in ſolchem Falle,

*) Magikon IV. S. 195.

als ſchwebe ſie zwiſchen Himmel und Erde dahin. Auch einem Verwandten des Stabarztes Meier, der dieſes Vermögen bezweifelte, machte ſie einen ſolchen Nachtbeſuch. Er wurde um 4 Uhr durch eine ungewöhnliche Helle erweckt, und ſah das lichtumfloſſene, blendend weiße, ihn freundlich anlächelnde Eidolon Auguſten's vor ſich. Er beobachtete es eine gute Weile; wie er es anreden wollte, verſchwand daſſelbe. Am anderen Morgen ging er zu Auguſte; ſie fragte ihn, ob ihm dieſe Nacht nichts Beſonderes begegnet wäre; er antwortete mit Nein. Sie aber fuhr fort: „Glaubſt du nun, daß ich wahr geſprochen?“ Er gab zu, überwieſen zu ſein.*) Die Erſcheinungen dieſer Somnambule haben einen ſehr ſchönen Charakter und gleichen denen, in welchen ſich ſelige Geiſter kund gethan haben ſollen.

Unzarter als die der freundlichen Auguſte Müller, war die Belehrung, welche eine junge Dame zu London einem Ungläubigen und Spötter über Geiſtererſcheinungen gegeben haben ſoll. Sie ſagte zu ihm, er ſolche wiſſen, daß nicht nur Todte, ſondern auch Lebende erſcheinen könnten, und daß ſie ſelbſt dies Vermögen beſitze. Das gab er natürlich nicht zu. Einige Tage darauf erzählte die Dame, ſie habe dem Herrn einen Geiſterbeſuch gemacht und ihm, während er ein Gedicht von Keats recitirte, eine Ohrfeige gegeben. Derſelbe beſtätigte am folgenden Tage die Thatſache und erklärte ſich für überzeugt und bekehrt.**)

*) Dr. Meier, Geſchichte der magn. helſ. A. Müller. S. 95. Kieſer, Tellurismus I. S. 233, 282. Perty, myſtiſche Erſcheinungen. S. 480.

**) Spiritual Magazine. Juli 1861.

Miſtreß Artemiſia Coffinberry, eine lebende Dame, vermag ſich nach dem Herald of Progress ebenfalls an fernen Orten zu manifeſtiren. Namentlich in Krankheitszuſtänden und Ekſtaſen ſchaut ſie das Entfernte und macht ſie Beſuche; behauptet auch mit Geiſtern abgeſchiedener Menſchen in Verbindung zu ſtehen. J. J. 1857 erhielt ſie von A. E., dem Bruder ihres Gemahls, die Nachricht, er habe die irdiſche Sphäre verlaſſen und ſei in die himmliche eingetreten. Bald darauf belehrte ſie ein Brief, derſelbe ſei erſt einige Tage nach jener Mittheilung geſtorben, habe ſich aber zur Zeit derſelben in kataleptiſchem Zuſtande befunden. Nach ſeinem Tode erſchien er und ſagte: „er habe uns damals beſucht und uns jene Nachricht ertheilt; ſei dann aber wieder ins Leben zurückgekehrt und habe einige Tage bis zu ſeinem Ende zwiſchen der dieſſeitigen und jenſeitigen Exiſtenz hin- und hergeſchwankt.*)

Ein ſehr ausgezeichneter Fall**) iſt nachſtehender. Der Schottländer Robert Bruce diente 1828 als Unterſchiffer auf einem Handelsſchiff, welches zwiſchen Liverpool und St. John in Neubraunſchweig fuhr. An der Küſte von Neufoundland war er Mittags in ſeiner Cajüte, welche an die des Capitäns ſtieß, mit Berechnung der Länge beſchäftigt; er glaubte den Capitän in deſſen Cajüte ſchreiben zu ſehen, rief hinein, fragend, wie er es gefunden habe, und ging, da keine Antwort erfolgte, zu ihm hin. Wie der Schreibende den Kopf erhob, erblickte er ein völlig fremdes Geſicht, welches

*) Hornung's neueſte ſpirit. Mittheil., 2. Ausg. S. 329.

**) Berichtet in Owens Footfalls on the boundary of another world.

ihn ſtarr betrachtete. Bruce eilt auf das Verdeck und ſagt dem Capitän, was ihm begegnet ſei; ſie gehen zuſammen hinab und finden Niemand; aber auf der Tafel des Capitäns ſtand geſchrieben: „Steuert nach Nordweſten!“ Die Handſchrift war unbekannt und abweichend von der aller auf dem Schiffe Befindlichen, welche ſchreiben konnten; eine fremde Perſon wurde, wie man nachſuchte, nirgend verſteckt gefunden. Man ſteuerte nun wirklich nach Nordweſten, und ſtieß nach einigen Stunden auf ein in einem Eisberge ſteckendes Wrak; es war ein nach Quebeck beſtimmtes verunglücktes Schiff, Mannſchaft und Reiſende in äußerſter Noth. Man brachte die Letzteren an den Bord des herbeigekommenen Schiffes; hierbei ſah Bruce den Mann wieder, den er hatte ſchreiben ſehen, Geſicht und Kleidung waren ganz dieſelben, auch die Handſchrift, als man ihn erſuchte, jene Worte zu ſchreiben, ganz die nämliche. Derſelbe war, wie der Capitän des verunglückten Schiffes erzählte, Mittags in einen tiefen Schlaf verfallen, und hatte, nach einer halben Stunde erwacht, die Verſicherung gegeben, noch heute werde Hülfe kommen, auch das Schiff, wohin er ſich im Schlafe verſetzt geſehen, ſo genau beſchrieben, daß es die Verunglückten, wie es da war, als das Geſchilderte und Verheißene erkannten. Der Mann war ſomit in dieſem Zuſtande hellſehend geworden, hatte das im Umkreis ſeinen Weg verfolgende Schiff geſchaut, ſich eidolomagiſch daſelbſt ſehen laſſen und auf die Tafel obige Weiſung geſchrieben. Eines der inſtruktivſten Beiſpiele, welches uns lehrt, wie weit das ekſtatiſche Vermögen des Menſchen in ſolchen Fällen

geht und was er, wenn er es in ſeiner Gewalt hat, damit auszurichten im Stande iſt.

Sehr merkwürdig iſt endlich die von Jung Stilling*) ausführlich vorgetragene Geſchichte von einem Amerikaner, der im Stande war, ſich willkürlich, während ſein Leib wie der eines Todten dalag, mit ſeiner Seele und erſcheinenden Körpergeſtalt in entlegene Gegenden zu verſetzen und ſich daſelbſt befindlichen Perſonen auf eine täuſchende Weiſe ſichtbar und hörbar zu machen. Ein Schiffscapitän, der nach England geſegelt, blieb ſo lange aus, daß deſſen Frau darüber unruhig wurde. Sie ging, um Auskunft darüber zu erhalten, jenen Seher und Ekſtatiker an, der ſich in ein Nebenzimmer verfügte, ſich in den beſchriebenen Zuſtand verſetzte und dann berichtete, er habe den Capitän zu London geſehen und geſprochen und deſſen baldige Zurückkunft erfahren. Das konnte Einbildung oder Lüge ſein: allein die Ausſage beſtätigte ſich. Der Capitän kam zurück, traf mit dem Manne zuſammen und erkannte in ihm denſelben, mit welchem er in London geſprochen. Die Zeit war genau diejenige geweſen, in welcher ſich der Mann in die magiſche Ekſtaſe verſetzt hatte.

Auch der Wahnſinn, als ein außerordentlicher, die Schranken des gemeinen Bewußtſeins und Wirkens durchbrechender, zuweilen mit Somnambulismus complicirter**) Zuſtand entwickelt Kräfte, die in's

*) Theorie der Geiſterkunde, 1808. S. 78.

**) In einem von dem ungariſchen Gerichtsarzt Hanak (Geſch. eines natürlichen Somnambulismus. Leipzig 1833) beſchriebenen Falle wurde ein Jüngling, den im 6. Jahre ein wüthender Hund gebiſſen, im 16. epileptiſch, irrſinnig und

Wunderbare gehen und, ſofern ſie unmittelbar (magiſch) in die Ferne reichen, in unſeren Zuſammenhang eingereiht werden können. Ein ſonſt geſchätzter Lehrer lebte in ſteter Angſt vor Vergiftung. Ein ehemaliger Schüler deſſelben ſieht ihn in einer Nacht im Traume vor ſich ſtehen und mit fürchterlicher Stimme rufen: „Helfen Sie mir! Ich bin vergiftet.“ Es war Anfangs Juli; zu derſelben Zeit war der Unglückliche, wie nachher ein Brief berichtete, in's Irrenhaus gebracht worden. Ein Wahnſinniger ruft ſeinen viele Meilen weit entfernten Bruder Karl, daß es dieſer deutlich hört; zugleich ſchlägt ein Schlüſſel, der ſich in des Bruders auf dem Tiſche liegender Weſte befindet, dreimal auf den Tiſch.*)

7.

Es giebt Individuen, die, ohne es zu wiſſen und zu wollen und auch ohne in beſondere Zuſtände zu gerathen, ſelbſt wenn ſie ihren gewöhnlichen Geſchäften obliegen oder ſonſt in wacher Thätigkeit ſind, als Doppelgänger erſcheinen und an anderen Orten, als wo ſie ſich leibhaft befinden, geſehen werden, wovon hier eine Anzahl von Beiſpielen folgt.

Der Pfarrer M. Goldſchmidt zu Sterup in ſeinem „hölliſchen Morpheus“ und nach ihm Horſt im II. Theile der Zauberbibliothek theilt mit, wie ein Mann, der in phyſiſcher Realität zu Hauſe war, von mehreren Anderen im Felde erblickt wurde, und wie ihn dann ſeine eigenen Hausgenoſſen durch die Garten-

ſomnambul. Er bezeichnete einmal als Heilmittel ein gewiſſes Kraut, Gentiana Amarella L., welches in Rußland als ein kräftiges Mittel gegen die Hundswuth gilt.

*) Magikon III, 102. II, 233.

thüre zurückkehren und im Garten verſchwinden ſahen. Die finſtere, Alles diaboliſirende Tendenz jener Zeit und ihrer Autoren*) braucht uns in ſolchen Fällen nicht abzuſchrecken, und die Thatſachen werden deshalb noch keineswegs zur Lüge geſtempelt. Die in Rede ſtehende Geſchichte wird dort umſtändlich mit genauer Bezeichnung der Orte, Namen ꝛc. vorgetragen. Die Erſcheinung war von Folgen; das geſpenſtig verdoppelte Individuum verfiel darüber in Melancholie, indem es ſich einbildete, von Gott verworfen zu ſein, da derſelbe dem Teufel geſtatte, in ſeiner Perſon zu erſcheinen. Der Pfarrer Goldſchmidt hatte ſich lange zu bemühen, ihm ſeine deſperaten Gedanken auszureden, von welchen ihn unſere Eidolologie leichter befreit haben würde. Er ſchließt die Erzählung mit den Worten: „Dieſes nun, was ich ſelbſt erfahren und erlebt, weiß ich, daß es gewiß und wahrhaftig iſt, und ſoll kein Atheiſt und Becker'ſcher Schwärmgeiſt**) mir die die Wahrheit deſſelben benehmen."

Derſelbe giebt noch ein zweites Beiſpiel, welches ſich zu Huſum, ſeinem Geburtsorte, mit einem „Gott fürchtenden und rechtſchaffenen" Prediger zugetragen. Er ſchreibt wörtlich: „Seine Liebſte ging eben von ihm aus der Stuben; da ſie in den Vorhof kommt,

---

*) Franciſci ſchrieb einen „hölliſchen Proteus," Goldſchmidt einen „hölliſchen Morpheus;" dazu gehört auch „der vielförmige Hinzelmann," wo dieſelbe Theorie herrſcht; es wurde eine ganze kakodämoniſche Phänomenologie und Metamorphoſenlehre entwickelt.

*) Aufklärer hieß man damals Schwärmgeiſter. Jetzt „ſchwärmen" aufgeklärte und aufklärende Leute nicht mehr. So ändert ſich der Sprachgebrauch.

ſieht ſie ihn bei den Krauttöpfen ſpazieren. Darüber wird ſie hoch beſtürzet, laufet flugs wiederum der Stuben zu und findet ihn ruhig ſtudiren.“ Bald darauf ſtarb der Prediger. Hier ſcheint das Phänomen demnach einen pathologiſchen Grund gehabt zu haben.

Horſt hat eine ſolche Erſcheinung mit eigenen Augen geſehen. Er befand ſich gerade in dem Hauſe eines berühmten Gelehrten, als ein jüngerer dieſes Standes kam, um Erſterem ſeine Aufwartung zu machen. Er war im Hauſe bekannt; man ſagte ihm daher, er möge nur hinauf in das Zimmer des Vaters gehen, wo ſich derſelbe befinde. Er geht. Da erblicken Mehrere den Vater im Garten; man eilt dem jungen Manne nach, um ihm das zu ſagen, und findet ihn in der halb offnen Thüre mit ſtarrem Blicke;*) Horſt tritt zu ihm hinan und Beide ſehen nun den Mann in derſelben Kleidung, in der man ihn ſo eben im Garten wahrgenommen, an ſeinem Schreibpulte ſitzen, etwas vorgebogen, als ob er ſchriebe. In demſelben Momente ruft ebenderſelbe zur Hinterthüre herein, man möge zu ihm in den Garten kommen. Man ſchließt betroffen die Thüre und folgt dem Rufe. Ereignet hat ſich nichts Beſonderes darauf.

„Ich kenne,“ ſagt Horſt,**) „zum Mindeſten noch 5—6 ähnliche Geſchichten, die mir von glaubhaften Perſonen aus eigener Erfahrung mitgetheilt worden ſind. Die Sache iſt durch eine ganze Wolke von nicht zu bezweifelnden Thatſachen ſo vollſtändig erwieſen und beſtätigt, daß man ſich

*) Warum dieſer ſo erſtaunt geweſen, iſt aus der Erzählung (Deuteroſkopie II. S. 140) nicht klar.

**) Deuteroſkopie II. S. 141.

wundern muß, wie man man ſie noch immer beſtreiten mag.“ Das iſt im Jahre 1830 gedruckt. Die kluge Welt iſt noch jetzt nicht geneigter, dergleichen Dinge einzuräumen. Wenn der Menſch Etwas nicht glauben will, ſo überzeugen ihn auch „ganze Wolken von nicht zu bezweifelnden Thatſachen“ nicht.

Lord Byron erzählt von ſich ſelbſt, daß ihn Freunde in England geſehen, während er ſich in Griechenland oder der Türkei befand. Er ſchreibt hierbei: „Ich zweifle nicht, daß wir durch irgend einen uns unbekannten Prozeß dem Scheine nach doppelt da ſein können; aber welcher von den Beiden ich in dieſem Augenblicke wirklich bin, überlaſſe ich Ihnen zu entſcheiden. Das Einzige, was ich wünſche und hoffe, iſt, daß mein zweites Ich ſich wie ein Gentleman betrage.“*)

8.

„Es giebt,“ ſagt van Helmont, „eine ekſtatiſche Kraft, die, durch ein glühendes Verlangen oder eine ſehr lebhafte Vorſtellungskraft geweckt oder angeregt, den Geiſt zu einem nicht gegenwärtigen, weit entfernten Gegenſtande hinzuverſetzen im Stande iſt.“ Dieſer Ausſpruch wird vielfach beſtätiget, indem ſich lebende Perſonen an entfernten Orten in geiſterhafter Erſcheinung darſtellen, wenn ſie ein lebhaftes Andenken, ein großes Verlangen, eine heftige Sehnſucht erfüllt, die ſich auf einen daſelbſt befindlichen perſönlichen oder ſachlichen Gegenſtand bezieht. So in den nachſtehenden Beiſpielen.

*) Angeführt von Perty, myſt. Erſchein. S. 485.

In den Blättern aus Prevorſt*) wird ein Fall mitgetheilt, in welchem ſich eine Mutter mit großer Sorge und Sehnſucht dem Gedanken an ihren Sohn hingab, der ſich zur Zeit in Paris befand, und in Folge deſſen dieſem ſichtbar wurde. Wie er ſich eines Abends zur Ruhe begeben wollte und ſein Licht noch brannte, erblickte er ſeine Mutter in einem Gewande, das er noch nie an ihr geſehen hatte. Als er nach Hauſe kam, traf er ſie ebenſo gekleidet, wie ſie ihm zu Paris erſchienen war.

Dr. Donne, ein engliſcher Dichter, verband ſich wider Willen ſeines Vaters mit Anna Moor, zu der er eine in ſeinen Gedichten lebhaft geſchilderte leidenſchaftliche Liebe hegte. Er begleitete den Robert Drury auf deſſen inſtändiges Bitten nach Paris, während dem ſeiner Gattin ein Wochenbett bevorſtand. Zwei Tage nach ſeiner Ankunft daſelbſt blieb er in einem Zimmer, worin er mit Robert und Anderen zu Mittag geſpeiſt, allein zurück. Da ſah er ſeine Frau mit herabhangenden Haaren und einem todten Kinde im Arme zwei Mal an ſich vorübergehen. Das zweite Mal ſtand ſie ſtill, ſah ihm in's Geſicht und verſchwand ſodann. Robert fand ihn bei ſeiner Rückkunft ganz verſtört. Donne theilte ihm ſein Geſicht mit; Robert ſuchte es ihm als das bedeutungsloſe Phantaſieſpiel eines unruhigen, träumeriſchen Zuſtandes auszulegen; er aber beſtand darauf, mit wachen Sinnen geſehen zu haben. Man erkundigte ſich ſofort nach dem Befinden von Donne's Gattin und es lief die Nachricht ein, daß ſie ſehr krank geweſen und nach langen und heftigen Schmerzen von einem todten Kinde

*) Sammlung IV. S. 120.

entbunden worden ſei. Es ergab ſich auch, daß ihre Niederkunft an demſelben Tage und zu derſelben Stunde erfolgt war, als die Erſcheinung zu Paris ſtattgefunden hatte.*) Man kann dieſe Begebenheit unter den Geſichtspunkt der ſeheriſchen Fernſchau und des ſogenannten second sight bringen, ſo daß eine Wirkung und geiſterhafte Selbſtdarſtellung von Seiten der kranken Frau nicht nothwendig angenommen zu werden braucht, zumal da die leidenſchaftliche Liebe des Gatten ein ſympathetiſches Wunder um ſo denkbarer macht. Doch hat die Sache mehr den Charakter einer Geiſtererſcheinung; und ſo glaube ich, daß Donne nicht nur ein von ſeiner eigenen Seele erzeugtes, bedeutungsvolles Bild, ſondern vielmehr das herausgetretene Eidolon ſeiner leidenden Gattin geſehen hat, die in ihrer Noth wohl lebhaft an ihn gedacht.

Theodor Pommer**) erzählt von Dr. Hermann, einem ſeiner vertrauteſten Jugendfreunde, Folgendes. Hermann, der mit Louiſen verlobt war, verliebte ſich zu R. in ein anderes Mädchen, Namens Chriſtine, vermählte ſich aber, um nicht untreu zu werden, gleichwohl mit Erſterer und verlor ſie dann durch den Tod. Nun denkt er wieder an Chriſtinen und beſchließt, zu ihr zu reiſen und ſein Verhältniß zu ihr zu erneuern; er hat ſchon Alles dazu veranſtaltet, wirft ſich im Dämmerlichte auf's Sopha und giebt ſich ſeinen ſehnſuchtsvollen Phantaſieen hin, die für ihn den vollen Charakter der Wirklichkeit annehmen. Er ſieht ſich nach R. verſetzt, er ſteigt die Treppe empor und tritt

*) Iſaak Walton in John Donne's Biographie und Horſt, Deuteroſkopie I. S. 120 ff.

**) Im I. Hefte von Stahmann's Ahnungen.

in das Geſellſchaftszimmer; Chriſtine ſitzt in einer Fenſtervertiefung und bemerkt ihn nicht; da geht eine Thüre auf, ein Officier tritt herein, Chriſtine fliegt ihm mit einem Ausrufe des Entzückens entgegen und Hermann ſtürzt ohnmächtig zuſammen. In dieſem Zuſtande findet ihn der Freund; wieder zu ſich gekommen, erzählt Hermann das Vorgegangene und iſt von der Realität des von ihm Wahrgenommenen überzeugt. Statt ſeiner reiſt nun der Freund nach N.; Chriſtine iſt wirklich die Braut eines Officiers. Auch die Viſion kommt zur Sprache; Chriſtine ſagt aus, daß ſich die Sache in der That ſo verhalten habe. Sie ſaß ſo in jenem Zimmer; der Geliebte überraſchte ſie, ſie flog ihm entgegen — da erklang durch das Gemach ein unausſprechlich wehmüthiger Schmerzenslaut, ſo daß die Beiden erſchrocken umherſahen und Chriſtine in Thränen ausbrach. Sie hatte lange nicht an Hermann gedacht; aber in dem Augenblick erwachte die Erinnerung an ihn; ſie glaubte in dem Schrei ſeine Stimme zu vernehmen; und noch lange nachher ſoll ihr der ſchmerzliche Eindruck geblieben ſein, den der ſchauerliche Vorfall auf ihr Gemüth gemacht.

Von ſich ſelbſt berichtet Pommer*) einen höchſt merkwürdigen Fall von Selbſtverſetzung in die Ferne mit eidolomagiſcher Vergegenwärtigung daſelbſt, der ſich im Jahre 1823 begeben hat. Seit einem Jahre vermählt und in Folge einer Reiſe von ſeiner Gattin Hermine getrennt, ſaß er eines Abends in körperlich und geiſtig abgeſpannter und verſtimmter Verfaſſung in ſeinem Zimmer allein und dachte ſehnſüchtig

*) Ebendaſelbſt.

an ſeine entfernte Frau. Da glaubte er zu erkennen, er bedürfe nur eines ernſten Willens, um ſich zu ihr hin zu verſetzen; meinte dies auch wirklich zu vollbringen. Er fühlte ſich gleichſam aus ſich herausgehoben und erblickte Jene, wie ſie, mit einer weiblichen Arbeit beſchäftiget, an ihrem Tiſche ſaß; er ſelbſt ſaß, wie ihm vorkam, ſonſtiger Gewohnheit gemäß, vor ihr auf einer Fußbank und blickte, an ſie gelehnt, zu ihr empor. Sie ſuchte ihre Arbeit vor ihm zu verbergen; er bemerkte jedoch, daß ſie an einer Börſe mit Roſen und Vergißmeinnicht und dem verſchlungenen Namenszug der Beiden arbeite; dann ſah ſie ſelig lächelnd zu ihm nieder. Wie lange dieſe Scene währte, wußte er nicht anzugeben; die Wachskerzen in ſeinem Zimmer waren indeß ſchon ziemlich abgebrannt, als er ſich wieder in ſeinem Gaſtzimmer orientirte. Den Tag darauf kam von ſeiner Frau ein Bote mit einem Brief, worin ſie ihm dieſelbe Scene ganz ſo beſchrieb, wie er ſie zu erleben geglaubt. Er ſei plötzlich an ihrer Seite geweſen; ſie habe ihm mit einer ihr jetzt unerklärlichen Ruhe in's Auge geblickt und mit nie zuvor empfundener Wonne ſich ſeines liebenden Anblickes erfreut, bis nach längerer Zeit ſein Vater aus dem Nebenzimmer getreten, er aber wieder plötzlich verſchwunden ſei. Sie habe darauf den ganzen Abend in behaglicher Ruhe zugebracht; erſt in der Nacht, nachdem ſie aus einem ängſtlichen Traume erwacht, habe ſie der Gedanke ergriffen, daß er doch unmöglich habe anweſend ſein können und daß die Erſcheinung auf ein Unglück deuten möchte. Nach ſeiner Zurückkunft wurde die Wahrheit der wunderſamen Begebenheit noch ausgemachter dadurch, daß er Herminen die

Börſe beſchreiben konnte, die für ſeinen kommenden Geburtstag beſtimmt war, und die er zuvor nicht hatte ſehen ſollen. Man erkennt aus dieſem Beiſpiele, daß eine ſolche Selbſtverſetzung in die Ferne mit für Andere ſichtbarer Vergegenwärtigung bei manchen Individuen, in manchen Lagen, Stimmungen und Lebensmomenten ſehr leicht von Statten geht. Das Beſondere in dem Fall beſteht noch außerdem darin, daß nicht nur Pommer ſelbſt in Ekſtaſe war, ſondern in einen ungewöhnlichen myſtiſchen Zuſtand auch ſeine Frau verſetzte, ſo daß ſie über das Seltſame der Erſcheinung nicht reflectirte, ſich über die den gemeinen Naturgeſetzen nach unmögliche Gegenwart des Gatten gar nicht wunderte, ſich vielmehr derſelben ganz ruhig hingab und auf dieſe Weiſe, nicht nur flüchtig, ſondern eine ganze Zeit lang und mit andauerndem Nachgefühle, ein eigenthümliches, ungewohntes Glück genoß.

Es kann unter ſolchen Umſtänden nicht für unmöglich gehalten werden, daß Liebende, durch räumliche Entfernungen geſchieden, auf viſionärem und ekſtatiſchem Wege zu einander kommen und mit einander verkehren. Die Sagen ſind voll ſonderbarer Darſtellungen, die ſich von dieſem Geſichtspunkte aus erklären laſſen. Ein erotiſcher Ekſtatiker war wohl z. B. jener Germanus von der Hagen, ein berühmter Doctor der Theologie, der eine adelige Frau geliebt und ſich zu ihr, weil er nicht anders konnte, auf zauberiſchem Wege hin begeben haben ſoll. Er wurde dafür zu ewigem Kerker verurtheilt.*)

*) Robert Gaguini hist. Francor. I, 10. Delrio, Disquis. mag. Lib. II. Quaest. 26 sect. 3 ed. Lugd. Fol. 89. Vergl. über den erotiſchen Alp Buch IV. Nr. IV.

Miniſter Freiherr von Wangenheim*) erzählt folgenden Vorfall. Ein würtembergiſcher Oberamtmann, ein groſser Bücherfreund und Beſitzer einer bedeutenden Bücherſammlung, hatte einen Sohn, der ſich zu Göttingen befand, und da mit groſsem Eifer an einer Diſſertation arbeitete. Er hatte dabei eine Monographie nöthig, die er zu Göttingen nicht haben konnte, von der er aber glaubte, daſs ſie ſich in der Bibliothek ſeines Vaters befinde. Er ſchreibt dieſem deshalb; der Amtmann kann ſie nicht finden und meldet dies ſeinem Sohn, mit der Aufforderung, er möge ſich doch beſinnen, an welcher Stelle er die Schrift geſehen habe. Einige Zeit darauf arbeitet der Mann in ſeinem Bibliothekzimmer; da erblickt er den Sohn, der im Begriff iſt, von einem der Repoſitorien eine hoch oben befindliche Schrift herabzunehmen. „Mein Sohn, wo kommſt du denn her?“ ruft der Amtmann. Da verſchwindet die Geſtalt; Jener aber greift an die Stelle, wo er die Hand des Eidolons geſehen und findet da die verlangte Monographie. An demſelben Morgen erhält er von dem Sohne einen Brief, in welchem eben dieſe Stelle als diejenige bezeichnet wird, wo ſich die Schrift befinden müſſe.

Ein Gutsbeſitzer war ein leidenſchaftlicher Pferdeliebhaber und hatte für höhere Dinge offenbar wenig Sinn, machte jedoch die religiöſen Gebräuche ſeiner Kirche mit. So fuhr er einmal in ein nahes Dorf, um dort bei dem Pfarrer das Abendmahl zu empfangen. Da er den Tag über dort bleiben wollte, ſo ſchickte er den Wagen und die Pferde zurück. Wie nun der

*) Blätter aus Prevorſt IX.

Kutſcher die letzteren in den Stall führte, war er nicht wenig erſtaunt, daſelbſt ſeinen Herrn zu ſehen, der im Morgenanzuge auf und abging und ſeine Blicke auf die Thiere gerichtet hatte. Abends theilte er das Geſicht ſeinem Herrn mit. Dieſer fürchtete, es möchte ſeinen Tod bedeuten, und fuhr in ſeiner Angſt gleich wieder am nächſten Morgen zu dem Pfarrer, um zu hören, was der dazu ſagen werde. Der Geiſtliche fragte nach dem Zeitpunkte der Viſion; es war derjenige, in welchem der Mann das Abendmahl genommen. Nun bittet er dieſen, ihm doch recht aufrichtig zu ſagen, was der in jenem Augenblicke für Gedanken und Empfindungen gehabt. „Wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll," war die Antwort, „ich dachte an mein Stallvieh." — „Nun, da haben Sie den Grund der Erſcheinung," verſetzte der Geiſtliche.

Kieſer*) erklärt dieſelbe für die Fernwirkung eines durch die religiöſe Handlung aufgeregten Gefühlslebens auf den mit ihm in Rapport ſtehenden, für dieſe Wirkung empfänglichen und ſie in einem Phantaſiebilde darſtellenden Kutſchers. Sehr künſtlich und gelehrt! Der Geiſtliche hat es nach meiner Meinung beſſer getroffen, und die Analogie ſo vieler anderer Fälle, wo Andenken, Seelenrichtung, Sehnſucht ein ſolches Phänomen erzeugte, iſt entſchieden dafür. Hierbei muß man demſelben allerdings eine gewiſſe ſelbſtſtändige Realität und Objectivität in Beziehung auf den Wahrnehmenden einräumen, auf welchen in unſerem Falle die Intention des Erſcheinenden ſicher nicht hingerichtet war. Der Gutsbeſitzer empfand es peinlich,

*) Archiv VIII. 3. S. 121.

durch jene heilige Handlung aus der Sphäre, in welche ihn Neigung, Sinn, Gewohnheit, ja Leidenschaft hineinbannte, auch nur momentan herausgerissen zu sein; die Seele folgte dem rückwärts drängenden Zuge und spazierte eidolomagisch bei den Pferden im Stalle herum. Die Annahme einer bloßen Fernwirkung auf die Seele eines Anderen, die sich dann phantasirend eine solche Gestalt producire, erscheint hier geradezu lächerlich.

9.

Eine Form des Phänomens ist die, welche bei Reisen, Ritten oder Gängen vorkommt und die man als die *vorauseilende* und *stellvertretende* bezeichnen könnte. Wenn nämlich eine Person verlangend auf einen Ort hineilt, vielleicht dabei zu ihrem Verdrusse aufgehalten oder völlig abgehalten wird, leibhaft zu erscheinen, so eilt ihr zuweilen das Eidolon voraus, kommt vor ihr an dem betreffenden Orte an, läßt sich daselbst sehen und hören, spricht dieselben Worte, welche sie nachher bei ihrer Ankunft spricht, oder trifft statt der Person ein, die gar nicht kommen kann. So in nachstehenden Beispielen.

Kirchenrath *** hatte eine Schwester in fernem Lande und war seit 10 Jahren ohne Nachricht über sie. Einst, wie er Morgens wachend im Bette liegt, öffnen sich die Vorhänge, die Schwester steht da, breitet die Arme nach ihm mit den Worten: „Gott grüße dich, lieber Bruder!“ und verschwindet sodann. Beim Frühstück, wo die Erscheinung der Gegenstand des Gespräches ist, kommt die Schwester wirklich, ganz so gekleidet, wie er sie gesehen hatte und fliegt ihm mit den Worten: „Gott grüße dich, lieber Bruder!“

in die Arme. Sie war eine halbe Stunde zuvor durch ein Gewitter in einem Dorfe zurückgehalten worden, die heißeste Sehnsucht nach dem geliebten Bruder empfindend, dem sie entgegeneilte.*)

Am Todestage des Inspektors Paisen zu Klottkries auf Fünen saß der Lehnsvogt Karsten in Lindholm mit seiner Frau und seinem Sohne am Mittagstisch. Da hörten sie ganz deutlich ein Pferd auf den Hof trotten und mit hohler Stimme die Worte sprechen: „de ole Paul is dod." Eine Stunde nachher kam der Knecht des Verstorbenen geritten, der den Tod „des alten Paul" mit denselben Worten anzeigte. „Dies hat mir," sagt Bende Bendsen,**) „nicht allein der Lehnsvogt, sondern auch sein Sohn, ein junger Rechtsgelehrter, der sonst Nichts auf solche Erscheinungen hält, feierlich versichert."

Eine Madame H. in Potsdam lag einst Morgens noch im Bette, da trat, wie es ihr vorkam, ihre leichtfertige, verschollene Schwester mit einem siebenjährigen Kinde herein und nahte sich ihr mit bittender Geberde. Ganz diesem Gesichte gemäß erschien dieselbe an einem der folgenden Tage Mittags in der That.***)

Ein Schauspieler, Namens Görbing Frank, erzählt, wie er auf einer Reise zu den Seinigen begriffen gewesen sei und es ungemein bedauert habe, nicht schon zum Kirchweihfeste anlangen zu können, indem ihm bei dem Gedanken daran seine Kinderfreuden in lebhafte Erinnerung gekommen. Er sei wie ein

*) Kieser, Archiv f. d. thierisch. Magnetismus VI. 1. S. 85.

**) In Kieser's Archiv VIII. 3. S. 97.

***) Blätter aus Prevorst VIII. S. 90.

Träumender ſeines Weges dahingegangen, und zu derſelben Zeit hätten ihn, wie er bei ſeiner Ankunft erfahren, die Seinigen bei ſich erblickt und ſein über den Hof ſchreitendes Ebenbild für ihn ſelbſt gehalten.*)

Folgende Fälle verbürgt Stahmann.**) Kaufmann H. ſteht am Fenſter und erwartet ſehnlichſt einen Handelsfreund, der zu Mittag eintreffen ſoll. „Da iſt er endlich," ruft er, indem er ihn in Reiſekleidung heraufkommen ſieht. Doch bald iſt derſelbe wieder verſchwunden. Erſt Nachmittags kommt er wirklich; er war durch eine Unpäßlichkeit zurückgehalten und von dem Gedanken gequält worden, nicht zur rechten Zeit bei ſeinem Freunde zu ſein.

Ein Wagner macht eine Reiſe und ſoll am 3. Tage wiederkommen. Am anderen Tage ſitzt die Familie zu Tiſch, da ſieht man den Mann unter dem Fenſter der Hausthüre zuſchreiten. „Der Meiſter," ruft die Magd. „Der Vater," ſchreien die Kinder. Auch die Frau hat ihn geſehen; aber wie man ihm entgegeneilt, iſt Niemand da. Jetzt iſt man in großer Sorge um ihn. Allein am 3. Tage kommt er in Wirklichkeit wieder, und erzählt, wie er ſtark nach Hauſe gedacht und dann in einen tiefen Schlaf verfallen ſei. Hier alſo eine eidolomagiſche Schlafekſtaſe.

Noch merkwürdiger iſt ein dritter Fall. Eine weibliche Perſon will verreiſen, mit ihr eine Verwandte, und dieſe ſoll zu dieſem Zwecke um 4 Uhr Morgens mit Wagen und Pferden erſcheinen. Erſtere iſt um dieſe Zeit bereits wach und harret der Couſine;

*) Kieſer's Archiv f. d. thier. Magnetismus VIII. 3. S. 122.

**) Abnungen. Heft I. S. 88 und IV. S. 40.

da vernimmt man Pferdegetrappel und Wagengeroll; es kommt näher, es hält vor dem Hauſe, man hört die Thüre aufgehen, die Fußtritte der Couſine die Treppe heraufkommen, ihre Saloppe rauſchen. Sie tritt ein in Reiſekleidung, iſt aber ſtumm, grüßt nicht, wird angeredet und antwortet nicht, wie es bei Geiſterbeſuchen öfters vorkommt. Auf einmal iſt Alles verſchwunden, auch kein Wagen zu ſehen, und wie es Tag geworden, kommt die Nachricht, daß die Couſine abgehalten worden ſei, ihr Wort zu halten.

Es iſt hier nicht bloß die Geſtalt der Perſon, welche eidolomagiſch dargeſtellt wird, es kommen auch die Nebendinge und die täuſchend nachahmenden Geräuſche hinzu, welche in der verſchiedenſten Weiſe ſo oft auch durch die Spukgeiſter der Verſtorbenen hervorgebracht werden.

10.

Ein beſonderes Gepräge zeigen einige Thatſachen, wo, wie es ſcheint, männliche Individuen von den geiſterhaften Ebenbildern noch lebender weiblicher Perſonen aus Liebe und Eiferſucht beunruhigt und verfolgt worden ſind. Wir glauben zu einer Gruppe der Art folgende Fälle verbinden zu dürfen.

Churfürſt Moritz von Sachſen, der trunkſüchtige Markgraf Albrecht und ſein Bruder Herzog Auguſt, ſaßen zu Torgau zuſammen und zechten. Da kommt eine Jungfrau und ſetzt ſich neben Albrecht und Moritz nieder. Auguſt erſchrickt und will ſeinen Bruder zum Weggehen bewegen; nun ſieht auch Moritz die Geſtalt und fragt: „Was habt ihr da für eine Jungfrau?“ Albrecht antwortet: „Laßt mir ſie ſitzen,“ und flucht darüber. Die beiden anderen gehen; die Geſtalt ver-

ſchwindet; Albrecht jedoch, ganz gleichgültig, bringt die Nacht mit Trinken zu.*) Es war wohl die eidolomagiſche Erſcheinung einer Lebenden, mit welcher der Markgraf in Verbindung geſtanden und die ihn auf dieſe Weiſe verfolgte, wie er offenbar ſchon öfters erfahren hatte. Die Sache ließ den Herzloſen gleichgültig; er ärgerte ſich bloß über die Störung.

Ein ſehr wunderlicher und gewaltſamer Spuk, der dem Anſchein nach ebenfalls von einer lebenden Perſon ausging und von dem man, da das Factum nicht einfach zu läugnen war, verſchiedene gezwungene und unſtatthafte Erklärungen gegeben hat, iſt jener, durch den der Brandenburgiſche Junker von Oppen, welcher 1665 ſtarb, und, als er ſich vermählte, auch ſeine Gattin ſo furchtbar zu leiden hatte. Es erſchien ein weißgekleidetes Frauenzimmer, ſprach mit ihm, ſtellte Forderungen, ängſtete und marterte ihn. Als er ſich verheirathen wollte, ſuchte ſie ihn auf alle Weiſe davon abzubringen, kam in der Nacht, erzeigte ſich grimmig und gewaltthätig, und ging, auch für Andere hör- und ſichtbar, in der Kammer umher. Ein Arzt, Dr. Weidner und ſein Knabe, ſchliefen in demſelben Zimmer; da nahm die Geſtalt den Letzteren aus dem Bette und warf ihn mitten in das Zimmer. Als ſich Oppen dennoch vermählte, drängte ſich dieſelbe zwiſchen die Brautsleute und mißhandelte ſie, wie auch die Verwandten und das Geſinde. Manche ſtürzten für todt hin, Andere wurden zum ſchnellſten Herumdrehen gezwungen; es wurden die Muſiker verwirrt, die Speiſen vom Tiſche

*) Hennings, von Geiſtern und Geiſterſehen S. 649.

geworfen, die Gläſer bewegt, die Pferde gequält, die Schafe herausgelaſſen. Wie der Geiſt den Trauring verlangte und der Junker ihn nicht geben wollte, wurde er ihm am Finger mit großem Knall zerbrochen. Auch unbeſchreiblich wehklagende Töne wurden vernommen, helle Säulen geſehen u. ſ. w. Der Mann wurde faſt wahnſinnig darüber und die Frau, die ihn überlebte, hatte unglaublichen Schrecken, Sorge und Qual mit ihm auszuſtehen. Man warf Verdacht auf eine lebende Jungfer, weil das Geſpenſt genau ſo ausſah, wie dieſe, ſelbſt was Kleinigkeiten der Tracht betrifft, indem z. B. die Stecknadeln gerade ſo geſteckt waren, wie bei Jener. Hauber hält das Ganze für einen Betrug, den der Junker ſelbſt geſpielt; Hennings*) meint, es ſei die Jungfer ſelbſt in Fleiſch und Bein geweſen; Beides völlig undenkbar. Perty**) nimmt ebenfalls den Junker in Anſpruch, aber als ein Individuum, welches an böſem Gewiſſen und zerrüttetem Nervenſyſtem gelitten; der Geiſt ſei „die magiſche Hälfte ſeines Ich" geweſen. Weniger wahrſcheinlich bedünkt es ihm, daß die Jungfer eine Fernwirkung auf Oppen ausgeübt und die begleitenden Phänomene bewirkt habe; mir ſcheint dies die allein annehmbare Vorſtellung zu ſein. Es war wohl eine von dem Junker Verlaſſene, die bei ſeiner Vermählung eine wüthende Eiferſucht empfand und, bei entbundener magiſcher Kraft, zum geſpenſtigen Quälgeiſt des ſich vermählenden Paares und ſeiner Umgebung wurde. Der Fall hat Aehnlichkeit mit dem zunächſt voraus-

*) Von Geiſtern und Geiſterſehern S. 776.

**) Myſt. Erſchein. S. 529 f.

gegangenen, wo Markgraf Albrecht von einem derartigen Eidolon, doch in minder gewaltſamer Weiſe, verfolgt wurde; auch läßt ſich an „die Frau mit den kalten Küſſen" erinnern, die, wie Oppen's geſpenſtige Jungfer, zwiſchen die Vermählten tritt, nur daß dies der Geiſt einer nach ihrer Entehrung Gemordeten geweſen ſein ſoll.*) Ein dunkler Fall, mit dem es aber auch eine ſolche Bewandtniß zu haben ſcheint, iſt endlich der nachſtehende.

Als Major Windham, ein ſchöner junger Mann von blaſſem und traurigem Anſehen, bei ſeiner Mutter, der Lady Creiſe auf Beſuch war, hörte man in der Nacht in dem Zimmer wo er ſchlief, Schluchzen, Thränen, Schmerzgeſchrei. Eine junge Dame ſchien ihn anzuflehen; er antwortete mit zornigen Schwüren. Jede Nacht, genau um 12 Uhr, wiederholte ſich die Scene; jedesmal um 3 Uhr, wo die Stimme agoniſch zu erſterben ſchien, endete der ſchauerliche Streit. Der Kammerfrau Mary Middleton, welche darüber zu ſprechen wagte, wurde von der Lady Stillſchweigen geboten; der Major bemerkte ihr, er habe wahrſcheinlich nur im Traume geredet. Einmal aber hörte man folgendes Geſpräch eines Freundes mit ihm: Eh bien, mon cher, comment cela va-t-il avec la chienne? — Hélas, comme toujours. Je n'ai ni sommeil, ni repos.**) Eine heftig Liebende ſoll ſich Nachts in ekſtatiſchem Schlafzuſtande geiſterhaft aus ſich heraus verſetzt, zu dem Major begeben und ihn mit ihrem Jammer und Anliegen um ſeine Nachtruhe gebracht zu haben.

*) Siehe Buch I. Nr. VIII. S. 117 f.

**) Journal de l'Ame 1857 p. 286.

11.

Ich komme nun auf das Phänomen des Sichſelberſehens zu ſprechen, wovon ich meinem Leſer ebenfalls einige Beiſpiele vorzuführen habe. Das von dem myſtiſchen Ich der betreffenden Perſon, ihrem offenbaren Ich unbewußt, erzeugte Eidolon tritt hier dieſer Perſon ſelbſt ſichtbar vor Augen, ſie als ein ihr ſcheinbar Fremdes in Erſtaunen und Schrecken ſetzend.

Ein Kaufmann Schmidt in Gießen, ein nach Horſt's*) Bemerkung würdiger Mann, erzählte ihm, wie ein bei ihm wohnhafter Student ſich ſelber geſehen. Er ſei Abends nach Hauſe gekommen und zu ſeinem Zimmer die Treppe emporgeſtiegen; da habe er auf einmal einen lauten, durchdringenden Schrei gethan. Er, der Kaufmann, ſei herzugeeilt, habe den Studenten einer Ohnmacht nahe angetroffen und von ihm gehört: wie er an die Treppe gekommen, ſei er bereits, wie er gehe und ſtehe, dageſtanden und vor ihm emporgeſtiegen. Der Student ſoll einige Jahre darauf geſtorben ſein.

Franciſci erzählt wiederholt**) folgenden aus glaubhaftem Munde vernommenen und von den bezüglichen, mit ihm verwandten Perſonen ſelbſt beſtätigten Fall. Die Frau eines Amtmanns ging in deſſen Schreibſtube, um Etwas zu holen, und ſah daſelbſt ihren Mann, den ſie ſo eben unten in der Küche verlaſſen, wie er leibte und lebte und mit demſelben Schlafrock bekleidet, den er zur Zeit an hatte, in ſeinem Stuhle am Schreibtiſch ſitzen, ſo daß ſie

*) Deuteroſkopie II. S. 141.

**) In der „Schaubühne" I. S. 951 und im „Proteus" S. 487.

zweifelte, ob er hier oder unten ſei. Sie läuft hinab und findet ihn ruhig und ſtill in der Küche ſitzen, theilt ihm mit, was ſie geſehen, bittet ihn aber, nicht hinaufzugehen, da man zu jener Zeit in ſolchem Falle einen Höllenſpuk fürchtete. Er, ein kühner Mann, der keine Furcht kannte, läßt ſich nicht abhalten, ſelbſt zu unterſuchen. Er geht, gefolgt von ſeiner zitternden Gattin, hinauf und öffnet die Stube; da ſieht auch er die Geſtalt am Schreibtiſche beſchäftigt, ganz wie er ſelbſt zu thun gewohnt. Er geht auf ſie los nnd ſpricht: „Höre, Geſelle, es kommt mir zu, hier zu ſitzen und nicht dir. Du haſt hier Nichts zu ſchaffen, darum packe dich.“ Damit rückte er den Stuhl und die Geſtalt verſchwand. Der Mann behandelte ſein geiſterhaftes Ebenbild als etwas ihm ganz Fremdes; er glaubte einen Dämon vor ſich zu haben, der ſeine Geſtalt angenommen; es war ſchlechterdings kein Bewußtſein vorhanden, daß die Erſcheinung mit ihm ſelbſt zuſammenhing und in ihm ſelbſt ſeinen Urſprung hatte. Phänomene der Art mit gleichem Muthe, aber wiſſenſchaftlichem Sinn und Geiſt zu beobachten, wäre geeigneter und würde intereſſantere Reſultate geben.

Die Kaiſerin Eliſabeth ſah man in einer Nacht im Thronſaale im kaiſerlichen Ornat auf dem Throne ſitzen, während ſie ſchlief. Man weckte ſie deshalb; ſie verfügte ſich an den Ort und befahl, auf ihr Ebenbild Feuer zu geben. Es geſchah; die Geſtalt zerfloß. Drei Monate hernach ſtarb die Kaiſerin.*) Wegen des, wenn auch nicht unmittelbar darauf erfolgten Sterbefalles kann man die Sache auch hier vom pathologiſchen Standpunkte aus betrachten.

*) Blätter aus Prevorſt V, 92.

Neben den Pfarrer Lüßau ſtellt ſich am Altar ein nach ſeiner Auffaſſung als Pfarrer gekleideter Teufel und macht ihm Alles nach; er vertreibt das Geſpenſt mit Gewalt.*) Dieſe „Gewalt," von ſeinem gemeinen Ich ausgehend, ſetzte der eidolomagiſchen Plaſtik ſeines myſtiſchen ein Ziel. An ſolchen Erſcheinungen kann ſich der Betreffende ungeſtraft vergehen, weil ſie, wenn er ſie auch als etwas ihm Fremdes betrachtet, doch nur ein Product ſeiner ſelbſt ſind. Anders iſt es, wenn die geiſterhaften Selbſtdarſtellungen anderer Perſonen, ſo namentlich erſcheinende Abgeſchiedene ſpukhaften und dämoniſchen Charakters angegriffen werden, wo der Erfolg ein oft ſehr empfindlicher, ja tödtlicher iſt.

Jene Frau von Eberſtein, welche von einem Geſpenſte, welches erlöſt ſein wollte, dem man aber durchaus nicht zu Willen war, ſo ſehr beunruhigt und gequält wurde, ſchoß auf daſſelbe zweimal eine Piſtole ab; der Spuk wurde jedoch nur um ſo martervoller.**)

Ein Paar Fälle, wo auf unheimliche Weſen, die ſich Wache ſtehenden Soldaten näherten, geſchoſſen wurde und Letztere dabei übel wegkamen, einer ſchrecklich zu Grunde ging, findet man bei Baxter,***) im Magikon†) und bei Perty††) verzeichnet.

*) Horſt, Zauberbibl. III, 280.

**) S. Buch III, Nr. XVI.

***) Geſch. a. d. Geiſterwelt 25.

†) Samml. III, 206, 237.

††) Myſt. Erſchein. S. 94 f. unter „Viſion und Hallucination." Er behandelt die Vorfälle, namentlich den tödtlich abgelaufenen, wo der Prekolitſch, ein furchtbares Weſen in den wallachiſchen Gebirgen, ſeine Rolle ſpielt, in ſeiner Art, um die reale Erſcheinung zu beſeitigen — mir nicht wahrſcheinlich

Eine ganz eigenthümliche Geſchichte iſt die von einem Doppelgänger in Stilling's Jenſeits,*) wo das Phänomen einen ſehr ſchauerlichen Charakter, aber einen ſchützenden und rettenden Erfolg gehabt. Ein Lieutenant von B. kehrte ſpät Abends auf Umwegen, da er noch zwei Wachen zu beſuchen hatte, nach Hauſe zurück und bemerkte hierbei, wie Jemand lautloſen Schrittes vor ihm herging. Er redete ſich die Sache aus, ſah aber nachher dieſelbe Geſtalt vor ſich hergleiten und fuhr erſchreckt auf; ebenſo ſchien auch die Geſtalt zu erſchrecken und verſchwand hierauf. Als er vor ſeiner Wohnung ſtand, erblickte er in ſeinem Zimmer Licht und ſah, wie ſich zwiſchen dem Licht und den Fenſtern zwei Schatten hin- und herbewegten. Er ſtellte ſich an die entgegengeſetzte Seite der breiten Straße, von wo er in das Zimmer bequemer hineinſchauen konnte, und erkannte entſetzt ſich ſelbſt, wie er, von ſeinem Bedienten unterſtützt, ſeine Abendtoilette machte, dann in ſein Schlafzimmer ging, worauf die Helle verſchwand und Alles dunkel ward. Lange ſtand er da und wußte nicht, was er denken und thun ſollte; da vernahm er ein dumpfes Krachen, dem wieder die vorige Stille folgte. Endlich nach

genug. Den Prekolitſch ſehen, außer dem ſo jammervoll zu Grunde gegangenen Zigeuner, der die vorderſte Stelle einnahm, noch drei andere Individuen, der innere Poſten, der Officier und der Contumaz-Director. Es wird bemerkt, daß die Acten darüber noch im Generalatsarchiv aufbewahrt werden. Solchen Weſen gegenüber müſſen höhere Kräfte in Anwendung kommen; die äußere Gewalt, namentlich die militäriſche, iſt ſtets daran zu Schanden geworden; vergl. die Abh. über die weiße Frau und über den myſtiſchen Schutz!

*) S. 133 f. der 5. Auflage. Stuttgart 1863.

langem Beſinnen trat er in das Haus; ſein aus dem Schlaf geweckter Soldat kam gähnend zum Vorſchein, trat aber überraſcht zurück, als er ſeinen Herrn erblickte. Er meinte, derſelbe ſei wieder aufgeſtanden; der Lieutenant verſicherte ihm, er käme erſt jetzt nach Hauſe. Der Bediente erzählte darauf, wie er ihn bereits nach ſeiner früheren Ankunft ausgekleidet und ſich verwundert habe, daß er ſo ſtill ſei. Zitternd wollte der Lieutnant ſein Schlafgemach öffnen — es war von innen verſchloſſen. Nun ſprengte er die Thüre gewaltſam auf; da zeigte ſich, daß die Zimmerdecke auf das Bett herabgeſtürzt war — die Urſache des Krachens, welches er zuvor auf der Straße vernommen hatte.

Es hätte großen Werth, wenn die Geſchichte ſicher verbürgt wäre. Man würde daraus ſehen, wie vollkommen ſich das Eidolon in manchen Fällen auch für Gefühl und Taſtempfindung darzuſtellen vermöge, indem der Soldat ſeinen Herrn wirklich zu entkleiden wähnte; der Umſtand kommt übrigens auch ſonſt vor.*) Zweitens würde der Vorgang in der Ahnung des drohenden Unglückes gegründet erſcheinen, die aber nur das myſtiſche Ich, nicht die wache Perſon des Offiziers gehabt. Jenes Ich wäre dann eidolomagiſch vorausgeſchritten und hätte das Schlafgemach zugeſchloſſen, um ihn zu hindern, einzutreten und ſich vor dem Einſturz der Decke zur Ruhe zu begeben.

*) So erzählt Rivoire, daß ihm ſein verſtorbener Freund Ballin wiederholt und greifbar erſchienen ſei, daß er mit ihm geſprochen und ihn berührt habe. Revue spirit. IV, 413. Die Bargrave berührt das Kleid der ihr nach ihrem Tode erſcheinenden Veal, ſ. Nr. III dieſer Abtheilung, und ſo mehr.

Alſo ein complicirtes pſychologiſch-phyſiologiſches Wunder, welches wir unſeren Leſern zu eigener Beurtheilung überlaſſen, ohne ihnen den Glauben daran zur Pflicht zu machen.

Es giebt Fälle, und es werden dies wohl die am häufigſten vorkommenden ſein, wo die ſich ſelbſt Sehenden von der ihnen ſo fremdartigen und ſchauerlich vorkommenden Erſcheinung nicht wenig erſchreckt werden, wie jenem Studenten geſchah. Dann lieſt man auch von muthigen Perſonen, die ſich dadurch nicht aus ihrer Faſſung bringen ließen, ja dem Dämon, den ſie darin zu erblicken glaubten, unerſchrocken und ohne Nachtheil Trotz boten, wie jener Amtmann that, der ſeinem Ebenbilde verbot, auf ſeinem Stuhle zu ſitzen, jener Pfarrer, der es vom Altare trieb, jene Kaiſerin, welche Feuer darauf geben ließ. Tritt das Phänomen bei einer Perſon ſehr häufig ein, ſo gewöhnt ſich dieſelbe auch wohl daran und macht ſich Nichts mehr daraus. Das war bei jener Julie, der Tochter eines Gutsherrn, der Fall. Sie erſuchte einmal einen Jüngling, den nachherigen Bergrath F., ihr aus ihrem Zimmer einen vergeſſenen Regenſchirm zu holen. Dort ſieht dieſer am Arbeitstiſch dieſelbe Julie ſitzen, bleicher, als er ſie verlaſſen, und nicht aufſehend. Er hat den Muth, den daneben ſtehenden Schirm zu ergreifen, den er ſofort überbringt. Julie bemerkt ſeine Verſtörtheit. „Geſtehen Sie!“ ſagte ſie, „Sie haben Etwas geſehen; Sie haben mich geſehen. Aber das hat Nichts zu ſagen; ich bin eine Doppelgängerin und war in Gedanken bei meiner Arbeit. Ich habe ſchon oft neben mir mein Abbild erblickt, wir thun einander Nichts.“*)

*) Stahmann, Seherblicke S. 83.

Es läßt ſich endlich auch ein Fall nennen, wo der doppelgängeriſch Geſpaltene der Sache eine ſchöne und tiefe Bedeutung gab. Abt Steinmetz hatte einſt im Zimmer Geſellſchaft bei ſich und ſah ſich zugleich im Garten auf ſeinem Lieblingsplatze. Da deutete er erſt mit dem Finger auf ſich und dann auf die Geſtalt im Garten und ſagte: „Dieſer iſt der ſterbliche und jener der unſterbliche Steinmetz.“ *)

Das, was ich Eidolon zu nennen pflege, läßt ſich in der That als die Repräſentation jenes myſtiſchen Theiles unſerer Perſönlichkeit faſſen, von dem zu glauben, daß er, als unabhängig von der Materie und körperlichen Organiſation, im Tode übrig bleibe, während das gemeine, an den ſtofflichen Körper, namentlich an die Functionen des Gehirnes gebundene Ich mit dieſem zu Grunde geht. Doch ſind und bleiben in dem myſtiſchen Ich auch die Erinnerungen des gemeinen bewahrt, indem zwar Letzteres in ſeiner Beſchränktheit nicht das Erſtere, wohl aber dieſes in ſeiner hellſehenden Eigenſchaft das Letztere zu durchſchauen und zu begreifen vermag. Wir erkennen dies namentlich in den Fällen, wo das Gedächtniß durch phyſiſche Zerrüttungen und Zerſtörungen aufgehoben und für die gewöhnlichen tagwachen Zuſtände unwiederbringlich verloren iſt, aber in ſomnambulen und ekſtatiſchen Zuſtänden, wo das myſtiſche Ich hervortritt, vollkommen wiederhergeſtellt erſcheint.**)

---

*) Nach Happach's Bericht.

**) Vergl. hierüber die in meinem Buche: „Der Tod des Leibes — kein Tod der Seele“ (Dresden 1865. S. 29. ff.) beigebrachten Beiſpiele!

12.

In einigen Fällen hatte das Phänomen der Doppelgängerei eine so constante Form angenommen, daß die betreffende Person fast immer verdoppelt erschien.

Eine französische Gouvernante, Namens Emilie Sagée, hatte das Unglück, überall als Doppelgängerin zu erscheinen und deshalb 19 Mal ihre Stelle zu verlieren. Die Pensionärinnen zu Neuwelke in Livland sahen sie zuweilen im Saale oder Garten, während sie in leiblicher Wirklichkeit anderswo war; einige Mal erblickten sie, während der Lection, zwei an der Tafel neben einander stehende Mesdemoiselles Sagée, die einander ganz gleich waren und ganz dieselben Bewegungen machten, nur daß bloß die eigentliche S. die Kreide, womit sie an der Tafel schrieb, in der Hand hielt, während das Eidolon nur die Bewegungen machte. Als die S. einmal der Fräulein Antonie von Wrangel den Rock hinten zuknöpfte, sah diese umblickend im Spiegel zwei Mesdemoiselles S., die ihr den Rock zuknöpften, worüber sie vor Schrecken in Ohnmacht fiel. Bei Tische stand zuweilen die Gestalt hinter der S. und machte deren Bewegungen nach, aber ohne Messer und Gabel in der Hand; stand sie auf, so schien sich dieselbe zuweilen auf ihren Stuhl zu setzen ꝛc.*)

Eine der seltsamsten Geschichten ist diejenige, welche im 1. Decennium des 18. Jahrhunderts in Coburg spielte und in einer lang andauernden ebenbildlichen Erscheinung bestand, welche der Gemahlin des damaligen Schloßhauptmanns täuschend ähnlich

*) Owen, Footfalls etc. p. 348.

war, neben ihr auftrat und sich ganz unabhängig von ihr benahm, auch gesprochen und verschiedene neckische und gewaltsame Handlungen begangen haben soll. Man mag Einiges von dem Gemälde mit Horst auf Rechnung einer ausschmückenden Ueberlieferung schreiben; ich selbst bin geneigt dazu. Aber einen historischen Grund muß die Sache haben. „Es läßt sich," sagt der genannte Autor,*) „bei dem ungemeinen Aufsehen, welches sie zu ihrer Zeit machte und da sie in öffentlichen Blättern und fast von allen Schriftstellern, welche damals über solche Gegenstände schrieben, von Fromman, Gockel, Hauber ꝛc. erwähnt und verhandelt wurde, fast unmöglich annehmen, daß Täuschung oder Betrug dabei obgewaltet, oder daß sie gar als Erdichtung zu betrachten. Das Sprechen der Erscheinung mag Zusatz und Erweiterung sein, aber die Begebenheit an sich kann, unserer Einsicht nach, nicht wohl bestritten oder historisch weggeläugnet werden." Gockel, der 1716 schrieb, sagt: „Der Teufel hat erst vor wenigen Jahren den Commandanten zu Coburg mit seinem eigenen noch lebenden Eheweib dergestalt vexirt, daß, wenn derselbe mit seiner Frau zu Tische gesessen, das Teufelsgespenst in lebender Gestalt entweder schon dagesessen oder eben zur Stube hineingekommen, so daß besagter Commandant manchmal bei sich selbst angestanden und ganz irre und confus worden, welches von Beiden sein wahrhaftiges und natürliches Eheweib sei." u. s. w.

*) Deuteroskopie II. S. 86 ff.

In der Grimm'schen Sagensammlung*) ist die Erzählung nach Francisci**) und Bräuner***) gegeben; jener schrieb 1725, dieser 1737. Francisci beruft sich auf Dr. Frommann;†) Bräuner behandelt die Sache einfach als bekannt und keiner Nachweisung bedürftig. Frommann befand sich selbst zu Coburg und wohnte in einem der Häuser, in welchem der Commandant gewohnt hatte und die Gestalt erschienen war. Es werden nämlich 4 Localitäten genannt, wo sich der Spuk begeben habe, erst ein Haus in der Spitalgasse, dann das schon erwähnte, ferner ein großes Haus bei der Vorstadt Rosenau, endlich das Schloß, wo der Gemahl der scheinbar verdoppelten Dame, welcher mit G. P. v. Z. bezeichnet wird, Schloßhauptmann war. Denn es zog derselbe von einer Wohnung zur anderen, um dem Gespenst auszuweichen, was aber nicht gelang, bis es sich endlich von selber verlor.

Die Figur, so lesen wir in den angeführten Schriften, folgte den beiden Gatten überall nach — wie es nicht anders sein konnte, wenn es zu der Person der Dame selbst gehörte und in ihr seinen Ursprung hatte. Es soll, wie schon erwähnt, auch gesprochen haben, was in solchem Falle freilich sehr sonderbar ist und noch unglaublicher erscheint, als wenn ein einfaches Gespenst spricht, ja sogar so gesprächig ist, wie Hinzelmann, der berüchtigte Kobold auf Schloß Hudemühlen. Als dem Commandanten seine Gattin vor-

*) Bd. I. Nr. 259.

**) Höll. Prot. S. 1098 ff.

***) Curiositäten S. 353 ff.

†) De fascinat. magica Lib. III. P. 6. c. 7. p. 789.

ſchlug, ſeine Behauſung dort zu nehmen, wo nachher Dr. Frommann wohnte, ſoll es geſagt haben: „Du magſt hinziehen, wohin du willſt, ich ziehe dir nach und ſei es durch die ganze Welt.“ Hiermit iſt jedenfalls eine in der Sache ſelbſt liegende Nothwendigkeit treffend ausgeſprochen. Als darauf die Gatten auszogen, wurde die Thüre des Hinterhauſes mit übermäßiger Gewalt zugeſchlagen, und die Geſtalt ließ ſich nicht mehr in der alten, ſondern in der neuen Wohnung ſehen.

Dieſelbe ſtellte in allen Fällen das getreue Bild der Dame dar. Wie dieſe jedesmal gekleidet war, ſei es in alltäglicher Tracht oder im Schmuck und Feſtgewand, ſo war auch ihr geſpenſtiges Ebenbild angethan. Gewöhnlich erſchien es zu Mittag zwiſchen 11 und 12 Uhr und war ſomit eines jener Mittagsgeſpenſter, deren ältere Autoren gedenken. Wenn ein Geiſtlicher da war, blieb es aus. Doch wird erzählt: wie einſt der Beichtvater Johann Prüſcher eingeladen war und beim Abſchied von dem Edelmann, ſeiner Frau und ſeiner Schweſter an die Treppe geleitet wurde, ſei es von unten heraufgekommen, habe durch ein hölzernes Gitter des Fräuleins Schürze gefaßt und ſei, als dieſes zu ſchreien begann, verſchwunden. Einmal ſoll es auf der Küchenſchwelle mit dem Arme gelegen und als die Köchin gefragt: „Was willſt du?“ geantwortet haben: „Deine Frau.“ Daraus ließe ſich auf ein Verlangen ſchließen, daß der krankhafte Zuſtand, welcher die Dame in zwei Perſonen zerriß, die, als im Grunde identiſch, doch nicht von einander konnten, aufhören möchte.

Es wird bemerkt, daß die ebenbildliche Figur ihrem Originale keinen Schaden zugefügt, was nur

jener Zeit befremdlich sein konnte, die in dem Eidolon einen höllischen Dämon erblickte. Dem Fräulein aber, heißt es, der Schwester der Commandanten, sei es gefährlich gewesen, und habe ihm einmal einen solchen Streich gegeben, daß sich dasselbe in Folge dessen in's väterliche Haus zurückzog. Auf Vertreibung war es wohl auch abgesehen; denn man kann aus diesem Vorfalle auf eine Antipathie der Commandantenfrau gegen ihre Schwägerin schließen, die sich so ungenirt-gewaltthätig in der Rolle des Eidolons äußerte und dadurch zu ihrem Zwecke kam.

13.

In einem Stücke ist das Du-Ich der Commandantenfrau, wie es Horst nennt, doch nicht das paradoxeste Beispiel der Art. Dasselbe hat, so zu sagen, einen photographischen Charakter; es spiegelt selbst in der Kleidung stets nur sein leibhaftes Original. Allein es giebt eine Gruppe von Fällen, wo das Eidolon ganz anders gekleidet ist, als zur Zeit die von ihm conterfeite Person. Einen solchen liefert Horst*) aus eigenem Freundschaftskreise. Ein fast 50jähriger Bekannter von ihm, den er als einen durchaus rechtschaffenen und besonnenen Mann bezeichnet, begab sich Abends nach 10 Uhr, nachdem er sich bereits entkleidet und den Schlafrock angezogen hatte, an einen geheimen Ort. Da sieht er sich bereits sitzen und zwar in seiner gewöhnlichen Civiluniform. Er betrachtet die ruhig und unverändert bleibende Gestalt eine Minute lang aufmerksam und kehrt dann in sein Zimmer zurück. Daß ihn eine so schauerliche Selbstverdoppelung nicht

*) Deuteroskopie II. S. 138.

ganz unerſchüttert gelaſſen, iſt natürlich. Nach etwa einer Viertelſtunde jedoch beſchließt er, mit dieſem geſpenſtigen Ebenbild eine genaue Unterſuchung vorzunehmen. Er kehrt an den Ort zurück; aber es iſt nun von der Erſcheinung Nichts mehr wahrzunehmen.

Auch in folgender Thatſache tritt das Eidolon in einem Gewand auf, das die Originalperſon in dem Augenblicke nicht mehr anhat, ſondern ſo eben abgelegt hat.

Der Geheimerath Formey zu Berlin, der ſich in der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts als Freund und Beförderer der Aufklärung auszeichnete, erzählt in ſeinem „heidniſchen Philoſophen“ und nach ihm Horſt*) folgende Begebenheit.

Eine Jungfer ſtand als „franzöſiſche Mademoiſelle“ oder Kindererzieherin bei einer vornehmen Dame in Dienſt, welche jung und, wie es ſchien, vollkommen geſund war und welche einſt von einer Abendgeſellſchaft um Mitternacht ganz heiter nach Hauſe kam, ſich ausklei-den ließ und ſich dabei mit der Jungfer unterhielt. Dieſe geht darauf hinweg und will ſich in ihr im 2. Stockwerke gelegenes Zimmer begeben. Indem ſie hinaufgeht, erblickt ſie ihre an ihr vorbeigehende Frau, doch nicht ausgekleidet, wie ſie dieſelbe ſo eben verlaſſen hat, ſondern in vollem Anzuge, ſo wie ſie nach Hauſe gekommen. Die Jungfer erſchrickt dermaßen, daß ſie nach Erreichung ihres Zimmers einer Ohnmacht nahe iſt. Gleich darauf kommt das Kammermädchen, welche die Dame ausgekleidet hat, in's Zimmer herein und theilt ihr mit, daß es ganz das nämliche Geſicht ge-

*) Im I. Theile der Zauberbibliothek und dann in der Deuteroſkopie I. S. 115.

habt. Die Beiden entdecken den Vorfall dem Gemahl ihrer Herrin, der ihnen Schweigen auferlegt. In der Nacht wird die Dame krank und nach 8 Tagen ist sie todt. Von der Erscheinung hat sie Nichts erfahren, daher man den Todesfall nicht der Furcht zuschreiben kann. Die beiden Frauenzimmer, welche die Vision gehabt, waren nach Formey's Bemerkung nicht furchtsam; namentlich war die Französin, wie er sagt, eine witzige (geistreiche) und verständige Jungfer, welche nicht schreckhaft und bei deren Erziehung nichts Abergläubisches mit unterlaufen war. Wenn nun zwei solchen Personen zugleich, und das ganz für sich und unabhängig von einander, auch durch keinen so eben empfangenen Eindruck veranlaßt, da ihnen in frischester Erinnerung vielmehr das Bild der ausgekleideten Dame war, so Etwas vorkommt, so ist dies gewiß höchst auffallend.

Formey sagt, es sei ihm die Geschichte von der Mademoiselle selbst mehr als einmal erzählt und betheuert worden. Auch habe das Kammermädchen und der Gemahl der Verstorbenen deren Aussage bestätigt. Die Sache hat demnach, daß muß man einräumen, ihre genügende historische Richtigkeit. Auch Formey, wiewohl zur aufklärenden Partei gehörig, erlaubt sich keine zwangvolle rationelle Erklärung derselben. Er sagt im Gegentheil: „Ich würde, wenn ich Begebenheiten von dieser Art öfters anträfe, sehr verlegen sein, da diese einzige hinreicht, mich in Zweifel zu setzen und zu hindern, etwas Entscheidendes dabei zu denken."

Wenn man nun vorstehende Thatsachen vergleicht und erwägt, so scheint es, als ob das Heraustreten des

Eidolons aus den ſich ſpaltenden Perſonen zu der Zeit erfolgt ſei, wo dieſe noch im vollen Anzuge waren, den es daher noch fortwährend im Abbilde darſtellte, während die Originalperſonen denſelben bereits abgelegt hatten. Jener Beamte anticipirte eidolomagiſch den Gang, den er bald darauf nach dem geheimen Ort zu machen gedrungen war; dieſer Fall gehört inſofern zu der Gruppe der voreilenden Erſcheinungen, die oben zur Sprache gekommen. Bei der Dame ſcheint die Selbſtſpaltung und ebenbildliche Selbſtverdoppelung mit der ſogleich darauf folgenden tödtlichen Erkrankung zuſammenzuhangen und ſchließt ſich in dem Betrachte den ebenfalls ſchon vorgeführten Beiſpielen an, wo Doppelgängerei und Sichſelberſehen ein Vorbote des Todes war.

II.

Die geisterhaften Erscheinungen der Sterbenden.

„Jene Fälle," sagt Schubert,*) „wo ein weit entfernter Freund eine geliebte Person, deren Seele sich in der Todesstunde oder anderen wichtigen Augenblicken lebhaft mit ihm beschäftigte, vor sich stehen zu sehen, ihre, der Abschied nehmenden oder fragenden, Stimme zu hören glaubte, wiewohl er in dem Augenblick an etwas ganz Anderes dachte und von dem Befinden dieser Person nicht das Mindeste wußte, sind zum Theil von zu nüchternen Beobachtern erzählt, als daß man sie ganz läugnen könnte." Noch bestimmter erklärt sich darüber Schopenhauer.**) „Der Fall," sagt er, „daß Sterbende in der Stunde ihres Todes abwesenden Freunden erscheinen, sogar mehreren an verschiedenen Orten zugleich, ist so oft und von so verschiedenen Seiten erzählt worden, daß ich ihn als thatsächlich begründet unbedenklich annehme." Hierbei erzählt er Folgendes. „Vor Kurzem starb hier in Frankfurt im jüdischen Hospitale bei Nacht eine kranke Magd. Am folgenden Morgen ganz früh trafen ihre Schwester und ihre Nichte, von

*) Symbolik des Traumes S. 172 f. der 3. Anflage.

**) In dem „Versuch über Geistersehen," Parerga I. S. 277.

denen die eine hier in Frankfurt, die andere eine Meile von hier wohnt, bei der Herrſchaft derſelben ein, um ſich ihrenthalben zu erkundigen, weil ſie Beiden in der Nacht erſchienen war. Der Hoſpitalaufſeher, auf deſſen Bericht die Thatſache beruht, verſicherte, ſolche Fälle kämen öfters vor."

Andere Beiſpiele und Zeugniſſe aus älterer und neuerer Zeit ſind nachſtehende.

Indem Bettina v. Arnim*) an Göthe die merkwürdigen und intereſſanten Züge berichtet, die ſie in deſſen Familie in Erfahrung gebracht, erzählt ſie, wie folgt.

„Deine Großmutter kam einſt nach Mitternacht in die Schlafſtube der Töchter und blieb bis am Morgen, weil ihr Etwas begegnet war, was ſie vor Angſt ſich nicht zu ſagen getraute. Am anderen Morgen erzählte ſie, daß Etwas im Zimmer geraſchelt habe, wie Papier. In der Meinung, das Fenſter ſei offen und der Wind jage die Papiere von des Vaters Schreibpult im Studierzimmer umher, ſei ſie aufgeſtanden, aber die Fenſter ſeien geſchloſſen geweſen. Wie ſie wieder im Bett lag, rauſchte es immer näher heran mit ängſtlichem Zuſammenknittern von Papier; endlich ſeufzte es tief auf, und noch einmal dicht an ihrem Angeſicht, daß es ſie kalt anwehte. Da iſt ſie denn vor Angſt zu den Kindern gelaufen. Kurz nach dem Vorfalle ließ ſich ein Fremder melden; wie dieſer auf die Hausfrau zuging und ihr ein ganz zerknittertes Papier darreichte, wandelte ſie eine Ohnmacht an. Ein Freund von ihr, der in jener

*) Göthe's Briefwechſel mit einem Kinde II. S. 208 f. der 3. Auflage. Berlin 1853.

Nacht ſeinen herannahenden Tod geſpürt, hatte nach Papier verlangt, um der Freundin in einer wichtigen Angelegenheit zu ſchreiben; aber noch ehe er fertig war, hatte er, vom Todeskampf ergriffen, das Papier gepackt, zerknittert und damit auf der Bettdecke hin- und hergefahren, endlich zweimal tief aufgeſeufzt; dann war er verſchieden. Obſchon nun Das, was auf dem Papiere geſchrieben war, nichts Entſcheidendes beſagte, ſo konnte ſich doch die Freundin vorſtellen, was ſeine letzte Bitte geweſen. Dein edler Großvater nahm ſich einer kleinen Waiſe jenes Freundes an, die keine rechtlichen Anſprüche an ſein Erbe hatte, ward ihr Vormund und legte eine Summe aus eigenen Mitteln für ſie an, die deine Großmutter mit manchem kleinen Erſparniß mehrte."

Herr Joſeph Zillgenz, ein junger Theolog in Würzburg, hatte die Gefälligkeit, mir aus ſeinem Leben und Familienkreiſe folgende Fälle aufzuzeichnen. „Meine Mutter hat mir oft eine Geſchichte erzählt, die ſich mit mir zutrug, als ich noch ein Knabe von 6—7 Jahren war. Karl, ein Freund von mir, lag krank danieder; ich wußte aber nicht, daß ſein Zuſtand gefährlich ſei. Ich befand mich mit meiner Mutter auf der Wieſe und ſpielte; auf einmal ſtand ich auf, lief zu ihr hin und rief: „„Mutter! Da kommt mir der Karl entgegen; er iſt todt; ſiehſt du ihn nicht?"" Sie fragte, wie er ausſehe; ich beſchrieb ihr die Erſcheinung. Sie ging ſogleich, um ſich nach Karl zu erkundigen; er war geſtorben und lag in dem von mir beſchriebenen Anzuge da. — Eine andere Erfahrung der Art machte meine Mutter ſelbſt. Es war

in den vorigen Herbſtferien;*) ſie wollte ſich eben zur Ruhe begeben; da hörte ſie ein Glöckchen klingen. Sie ging zum Vater, meldete ihm den Vorgang und ſagte, es müſſe Jemand in der Familie geſtorben ſein. Sie ſprach darüber mit uns auch am Morgen des folgenden Tages. Einige Tage darauf erhielten wir die Nachricht, daß der Bruder meines Vaters plötzlich geſtorben ſei und zwar in derſelben Stunde, in welcher meine Mutter das Glöckchen gehört."

Ein Herr von S., Neffe der Gräfin K., war eines Abends in der ruhigſten Stimmung nach Hauſe gekommen, und hatte kaum ſeine Kerze angezündet, als er ein frembartiges Geräuſch vernahm und eine Hand erblickte, die raſch das Wort Godefroy auf das Papier ſchrieb und dann verſchwand. S. hatte einen Freund dieſes Namens in Nordamerika; er ſchrieb ſich Tag und Stunde der Erſcheinung auf und erhielt nach einiger Zeit die Nachricht von dem Tode deſſelben, der in Canada an demſelben Tage und in derſelben Stunde eingetreten war.**)

Ein Fräulein K. zu Kaſſel fühlte ſich einmal ſehr beunruhigt und hatte keinen Schlaf; da hatte ſie folgendes Geſicht. Im Glasfenſter der Thüre entſtand eine Helle, die immer zunahm und ſich gegen ſie hin bewegte, und in dieſer Helle ſah ſie ihren 19jährigen Bruder, der ſich damals zu Frankfurt befand, ſchwarz gekleidet vor dem Bette ſtehen. Er legt ſeine Hand ſchwer auf die Decke;***) ſie ruft: „Auguſt, was

*) Obiges iſt im Winter 1865 niedergeſchrieben.
**) La Patrie. 22. Sept. 1857.
***) Dies erinnert an den Alp.

willſt du denn?“ Da wird es wieder dunkel und die Geſtalt iſt weg. Erſt gegen Morgen ſchlief ſie ein. Nun ſah ſie ſich nach Frankfurt zu ihrer Mutter verſetzt, die traurig in einer Ecke kauerte. Sie will um die Urſache fragen, da hört ſie ihren Bruder rufen: „Mein Leib, ach mein Leib!“ und ſieht, wie er im Hemde über einem Tiſche liegt. Am anderen Tage erhält ſie die Todesnachricht; er war ſehr ſchnell an einer Darmentzündung geſtorben.*)

Bunſen ſtarb zu Frankfurt am 5. April 1840 in der Nacht. Zu derſelben Zeit that er ſich ſeinen vertrauten Freunden in der Postgaſſe zu Bern auf ſicht- und hörbare Weiſe kund. Madame Freieiſen hat dem Profeſſor Perty**) darüber Folgendes erzählt. Sie wohnte dort mit ihrem Gatten im 3. Stock und das ſtets bei ſorgfältig verſchloſſenen Thüren. Etwa um Mitternacht erwachend, vernahm ſie ſchon von der unterſten Treppe her ſchwere, unſichere Tritte; es kam in das zweite Stockwerk, ließ ſich dann aufſteigend zum dritten hören und öffnete darauf die Gangthüre. Madame Fr., welche dieſelbe verſchloſſen wußte, wurde nun vom äußerſten Schrecken überfallen; ſie rief laut nach Aenneli und ihrem Mann. Nun war es in den neben anſtoßenden Saal und dann in das Schlafzimmer gekommen; es öffneten ſich die Bettvorhänge und ſie ſah eine Geſtalt mit undeutlichen Umriſſen, nach der ſie hinſtarren mußte. Dann folgte ein tiefes Ausathmen der Geſtalt; die Erſcheinung entfernte ſich wieder hörbar, wie ſie gekommen war; es

*) Magikon III. 367.
**) Myſt. Erſchein. S. 495 f.

erfolgte im Zimmer, wie ſich außen die Gangthüre ſchloß, ein ſchrillender Laut, als wenn auf dem Piano alle Saiten zugleich geſprungen wären, und dann ein Uebergang deſſelben in einen langen klagenden Ton. Als die Herbeigerufenen kamen, wurde das Inſtrument beſichtigt; es war keine Saite entzwei. Das unten wohnende Fräulein Weber hatte die Tritte und den Ton ebenfalls gehört. Späterhin kam die Todesnachricht; man hatte zu Bern von Bunſen's Erkrankung Nichts gewußt. Es ſcheint in ſolchen Fällen, als ob der mit dem Tode Ringende in traumartigem Zuſtande, während ſich jedoch ſchon die fernſehenden und magiſchen Kräfte des Geiſterreiches entwickeln, bei ſeinen Freunden Hülfe ſuche und ihnen deshalb dergleichen geiſterhafte Beſuche mache. Madame Freieiſen erkannte zwar den Freund in der undeutlichen Geſtalt, die ſich ihr zeigte, nicht; aber man kann nicht zweifeln, daß es ſeine Erſcheinung war. Daß ſie nach ihr hinzuſtarren gezwungen war, zeigt, daß ſie von ihr in magiſchen Anſpruch genommen wurde.

Wieland, einer der unverwerflichſten Zeugen im Punkte des Wunderſamen und Geiſterhaften, ein Mann, den man ſogar den deutſchen Voltaire genannt, erzählt von einer edlen, frommen und allgemein geehrten Dame, die zugleich etwas ſehr Myſtiſches in ihrem Weſen hatte und namentlich dem Zuſtande des Schlafwandelns unterworfen war, worin ſie unbeſchreibliche Herrlichkeiten zu ſehen und zu hören verſicherte. Sie war Proteſtantin; gleichwohl ſtand ſie mit dem an Geiſt und Gemüth vorzüglichen Beichtvater eines benachbarten Benedictinerkloſters, deſſen Lehensmann ihr Gemahl war, ſowie auch Letzterer

ſelbſt, in ſo vertrauten Verhältniſſen, daß man den Pater als Familienglied betrachtete. Er wurde jedoch nach Bellinzona verſetzt, um daſelbſt Mathematik und Phyſik zu lehren. Nach Jahr und Tag erkrankte die Dame; es ſchien keineswegs gefährlich, ſie aber ſagte den Zeitpunkt ihres Endes genau voraus und ſtarb zu dieſer Zeit auch in der That. Zuvor hatte ſie ſich mit ihrer Tochter ſehr heiter und lebhaft beſprochen und dann eine ſonderbare Aeußerung gethan. Es war gegen Mitternacht, ſie richtete ſich auf und ſagte mit dem ihr eigenen holden Lächeln: „Nun iſt es Zeit, daß ich gehe und von dem Pater Abſchied nehme.“ Darauf legte ſie ſich auf die andere Seite und ſchien in wenig Augenblicken ſanft eingeſchlummert zu ſein. Nach einer Weile erwachte ſie wieder, wendete ſich ruhig und liebevoll zu ihrer Tochter zurück, ſprach noch ein Paar Worte mit ihr und verſchied.

Zu derſelben Stunde, wie ſich nachher ergeben hat, ſaß der Pater zu Bellinzona noch an ſeinem Schreibtiſche bei der Studirlampe und war mit der Ausrechnung einer mathematiſchen Aufgabe beſchäftigt — alſo in ſehr verſtandesmäßiger und gar nicht viſionärer Geiſtesverfaſſung. Von der Erkrankung ſeiner Freundin wußte er Nichts, dachte auch nicht an ſie. An der Wand hing ſeine Pandore, ein von ihm ſehr geliebtes Inſtrument. Da hört er einen ſtarken Knall, als wäre der Reſonnanzboden der Pandore geſprungen. Er fährt auf, ſieht ſich um und erblickt mit einem Erſtaunen, das ihn ſtarr macht, eine weiße, der erwähnten Dame vollkommen gleiche Geſtalt, die ihn freundlich-ernſt anblickt und dann ſofort verſchwunden iſt. Er faßt ſich, ſteht auf, unterſucht das Inſtrument

und findet den Resonnanzboden gesprungen. Wieland stellt über diese Thatsache, die er für unzweifelhaft erklärt, und die auffallend zusammenstimmenden Umstände derselben, welche eine wirkliche Geistererscheinung darthun, eine längere Betrachtung an und sagt unter Anderem: „Wenn ein solches Zusammentreffen Zufall ist, so möchte ich wissen, was man absichtliche Ursache und Wirkung nennen kann.*)

Herr Dr. Ohlsen, ein junger Arzt in Würzburg, erzählte mir Folgendes. Er befand sich mit seiner Mutter zu Neapel. Eines Abends hörte diese, nachdem sie sich zu Ruhe begeben, die Stimme ihres Vaters, der sich in Schleswig aufhielt; er rief sie an und sagte ihr: morgen um eine gewisse Zeit, die bestimmt angegeben wurde, werde er todt sein. Sie theilte das dem Sohne mit. Eine nachher einlaufende Nachricht bestätigte die Wahrheit der Aussage.

Werner**) berichtet von den Erscheinungen seines sterbenden Bruders in Stuttgart. Er hatte den Kranken Nachts um 11 Uhr verlassen; früh zwischen 3 und 4 Uhr erweckte ihn ein lauter, fast gellender Ton, der seinen Namen rief. Er erhob sich und hörte ganz nahe noch zweimal denselben Ruf. In derselben Stunde sah die Mutter in Tübingen die Gestalt ihres Sohnes deutlich im Nebenzimmer; dieselbe blickte sie einige Minuten lang an und verschwand darauf.

Oberamtsarzt Seyffer war, als er noch zu Cannstatt in die lateinische Schule ging, von einer

*) Wieland's Werke. Leipzig 1805. Bd. XXXVI. S. 239.

**) Schutzgeister S. 400.

älteren Freundin mit besonderem Wohlwollen behandelt worden. Sie war eine gebildete Frau und repetirte mit ihm die Pensen. Viele Jahre waren verflossen, sie war eine achtzigjährige Frau geworden. Eines Morgens um 5 Uhr stand sie, ganz wie sie im Leben ausgesehen, vor Seyffer's Bette. Er rief seiner Frau zu, die aber Nichts wahrnahm. Die Gestalt ward immer blasser und verschwand. In derselben Stunde war die Dame gestorben, hatte noch viel von ihm gesprochen und sehr gewünscht, ihn noch einmal zu sehen.*)

Im September 1857 reiste Capitän G. W. nach Indien zu seinem Regiment, während seine Gattin zu Cambridge blieb. In der Nacht vom 14.—15. Nov. gegen Morgen glaubte sie im Traume ihren Mann zu sehen; er schien krank und traurig; sie erwachte bewegt, und sah nun im Mondlichte an ihrem Bette dieselbe Gestalt. Der Capitän war in Uniform, sehr blaß, hatte die Hände auf die Brust gelegt, die Haare in Unordnung, die großen schwarzen Augen ausdrucksvoll auf sie gerichtet, den Mund so zusammengezogen, wie er es in aufgeregtem Zustande gewohnt war. Er beugte sich nach vorn und schien sprechen zu wollen; brachte aber keinen Ton hervor. Sie sah alle Details der Erscheinung; sie war etwa eine Minute lang sichtbar und verschwand sodann. Darauf kam ein

*) Rösch, „Die 18. Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte." Stuttgart 1841. S. 69. Seyffer war ein Mitglied der Versammlung. Es wird dort auch erzählt, wie der Gattin desselben Nachts gegen 11 Uhr das Licht zweimal ausgeblasen wurde, das zweite Mal mit einem heftigen Schlag auf den Tisch.

Telegramm mit der Nachricht, der Capitän ſei am 15. vor Luknow getödtet worden. Die Wittwe behauptete, dies wäre unrichtig, ſie wiſſe gewiß, daß er nicht am 15. gefallen ſei, weil ſie ſeine Erſcheinung in der Nacht vom 14.—15. Nov. gehabt. Dies ſtellte ſich dann auch mit vollſter Gewißheit heraus. Insbeſondere enthielt ein Brief des Capitäns G. C. von Luknow die Notiz, daß der Gefallene am Abende des 14. an ſeiner Seite von einem Bombenſplitter in die Bruſt getroffen worden, und ohne mehr ein Wort ſprechen zu können, verſchieden ſei.*)

Frau L. in Frankfurt, eine vortreffliche, ſehr religiöſe, bis zur Aengſtlichkeit wahrhafte, ſomit keinem Verdacht der Erfindung und willkürlichen Ausſchmückung unterliegende Perſönlichkeit, hat die Güte gehabt, mir Folgendes aufzuzeichnen, was ich mit ihren eigenen Worten mittheilen will.

„Meine Großmutter, unſere liebe Erzieherin nach dem frühen Hinſcheiden unſerer Mutter, war eine kluge, gebildete, zugleich aber ſtreng religiöſe Frau von ſelbſtſtändigem Charakter. Das Schickſal hatte ſie ſehr geprüft; ſchon hatte ſie ihren Gatten, einen edlen, hochbegabten Mann, und zwei ihrer Kinder, worunter meine Mutter war, verloren, als wir die Nachricht erhielten, daß der einzige ihr noch übrig gebliebene Sohn ſeinem Leben vermittelſt eines Piſtolenſchuſſes ein Ende gemacht habe. Es ſchien unthunlich, dies der 69 Jahre alten Mutter zu ſagen; man kam überein, ihr aus einem Briefe vorzuleſen, wie ihr Sohn plötzlich erkrankt ſei, und ſie dann acht

*) Owen's Footfalls p. 411.

Tage ſpäter von ſeinem Tode zu benachrichtigen. Sie gerieth jedoch bei der Nachricht ſeines Krankſeins in die größte Aufregung. So bald ich mit ihr allein war, drang ſie lebhaft in mich, ihr den wahren Thatbeſtand zu entdecken. Sie wiſſe zuverſichtlich, daß ihr Sohn todt ſei; er ſei ihr vorgeſtern Morgen um 9 Uhr erſchienen. „„Zu jener Thüre"" — dieſe Thüre ging auf das Stiegenhaus — „„kam er in das Zimmer, trat zu mir, blickte mich wehmüthig an, ließ die Arme neben ſich herunterſinken und ging langſamen Schrittes zu dieſer Thüre hinaus."" Dieſe letztere führte in das Schlafzimmer meiner kleinen Schweſter. „„Er trug eine Binde über die Stirne und das Blut floß ihm über das Geſicht."" Ich ſuchte ihr den Gedanken, mein Oheim ſei keines natürlichen Todes geſtorben, auf alle mögliche Weiſe auszureden; doch vergeblich; ſie kam, ſo oft ſie mich allein ſprechen konnte, darauf zurück.

Wir lebten damals in einer Stadt, 47 Stunden entfernt von dem Orte, wo mein Oheim etablirt geweſen war. Seine veränderte Gemüthsſtimmung hatte ſchon längere Zeit ſeine Freunde beunruhigt, und der treueſte und beſte von ihnen verfügte ſich öfters in der Frühe, ehe er in ſein Geſchäft ging, in deſſen Wohnung, um ſich zu überzeugen, wie es mit ihm ſtehe. Da hörte er eines Morgens, Herr N. habe vor einer Viertelſtunde mit zerſtörten Zügen einen ungewohnten Weg, welcher nach einem Walde führte, eingeſchlagen. Er eilte ihm nach, erreichte ihn aber nicht mehr lebend. Die Kugel war ihm durch das Gehirn gedrungen. Es kamen noch andere Perſonen dazu, welche dem Unglücklichen eine Binde umlegten.

Einige Minuten vor 9 Uhr war der Schuß gefallen und eine Viertelſtunde ſpäter erſchien er ſeiner Mutter.

Was ich hier niederſchrieb und deſſen Wahrheit ich auf Verlangen beeidigen würde, mag ein Beleg mehr für das unabhängige Fortleben unſeres Geiſtes von dem Körper ſein."

Eine ganz ähnliche Geſchichte iſt dieſe. Der Sohn des Rectors Vokerodt aus Gotha ſtudirte in Halle und wurde bei dieſer Stadt im Duelle getödtet. Um dieſelbe Stunde ſaßen Mutter und Schweſter in Gotha auf ihrer Stube und hörten, wie Jemand mit ſtarken Schritten die Treppe heraufkam. Die Mutter geht hinaus und erblickt den Sohn mit blutiger Wunde in der Bruſt. Wie ſie ihn anreden will, verſchwindet er.*)

Der ſehr viſionäre und doch zugleich ſehr vernünftige und beſonnene Dr. Lyſius, Prof. theol., Conſiſtorialrath, Hofprediger und erſter Director des Collegii Fridericiani zu Königsberg in Preußen, deſſen Leben in's 17. und 18. Jahrhundert fällt, berichtet Nachſtehendes.

„Als iſt einſt des Nachts unter einem Pavillon in meinem Bette lag, ſo daß ich das Geſicht gegen die Wand gekehrt hatte, ward es plötzlich ganz helle im Zimmer, und an der dichten Seite des Pavillons ging es, wie eines Menſchen Schatten vom Haupte des Bettes bis zu den Füßen,**) wobei mir auf das nachdrücklichſte, gleichſam als ob es laut und vernehm-

*) Hennings, von Geiſt. und Geiſterſ. S. 730.

**) Das ſoll wohl heißen: an der Wand, wo L. lag, bewegte ſich ein Schatten vom Kopfe bis zu den Füßen hin.

lich geredet worden, innerlich imprimirt wurde: Umbra matris tuae!*) Mit den letzten Briefen aber hatte ich doch vernommen, daß Mutter und Geschwister annoch gesund und vergnügt lebten. Ich stand also gleich vom Bette auf und untersuchte, woher doch ein solches Licht und ein solcher Schatten gekommen sein möchten, da denn die Stube ganz finster war, und ich so wenig desselben Abends, als des nächstfolgenden Morgens, Gelegenheit dazu finden, oder sonst errathen konnte, was die Ursache gewesen. Als ich aber den Vormittag darauf meinen Onkel besuchte, kam er mir mit einer traurigen Miene entgegen und sagte: er habe so eben Briefe erhalten, daß meine Mutter gefährlich krank darniederliege. Worauf ich alsobald antwortete: wäre sie krank, so wäre sie nun auch unfehlbar todt; wobei ich erzählte, was mir den vorhergehenden Abend begegnet war. Er wunderte sich darüber, versicherte aber, er wisse nur so viel, daß sie krank sei und daß man mich nach Hause verlange. Doch schon mit der nächsten Post schrieb mir meine Schwester, daß die Mutter gestorben sei; und ich ersah aus deren Schreiben, daß dieselbe eben desselben Abends, wo ich das Gesicht oder die Erscheinung gehabt hatte, in die Ewigkeit hinüber gegangen war."

Auch die Gattin des genannten Theologen machte eine solche Erfahrung, als ihre entfernte Schwester starb, wobei aber nicht der Gesichts-, sondern der Gehörsinn afficirt wurde und eine Erkenntniß der Person,

*) Man bemerke, wie vorsichtig sich der Mann ausdrückt! Es wurde ihm nicht mit Worten, aber wie mit Worten und so deutlich, wie mit solchen, eingedrückt, daß es der Schatten oder Geist seiner verstorbenen Mutter sei.

auf welche ſich das Ereigniß bezog, nicht zugleich gegeben war. Des Dr. Lyſius Worte ſind dieſe: „Wir waren ſchon geraume Zeit in Königsberg geweſen, als meine Frau einſt des Nachts mit großem Schrecken aus dem Schlafe auffuhr und fragte: wer ihr gerufen habe? — Ich erwachte darüber und erkundigte mich nach der Urſache ihrer Beſtürzung. Sie antwortete: es hätte Jemand mit ſtarker Stimme zweimal Gertrude! Gertrude! gerufen, worüber ſie als über etwas Ungewöhnliches ſehr beſtürzt wäre, weil Niemand in Königsberg ſie alſo zu nennen oder anzureden pflege. Sie kam daher auf den Gedanken, ihre Mutter müſſe etwa ſehr krank oder gar geſtorben ſein. Der Ausgang aber zeigte, daß ihre Schweſter, mit der ſie jederzeit am vertraulichſten gelebt hatte, um eben dieſelbe Zeit Todes verblichen war.*)

Baxter**) theilt eine Erzählung des Predigers Tilſon mit, die in der Kürze dieſe iſt. Eine Frau zu Rocheſter verfügte ſich mit Zurücklaſſung zweier Kinder daſelbſt nach Weſt-Mulling, ohngefähr 9 engliſche Meilen von dort, zu ihrem Vater, wo ſie 1691 ſtarb. Den Tag zuvor hatte ſie eine große Sehnſucht, noch einmal ihre Kinder zu ſehen. Sie wollte fortgebracht werden, allein man ſtellte ihr die Unmöglichkeit vor, dieſen Wunſch zu erfüllen. Früh zwiſchen 1—2 Uhr verfiel ſie in eine Art von Ekſtaſe mit offenen, ſtarren Augen und Ausbleiben des Athems. Als dieſelbe vorüber war, behauptete die Kranke, bei ihren Kindern geweſen zu ſein. Wirklich hatte die völlig wache Kin-

*) Horſt, Deuteroſkopie I. S. 184 f.

**) Geſch. a. d. Geiſterw. Auch Blätter aus Prevorſt X. 87.

berwärterin zu Rochester genau um jene Zeit die Frau aus dem offenen Zimmer, wo das ältere Kind schlief, herauskommen und eine Viertelstunde lang an ihrem Bette, wo neben ihr das jüngere Kind lag, verweilen sehen. Es war einer der längsten Tage im Jahre und deshalb schon hell. Die Wärterin setzte sich im Bette auf, sah die Erscheinung fest an, hörte die Glocke zwei Uhr schlagen u. s. w. Dies ist einer der besonders interessanten Fälle, wo die Objectivität und Unabhängigkeit der Erscheinung von dem wahrnehmenden Subjecte deutlich erkennbar ist. Erklärt man die Vision aus der Einwirkung der erscheinenden Person auf die Seele des Schauenden und die auf solchem Wege erfolgende Erzeugung eines Bildes in ihr, daß sich dann zu blos scheinbarer Gegenständlichkeit gestaltet, so will das offenbar nicht passen. Die Kranke richtete ihr Absehen gewiß nicht auf die ihr gleichgültige Wärterin; sie wollte nur bei ihrem Kinde sein. Und doch hatte diese Nebenperson eine so bestimmte Anschauung des sich darstellenden Ebenbildes, welchem man daher eine gewisse Realität nicht wird absprechen können.

Ein jüdisches Ehepaar, Herr und Frau S. zu Neuhaus an der Saale, erzählte mir gemeinschaftlich eine nächtliche Geistererscheinung, welche jedoch nur Frau S., diese aber, wie sie rechnet, anderthalb Stunden lang gesehen und ohne Furcht und Schrecken ruhig betrachtet hat. Sie erblickte, zu Bette liegend, während ein Licht brannte, eine weibliche Gestalt, welche niemals sie ansah, sondern stets nur ihren Blick auf den schlafenden Mann richtete. Sie weckte diesen auf und machte ihn auf die Erscheinung

aufmerksam. Er sah hin, bemerkte Nichts und schlief wieder ein. Sie ermunterte ihn hierauf noch zweimal, allein er vermochte Nichts wahrzunehmen. Sie bewunderte die Schönheit der Figur, suchte ihren Gatten namentlich auf die schönen Arme derselben aufmerksam zu machen. Zuletzt verschwand dieselbe, indem sie sich in nebelhafte Unbestimmtheit auflöste. Da in derselben Nacht die entfernte Schwester des Herrn S. mit Tod abging, so wurde die Erscheinung wohl mit Recht auf diese gedeutet. Sie hatte zu ihrem Bruder in feindseligem Verhältnisse gestanden; die Geschwister haßten einander; die Feindschaft war von der Schwester ausgegangen. Frau S. hatte sie zwar einmal gesehen, sich aber bei der Erscheinung ihrer nicht erinnert. Es war eine schöne Frau gewesen. Eine sympathetische Beziehung kann hier nicht wohl angenommen werden, auch nicht bei den beiden Geschwistern, die sich so zwieträchtig gegenüberstanden. Die Verstorbene scheint jedoch wegen ihres Verhaltens Reue empfunden und deshalb ihrem Bruder den geisterhaften Besuch gemacht und die Blicke so lange auf ihn gerichtet zu haben. Frau S. hatte eigentlich gar kein inneres Verhältniß zu der Erscheinung, und doch sah sie dieselbe allein. Man kann dies nur daraus erklären, daß sie mehr Sinn und Blick für ein solches Phänomen hatte, mehr geistersehend war, als ihr Mann.

Von Sterbenden, welche sich auf dem Wege geisterhafter Selbstdarstellung mit einem Feinde zu versöhnen suchen, Jemanden wegen des ihm zugefügten Bösen um Vergebung bitten, werden mehrere Fälle berichtet. So lebte ein Pfarrer mit einem Revierförster in großer Feindschaft und that ihm Alles

zu Leid. Im März 1818 Morgens zwischen 3 und 4 Uhr sah der Förster den Pfarrer an sein Bett treten, ihm die Hand reichen und ihn flehentlich bitten, er möge ihm verzeihen, sonst könne er nicht sterben. Der Förster gab ihm die Hand und antwortete: „So wie ich wünsche, daß mir Gott verzeihe, so verzeihe ich Ihnen.“ Die Gestalt verschwand; der Förster erfuhr, der Pfarrer habe im Sterben einen schweren Kampf gehabt; aber gegen 4 Uhr sei er plötzlich ruhig geworden und dann sanft verschieden. Die Hand, welche das Eidolon dem Förster gereicht, hatte sich ihm als eine kalte Todtenhand fühlbar gemacht.*)

Merkwürdig ist ferner folgendes Gesicht. Hauptmann G. hatte eine schöne Frau, mit der er sich kurz erst vermählt hatte, in der Schweiz zurückgelassen. Er sitzt zu Neapel mit einem anderen Hauptmann fröhlich zu Tische; auf einmal verstummt er und starrt in eine Ecke; denn er sieht hier seine Frau auf den Knieen liegen und um Vergebung flehen. „Ich weiß nicht, was ich vergeben soll,“ sagt er; „doch es mag gut sein.“ Seine Frau war, wie sich ergab, um dieselbe Stunde gestorben; sie war ihm untreu geworden und mit dem heftigsten Verlangen nach ihm und seiner Vergebung vom Leben geschieden.**)

In anderen Fällen ist es die Dankbarkeit, die sich zuletzt noch mittelst solcher Erscheinungen äußert. So erschien der Dichter Gerning, als er zu Frankfurt im Sterben lag, einer Dame im Taunus, die ihm viel Gutes gethan.***) Einem armen Manne

*) Magikon II. 342.
**) Daselbst II. 228.
***) Daselbst II. 317.

hatte eine Dame viel Wohlthaten erzeigt. Wie er nun seinem Ende nah, erschien er ihr mit der Mütze in der Hand und verneigte sich vor ihr. Dann, noch einmal aus der Todesekstase erwacht, erzählte er, wie er so eben bei seiner Wohlthäterin gewesen und sich für ihre Güte bedankt habe.*)

Fast komisch ihrer Form nach, aber doch nicht spaßhafter Natur ist folgende Geschichte, an die ich eben um dieser Beschaffenheit willen, die man schwerlich so erdichtet hätte, zu glauben geneigt bin. An einem sächsischen Hofe trat einst zum Herzog herein in vollem Ornate der Hofprediger und machte dem Fürsten eine ehrfurchtsvolle Verbeugung. Dieser fragte nach seinem Begehren, der Geistliche machte wieder eine Verbeugung, sprach aber nicht. Auf eine neue Frage folgte dieselbe stumme Verbeugung des Predigers und sein Abgang aus dem Zimmer, die Treppe hinab und über den Hof, wo ihn der Herzog, durch das Fenster blickend, hinschreiten sah. Letzterer, dem die Sache nun doch zu wunderlich vorkam, sandte seinen Pagen zu dem Geistlichen mit der Frage, was denn das zu bedeuten gehabt? Der Page kam mit der Nachricht zurück, daß der Hofprediger so eben gestorben sei. Der Herzog wollte es nicht glauben und sandte den Pagenhofmeister hin, der aber die Nachricht bestätigte und noch einen mit der Erscheinung ohne Zweifel zusammenhangenden Umstand berichtete. Der Sterbende hatte Schreibzeug verlangt, um seine Wittwe der Gnade des Fürsten zu empfehlen, aber nur den Anfang des Schreibens aufzuzeichnen vermocht.

*) Daselbst II. 481.

Dieſes Fragment wurde vorgezeigt und man ſchloß daraus, daß der Prediger, indem er ſo angelegentlich an den Herzog dachte, vor körperlicher Schwäche jedoch ſein Anliegen nicht ſchriftlich ausdrücken konnte, ſich ihm ſtatt deſſen ſichtbar dargeſtellt habe.*) Wenn in manchen Fällen das Eidolon im Stande iſt, ſich nicht nur ſichtbar zu machen, ſondern auch zu ſprechen, ja ganze lange Geſpräche zu führen, wie der ertrunkene Desfontaines mit ſeinem Freunde, die verſtorbene Veal mit ihrer Freundin, der bei Dr. Scott erſcheinende alte Herr mit dieſem ꝛc., ſo finden wir hier ein Beiſpiel, wo nur die plaſtiſche Selbſtdarſtellung, nicht aber das Wort gelang, wiewohl es allem Anſehen nach in der Abſicht des Erſcheinenden lag, die Bitte, die er nicht ſchriftlich thun konnte, mündlich anzubringen.

Prof. Dr. Ruette in Leipzig hat i. J. 1863 eine Schrift über die Exiſtenz der Seele**) herausgegeben, wo er aus ſeiner eigenen mediciniſchen Praxis Folgendes mittheilt. Er hatte zu Göttingen zu gleicher Zeit zwei kranke weibliche Perſonen zu behandeln, welche Freundinnen waren. Die eine ſtirbt Nachts unter ſeinen Händen; er beſucht ſodann die andere und findet ſie in einem ſehr aufgeregten Zuſtande. Sie ſagt ihm, daß ſie ſeiner Hülfe nicht mehr bedürfe; ſie wiſſe, daß ſie heute noch ſterben werde; die Freundin ſei ihr in hellem Lichtglanze erſchienen und habe ihr das angekündigt. Die Zeit der Erſcheinung traf mit der Zeit des Todes der anderen zuſammen. Die Kranke ſtarb noch am Abende dieſes Tages.

*) Gallerie außerordentlicher Erſcheinungen aus der Natur und Menſchenwelt II. S. 73.

**) Vergl. meine Schrift über den Tod S. 279.

Ein preußiſcher Arzt theilt*) ſehr ausführlich und genau eine Geſchichte mit, die ich hier nur in gedrängtem Auszuge einreihen will. Ein Mädchen war mit einem jungen Mann ſchon mehrere Jahre verlobt. Es war kein glückliches Verhältniß; es ſtellten ſich Hinderniſſe entgegen; der Geliebte hielt ſich an einem anderen Orte auf und war, wenn er erſchien, nicht ſehr heiter und liebenswürdig. Endlich ſollte die Vermählung vor ſich gehen. Da erkrankte die Braut, und es entwickelte ſich ein Nervenfieber, das ihren Tod herbeiführte. Bevor aber dieſer eintrat, kamen ſehr merkwürdige Scenen und Erſcheinungen vor. Am 1. November 1834 wurde ein Arzt gerufen. Den 4. Nov. ſprach die Kranke viel von einer Tante, die ohngefähr 8 Meilen entfernt in der Nähe von Magdeburg wohnte. Sie richtete ſich im Beiſein des Arztes raſch in die Höhe und blickte ſtarr und bewegungslos, einer bleichen, marmornen Bildſäule ähnlich; nur ein in den Augen glänzender Funke verrieth noch das Leben in ihr. Nach einigen Minuten war der Zuſtand vorüber. Nun ſprach ſie viel von ihrem Bräutigam, wobei ſie immer kränker wurde. Es war in der Nacht vom 4. zum 5. Nov. um 12 Uhr; da rief ſie: „Ich muß hin, ich muß ihn noch einmal ſehen!“ Man bemerkte, daß ſie zu reiſen glaubte; ſie rief endlich: „Nun bin ich am Orte; hier wohnt er.“ Ein ähnlicher Starrkrampf, wie Tags vorher, trat ein; ſie erwachte daraus mit einem ſchreiartigen Seufzer und ihre Züge drückten das tiefſte, grauenvollſte Leiden

*) Blätter aus Prevorſt VIII. Auch bei Gerber, Nachtgebiet der Natur S. 350 ff. zu leſen.

aus. Sie fiel dann in eine Art von Halbschlaf, der folgende Tag war ruhiger; aber die Kräfte nahmen immer mehr ab; zuweilen rief sie: „Das hätte ich nicht gedacht!“ Am 5. Nov. Abends traf plötzlich die Tante mit ihrem Manne ein. Sie hatten Nichts von der Krankheit des Mädchens gewußt; die Frau aber hatte am 4. Nov. Abends, als sie sich in der Küche befand, die Erscheinung ihrer Nichte gehabt. In der Nacht vom 5. auf den 6. Nov. machte die Kranke noch einmal eine phantastische Reise zu ihrem Bräutigam, und ließ die Worte: „Sterben, Verzeihen, Glücklichsein, Wiedersehen“ hören. Am Morgen darauf starb sie. Am 8. Abends kam ein Brief von dem Bräutigam, der das Bekenntniß einer argen Untreue enthielt. Ein wunderbarer Vorfall hatte den jungen Mann erschüttert. Ein Mädchen machte ihm nächtliche Besuche; zwischen dem 4. und 5. Nov. Nachts um 12 Uhr wurden die Beiden durch einen heftigen Schlag an die Thüre erschreckt; sie sahen in der geöffneten Thüre eine weibliche Gestalt stehen und auf das Lager hinstarren, und er erkannte seine Braut, die sofort wieder verschwunden war. In der folgenden Nacht hatte er einen Traum, worin ihm seine Braut ihren Tod, zugleich aber auch ihre Verzeihung ankündigte. Morgens, nachdem er wieder eingeschlummert, hatte er einen zweiten Traum, der sich auf ihren Tod bezog. Kurz, die scheinbaren Phantasiereisen der Sterbenden waren nicht ohne Wahrheit gewesen; die Zeitpunkte trafen genau zu; erst war sie der Tante, dann zweimal dem Ungetreuen erschienen; zuletzt noch hatte sich ihm ihr Hingang am Morgen kund gethan. Bemerkenswerth ist noch der Umstand, daß die Sterbende zu

der Zeit, wo sie ihre zweite Reise machte und ihrem Bräutigam ihre Verzeihung aussprach, von diesem in glänzend freundlicher Gestalt gesehen wurde.

Calmet*) theilt mit: „Herr Baron von Coussey, ein bejahrter, verehrungswürdiger Gerichtsrath, hat mir mehr als einmal erzählt: Er habe sich zu der Zeit, da seine Mutter starb, mehr als 30 deutsche Meilen weit von ihrem Wohnorte befunden. Da sei er in der Nacht, der nämlichen, in welcher sie verschied, durch das Bellen seines Hundes, der zu seinen Füßen lag, aufgeweckt worden und habe sie mit glänzendem Angesicht durch das Fenster in das Zimmer kommen sehen, worauf sie Mehreres, was seine Angelegenheiten betraf, mit ihm gesprochen habe. Hier hatte das Thier, wie so oft der Fall, die geisterhafte Erscheinung eher wahrgenommen, als der Mensch, dem sie galt.**)

Drei Schwestern hegten eine große Liebe zu einander, besonders war die der ältesten und der jüngsten sehr inniger Natur. Erstere vermählte sich mit einem auswärtigen Mann; die beiden anderen blieben im Hause und schliefen in einem Gemach. Einst war die jüngste kaum eingeschlummert, als eine eiskalte Hand streichelnd über ihr Gesicht hinfuhr. Sie war der Meinung, die anwesende Schwester habe es gethan; diese aber schlief fest und versicherte, als sie aufgeweckt wurde, nicht von ihrem Lager weggekommen zu sein. Die jüngere legte sich wieder nieder, und von Neuem

*) Erscheinungen I. Cap. 34 S. 297 der Uebersetzung.

**) Man sehe darüber die Abth. über die Realität der Geistererscheinungen. Buch I. Nr. III. S. 66 ff.

fuhr eine ſo kalte Hand mehrmals über ihr Geſicht. Der Schrecken ließ ſie nun nicht mehr einſchlafen; am anderen Tage erfuhr man, daß die entfernte Schweſter in der Nacht geſtorben war; es war genau derſelbe Zeitpunkt, wo die geiſterhaften Berührungen empfunden worden waren.*)

Einer Erzählung von Lord Byron**) zu Folge ſchlief Capitän Kidd einſt des Nachts in der Cajüte in ſeiner Hängematte; da war es ihm, als läge etwas Schweres auf ihm. Er öffnet die Augen und glaubt bei dem ſchwachen Lichte, das den Raum erhellt, ſeinen Bruder zu ſehen, wie er ſich, in ſeine gewöhnliche Uniform bekleidet, quer über das Bett lehne. Er hält das für Sinnentäuſchung und bemüht ſich, wieder einzuſchlafen. Aber der Druck, den er fühlt, dauert fort und ebenſo, wenn er die Augen öffnet, die Erſcheinung.***) Er unterſucht; er berührt die Geſtalt und hat das Gefühl, als ſei die Uniform ganz naß. Nun erſchrickt er und ruft einen ſeiner Mitofficiere; aber ſowie dieſer kommt, iſt die Geſtalt verſchwunden. Ein Paar Monate ſpäter erhält Kidd die Nachricht, daß in derſelben Nacht, in welcher er die Erſcheinung gehabt, ſein Bruder im indiſchen Meere ertrunken ſei. Dieſe Geſchichte hat Lord Byron unmittelbar von dem Capitän ſelbſt vernommen, und es iſt daher nicht wohl an ihr zu zweifeln.†)

*) Muſeum des Wundervollen I. S. 179.

**) Monthly Review 1830 p. 229.

***) Hier iſt wieder eine Analogie mit dem Alpdrücken bemerklich.

†) Noch andere Geſchichten ähnlicher Art ſind im Juniheft deſſelben Journals vom Jahre 1830 zu leſen.

Sehr ausgezeichnet wegen der starken körperlichen Empfindung, die dabei stattgefunden, ist folgende von Happach*) aus eigener Erfahrung berichtete Begebenheit. Er hatte eine unverheirathete Schwester, welche gefährlich erkrankte, aber, als er sie zum letzten Male sah, in der Besserung zu sein schien. Einige Tage nach diesem Besuche an einem Sommermorgen sehr frühe lag er im Bette und schlummerte noch, wurde jedoch durch eine freundliche Stimme und eine zugleich verspürte Berührung erweckt. Er wunderte sich und fühlte, wie Jemand hinter ihm war, ihn um den Hals faßte, hielt und drückte, so daß es ihm schwer schien, sich zu bewegen.**) Das dauerte wohl 5 Minuten; er war sich seiner und seines Zustandes vollkommen bewußt und gar nicht ekstatisch; denn er reflectirte über die Sache und hielt sie für die Wirkung eines körperlichen Zustandes, wozu die Phantasie den freundlichen Ton gefügt — wiewohl ein solcher Ton mit einer krankhaften Lähmung und Erstarrung sich nicht gut reimen will. Er bewegte sich endlich und das Gefühl war verschwunden. Gegen Mittag erhielt er die Nachricht, daß die Schwester kurz vor der Zeit, wo das beschriebene Phänomen stattgefunden, gestorben war.

Die Kinder des Juweliers Hübschmann in Stuttgart riefen einmal dem noch schlafenden Vater zu: Der Großvater sei gekommen. Sie hatten gesehen, wie er an ihnen vorbeiging; als man nach ihm suchte,

*) Materialien zur Erfahrungsseelenkunde II. S. 156.

**) Auch hier wieder Analogie mit dem Alp, speciell dem erotischen. Man vergl., was über diese Erscheinungen im IV. Buche zu lesen sein wird.

war er nicht zu finden. Hübſchmann's Bruder in Straßburg ging in derſelben Frühſtunde in ſeine Werkſtatt, wo er den Vater ebenfalls ſah. Nach 3 Tagen kam aus dem Voigtlande die Nachricht, daß der Alte zu jener Stunde geſtorben ſei.*)

Friedrich von Meyer**) erzählt mehrere ſolche Vorfälle, worunter der folgende von eigenthümlichem Intereſſe iſt; er hat ſie dem Briefe eines Freundes vom Jahre 1811 entnommen. Dieſer Freund hatte einen Sohn Martin, der zur Armee abging und gegen ſeine Geſchwiſter äußerte, er werde nicht wiederkommen. Eine Schweſter Martin's, am Orte verheirathet, hatte ein Kind von nicht ganz drei Jahren, welches ſeinem Vetter ſehr zugeneigt war. Dieſes ſteht eines Tages am Fenſter und ruft: „Martin! Ei, Martin, komm doch herunter!" Und dann, nach oben in den Himmel zeigend: „Mutter, dort oben iſt Martin und will nicht herunter." Die Mutter ſah Nichts; merkte ſich aber den Zeitpunkt. Vierzehn Tage darauf kam ein Brief mit der Todesnachricht. Martin war von einer Kartätſchenkugel in den Leib getroffen worden und hatte nach einigen Stunden, zu der Zeit, wo das Kind die Viſion gehabt, den Geiſt aufgegeben.

---

*) Werner, die Schutzgeiſter S. 406.

**) In ſeinen Blättern für höhere Wahrheit.

III.

Erſcheinungen, die erſt einige, ja lange Zeit nach dem Tode der betreffenden Individuen eintreten.

Wenn es ſich um die Unſterblichkeitsidee handelt, ſo iſt es nicht genug, nur ſolche Fälle anzuführen und nachzuweiſen, wo ſich Menſchen im Moment des Abſcheidens geiſterhaft kundgethan und dargeſtellt. Es könnten dies letzte Kraftentwickelungen ſein, und dann gleichwohl eine Erſchöpfung und Auflöſung des individuellen Weſens und Daſeins erfolgen, welche den Charakter totaler Vernichtung hätte. Es iſt daher nöthig, auch Beiſpiele zu geben, wo Phänomene der bezüglichen Art nach bereits erfolgtem Tode bemerklich geworden. Und da man ſich noch überdies vorſtellen könnte, eine nach dem Tode noch eine Zeitlang geiſterhaft fortdauernde und erſcheinende Perſönlichkeit ſei auch ſo noch nicht vor dem Untergange ſicher; es könne und möge dieſelbe dennoch allmählig in einen bewußtloſen und unperſönlichen Zuſtand übergehen, und ſo einen zweiten — ihren eigentlichen und vollſtändigen Tod — ſterben, ſo iſt es von Wichtigkeit, zu ſehen, ob es Verſtorbenen nicht möglich, ſich auch noch längere, ja ſehr lange Zeit nach der Kataſtrophe zu manifeſtiren und wie dabei ihre Beſchaffenheit, ihr

Zuſtand ſei, welchen Veränderungen und Schickſalen ſie überhaupt unterworfen ſein mögen. Wir laſſen aus dieſem Grunde einige weitere Fälle folgen, bei deren Auswahl wir dieſe Fragen im Auge gehabt; andere, die zu gleichem Zwecke dienen, finden ſich in andern Abhandlungen dieſes Buches zerſtreut.

Zwei Schweſtern, die eine von 13, die andere von 7 Jahren, erzählten mir umſtändlich und einſtimmig Folgendes. Es war ohngefähr vor 3 Jahren geweſen, daß ſie durch eine nächtliche Erſcheinung erſchreckt wurden. Sie ſchliefen zuſammen im Erdgeſchoſſe einer ſchlichten Gartenwohnung in einem Bette, während die Eltern oben im Hauſe ihre Schlafſtätte hatten. Die Großmutter war ſo eben geſtorben und die Kinder hatten ſie todt im Bette geſehen. Die Nacht darauf, nachdem ſie eingeſchlummert und eine Zeit lang geſchlafen hatten, wachten ſie beide zuſammen auf, und zwar mit ganz beſonderem, ungewöhnlichen Gefühle; „es ſei ihnen ſo toll geweſen," ſagten ſie. Sie erblickten darauf eine vor ihrem Bette ſtehende weiße Geſtalt; das ältere Mädchen deutlicher, als das jüngere, das aber vielleicht nur eine minder beſtimmte Erinnerung hat. Das Erſtere erkannte das Geſicht und die Haube der Großmutter; die Erſcheinung war ſchnell wieder vorüber. Das ältere Kind, welches die vordere Stelle im Bette einnahm, ſprang aus dem Bette und flüchtete ſich zu den Eltern hinauf. Das jüngere blieb, aber weinte und ſchrie, und wurde deshalb von dem Vater geholt und ebenfalls in das obere Gemach hinein genommen. Die Kinder hatten, als ſie mir den Vorfall erzählten, ſonſt keine Viſion der Art gehabt; das ältere, ſehr intelligente Mädchen fürchtete

ſich zwar leicht, unterſchied aber genau die bloß ſubjectiven Vorſtellungen ſchauerlicher Gegenſtände von der Geſtalt, die in jener Nacht ſichtbar vor ſeinem Bette geſtanden.

Ein Pfarrer Stützing in der Altmark ſchrieb i. J. 1764 eine Abhandlung des Titels: „Kann ein vernünftiger Mann Geiſter- oder Geſpenſtererſcheinungen glauben?“ Es war bereits dahin gekommen, daß man um dieſes Glaubens willen für „unvernünftig“ und „auslachenswürdig,“ wie Stützing ſelbſt ſich ausdrückt, gehalten wurde. Er giebt daher in ſeiner Abhandlung Beiſpiele, die er in Beziehung auf die dabei in Betracht kommenden Perſönlichkeiten, Umſtände und Zeugniſſe für durchaus glaubhaft und überzeugend hält. Wir wollen eines davon zur Probe ausheben; man wird es in der That merkwürdig finden.

Ein dem Autor der genannten Schrift genau bekannter Prediger in der Altmark, ein ehemaliger Univerſitätsfreund deſſelben, betheuerte hoch und theuer, einſt vor Jahren folgende Erfahrung gemacht zu haben. Er hatte die Botſchaft erhalten, daß ſeine Großmutter am Sterben ſei und ihn noch einmal zu ſehen wünſche, konnte jedoch nicht auf der Stelle abkommen. Die Großmutter ſtarb, und er traf erſt jetzt mit dem Boten im elterlichen Hauſe ein. Beide, ermüdet, wie ſie waren, legten ſich zuſammen in einem Bette zur Ruhe und ſchliefen ein. Ohngefähr in der Mitte der Nacht erwachte Stützing's Freund und ſah unten am Bette ſeine Großmutter ſtehen. Sie ſtellte ſich ihm ganz deutlich in der gewöhnlichen Kleidung dar und machte eine ihr eigene Geberde, indem ſie die Hände rang und zuſammenſchlug, was im Leben ein Ausdruck

ihrer Freude geweſen. Er verbirgt ſich erſchreckt unter die Bettdecke, merkt aber, daß ſein Schlafgeſelle ebenfalls wacht und daſſelbe thut. Er fragt ihn nach einiger Zeit, ob er Etwas geſehen habe? — Ja, ſagt derſelbe, nicht nur geſehen, auch gefühlt. Es ſtellte ſich heraus, daß Beide zuſammen ganz daſſelbe wahrgenommen; überdies war der Bote, der mit dem Geſicht abgewandt im Bette gelegen, bei den Füßen angepackt und gewaltſam umgedreht worden.

Da die Verſtorbene ein Zeichen der Freude machte, ſo wollte ſie wohl anzeigen, daß ſie ſich in einem keineswegs unſeligen Zuſtande befinde; und der Bote wurde wohl deshalb herumgeworfen, damit er die Erſcheinung ebenfalls ſähe und bezeugen könne. Es giebt dies die Kraft zu erkennen, die ſolche Weſen beſitzen, um äußere Gegenſtände bewegen zu können; es ſind keine bloßen Schatten und Bilder von ehedem Lebendigen; ſie beſitzen eine gewiſſe Realität und Lebendigkeit, die aber nicht auf gemein natürliche und mechaniſche Weiſe, ſondern magiſch nach außen wirkt.

Eine von Dr. J. Kerner*) mitgetheilte Geſchichte liefert den Beſuch eines verſtorbenen Familienhauptes bei den Seinigen, eine Erſcheinung, die in einer und derſelben Nacht von mehreren Lebenden und an mehreren Orten wahrgenommen worden iſt.

Der Vater der Frau Hauffe, der ſogenannten Seherin von Prevorſt, war ſchon ſeit acht Monaten todt, als ſich am 29. Decbr. 1828 Folgendes begab. Die im Vorzimmer ſchlafende Wärterin der Seherin erwachte um Mitternacht und hörte, wie ſich

*) Seherin von Prevorſt II. S. 274 der 2. Ausgabe.

die Zimmerthüre öffnete. Sie blickte hin und sah den Vater, wie er einst gelebt, nicht schreckhaft, sondern mit freundlichem Blicke, durch das Zimmer gehen. Sie wollte hierbei aus seinem Munde die Worte gehört haben: „So, da seid ihr?“ Sie sah ihn bis zu der Thüre gehen, die zu der Frau H. führte; da verschwand er. Frau H. selbst sah ihn wachend nicht; sie schlief ruhig fort, träumte aber von ihm, von welchem Traume sie dann am Morgen sprach.

Drei Stunden von dort entfernt lag eine Schwester der Seherin in derselben Nacht beim Scheine eines Nachtlichtes zu Bette und wachte. Da hatte sie dieselbe Erscheinung und das so lebhaft, daß sie ihrem schlafenden Gatten zurief, er möge sich ermuntern und den anwesenden Vater betrachten.

Es war endlich in der nämlichen Nacht, daß derselbe auch dem Bruder der Frau H. zu F., 3 Stunden von ihr und 3 von der Schwester, erschien.

Wollte man dies auf ein gemeinschaftliches Phantasiren und Halluciniren aus sympathetischen Grunde zurückführen, so bliebe es doch immer eine auf inneren Zusammenhang deutende mystische Thatsache. Doch würde bei dieser Erklärung die Wärterin stören, die, als eine fremde Person, in diesen Zusammenhang nicht eingeschlossen sein konnte. Und so wird man nicht umhin können, eine objectiv reale Erscheinung aus der Geisterwelt anzunehmen.

Der verstorbene Vater der mit der Geisterwelt sonst so vertrauten Seherin erschien derselben, die erwähnte Traumvorstellung abgerechnet, erst ein Jahr nach seinem Tode, als sie sich ihrer eigenen Auflösung näherte und ihr mit Bewußtsein entgegensah. Dr. Ker-

ner hatte vor dieſer Zeit zu ihr geſagt, er wundere ſich, daß ihr Vater nicht zu ihr komme. Das ſchien ſie übel zu empfinden, da ſie glaubte, derſelbe befinde ſich im Jenſeits in einem zu hohen Zuſtande, als daß er ſich ihr, wie die anderen, gemeineren Geiſter, darſtellen könne. Wie er nun doch erſchien, ſo geſchah dies offenbar im Widerſpruche mit ihrer ſubjectiven Anſicht und kann inſofern nicht für eine in ihrem Glauben und Vorſtellen gegründete Selbſttäuſchung erklärt werden. Der Geiſt wurde zu dieſer Zeit auch von der Mutter und Schweſter der Seherin erblickt.

In Wehingen auf dem Heuberge iſt ein Wirthshaus, das „Beckerhäusle" genannt, da fand ſich die todte Großmutter des „jetzigen Wirths"*) alle Mittage beim Eſſen ein. Sie ſaß in dem ſogenannten „Herrgottswinkel" d. i. an dem Tiſchwinkel, in welchem oben ein Crucifix hängt. Die Leute zeigten es dem damaligen Pfarrer an, der ſoll ſofort bewirkt haben, daß die Erſcheinung aufhörte; wie, wird nicht geſagt.**)

Erfunden iſt dieſe Geſchichte ſicher nicht. Sie fällt in unſere Zeiten, und die Leute, bei denen ſie ſich begab, lebten bei der Veröffentlichung noch und waren bekannt. Auch wird man fühlen, daß etwas ſo Einfaches und Schmuckloſes, ſo pſychologiſch Natürliches und Rührendes überhaupt nicht phantaſtiſch erdichtet ſein kann. Die Verſtorbene hat die Sehnſucht, das Bedürfniß, ſich noch einigermaßen im gewohnten Familienkreiſe zu befinden; das Eidolon ſitzt täglich, wenn ſich derſelbe zum Mahle verſammelt, und zwar,

*) Die gedruckte Nachricht iſt vom Jahre 1852.
**) Ernſt Meier, ſchwäbiſche Sagen S. 276.

wie es ſcheint, als ſtummer, harmloſer Gaſt, in dem Tiſchwinkel, wo der Platz der Geſchiedenen vermuthlich auch im Leben geweſen. Mir kommen bei dieſer Geſchichte Gedanken, wie folgende ſind. Iſt es nicht grauſam und barbariſch, daß man ſelbſt eine ſo nahe verwandte Perſönlichkeit, die nur noch mit ihrem Körperbilde zugegen ſein will, nicht mehr dulden will, ſo wie ſie todt und begraben iſt; daß man ſie aus der Familie ſtößt, als wäre ſie ihr nunmehr völlig fremd geworden und nicht mehr werth, auch nur ein Paar Augenblicke lang in einem Winkel des Hauſes weilen zu dürfen? Und was gäbe wohl ein wißbegieriger Denker und Forſcher, der ſich für dieſe Phänomene intereſſirt, um eine ſolche Gelegenheit, ein anſchaulich werdendes Weſen aus der Geiſterwelt beobachten und ſich mit ihm vielleicht in belehrſame Berührung ſetzen zu können! Dafür pflegt leider Niemand Sinn und Verſtändniß zu haben; man läßt ſo koſtbare Momente ungenützt vorüber gehen. Nun weiß ich freilich nicht, was der Geiſtliche für Mittel angewendet hat, um der Erſcheinung ein Ende zu machen. Waren es Beruhigungsmittel, auf eine noch friedelos zwiſchen dem Hier und Dort ſchwankende Seele berechnet, ſo läßt ſich Nichts dagegen ſagen und man kann ſein Verfahren nur loben.

Ich hatte einen Freund, welcher Dr. und Profeſſor der Medicin auf deutſchen Univerſitäten, Katholik, aber ſehr rationaliſtiſch geſinnt, in ſeiner letzten Zeit weniger ſchroff und abſtoßend in dieſer Rückſicht war, im Weſentlichen jedoch, ſo viel mir bewußt, bis an ſein Ende ſich gleich geblieben iſt. Wir hatten viele Geſpräche über religiöſe Gegenſtände mit ein-

ander. Niemand dachte an ein baldiges Ende deſſelben; meine feſte Meinung war die, ich würde vor ihm ſterben, der gegen mich, den äußerſt Kränklichen, noch in ſeiner vollen Kraft daſtand; ich gab ihm daher gewiſſe Aufträge für dieſen Fall. Plötzlich erfuhr ich, daß er todt ſei.

Als ich mich darauf mit ſeiner Familie, den beiden erwachſenen Töchtern und der verwittweten Dame, beſprach, wurde mir etwas ſehr Sonderbares mitgetheilt. Die drei Perſonen waren nach dem kürzlich erfolgten Ableben des Mannes in früher Morgenſtunde zuſammen und beweinten ihren Verluſt. Da ſagte eine von ihnen: „Wenn er nur wüßte, wie uns jetzt zu Muthe iſt und wie ſchmerzlich wir um ihn trauern!“ In dieſem Augenblicke regte es ſich an der Wand und zwei dort befindliche Bilder ſanken herab. Dies muß genau beſchrieben werden. Es ſtand hier ein Tiſchchen mit allerlei zerbrechlichen Sachen beſetzt. Auf demſelben ſtand auch ein großes, ſchweres, aus einer dunklen Glasmaſſe geformtes, den Tod Chriſti am Kreuze darſtellendes Bild und war ohne Befeſtigung ſchief an die Wand gelehnt, ſo daß es gleichwohl nicht fallen konnte. Darüber war, in gewöhnlicher Manier an der Wand befeſtigt, ein verhältnißmäßig kleines, leichtes, mit einem Glaſe bedecktes Bild angebracht. Dies Letztere, ſo erzählten mir jene Perſonen, machte ſich zuerſt los und fiel oder ſchwebte vielmehr zum Boden herab ohne anzuſtoßen oder Etwas auf dem Tiſche zu berühren, über welchen hinüber es ſeinen Weg nahm; und ohne daß es ſelber Schaden nahm. Dann bewegte ſich auch das große, ſchwere Bild; es neigte ſich mit ſeinem oberen, anlehnenden

Theile und ſenkte ſich ebenfalls herab, wobei die zerbrechlichen Gegenſtände, über welche hinüber es ſich zur Erde hinab bewegte, auch jetzt wieder unberührt blieben. Das Bild ſelbſt jedoch bekam einige Riſſe. Unter dem Kreuze war ein Todtenkopf, unten im Winkel ein Todtengerippe abgebildet. Ueber dieſe Figuren hin bekam die Glasfläche mehrere Sprünge, ſo daß ſich jede derſelben beſonders, ſowohl der Todtenkopf, als das Gerippe, in einen runden Bogen oder Halbkreis eingefaßt und von den Radien des Kreiſes, zu dem der Bogen gehörte, durchſchnitten darſtellte. Ich habe das Tiſchchen mit den Sachen und die beiden Bilder, wie das eine hing, das andere lehnte, ſelbſt geſehen, und auch die Riſſe betrachtet, die das große Bild bekommen hatte.

Die Familie glaubte, daß dieſe auffallenden Vorgänge durch den Verſtorbenen bewirkt worden ſeien, der ihnen, auf die angeführte Aeußerung derſelben hin, eine Art von Antwort oder Zeichen, daß er um ihre Trauer wiſſe, habe geben wollen. Die Bogen, Linien und Riſſe, die gerade den Todtenkopf und das Gerippe umfaßten und zerſchnitten, ließen überdies eine ſchöne Deutung zu. Der Verſtorbene ſchien dadurch ausdrücken zu wollen, daß der Tod kein Tod im Sinne der Vernichtung ſei, und daß er, der Geſchiedene, noch Leben und Bewußtſein habe.

Ungläubige werden ſagen: Dieſe Perſonen waren in einem aufgeregten Zuſtand und haben den Vorfall nicht ſo geſehen und beſchrieben, wie er in Wahrheit beſchaffen war, ſondern wie er ſich in ihrer Phantaſie geſtaltete. Das oben hangende Bild, ſchlecht befeſtigt, habe ſich durch ſeine Schwere losgeriſſen und das unten

aufgeſtellte und angelehnte Bild mit ſich hinabgeriſſen. Daß dabei die zarten Sachen auf dem Tiſchchen unberührt geblieben und das große Bild ſeine Riſſe an jenen Stellen bekommen, ſei ein purer Zufall geweſen.

Nehmen wir auch an, daß Aufregung und Einbildungskraft einigen Antheil an der Formirung des Vorfalles im Geiſte und Munde jener Frauen gehabt, ſo bleibt die Sache doch immer wunderlich genug. Ich wenigſtens kann es nicht für möglich halten, daß das obere, leichte Bild durch ſeinen Fall das untere ſchwere und feſt anlehnende hinabgeſchlagen und daß dabei auf dem Tiſchchen Alles ſo unberührt und unverletzt geblieben. Auch von einer Erdichtung kann keine Rede ſein. Die weiblichen Perſonen ſind ſo ehrenhaft und achtungswürdig und zeigten ſich von der Sache, wie ſie dieſelbe auffaßten und vortrugen, ſo feſt überzeugt, daß ich ihnen eine abſichtliche Erfindung oder Entſtellung des Thatbeſtandes unmöglich zutrauen kann. Ich bin alſo zu der Annahme geneigt, daß auch hier eine geiſterhafte Urſache im Spiele geweſen.

Eine Miß Bargrave erhielt am 8. Sept. 1805 zu Canterbury in niedergeſchlagener Stimmung einen Beſuch von Miß Veal, einer zu Dover lebenden Freundin, welche ſie 2½ Jahr nicht geſehen hatte. Die Beiden waren früher ſehr vertraut geweſen, hatten ſich zuſammen in kummervollen Stunden oft zu tröſten geſucht, und Bücher, worunter Drelincourt's Werk über den Tod, mit einander geleſen. Es pochte; die Bargrave öffnete; die Veal ſtand da im Reiſeanzuge; es ſchlug ſo eben 12 Uhr Mittags. Die Bargrave wollte die Veal umarmen; aber dieſe hielt die Hand vor die Augen, gab Unwohlſein vor und ſchwankte

zurück. Sie theilte dann mit, daß ſie auf einer Reiſe begriffen ſei und große Sehnſucht empfunden habe, ihre Freundin noch einmal zu ſprechen; daher ihr Beſuch. Nachdem ſie ſich in einen Lehnſtuhl niedergelaſſen, fand eine längere Unterrednng ſtatt; die Veal bat um Verzeihung, daß ſie die Bargrave vernachläſſigt, kam dann auf die Vergangenheit zu ſprechen, namentlich auf die Bücher, die ſie zuſammen geleſen, erwähnte das Werk von Drelincourt, welches die deutlichſten Vorſtellungen über den Zuſtand nach dem Tode enthalte, zweier holländiſcher Schriften über den Tod ꝛc. Sie ſuchte die B. in ihrer Trübſal zu tröſten und aufzurichten: „Wären," ſagte ſie, „die Augen unſeres Geiſtes ſo offen, wie unſere leiblichen, ſo würden wir eine Menge höherer Weſen zu unſerem Schutze um uns verſammelt ſehen."—— —— „Seien ſie getroſt in ihren Leiden! Eine einzige Minute der künftigen Seligkeit reicht hin, ſie dafür zu entſchädigen." Die B. mußte gewiſſe Verſe holen; die B. wollte ſie aber vorgeleſen haben; „wenn ich den Kopf niederhielte, würde ich Kopfſchmerz bekommen." Sie fuhr öfters mit der Hand über das Geſicht und ſprach lange ſo ſchön und lebhaft, daß die B. ihre Worte nicht wieder zu geben vermochte. Dann bat ſie dieſelbe, einen Brief an ihren Bruder zu ſchreiben, damit er gewiſſe Aufträge erfülle, die der B. ſonderbar vorkamen; es ſollten nämlich von ihrem in der Heimath befindlichen Eigenthume an einige Perſonen Ringe und Geld vertheilt werden. Da die B. wieder unwohl zu werden ſchien, ſo ſetzte ſich die B. ganz nahe vor ſie hin, um ſie vor dem Sinken zu ſchützen. Dabei griff ſie das Kleid derſelben an und lobte es;

die B. versetzte, es sei ein neu gemachtes, von Flecken gereinigtes seidenes Zeug. Sie fragte nun auch noch nach der Tochter der B.; letztere verfügte sich zu einem Nachbar, um ihre Tochter herbei zu holen. Bei der Rückkehr fand sie die Freundin bereits auf der Straße, welche des Markttages wegen gerade sehr belebt war; dieselbe äußerte, sie hätte zu eilen und entfernte sich. Die B. sah sie noch um die Ecke gehen. Es war jetzt 1¾ Uhr Nachmittags. Den Tag vorher, am 7. September, war die Veal gestorben.

Als die Bargrave die Begebenheit dem Capitän Watson, einem Verwandten der Veal, und seiner Familie erzählte, auch den Umstand von dem Kleide angab, rief Mistriß Watson: „Sie war wirklich bei Ihnen; denn Niemand, als die Veal und ich, wußte, daß das Kleid von Flecken gereinigt war;" auch die Beschreibung passe; sie, die Watson selbst, habe es ihr machen helfen. Die B. hatte der B. auch erzählt, daß ihr der alte Breton jährlich 10 Pfd. Sterling gegeben, was ein Geheimniß gewesen war.*)

Es ist dies eine der merkwürdigsten und interessantesten Geistergeschichten. Das Eidolon stellte sich nicht bei Nacht, sondern bei hellem, lichtem Tage, um die Mittagsstunde, dar, und hatte so sehr das Ansehen einer leiblich lebenden Person, daß die wahrnehmende Freundin gar keinen Zweifel an der vollkommenen Wahrheit und Wirklichkeit der Erscheinung hatte. Es kommt dazu das Berühren des Kleides, wo auch die Tastempfindung statt fand. Dann die lange förmliche Unterredung und der bedeutungsvolle

*) Nach Jarvis in seinen accred. Gost. stories. London 1823. Geistergeschichten aus beglaubigten Quellen. Leipzig 1824. S. 35 ff.

Inhalt derſelben; das Zurückweichen, um die Umarmung zu vermeiden, iſt anderen Fällen, wo ſich geiſterhafte Weſen in ähnlicher Weiſe benehmen, ganz analog; man vergleiche z. B. das Flüchten des in dem Gange eines Gebäudes erſcheinenden Ritters vor zwei ſich nähernden Frauen in der von dem Fräulein von Huſchberg erzählten Begebenheit;*) auch den Abſchied ſcheint die Veal deshalb auf der Straße und in ſolcher Eile genommen zu haben, um einer berührungsvollen Abſchiedsſcene auszuweichen. Wäre das Ganze nur ein wacher Traum der Bargrave geweſen, ſo wären die letzteren Umſtände wohl ganz anders ausgefallen. Die Freundinnen, die ſich ſo lange nicht geſehen, hätten ſich dann ſicher umarmt; denn es kann in der Phantaſie der Bargrave kein Grund geweſen ſein, ſich die ſie Beſuchende als eine vor ihr Zurückweichende vorzuſtellen. Ich zweifle daher um ſo weniger an der, wenn auch nicht phyſiſchen, doch in gewiſſem Sinne realen Präſenz der Abgeſchiedenen.

Ich ſprach von dem bedeutungsvollen Inhalt des Geſpräches. Nun könnte gerade dieſer Umſtand Bedenken erregen und die Geſchichte, wenn auch nicht im Ganzen, doch in Beziehung auf dieſen Punkt zweifelhaft machen. Wenn die Ausſagen der Geiſter über höhere Dinge den menſchlichen Vorſtellungen und Syſtemen entſprechen; wenn es ſcheint, als ſpreche ſich darin nur die Anſicht einer Zeit, einer Partei aus, dann iſt man veranlaßt, Verdacht zu ſchöpfen. Erſcheinende Geiſter geben in der Regel von jenſeitigen Dingen nur eine kurze oder gar keine Beſchreibung. Das mag großentheils daher kommen, daß ihr eigenes

*) S. unten S. 250. S. auch S. 256.

Bewußtſein darüber ein ſehr dürftiges, auf ihren perſönlichen Zuſtand, der ſelten ein hoher und lichter ſein möchte, eingeſchränkter iſt; weil ſie meiſt nur mit ihren in's Leben zurückſehenden Erinnerungen und den beſonderen Angelegenheiten, welche ſie zu erledigen wünſchen, beſchäftigt ſind. In der Geſchichte von Bezuel und Defontaines*) ſpricht Letzterer, der verabredetermaßen nach ſeinem Tode Erſcheinende, zwar ſehr viel, aber nicht das, was Erſterer zu hören verlangt und was auch wir gern vernehmen würden; er giebt ihm auf alle ſeine dieſe Punkte betreffenden Fragen keine Antwort, und eben das es iſt, was die Erzählung um ſo glaublicher macht; denn wenn man ſich Etwas einbildet oder Etwas erfindet, ſo bekommt die Sache eine ganz andere Geſtalt. In einigen Fällen könnte auch wohl das, was die Geiſter zu offenbaren hätten, dem Lebenden nicht faßlich und in der Sprache kein Ausdruck dafür vorhanden ſein. Das Alles reicht indeſſen zu einem entſchiedenen Urtheil über die Aeußerungen der Veal noch nicht hin. Sie ſoll ſo ſchön geſprochen haben, daß es nicht wiederzugeben war. Die Bargrave verſtand ſie vielleicht in dem Momente der Mittheilung in Folge einer myſtiſchen Verbindung, die ſich da bildete; nachher war Verſtändniß und Erinnerung abgeſchwächt. Es iſt auch noch das zu bemerken, daß die Erſcheinende aus Drelincourt's Schrift den Satz hervorhob: unſere Vorſtellungen vom Himmel hätten nichts Aehnliches von dem, was wirklich ſei. Ihre Billigung ſcheint ſich alſo mehr

*) S. unten Nr. IV dieſes Buches.

auf das Negative, als auf das Positive in diesem Buche bezogen zu haben.

Dem Dr. Kerner war vor Kurzem ein Freund gestorben. Derselbe hatte auch an der Seherin Antheil genommen und sie gegen das Ende seines Lebens öfters besucht. Dieser Mann erschien ihr nun mehrere Wochen lang; er sah nicht traurig aus, sondern schien getrosten Muthes zu sein; er äußerte jedoch, daß er sich erleichtert fühle, wenn er Frau Hauffe besuche; er gab ihr auch einen Auftrag an seinen Sohn. Als sie dem Dr. Kerner davon sagte, machte dieser skeptische Einwendungen; sie bat daher den Geist, sich ihm irgendwie zu manifestiren, und er sagte es zu. In der nämlichen Nacht, da dies geschehen war, hatte Kerner auf einmal ein sonderbares, unheimliches Gefühl, und es wurden in dem stillen Zimmer ganz eigene, unerklärliche Töne laut. Von der Bitte, die Frau H. an den Geist gerichtet hatte, wußte K. zu dieser Zeit Nichts.*)

Wedel, ein im 17. Jahrhundert berühmter Professor zu Jena, erzählt**): er habe einen Priester gekannt, zu dem in später Nacht der Geist eines Herrn von Adel, der ein frommer und gelehrter Mann gewesen, gekommen sei und über eine Stunde mit ihm geredet habe. Es wurde lateinisch gesprochen; die Hausgenossen sahen den Geist ebenfalls, hörten die Unterredung, aber verstanden sie nicht. Der Geistliche

---

*) Seherin II. S. 270 f.

**) In seiner Diss med. de spectris. Hennings von Geistern und Geistersehern S. 590. Perty, Mystische Erscheinungen S. 515.

war nie zu bewegen, den Inhalt des Gespräches zu entdecken; er war von der Zeit an niedergeschlagen und erlitt späterhin einen grausamen Tod. Wahrscheinlich hatte ihm das Eidolon das harte Geschick entdeckt, das seiner wartete. Perty meint, es sei der prophetische Genius des Mannes selbst gewesen, der dies gethan, indem er die Form eines verstorbenen Freundes annahm. Das ist sehr unglaublich. Da auch die Hausgenossen den Geist sahen und hörten, so müßte der Geistliche zugleich auch diese mit seinem Sehen und Hören angesteckt und in seine Ekstase hineingezogen haben; in dem Falle hätten sie aber auch wohl die Bedeutung der Erscheinung und den Sinn der Unterredung begriffen.

Ein Farmer in Argyleshire hatte seine Frau verloren. Einige Wochen später setzt er mit seinem Sohn über ein Moor; da sehen die Beiden die Verstorbene auf einem Steine sitzen, und zu ihren Füßen den Haushund liegen, wie dieser bei ihren Lebzeiten gethan. Wie sie sich dem Orte nähern, verschwindet die Gestalt, und der Hund schließt sich ihnen an. Die Stelle lag wenigstens eine Stunde von den nächsten Häusern ab, und man begriff nicht, was den Hund dahin geführt hatte.*)

Es war wohl ein sympathetischer Zug, der das treue Thier zu der erscheinenden Herrin geführt. Nüchterne Erklärungen, wie die von Perty: „Die Erscheinung war ohne Zweifel nur eine Vision, veranlaßt durch den unerwarteten Anblick des Hundes an ungewohnter Stelle, der am Steine lag, wie sonst zu den Füßen der

*) Crowe, Nachtseite der Natur II. 22. Perty a. a. O. S. 90.

Frau, an welchem Steine er beim Herumſtreifen wohl ſchon öfters verweilt hatte," zerſtörten nicht nur das Schöne und Rührende, was ſolche Thatſachen haben; ich finde ſie nicht einmal den Anforderungen meines Verſtandes genügend. Ueberall bei dem geringſten Anlaß ſoll die Phantaſie der meiſt ſo phantaſieloſen Menſchen Geſtalten erzeugen, welche die vollkommene Form der Wirklichkeit haben; ſelbſt zu zweit, ja zu ganzen Maſſen ſollen die Menſchen ſehen, was objectiv nicht vorhanden iſt. Ich kann der Einbildung einen ſo ungeheueren Spielraum nicht zugeſtehen.*)

Dem berühmten polniſchen Staroſten Thaddäus Czacki erſchien ſein vor mehreren Jahren verſtorbener Vater und klagte über Leiden, die er wegen eines ungerechten Richterſpruches zu erdulden habe. Er forderte den Sohn auf, zur Sühne 15,000 poln. Gulden an den Beſchädigten auszuzahlen, was auch geſchah. Viele Jahre nachher, i. J. 1811 zeigte ſich der Geiſt zum zweiten Male und kündigte dem Sohne ſein nahes Ende an.**)

Die gangbaren Traditionen des Volkes und die Ausſagen ſeheriſcher Perſonen ſtimmen darin überein, daß Abgeſchiedene in unſerer Sphäre noch ſehr lange vorhanden und bemerklich ſein können. So ſagt man in Rügen***) von einem böſen, betrügeriſchen Manne, dem Bauer Matthes Pagels, der ſchon viele Jahr-

---

*) Vergl. den Aufſatz über die Realität der Geiſtererſcheinungen Buch I. Nr. III. S. 47 ff.

**) Magikon III. 74.

***) Temme, Volksſagen von Pommern und Rügen Nr. 226.

hunderte lang todt sei und noch immer spuke. Man singt auch ein Lied von ihm:

„Pagels mit der weißen Mütz'
Wie kalt und hoch ist dein Sitz!" u. s. w.

Man sieht ihn nämlich zu Nacht in einem grauen Rocke und mit einer weißen Mütze auf einer Buche sitzen.*) Zeitbestimmungen im Munde des Volkes, wie die angeführte, sind allerdings sehr vag und unzuverlässig; drücken aber doch immer einen langen Zeitraum aus. In den Geistergeschichten, die Kerner in der „Seherin von Prevorst" mittheilt, erscheinen Persönlichkeiten, die längst, zum Theil schon vor Jahrhunderten gestorben und aus dem Gedächtnisse entschwunden waren, und von deren ehemaliger Existenz Frau Hauffe**) Nichts wußte, noch wissen konnte. Einer ihrer Geister nannte sich Belon; und es wies sich aus, daß derselbe i. J. 1700 Bürgermeister und Waisenrichter zu Weinsberg gewesen, i. J. 1714 einen Betrug an Waisen geübt, der ihn noch immer beunruhigte, und 1740 in einem Alter von 79 Jahren gestorben war.***) Ein Geist sagte aus, er sei aus der Familie der Weiler von Lichtenberg und habe einen Brudermord begangen.†) Ein anderer gab an, er sei 1529 gestorben. Die Figur, in der er sich darstellte, hatte ein alterthümlich

*) Wie die Jungfer Eli auf Bäumen sitzt; s. Nr. I. dieses Buches S. 160 f.

**) Sie war i. J. 1801 in dem kleinen, abgeschieden liegenden Dorfe Prevorst in Würtemberg geboren.

***) Kerner a. a. O. II. S. 151, 170, 194.

†) Daselbst S. 83.

fremdartiges Ansehen. Sie trug einen langen Bart und hatte auf dem Kopfe einen Hut, so wie man in neueren Zeiten keinen mehr trägt, fast wie die Tyroler tragen, nur mit kleinerem Stulpe und höherem Kopfe und oben gewölbt. Das Kleid war grau, kurz und anderen Schnittes, als jetzt gebräuchlich; die Fußbekleidung bildeten Halbstiefel mit Sporen, in welche lange Hosen gingen. So hatte diesen Geist vor 10 Jahren auch ein öffentlicher Diener, der i. J. 1827 darüber Aussagen machte, wahrgenommen; es war dies selbst am hellen Tage der Fall gewesen. Die Seherin hatte diesen Diener nie gesehen und von seinen Gesichten Nichts gehört.*)

Ein Fräulein von Huschberg in Nürnberg schrieb mir vor Jahren mehrere eigenthümliche Geistergeschichten auf, die in ihrer Familie und nahen Bekanntschaft vorgekommen waren;**) darunter ist eine, aus welcher, wenn man sie gelten lassen will, ebenfalls auf die Möglichkeit einer mehrhundertjährigen Dauer und Erscheinungsfähigkeit abgeschiedener Menschen geschlossen werden kann. „J. J. 1813 den Tag nach Mariä Verkündigung," so erzählt die genannte Dame, „besuchte ich die Amtmännin in F.***, die ich ganz wider ihre Gewohnheit ernst und nachdenkend fand. Ich fragte nach der Ursache, und sie theilte mir Folgendes mit. Den Tag vorher war eine alte Bekannte zum Besuch gekommen; sie waren Beide sehr heiter gestimmt und bemerkten in ihrer Unterhaltung

*) Daselbst S. 209 f., 232 f.

**) Man vergleiche, was aus derselben Quelle in der Abh. über die weiße Frau, Buch IV. Nr. III. mitgetheilt ist.

nicht, daß es dunkel wurde, ohne daß man Licht anzündete. Die Freundin schickte sich zum Weggehen an, nnd die Rentamtmännin wollte sie bis zur Hausthüre begleiten. Hier muß bemerkt werden, daß das Rentamt ein an das unbewohnbare Schloß angebauter Flügel ist, aber durch einen Gang, der hinter allen Zimmern herläuft, mit ihm zusammenhängt. Wie sie nun in diesen Gang hinaustraten, stand vor ihnen eine hohe, männliche Figur in weißem Mantel, ein schwarzes Barret auf dem Kopfe, wich dann aber vor ihnen zurück. Die Rentamtmännin lachte und behauptete, es sei Pater B***, der schon seit zwanzig Jahren als Freund ihres Mannes im Hause lebt. In dieser Meinung griff sie heftig nach dem Mantel und rief ihrer Freundin zu, ihr beizustehen, um den Verkleideten zu enthüllen. Die Figur flüchtete in eine Ecke des Ganges und wehte, während sie den einen Zipfel hoch gegen das Gesicht hielt, mit dem anderen die andringenden Frauen so gewaltig ab, daß sich dieselben nicht nähern konnten. Der Rentamtmännin wurde es nun unheimlich zu Muthe; sie rief sehr laut nach Licht; sofort eilten ihr Mann und Pater B*** aus dem Bureau, beide mit Licht versehen, ängstlich herbei, und in dem Momente verschwand die Figur.

Der Pater erklärte, daß i. J. 1400 bei einer streitigen Bischofswahl in dem Schlosse viel fränkischer Adel versammelt und in zwei Parteien getheilt gewesen sei. An der Spitze der einen sei der Freiherr Fuchs von Bimbach gestanden und dieser in der Nacht von seinen Gegnern in dem Gange am Mariä-Verkündigungstage erstochen worden. Er wies diese Begebenheit zu deren Beglaubigung in der Chronik nach."

Die Erſcheinung ereignete ſich alſo zu derſelben Zeit im Jahre, in welcher der Mord geſchehen, und dieſes Factum geht bis in das mittelalterliche Zeitalter zurück. Die Frauen wußten von dieſem uralten Vorfalle Nichts, es war keine Sage davon vorhanden; die Phantaſie ſpielte daher keine Rolle dabei. Auch war die Stimmung derſelben, wie die Erzählerin hervorhebt, keine krankhafte, zum Geiſterſehen geſtimmte und geeignete, ſondern eine im Gegentheil vollkommen heitere und ungetrübte. Bei der Erſcheinung ſelbſt fand zunächſt kein Schreck, kein Grauen ſtatt; die Frauen waren ſo unbefangen und dachten ſo wenig an etwas Geſpenſterhaftes, daß ſie nur einen neckiſchen Maskenſcherz im Sinne hatten und in dieſer Meinung auf das Eidolon eindrangen, um ihm ſeinen Mantel zu entreißen. Erſt als ſie jenes magiſche Wehen und Abwehren empfanden, kam ihnen der Schauer, den dergleichen fremdartige Phänomene zu erwecken pflegen. Man könnte den Fall in der Weiſe Schopenhauer's als „retroſpective Deuteroſkopie," als ein rückwärts in die Vergangenheit gekehrtes „zweites Geſicht" faſſen; den Frauen wäre eine hiſtoriſche Thatſache, von der ſie Nichts wußten, in dieſer Form zu ſeheriſcher Anſchauung gekommen. Allein dann hätten ſie nicht bloß den Gemordeten, ſondern den Mord geſehen, oder der Erſtere wäre ihnen als ein Gemordeter erſchienen. Und auch zu einem ſolchen Schauen paßt die Stimmung der Frauen nicht. Es ſcheint ſomit alle Möglichkeit abgeſchnitten, die Sache ihrer objectiven Wahrheit zu berauben und in die Subjecte ſelbſt hineinzuverlegen. Es bliebe nur das Roheſte übrig, die Mittheilung für eine Erdichtung zu erklären. Ich

bin jedoch gewiß, daß ich nicht myſtificirt worden bin. Jenes Fräulein war in den Geiſterglauben, den ihr ſo viele Erfahrungen eingeprägt, tief eingetaucht und hatte ein zu ernſtes Verhältniß dazu, um ein betrügliches Spiel damit zu treiben; ſie war eine Freundin des Dr. Preu, eines vordem ſehr bekannten und ſehr geiſtvollen Arztes in Nürnberg, durch den mir das Manuſcript der Dame eingehändigt wurde und der ebenfalls keinen Zweifel in deren Wahrhaftigkeit ſetzte. Zuletzt könnte man noch ſagen, die Rentamtmännin habe gelogen. Aber nun betrachte man den Charakter der ſo ganz das Gepräge der Aechtheit tragenden Geſchichte*) und frage ſich, ob es glaublich ſei, daß eine ſolche Frau dergleichen erdichtet habe. Sie hätte auch riskirt, von einer der Perſonen, die darin ſpielten, der Freundin, dem Gatten und dem Pater der Lüge bezüchtigt zu werden. Und ſo ſcheint mir die Thatſache keinem vernünftigen Zweifel zu unterliegen.

Perty in ſeiner Schrift: „Die Realität magiſcher Kräfte“**) bemerkt: „Unter die Fälle, die von denen, welche an eine reale Gegenwart der Verſtorbenen bei den ſogenannten Erſcheinungen glauben, als beſonders beweiſend angeſehen werden dürften, gehört der in Owen's Footfalls und daraus in der Revue Spiritualiste IV, 142 angeführte von den Eheleuten Childron, welche 100 Jahre nach ihrem Tode auf ihrem Gute Ramhurſt bei Leigh in Kent erſchienen ſein ſollen, der ſich aus dem Rückſchauen der Miß S. nicht vollkommen erklären läßt.“ Das hier erwähnte Rückſchauen iſt die ſchon erwähnte, von

*) Das Zurückweichen der Geſtalt iſt wie S. 243 und 256.

**) Leipzig und Heidelberg 1863. S. 72.

Schopenhauer ſo getaufte retroſpective Deuteroſkopie, das umgekehrte „zweite Geſicht," welches, ſtatt vorwärts in die Zukunft zu blicken, das Vergangene erkennt und in ſeheriſcher Weiſe vor's Auge ſtellt. Auf dieſe Weiſe will man viele Geiſtererſcheinungen, ſo namentlich jene der Seherin von Prevorſt, erklären. Auch wird man dieſer Art von Schauen ſeine Exiſtenz nicht abſtreiten können; aber in Beziehung auf eidolomagiſche Phänomene, welche oft ſo deutlich eine reale Präſenz, Einwirkung und Bethätigung verſtorbener Perſonen zu erkennen geben, wird mit dem umgekehrten second sight ein arger Mißbrauch getrieben. Perty, der ſich dieſer Erklärungsweiſe möglichſt und oft ſehr unfüglich bedient, geſteht übrigens doch die Möglichkeit, ja Wirklichkeit wahrer Geiſtererſcheinungen zu; er glaubt offenbar ſelbſt daran in dem angeführten Fall; man vergleiche dazu ſeine ausdrücklichen Erklärungen in der citirten Schrift S. 4, und in dem Werke: „Die myſtiſchen Erſcheinungen der menſchlichen Natur" S. 505.

IV.

Verabredete Erſcheinungen.

Wir kommen hier auf die Erſcheinungen und Kundgebungen aus der anderen Welt zu ſprechen, die auf vorhergegangene Verabredung erfolgt ſein ſollen. „Dergleichen Geſchichten," bemerkt Horſt*), „hat man nicht wenige. Sie waren ehedem viel häufiger, als jetzt. Man wollte ſich auf dieſe Weiſe zu einem anſchaulichen Glauben an die andere Welt gleichſam mit Gewalt verhelfen." Es wäre in der That ſehr wünſchenswerth, wenn man ſich auf ſolche Weiſe eine geſichertere Kenntniß der jenſeitigen Dinge verſchaffen könnte, da das einfache Glauben nicht Jedermanns Sache iſt und ſelbſt Gläubige Momente der Verdüſterung und des daraus entſpringenden Zweifels haben. Der Menſch, wie er nun einmal iſt, kann und will das erfahrungsmäßig und anſchaulich Beſtimmte, Feſte und Ueberzeugungskräftige nicht entbehren.

„Sechstauſend Jahre hat der Tod geſchwiegen;
Kein Todter kam aus ſeiner Gruft geſtiegen." ꝛc.

Dieſe Sätze ſuchte man von jeher ungültig zu machen; darum wurden Todte beſchworen und Verträge gemacht, welchen gemäß Verſtorbene den Ueber-

*) Deuteroſkopie I. S. 187.

lebenden erſcheinen und ihnen Kunde von der Natur des Todes und der ihm folgenden Exiſtenzen und Zuſtände geben ſollten. Wir wollen hier einige von dieſen Experimenten ausheben und zu einer inſtructiven Gruppe zu verbinden ſuchen.

Das berühmteſte derſelben, welches ein Paar Jahrhunderte lang bis in unſer Zeitalter hinein in den über Geiſtererſcheinungen handelnden Schriften eine hervorragende Rolle geſpielt, und das auch wir nicht umgehen dürfen, iſt jenes von dem Cardinal Baronius*) berichtete. Michael Mercato hatte mit ſeinem Freunde Marſilius Ficinus**) ausgemacht, daß derjenige von ihnen, welcher zuerſt ſtürbe, dem Anderen, wo möglich, erſcheinen ſolle. Nun ſitzt einmal Morgens Mercato, von ſeinem Freunde getrennt und entfernt, an ſeinem Schreibpulte; da hört er einen Reiter vorbeiſprengen, der ihm unter dem Fenſter mit Ficinus' Stimme zuruft: „O Michael, Michael! Dieſe Dinge ſind wahr." Mercato ſpringt an's Fenſter und ſieht nur noch, wie ſein Freund, ſchneeweiß gekleidet und auf einem weißen Pferde ſitzend, um eine Straßenecke einbiegt und davon galoppirt. In demſelben Augenblicke war es, daß Ficinus zu Florenz mit Tod abging. Der Cardinal hat dieſe Geſchichte von Mercato ſelbſt vernommen. Doctor Ferriar in ſeiner „Theorie der Erſcheinungen" bemerkt: „Man hat ſich verſchiedentlich bemüht,

*) Annal. ad annum 1491.

**) Ein berühmter Arzt, Philoſoph und Theolog aus Florenz, welcher an der von Cosmo 1440 geſtifteten Akademie die Platoniſche Philoſophie lehrte.

die Glaubwürdigkeit dieſer Geſchichte anzufechten; ich bin jedoch der Meinung, daß ſie niemals erſchüttert worden iſt." Was er aber zur Erklärung der Sache vorbringt, hat ſchon Horſt in ſeiner „Deuteroſkopie" als unzureichend zurückgewieſen. Eine ſo unnatürlich-natürliche Erklärung giebt auch Hennings.*) Beſſer wäre es doch immer, ſolche Geſchichten für reine Lügen zu erklären, als ein ſo albernes Geſchwätz zu verführen, wobei es nicht der Mühe werth iſt, ſich weiter aufzuhalten.

Eine gleichfalls berühmte und vielbeſprochene Geſchichte iſt die in den Memoires de Rochefort erzählte aus Mazarin's Zeit.**) Marquis von Rambouillet und Marquis von Preci in Paris, beide durch enge Freundſchaft verbunden, hatten dieſelbe Verabredung getroffen, wie Mercato und Ficinus. Einige Zeit darauf ging Rambouillet nach Flandern zum Heere, Preci blieb zu Paris. Mehrere Wochen waren hingegangen. Letzterer krankte an einem Fieber; es war früh um 6 Uhr; da wird plötzlich der Vorhang ſeines Bettes weggezogen, und ſiehe, ſein Freund, wie er geleibt und gelebt, angekleidet, in Stiefel und Sporen, ſteht vor ihm da. Er freut ſich, ihn zu ſehen und will ihm um den Hals fallen. Die Geſtalt weicht ein Paar Schritte zurück und ſagt: er, Rambouillet, käme nur, ſich ſeines Verſprechens zu entledigen;

*) Ahnungen und Viſionen S. 483.

**) Francisci, höll. Prot. S. 17 f. Pitaval, Causes celebres XII, 269, 299. Becker, Bezauberte Welt I. 189. Calmet, Dissertation sur les apparitions 1749 II. 130 ff. der Ueberſetzung. Perty, Myſt. Erſch. S. 508.

er wäre geſtern in einem Gefechte gefallen; auch er, Preci, werde bei dem erſten Treffen, woran er werde Theil nehmen müſſen, dieſes Schickſal haben. Preci meint, ſein Freund ſcherze; er ſpringt auf ihn zu und greift in die leere Luft. Jener läßt ihm nun auch die Wunde in den Lenden ſehen, die er empfangen hatte; es ſcheint daraus ſogar Blut zu fließen. Nun verſchwindet die Geſtalt; Preci im höchſten Schrecken, weckt ſeinen Kammerdiener und regt das ganze Haus auf. Man ſchreibt die Sache ganz einfach ſeinem Fieber zu; nun aber kommt die Poſt aus Flandern, und man vernimmt, daß Rambouillet wirklich gefallen ſei. Ganz Paris intereſſirt ſich für die Sache; man iſt geſpannt, zu ſehen, ob Preci, wie das Geſpenſt vorausgeſagt, ebenfalls in der Schlacht umkommen werde. In der That büßte derſelbe hierauf bei St. Antoine ſein Leben ein.

Der in ſeiner Art treffliche und vollkommen glaubwürdige Dr. Lyſius berichtet eine ſolche Geſchichte aus ſeiner Jugendzeit, da er ſich noch als Studioſus zu Königsberg aufhielt. Es war damals, ſo erzählte er, „eine allgemein bekannte und ruchbare Sache," daß der jüngere Dr. Dreyer ſeinen Vater, da dieſer auf dem Todbette lag, erſucht habe, ihm 3 Tage vor ſeinem Ende zu erſcheinen, und daß ihm dies der Sterbende heilig verſprochen habe. Zwei Jahre darauf wurde Dr. Dreyer krank; man hielt es aber nicht für gefährlich, da er ein ſtarker Mann und erſt einige 30 Jahre alt war. Nun erſcheint ihm jedoch ſein Vater; man findet den Patienten entſtellt und erſchüttert von dem Vorgange, und er iſt überzeugt, daß er in drei Tagen ſterben werde, wie denn

auch geschah. Man kann diese Erscheinung für ein Product der Furcht und Einbildungskraft halten und das der Zeit nach zutreffende Ende auf Rechnung des Glaubens und der Vorstellung schreiben. Aber ein Umstand scheint große Aufmerksamkeit zu verdienen. Lysius setzt nämlich hinzu: Der Kranke habe, seiner vormaligen Denkart zuwider, die Warnung ausgesprochen: es wolle doch Niemand einem Sterbenden dergleichen Versprechungen abnehmen! Denn bei seines Vaters Erscheinen sei nicht nur er selber in Schrecken und Entsetzen gerathen, sondern auch „der Geist oder die Gestalt seines Vaters," wie es wörtlich heißt, sei ihm sehr leidend vorgekommen; und er vermuthe daher, es sei seinem Vater sehr schwer angekommen, noch einmal in dieser Welt zu erscheinen.*) Stellen wir uns das geistige Selbst eines Abgeschiedenen vor, wie er schon auf dem Wege in das geheimnißvolle Innere des Daseins begriffen ist und das dringende Bedürfniß empfindet, daselbst zu seiner naturgemäßen Ruhe zu kommen, und wie es nun durch ein Versprechen jener Art abgehalten wird, sich in dieses stille Seelenasyl zurückzuziehen, so werden wir es sehr begreiflich finden, wenn ihm die Erfüllung eines solchen Versprechens überaus schwierig und qualhaft ist. Der Fall

*) Horst a. a. O. I. S. 187 f. In v. Meyer's Blättern für höhere Wahrheit I. S. 379 kommt eine ähnliche Geschichte vor. Der nach Verabredung kommende Geist eines in Ostindien verstorbenen Missionärs sagt aus, er sei in einem glücklichen Zustande, aber der Vertrag habe ihm viele Seufzer ausgepreßt. „Es ist was Hartes, wenn man wieder her muß," soll, wie mir mündlich erzählt worden ist, ein verstorbenes, aber wegen übermäßiger Trauer der Mutter erscheinendes Töchterchen gesagt haben.

wird dem ähnlich sein, wenn ein Ermüdeter und zum Einschlafen sehnlichst Geneigter unnatürlich und zwangvoll wach gehalten wird. Leichter wird ohne Zweifel das Erscheinen sein, wenn jener Verinnerungsprozeß noch nicht im Gange, oder noch nicht zu weit vorgeschritten ist; in manchen Fällen wird es nicht nur schwierig und qualhaft, sondern geradezu unmöglich sein. Daher es nicht befremden und für keinen Beweis der bloß subjectiven Natur und Quelle solcher Phänomene gelten kann, wenn Personen, welche ein Versprechen jener Art gegeben haben, nach ihrem Tode nicht zur Erscheinung kommen.*) Viele haben indessen ihrer Zusage entsprochen, ob es ihnen auch noch so schwer ankommen mochte, wie eben diese Sammlung lehrt.

Die wichtige und werthvolle Verabredungs- und Erscheinungsgeschichte der Freunde Bezuel und Defontaines wurde zuerst von dem berühmten Abbé de St. Pierre**) bekannt gemacht. Calmet***) hat sie 1708 aus dem Munde des 28jährigen Priesters Bezuel, der die Erscheinung gehabt, selbst vernommen.

*) Zwei Beispiele der Art nennt Calmet II. S. 146 der Uebers. Julius Cäsar, von Cäsar zum Tode verurtheilt, sagte, wie Seneca meldet, er wolle nunmehr den Streit über die Unsterblichkeit der Seele zur Entscheidung bringen, kam aber nach seinem Tode nicht zur Erscheinung. So blieb auch der Barnabite Baranzon aus, welcher mit seinem Freunde de la Mothe le Vayer einen ihn zur Manifestation verpflichtenden Bund eingegangen hatte.

**) Im Journal de Trevou X. Vol. VIII. 1726. Calmet citirt die politischen Werke des Abbé de S. Pierre T. IV. p. 57.

***) S. dessen Werk über die Geistererscheinungen II. S. 138 ff. der Uebersetzung.

Derſelbe hatte in Valogne als Student von 15 Jahren mit dem gleichalterigen Procuratorsſohne Deſontaines eine zärtliche Freundſchaft geſchloſſen. J. J. 1696 mußten ſie ſich trennen, indem Letzterer die Schule in Caen bezog; da machten ſie aus, daß der Erſtſterbende dem Anderen aus dem Jenſeits Nachricht bringen ſolle, und unterzeichneten den Vertrag mit ihrem Blut. Am 31. Juli 1697 hatte Bezuel auf einer Wieſe, wo geheut wurde und wo er die Leute zur Arbeit anzutreiben beauftragt war, eine für ihn ganz ungewohnte Anwandlung von Ohnmacht, die ſich den Tag darauf, und ſo auch den dritten Tag, auch wieder auf der Wieſe, in verſtärktem Grade wiederholte. Jetzt ſah er ſeinen entfernten Freund halb nackt vor ſich. Derſelbe faßte ihn am Arme, führte ihn etwa 30 Schritte ſeitwärts und ſprach mit ihm ohngefähr drei Viertelſtunden lang. Hierbei hörte man, wie B. fragte und Jemand mit ihm redete. B. ſah des Freundes ſchönes Haar, die Geſtalt ſchien größer, als ſie im Leben geweſen; auf der Stirne zeigte ſich eine Schrift, von der aber B. nur das erſte Wörtchen In leſen konnte. Die Stimme war die gewohnte; D. ſprach in einem Tone fort und hielt ihn dabei ſtets am Arme; wenn ſich B. vor Jammer abwendete, ſo zog D. ihn wieder heran, damit er weiter höre. Er eröffnete ihm: er ſei vorgeſtern um dieſe Zeit beim Baden verunglückt; er gab viele Umſtände der Begebenheit und andere Thatſachen mit aller Beſtimmtheit an und die Angaben beſtätigten ſich nachher. Er vertraute ihm auch gewiſſe Dinge, die er ſeinen Eltern und ſeinem Bruder ſagen ſollte; B. ſollte auch Pſalmen für ihn ſprechen; von den Verhältniſſen und Zuſtänden

der jenſeitigen Welt ſagte er Nichts, ſchien jedoch in keinem unglücklichen Zuſtande zu ſein. Von der Berührung des Geiſtes am linken Arme hatte B. Schmerzen, bis er mit dem Bruder geſprochen hatte. Er konnte den Auftrag erſt einen Monat ſpäter ausrichten; während deſſen erſchien ihm D. noch zweimal, einmal vor Tiſch und einmal des Morgens. Das zweite Geſpräch dauerte eine Viertelſtunde lang; kürzer war die Dauer des dritten.

Perty bietet all ſeinen Scharfſinn auf, um ohne wirkliche Gegenwart eines Abgeſchiedenen auch hier zurechtzukommen. Er nimmt zu dieſem Zwecke beſonders den Umſtand in Anſpruch, daß Nichts vom Jenſeits gemeldet wurde. Dies zeige „mit großer Evidenz," daß kein Jenſeitiger geſprochen, daß blos der im Momente des Abſcheidens mit ſeinen dieſſeitigen Angelegenheiten beſchäftigte Deſontaines eine Fernwirkung ausgeübt und eine Impreſſion zu wege gebracht, die, weil B. nicht diſponirt war, zunächſt nur eine Anwandlung von Ohnmacht zur Folge hatte, aber fortwirkte, ſich wiederholte und ſo endlich die volle Erſcheinung herbeiführte, wobei ſich B. rückſchauend verhielt. P. trägt dies ausgeführter vor; allein es wird doch nicht natürlicher und glaublicher dadurch. Eine geiſterhafte Präſenz giebt ſich in dieſer Geſchichte durchweg zu deutlich kund, als daß man nicht daran glauben müßte.

Wenn Deſontaines im Sterben ſo ganz nur mit ſeinen irdiſchen Angelegenheiten beſchäftigt war, konnte dies nicht auch in der nächſten Zeit nach dem Tode der Fall ſein? Der Zuſtand, in welchem er ſich zu dieſer Zeit befand, wird eben gar kein anderer ge-

weſen ſein, als der des Andenkens und der Sorge, ſo daß ſein Bewußtſein ganz darin aufging. Mehr konnte er daher auch wohl nicht mittheilen. Die Hauptſache, daß er noch perſönlich vorhanden ſei und daß es ſomit eine Fortdauer nach dem Tode gebe, glaubte er wohl einleuchtend genug durch ſeine geiſterhafte Selbſtdarſtellung zu beweiſen. Vermuthlich war auch die Schrift auf der Stirne bedeutſam, die aber B. nicht leſen konnte; Perty findet nicht für gut, dieſen Umſtand in Erwähnung zu bringen. Auf keinen Fall beweiſt die Schweigſamſeit des Eidolons in dieſem Punkte „mit größter Evidenz," daß kein Verſtorbener ſprach, wohl aber, daß die Geſchichte von unverfälſchter Wahrheit iſt, und daß die Subjectivität Bezuel's dabei keine Rolle geſpielt. Denn was man bei ſolchen Erſcheinungen wünſcht und erwartet, das ſind Aufſchlüſſe über das künftige Leben; daran wird man es im Falle der Erdichtung oder der ſubjectiven Vorſtellung und Einbildung auch gewiß nicht fehlen laſſen; und wie leicht iſt es, vom Jenſeits eine phantaſtiſche Schilderung zu erſinnen; wie viele Träume der Art ſind ſchon geträumt worden!

Betrachten wir die beſonderen Umſtande des Berichts, ſo iſt es klar, weshalb das Eidolon halb nackt erſcheint; es ſtellt den Verunglückten in ſeinem Badeanzuge vor. Die Berührung deſſelben erregte Schmerz, und dieſer hält an, bis der Auftrag ausgerichtet iſt; alſo fortdauernde Einwirkung des Geſtorbenen. Sehr bemerkenswerth ſind die ſteigenden Anwandlungen von Ohnmacht, die der Erſcheinung vorausgehen. Der junge Bezuel war offenbar in gar nicht ſeheriſcher Verfaſſung; es bedurfte eines ſtarken und wiederholten

Angriffes auf ihn; es mußte ihm eine Art von Gewalt angethan werden, um ihn für die eidolomagiſche Selbſtdarſtellung des Freundes empfänglich zu machen. Die ſpäteren Anwandlungen für die bloße Nachwirkung der erſten Einwirkung zu halten, geht nicht an; der Geſtorbene ſetzte ohne Zweifel ſeine im Sterben begonnene Thätigkeit fort und ſteigerte ſie, um ſo endlich zu ſeinem Zwecke zu gelangen. Man erkennt daraus, mit welcher Schwierigkeit zum Theile, auch was den Lebenden betrifft, dergleichen Manifeſtationen zu Stande kommen, und begreift um ſo eher, daß ſolche zuweilen, wenn auch noch ſo feſt beſchloſſen und zugeſagt, dennoch ausbleiben.*)

Nach meiner Meinung gehört die Geſchichte der Freunde Bezuel und Defontaines zu den ausgemachteſten und evidenteſten Geiſtergeſchichten, nicht nur was die Manifeſtationskraft der Sterbenden, ſondern auch was die Fortdauer und Erſcheinungsfähigkeit der Geſtorbenen betrifft.

In den erſten Jahren dieſes Jahrhunderts hat die Schrift eines Dr. Wötzel: „Meiner Gattin wirk-

*) Klockenbring und Vicekanzler Struve hatten ebenfalls eine gegenſeitige Verpflichtung der betreffenden Art übernommen. Da träumt K. in Hannover, er erhalte von Str. ein Billet folgenden Inhaltes: „Lieber Klockenbring! Es giebt ein Leben nach dem Tode; die Art des Daſeins iſt aber ganz anders und beſſer, als Sie und ich vermutheten. Leben Sie wohl!“ Nachſchrift: „Glauben Sie ja nicht, daß dies ein Traum ſei! Ich erfülle mein Verſprechen, Ihnen von mir Nachricht zu geben, und habe keinen anderen Weg, als dieſen.“ Schlichtegroll's Nekrolog von 1795. Dieſe Nachſchrift kann man in Rückſicht der oben erwähnten Schwierigkeiten des Erſcheinens ſehr bedeutſam finden.

liche Erscheinung nach ihrem Tode"*) Aufsehen gemacht und Aerger erregt. Es erschienen mancherlei Gegenschriften; Wötzel wurde namentlich von Wieland in der „Euthanasia" lächerlich gemacht. In einer späteren Schrift: „Nähere Erklärung und Aufschlüsse über meiner Gattin wirkliche Erscheinung" ꝛc.**) erzählt der Verfasser, wie man ihn aufgefordert, die ganze Sache zu widerrufen, weil sonst viele Gelehrte ihre bisherigen Begriffe als irrig aufgeben müßten — an diesen Begriffen lag natürlich mehr, als an der Wahrheit — und weil der „Aberglaube" dadurch befördert werde. Er habe jedoch bereits „bei einem hochlöblichen Concilio der Universität Leipzig um gerichtliche Abnehmung des über seine Geschichte zu leistenden Eides nachgesucht." Der von ihm entwickelten Theorie nach hat die Menschenseele nach dem Tode einen feinen Lichtkörper um sich, durch den sie sich sichtbar machen kann; vermag aber über diese „Lichtstoffhülle" noch andere passende Bekleidungen anzunehmen. Die Erscheinungen seiner Frau hätten nicht auf seinen inneren Sinn, sondern einzig und allein auf seinen äußeren gewirkt. Letztere Versicherung verdient Aufmerksamkeit. Die Geschichte, die zu den Verabredungsfällen gehört und deshalb hier eingereiht wird, ist auszüglich folgende.

Wötzel bat seine kranke Fr..., ihn wo möglich, wenn sie geschieden, auf eine recht untrügliche und befriedigende Weise von der Wahrheit der Unsterblichkeitsidee zu überzeugen. Sie sagte es zu mit dem

*) Chemnitz 1804.

**) Leipzig 1805.

Bemerken: sie gedenke es, wofern es anginge, in recht sanfter und vorbereitender Manier zu thun, um ihn nicht zu erschrecken. Vierzehn Tage nach ihrem Tode lag er nach 10 Uhr Abends mit Meditationen zu gelehrten Arbeiten beschäftigt noch wach im Bette; es war eine mondhelle, stille Nacht. Da schien zu dem oben an der Decke befindlichen Alcovenfensterchen ein Sturmwind herein zu blasen. Er stand auf, um es zu schließen, fand aber, daß sich draußen kein Lüftchen regte. Der muntere, regsame Hund hatte sich nicht gerührt. Als W. sich wieder legte, schlug er an, und W. vernahm nun noch allerlei Wunderliches, was er genau beschreibt und wir der Kürze wegen übergehen wollen. Er sprang auf, zog seinen Schlafrock an, untersuchte Vorsaal, Treppe, Alles; allein umsonst. Er schrieb sich die Sache sogleich mit Kreide auf den Tisch, um Morgens gewiß zu sein, nicht bloß geträumt zu haben.

Die drei folgenden Nächte hatte er guten Schlaf und bemerkte Nichts; dann kam wieder eine schlaflose. Da wurde der Alcoven durch einen schwachen Strahl erhellt, und er erblickte eine weißliche Figur, in der Lebensgröße seiner Frau, die mit sanfter, aber deutlicher Stimme, welche die der Verstorbenen war, die Versicherung gab, daß sie fortlebe und daß er sie wiedersehen werde. W. sprang auf und wollte sie umfassen, sie verschwand, wie ein leichter Nebel, und er fühlte eine Erschütterung, wie von einem elektrischen Schlage.*) Er stellte, in Begleitung des Hundes,

*) Man kann sich hierbei erinnern, daß auch Somnambule elektrische Schläge zu geben vermögen. In v. Meyer's Blättern für höhere Wahrheit I, 299 wird von einer bayerischen Som-

mit der Laterne Unterſuchungen an, die auch wieder reſultatlos waren.

Ohngefähr 6 Wochen nach dem Tode ſeiner Frau ſaß er Mittags um 1 Uhr, nachdem er vom Tiſche aufgeſtanden, auf dem Sopha, neben ihm ſein Hund. Da hörte er Jemand leiſe über den Vorſaal kommen; er dachte, es ſei die Aufwärterin, welche abräumen wolle. Der Hund pflegte ſonſt, wenn Jemand kam, ſtets anzuſchlagen, auch wenn es die Aufwärterin war; dies Mal aber ſpitzte er bloß die Ohren. Da öffnete ſich die nur angelegte Thüre und die Verſtorbene erſchien. Sie ſtand kaum einige Schritte weit von ihm in ihrer ehemaligen Geſtalt, mit demſelben weißen Gewand und mit freundlichem Blicke, ihre ſchon gethane Ausſage wiederholend, mit dem Zuſatze, daß ſie mehr zu offenbaren gehindert ſei; dann ſagte ſie Lebewohl auf Wiederſehen. Sie ſchien beim Sprechen die Lippen kaum zu bewegen, ihre Worte ſchienen pfeilſchnell aus den ſanft geöffneten Lippen zu ſchießen. Die Geſtalt ſchien jetzt weniger durchſichtig zu ſein, als in der Nacht, ja ſelbſt die Thüre hinter ſich zu decken. Er wollte ſie faſſen, da ward ſie plötzlich unſichtbar. Er öffnete raſch die Thüre und unterſuchte auf's Neue Alles, ohne Etwas entdecken zu können.

Von größter Merkwürdigk.. war das Benehmen des Hundes. Er bellte weder vor noch während der Erſcheinung; er ſprang freudig vom Sopha herab zu

---

nambule erzählt, die einen ziemlich entfernt von ihrem Bette Sitzenden mit einem empfindlichen Schlage durch Bruſt und beide Arme traf, wobei ſie lachend ſagte: „Haſt du's geſpürt?“

ihr hin und um sie herum, und winselte, wie er sonst gethan, wenn die Verstorbene ausgegangen war, ohne ihn mit zu nehmen, und dann zurück kam, als wenn er sagen wollte: „Ei wie lange bist du weg geblieben und hast mich nicht mit genommen!“ Auch nach dem Verschwinden der Gestalt bellte er nicht, sondern lief mit W. zur Thüre hinaus, blieb an der Kammer, wo seine Herrin gestorben war, stehen, winselte und wollte hinein. W. öffnete sie, er sprang auf das Bette der Verstorbenen und klagte, als er sie auch hier nicht fand. Er schien sie überall zu suchen und wollte mehrere Tage nicht fressen, wiewohl er vorher guten Appetit gezeigt und nicht krank gewesen.

W. war, wie er versichert, bei all diesen Vorfällen ganz bei Sinnen und höchst mißtrauisch; er wollte Gewißheit haben, sich auf alle mögliche Weise von der Wirklichkeit der Sache oder einem dabei stattfindenden Wahn und Trug überzeugen. Selbst während die Erscheinung zu ihm sprach, reflectirte er; und bei der letzten Scene war es heller, lichter Tag. Eine träumerische, hallucinirende, ekstatische, visionäre Geistes- und Gemüthsverfassung ist unter solchen Umständen nicht denkbar; dazu kommt als ein wichtiges Moment der Hund, der das Eidolon ebenfalls sah und darin die Geschiedene erkannte. Man hat die beliebte Theorie der visionären Ansteckung auch auf diesen Fall angewendet, von dem Herrn soll die Vision auf den Hund übergegangen sein. Allein dieser merkte bei der letzten Erscheinung, da er bei dem Herankommen derselben wider seine Gewohnheit nicht bellte, sondern nur die Ohren spitzte, noch eher als sein Herr, der die Aufwärterin vermuthete, welcher Art und Natur

das ſich Nahende ſei. Wie es denn ſeit uralter Zeit beobachtet worden iſt, namentlich ſchon bei Homer und in der Bibel vorkommt, daß die Thiere nicht nur geiſterſehend ſind, ſondern das Geiſterhafte leichter und früher wahrnehmen, als der Menſch.*)

Jarvis**) erzählt von einem Herrn B. L., der eine zahlreiche Geſellſchaft in die Hauptkirche zu York führte. Wie man die Merkwürdigkeiten betrachtete, kam ein Marineoffizier heran. L. bemerkte, daß die Dame, die er eben führte, in große Bewegung gerieth; der Offizier ſtand nun ganz nahe, liſpelte der Dame in's Ohr: „Es giebt ein anderes Leben" und entfernte ſich wieder. Herr B. L. folgte ihm nach; allein er war verſchwunden, ohne daß man Fußtritte vernahm. Die Dame erklärte: es ſei der Geiſt ihres Bruders geweſen; ſie hätten ſich verabredet, wer zuerſt ſterbe, ſolle das Andere über das Jenſeits aufklären. Späterhin kam die Nachricht, daß der Bruder in derſelben Stunde umgekommen ſei.

Eine Gräfin pflegte tief an der Handwurzel ſtets ein goldenes Armband zu tragen, wovon eine ſeltſame Urſache angegeben wird. Sie hegte eine ſchwärmeriſche Neigung zu einem ihr an Geburt, Charakter und Denkart gleichen jungen Mann; eine Verbindung der Beiden war gleichwohl nicht in's Werk zu ſetzen. Auch hier wurde eine Verabredung der einſchlägigen Art getroffen; ſie machten in wiederholter Zuſage mit einander feſtiglich aus, daß das Erſtſterbende dem

*) Vergl. die Abhandlung über die Realität der Geiſtererſcheinungen.

**) In ſeinen accredited Ghost stories. Geiſtergeſchichten nach beglaubigten Quellen. Leipzig 1824. S. 48 ff.

Ueberlebenden Nachricht über persönliche Fortdauer und Nothwendigkeit der Erlösung geben solle. Nach dem Tode des Geliebten trug sich die Gräfin lange mit der pantheistischen Vorstellung, daß derselbe in die Gottheit aufgenommen sei und daß dies auch ihr Loos sein werde. In einer Nacht aber erwacht sie und erblickt nach einem Geräusche die Gestalt des Abgeschiedenen, doch ohne Klarheit. Er beantwortet ihr jene Fragen und Zweifel in bejahendem Sinn. Sie verlangt ein ganz sicheres Zeichen dieser Kundgebung. Da faßt der Geist ihren Arm an der Handwurzel; sie sinkt schaudernd zurück, liegt lange in Ohnmacht und findet dann die Spur der Hand, von der sie ergriffen worden, braunroth wie eine Brandwunde eingeprägt. Dieses Zeichen verlor und entfärbte sich nicht, und die Gräfin bedeckte es daher mit dem Armbande.*) Es ist dies einer der in Geistergeschichten öfters vorkommenden Fällen von eingebrannter Handspur; in einer von Ph. Melanchthon aus seinem eigenen Familienkreise berichteten Geistergeschichte bleibt die berührte Hand für immer schwarz.**) Die Erscheinung wurde von der Gräfin nicht mehr erwartet und widersprach der Vorstellung, die sich damals vom Schicksal nach dem Tode gebildet hatte, was für eine reale Kundgebung aus der Geisterwelt spricht.

Ein böhmischer Graf hatte mit seinem Freunde, dem Hofmedicus Klein in Straßburg, ewige Freundschaft geschlossen, wobei auch eine Erscheinung der in Rede stehenden Art verabredet wurde. Drei

*) Magikon III. 521.

**) Vergl. Buch III. Nr. XII.

Monate darauf erwachte Klein um 3 Uhr Morgens von einem Geräuſch und ſah ſeinen Freund im Hemd mit einer blutigen Bruſtwunde an ſeinem Bette vorübergehen. Angerufen deutete die Geſtalt auf die Wunde und verſchwand. Nach 6 Wochen kam die Nachricht, daß der Graf in der gleichen Stunde in einem Gefechte des ſiebenjährigen Krieges 1756 durch das Herz geſchoſſen worden ſei.*)

Eine hierher gehörige Erſcheinung fand ferner zur Zeit des amerikaniſchen Befreiungskrieges ſtatt. General Stuart und Major v. Blomberg hatten ſich gelobt, im Nothfalle gegenſeitig Vaterſtelle bei ihren Kindern zu vertreten; der Erſtſterbende ſollte wo möglich dem Anderen ſichtbar werden. Der General war Gouverneur der Inſel Dominica in Weſtindien; man erwartete den Major, der aber ausblieb. Eines Abends ſehr ſpät wollte der General ſo eben eine Depeſche darüber an die engliſche Regierung diktiren, als man Tritte vernahm und der Major eintrat, der eiligſt mit dem General allein zu ſprechen verlangte. Die Eröffnung, die dann gemacht wurde, ging dahin: der General ſolle ſich nach ſeiner Rückkehr nach England nach Dorſetſhire verfügen; dort in der Wohnung eines Pächters werde er zwei Kinder, die Früchte einer heimlichen Ehe Blomberg's mit Lady Layng, antreffen. Urkunden, die deren Legitimität bewieſen, würden ſich in einer verſchloſſenen Brieftaſche von rothem Maroquin finden, davon ſolle der General Gebrauch machen. Der Major nahm dann Abſchied für immer und entfernte ſich ſchnell; Niemand hatte ihm den

*) Aus Knapp's Hertha von 1836.

Eingang geöffnet und ihn hereinkommen ſehen; Niemand ſah ihn hinausgehen. Zu derſelben Stunde war er, wie ſich dann herausſtellte, im Meere verunglückt. Stuart beſorgte ſpäter in England Alles. Die Königin Charlotte hörte von dem Vorfalle, intereſſirte ſich für den jungen Bl., eines jener Kinder, und ließ ihn mit ihrem Sohne, dem nachherigen Georg IV., erziehen.*)

Renatus Lüderitz in Moskau bat ſeine ſterbende Frau, die von ihrem früheren Unglauben an geiſterhafte Dinge durch Thatſachen überzeugt worden war, ſich ihm, wo möglich, nach ihrem Tode kund zu thun. Sie erwiderte: „Wir wollen ſehen.“ Ein Paar Wochen ſpäterhin nach ihrem Tode erſchien ſie den Kindern in Träumen. Es erfolgten einige ſpukhafte Manifeſtationen, wovon ich der Kürze wegen nur Folgendes aushebe. L. ſaß um Mitternacht in ſeinem Zimmer in philoſophiſche Studien vertieft. Da hörte er dicht neben ſich einige dumpfe Worte murmeln, die er aber nicht verſtand. Er ſah zum Fenſter hinaus, ob vielleicht draußen auf der Straße geſprochen werde, bemerkte aber Niemand. Von der Idee erfüllt, die er eben auf das Papier bringen wollte, fing er wieder zu ſchreiben an, ohne weiter an das Vorgegangene zu denken. Da wurde er durch drei Schläge unterbrochen, die in ſeinem Nebenzimmer wie mit einem Stocke geſchahen. Er unterſuchte ſofort, ob die äußerſten Thüren geſchloſſen ſeien, und ob die Kinder ſchliefen, und ging dann nach dem Orte, wo die Schläge geſchehen waren. Er ſah Nichts, aber es befiel ihn ein Schauer, wie er ihn nie zuvor erfahren hatte; er ſagte laut: „Ich weiß,

*) Jarvis, accredit. Ghost stor. p. 13. In oben citirter Bearbeitung S. 10 ff.

du bist nun hier und willst dich mir zu erkennen geben." So wie er das ausgesprochen, verwandelte sich seine schauernde und gespannte Empfindung in ein unbeschreiblich heiteres und liebliches Gefühl, und es durchdrang ihn zugleich eine höchst angenehme Wärme. „In diesem so glücklichen, ja seligen Momente," erzählt er, „sprach ich nun noch Manches aus dem Herzen zu ihr, als sähe ich sie lebendig vor mir stehen." Nach etwa 10 Minuten war auch diese angenehme Aufregung vorbei, er fühlte, die Geschiedene sei nicht mehr da. Später sah er sie dreimal im Traume.*) Sich ihm im Wachen darzustellen, scheint zwar die Absicht derselben gewesen, der Versuch aber nicht gelungen zu sein, indem es bloß bei hörbaren Kundgebungen und freundlichen Einwirkungen auf das Gefühl des Gatten blieb. Wären die sichtbaren Erscheinungen bloße Producte von aufgeregten Seelenzuständen und einer dadurch in Thätigkeit gesetzten Einbildungskraft, so hätte Lüderitz seine Frau, von deren Gegenwart er überzeugt war und die er so deutlich empfand, sicher auch mit Augen zu sehen geglaubt.

Zuletzt sei noch folgenden, in Blättern und Schriften der neuesten Zeit vorkommenden Beispieles gedacht. Das Journal La Patrie**) erzählt: Ein Advocat kommt gegen 11 Uhr Abends nach Hause, geht durch das Zimmer seines abwesenden Bruders, sieht diesen mit Erstaunen in seinem Bette liegen und richtet einige Fragen an ihn, die aber unbeantwortet

*) Blätter aus Prevorst X. III ff.

**) Vom 22. Septbr. 1857.

bleiben. Er nähert ſich ihm, betaſtet ihn und findet Arm und Körper kalt und ſtarr. Nun verſchwindet die Erſcheinung; er erſchrickt und erinnert ſich, daß er und ſein Bruder mit einander ausgemacht, der früher Sterbende ſolle dem Ueberlebenden ein Zeichen geben. In ſeiner Aufregung geht er, wiewohl es ſchon ſpät iſt, dennoch aus, und erblickt, über die Schwelle getreten, eine Gruppe von Menſchen, die eine Bürde tragen — es iſt die Leiche ſeines Bruders, der vom Pferde geſtürzt und ſo den Tod gefunden.

In dieſem Falle hat ſich das Eidolon nicht bloß dem Geſichte, ſondern auch dem Taſtſinne kund gegeben, was einer der ſeltener vorkommenden Fälle iſt.*)

*) Ein ſolcher iſt übrigens der von Lord Byron erzählte, wo dem Capitän Kitt ſein ertrunkener Bruder zu ſicht- und fühlbarer Erſcheinung kommt; ein ſolcher, der in Stilling's „Jenſeits" eingereiht, wo einem heimkehrenden Officier ein geſpenſtiges Ebenbild voraus eilt und ſich von dem Bedienten, der es für ſeinen wirklichen Herrn hält, entkleiden läßt ꝛc. Vergl. oben S. 194 f.

VI.

Phänomene und Thatsachen, die einen schutzgeistartigen Charakter haben.

Es ist eine der schönsten und heitersten Partieen unserer Darstellung, die hier an die Reihe kommt. Sie bleibt uns in Folge moderner Nationalismen und Subjectivismen leider ebenfalls nicht unverkümmert. Es ist nicht bloß der gemeine Unglaube, die platte Aufklärung, was einer einfach gläubigen und darum poetischen und dem Gemüthe wohlthuenden Auffassung der bezüglichen Thatsachen entgegen steht. Auch die Systeme und Theorien eines Kieser, Schindler, Perty machen das sich gegenständlich Darbietende, was uns hier als solches erfreut und erbaut, zu einem bloß Inneren, sich nach außen zu nur scheinbarer Selbstständigkeit Hinauswerfenden und so den Visionär, dessen subjectives Product und Eigenthum es ist, über seine Natur und Herkunft Täuschenden. Der Schutzgeist, der himmlische Genius, der noch im Tode lieb- und hülfreich zugewendete Abgeschiedene ist nur der mystische Nachtpol der eigenen Persönlichkeit, die Hypostase des eigenen menschlichen Genius ꝛc., so daß das süße Feuer unserer Vorstellungen und Gefühle auch hier mit dem kalten Wasser einer uns empfindlich abkühlenden und beraubenden Nüchternheit und Verständigkeit übergossen wird. Ich weiß die Verdienste jener Männer

zu ſchätzen; ich habe von ihnen gelernt und genommen und bin dankbar dafür. Aber was Schiller in Beziehung auf Voltaire ſagt:

„Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen,
Er glaubt nicht an den Engel und den Gott;
Dem Herzen will er ſeine Schätze rauben;
Den Wahn bekriegt er und verletzt den Glauben" —

Das iſt in gewiſſem Maße doch auch noch auf jene, wenn auch in ernſter, wiſſenſchaftlicher Weiſe bethätigte Männer anzuwenden. Man kann nicht Alles für objective Realität gelten laſſen, was Menſchen zu ſehen, zu hören, zu empfinden glauben; es mag auch in manchen Fällen ſchwierig genug ſein, zu entſcheiden, von welcher Art eine Erſcheinung ſei. Aber die Frage muß ſtets offen bleiben, und es darf nicht Alles in das Prokruſtesbette eines Syſtems hineingezwängt werden — das ewige Hinderniß menſchlicher Wahrheitserkenntniß. Ich ſtelle hier eine Anzahl von Beiſpielen zuſammen, die ich für beſonders anſprechend und lehrreich halte, mache hie und da meine Bemerkungen dazu und überlaſſe ſchließlich das Urtheil dem Leſer ſelbſt.

Aus dem claſſiſchen Alterthume ſind uns Beiſpiele, wie folgende, überliefert worden. Der Dichter Simonides ſoll durch geiſterhafte Erſcheinungen und Warnungen zweimal vom drohenden Tode errettet worden ſein. Er landete einſt an einer Küſte, fand einen unbeerdigten Leichnam und beſtattete ihn. Dafür erhielt er von dem Todten im Traume die Weiſung, ſich am folgenden Tage nicht einzuſchiffen. Er folgte derſelben, blieb am Lande und ſah mit Augen, wie die Reiſegeſellſchaft im Meere von den Wellen verſchlungen

wurde. Er hat dieſe Begebenheit in einem Gedichte beſchrieben. — Ein ander Mal ſpeiſte er bei Skopas zu Kranon in Theſſalien. Da ward ihm gemeldet, zwei Jünglinge ſtünden vor der Thüre und ließen ihn dringend bitten, ſogleich zu ihnen heraus zu kommen. Er that es; nahm aber Niemanden wahr. In dem Augenblicke ſtürzte der Speiſeſaal zuſammen und begrub alle darin befindlichen Perſonen. Man findet die Geſchichte ſonſt noch ausführlicher erzählt und die beiden Jünglinge auf die Dioskuren gedeutet, welche überhaupt als ſchützende und rettende Heldengeiſter betrachtet wurden, und welche Simonides damals bei Skopas in einem Geſange verherrlicht haben ſoll.*) Beim Erdbeben von Antiochia wurde Trajanus durch einen Mann von übermenſchlicher Größe aus dem Hauſe geführt und ſo am Leben erhalten.**) Und um hier gleich ein Paar ähnliche Fälle aus unſeren Zeiten anzufügen, ſo kam zu dem braunſchweigiſchen Oberamtmann N., wie er in einem baufälligen Schloſſe übernachtete, eine weibliche Geſtalt, die dreimal klopfte und deren Winken und Mahnen immer dringender wurde, bis er endlich folgte, worauf alsbald die Zimmerdecke einſtürzte. — Commiſſionsrath K. lag in mitternächtlichem Schlafe, als Jemand zu ihm trat und rief: „Erwache, ſteh' eilig auf, es iſt Feuer in der Nähe.“ Er achtet nicht darauf; er wird auf's Neue und noch lauter geweckt und gemahnt; er erhebt ſich, tritt an's Fenſter und ſpürt Rauch. Er

*) Valerius Maximus I. 8. Extern. 7. Phädrus, Fabul. Aesop. IV. 25. Auf Caſtor und Pollux werden wir unten zurückkommen.

**) Dio Caſſius LXVIII. 25.

weckt den Hauswirth, und man findet, daß ein Brand im Entſtehen.*) — Julia Sumner in Prophetstown (Verein. Staaten) wird 1860 um 3 Uhr Morgens durch eine Hand auf ihrem Geſichte aufgeweckt und hört eine Stimme „Feuer" rufen. Sie ſteht auf und entdeckt im Hofe ein Faß mit brennender Aſche, das ganz in Flammen ſteht. Wäre ſie nicht davon benachrichtiget worden, ſo wäre bei ſtarkem Wind und Waſſermangel ihr Haus und das ihrer Schweſter unfehlbar abgebrannt.**)

Die abgeſchiedenen Helden der Alten ſollen ihnen öfters im Kriege beigeſtanden, in Schlachten ſichtbar vorgekämpft und andere Dienſte geleiſtet haben. So ſahen Viele, die zu Marathon gegen die Meder kämpften, den Geiſt (φασμα) des Theſeus, wie er vor ihnen her gewaffnet wider die Feinde losſtürmte; und es gehörte dies zu den Gründen, weshalb ihn die Athener als Heros verehrten.***) Als hülfreiche Horte der Art wurden beſonders die Heldenjünglinge Caſtor und Pollux betrachtet. In den Kampfreihen der Lokrer fochten ſie gegen die Krotoniaten, kenntlich an ihren weißen Roſſen und Purpurmänteln, und meldeten an demſelben Tag den Sieg der Lokrer in Olympia, Lakedämon, Korinth und Athen.†) In der Schlacht am Regilliſchen See ſah man die Dioskuren auf Seiten der Römer, welche die feindlichen Truppen zerſtreuten. Während des Macedoniſchen

*) Beide Fälle bei Perty, Myſtiſche Erſcheinungen S. 101.

**) Journal de l' Ame IV. 287.

***) Plutarch im Leben des Theſeus 35.

†) Justin. XX. 3. Vergl. Cicero, Nat. Deor. II. 2. III. 5.

Krieges ging einſt in der Nacht Publius Vatinius, der Präfekt von Reate, nach Rom zurück. Da kamen ihm zwei Jünglinge von ſeltener Schönheit auf weißen Roſſen entgegen und ſagten ihm, am verfloſſenen Tage habe Paulus den König Perſes gefangen genommen. Er meldete dies dem Senate; der hielt es für ein leeres Geſchwätz und warf ihn, der durch ein ſolches die Würde ſeiner amtlichen Stellung verletzt habe, ſogar in's Gefängniß. Nun zeigte aber Paulus an, daß der König in der That gefangen ſei. Da wurde Vatinius ſeiner Haft entlaſſen und durch Belohnungen geehrt. Es wurden noch andere Geſichte und Anzeichen genannt, woraus man ſchloß, daß die vergötterten Zwillinge zu dieſer Zeit über das römiſche Reich gewacht.*)

Altchriſtliche Sagen ſprechen von Individuen, welche für die Ruhe der Todten angelegentlich gebetet haben, und dann von ihnen zum Danke dafür in Todesgefahren geſchützt worden ſein ſollen. So iſt beſonders eine auffallend, die dem Gedächtniſſe der Nachwelt ſogar durch ein Denkmal überliefert worden iſt. Ein frommer Böttchermeiſter zu Löwen hatte die Gewohnheit, jeden Abend auf dem Friedhofe zu St. Quintini in die Kirche zu gehen und für die daſelbſt Begrabenen einige Vaterunſer und Ave Maria zu ſprechen. Als ihn nun einmal auflauernde Böſewichter angriffen, um ihn zu berauben, erſchienen die Geiſter der Geſchiedenen und zerſchlugen ſie dermaßen, daß ſie beſinnungslos liegen blieben. Dieſe Begebenheit ließ der

*) Valer. Maximus l. 8, 1 und 2. Cicero, Nat. Deor. II. 2. III. 5.

Magiſtrat auf Holz malen und an der äußeren Kirchenmauer aufhängen. Die Tafeln befinden ſich noch jetzt daſelbſt, doch ſind die Farben durch Alter und Regen verblichen, ſo daß man wenig mehr erkennen kann.*) Hier tritt die Differenz der Zeitalter recht deutlich in's Licht. Heutzutage würde ſich kein Magiſtrat, keine Obrigkeit mehr zu dem Glauben an eine ſolche Thatſache bekennen und ihr ein ſolches Monument weihen.

Man müßte ſich wundern, wenn die Mutterliebe, die ſtärkſte und beharrlichſte Empfindung der zuneigungsvollen Art, nicht, wie dieſſeits, ſo auch im Reiche der Geiſter ihre Rolle ſpielte. Daß es in der That der Fall, ſcheinen mehrere zur Hand ſeiende, zum Theil ſehr ſchöne, zarte und ergreifende Geſchichten zu beweiſen.

Sir Walter Lisburne von Drayton, ein reicher Mann, heirathete, nachdem ihn ſeine erſte Frau geſtorben, ein ſchönes Frauenzimmer, das eine große Gewalt über ihn erlangte und ihn zur Enterbung ſeines Sohnes aus erſter Ehe zu Gunſten des aus zweiter Ehe entſproſſenen, Namens Gottfried, verleitete. Es wurde zur Ausfertigung dieſes Teſtamentes ein Notar gerufen, der ſich in die Bibliothek einſchloß und nach den Präliminarien ſo eben die Worte: „Gottfried, einziger Erbe," zu ſchreiben im Begriffe war, als ſich die Lampe verdüſterte und auf dem Pergamente der Schatten einer Hand ſichtbar wurde. Der Notar ſah dieſe Erſcheinung als eine Illuſion an, die keiner weiteren Beachtung würdig, und wollte

*) Wolf, Niederländ. Sagen. S. 396.

wieder zum Schreiben anſetzen. Da wurde das Licht noch dunkler und der Schatten noch deutlicher. Endlich erblickte er zu ſeinem Erſtaunen eine vor die Lampe gehaltene weiße, feine Frauenhand. Lange betrachtete er dieſelbe, ſtürzte dann in großer Bewegung in das Zimmer Lisburne's und theilte ihm dieſen eigenthümlichen Vorgang mit. Dieſer, ebenfalls ergriffen und erſchüttert, verzichtete nunmehr auf das ungerechte Teſtament.*)

Dieſe Erſcheinung bringt uns die Meinung auf, daß ſich Gottfried's Mutter auch noch nach ihrem Tode um ſein Schickſal bekümmert und auf jene feine Weiſe das Unrecht verhindern wollte, das man an ihm begehen wollte. Jede andere Ausdeutung wird unendlich gezwungener und unwahrſcheinlicher ausfallen müſſen. Auf keinen Fall wird es ſich zu ſagen ſchicken, daß das Geſicht in dem eigenen Inneren des der Angelegenheit fremden, nur äußerlich mit ihr beſchäftigten Mannes entſtanden und eine ſo ſcheinbare Gegenſtändlichkeit angenommen habe, ohne daß dabei eine geiſterhafte Urſache gewirkt. Ob die erſcheinende Frauenhand etwas äußerlich Vorhandenes geweſen, oder der mütterliche Geiſt nur auf die Seele des Notars eingewirkt und ihr ſolch ein Phantaſiebild erzeugt habe, kann uns hier ziemlich gleichgültig ſein. Ich meinerſeits glaube an die eidolomagiſche Wirklichkeit dieſer Geiſterhand.

Ein Paar hierher zu ziehende Fälle theilt Alban Stolz in ſeinem Buche „Beſuch bei Sem, Cham und Japhet“ mit. So erſtlich nachſtehenden, welchen er

*) Journal de l'ame IV. p. 132.

aus dem Munde des Geiſtlichen ſelbſt vernommen, der dieſe Erfahrung gemacht. Letzterer memorirte einmal im Bette ſeine Predigt und ſchlief darüber ein. Da ſieht er im Traume ſeine Mutter hereinkommen; ſie nimmt ſeine Hand und führt ſie über das am Bette ſtehende Licht. Er empfindet die Hitze, erwacht und findet die Hand wirklich über die Flamme hin ausgeſtreckt. Das Licht war in der Art herabgebrannt, daß es in Kurzem gezündet und wahrſcheinlich ein Brandunglück verurſacht hätte, wenn der Geiſtliche nicht noch rechtzeitig erweckt worden wäre.

Dann erzählt der genannte Autor auch Folgendes. Eine Frau von beſonderer Frömmigkeit ſtarb; der Mann wollte ſich wieder verehelichen; darüber entzweite ſich der Sohn mit ihm, der ſich beeinträchtigt glaubte. Er faßte in einer Nacht den Entſchluß, dem Vater einen Prozeß anzukündigen, machte ſich dann, in einem anderen Hauſe wohnhaft, auf den Weg, und war bereits an der ziemlich hohen Treppe der väterlichen Wohnung angelangt, als er oben auf derſelben ſeine Mutter ganz ſchneeweiß daſtehen und ihn durch einen Wink der Hand vom Weiterſchreiten abmahnen ſah, worauf er erſchüttert zurück wich und die Verfolgung ſeiner Anſprüche aufgab.

Ein 27jähriger Mann lag auf den Tod darnieder. Da ſah er im Traume ſeine verſtorbene Mutter, die ein Halstuch vor ihm ausbreitete, worauf die Worte geſtickt waren: „er würde nicht vor ſeinem 30. Jahre ſterben.“ Gegen alle Erwartung völlig wiederhergeſtellt, ſtarb er zur angegebenen Zeit in der That.*)

*) Act. phys. med. Acad. Leop. Carol. IV. p. 148. In dem Traume, welchen Kirchenrath Schwarz in Heidelberg

Sehr bekannt iſt die Geſchichte von dem Fräulein Ludwiger zu Deſſau, die aber zu ausgezeichnet in ihrer Art und zu rührend iſt, als daß wir ſie übergehen dürften. Das unglückliche Kind hatte Sprache und Bewegung der Glieder verloren. Die ſterbende Mutter empfahl die Pflege deſſelben ihren anderen Töchtern noch in der letzten Lebensſtunde, und dieſe nahmen ſich ſeiner auch in der That getreulich an. Nur einmal, am Hochzeitstage der einen Schweſter, vergaß man, ihm ſeine Nahrung zu reichen. Zuletzt, mitten in der Zerſtreuung des Feſtes, erinnern ſich alle drei Schweſtern zugleich der verſäumten Pflicht und eilen zuſammen nach dem Zimmer des Kindes hin. Sie finden dieſes, welches ſonſt immer ſtumm und gelähmt war und ſich nie ohne fremde Hülfe aufrichten konnte, in einem ganz veränderten Zuſtande. Es hebt ſich frei und heiter empor und verſichert den Staunenden, es ſei ſchon geſättiget, die Mutter ſei dageweſen und habe ihm zu eſſen gereicht. Es war dies das erſte und letzte Wort, welches das Kind während ſeiner Krankheit ſprach; bald darauf ſtarb es.*) „Hier," ſagt Perty, „hatte das ſchmerzliche Gefühl des Verlaſſenſeins und die Erinnerung an die zärtliche Mutter die Viſion dieſer hervorgerufen, und die tiefe Erregung hatte die Sprache für einen Augenblick hergeſtellt, freilich auch das ſchwache Leben er-

---

als Knabe gehabt, legte ihm ſeine Großmutter auf einer Pergamentrolle in griechiſcher Sprache ſein Lebensſchickſal vor, ſ. B. III. Nr. II.

*) Schubert, Anſichten von der Nachtſeite der Naturwiſſenſchaft. S. 352. Kerner, Seherin von Prevorſt I. S. 114 der 2. Auflage. Perty, Myſt. Erſchein. S. 89 f.

ſchüttert." So wird auch hier die Poeſie des Geiſterglaubens und der Geiſtererſcheinungen unerbittlich todtgeſchlagen. Eher könnte man ſagen, das Kind, auf jeden Fall dem Tode geweiht, habe ſich ſchon ohnehin ſeinem Ende genaht und ſei darum mit der Geiſterwelt in nähere Beziehung getreten, ſo daß dieſe ſich ihm in ſo tröſtlicher Weiſe offenbaren konnte.*)

Eine ſehr rührende, für Manche jedoch wohl allzu romantiſche und darum, wie ſie vorliegt, unglaubliche Geſchichte iſt ferner die von der Amtmannsfrau zu Helbra, die nach mündlicher Erzählung aus Vansfeld alſo lautet. Die Kinder dieſer Frau wurden nach dem Tode derſelben von einer Stiefmutter mißhandelt; da kam ſie in den Stall zu den Mägden, verrichtete als Hausgeiſt deren Arbeiten und bat wehmüthig, ſie möchten das, was ſie ihnen thue, ihren Kindern im Schloſſe vergelten, wo ſie nicht zu erſcheinen wagte. Sie wurde dort gleichwohl bemerkt; man ließ einen Geiſterbanner kommen; der ſcheuchte ſie hinweg in ein Gehölz, an welches ein Teich ſtieß; den ſollte ſie erſt ausſchöpfen, um wieder erſcheinen zu dürfen. Der Teich wurde darauf immer kleiner und vertrocknete bald ganz; ſie hatte die Bedingung erfüllt, und war wieder da. Nun bannte man ſie weiter weg, über die Grenze in's Ahlsdorfer Gebiet; da ging ſie noch lange in der Nacht an den Grenzſteinen hin und her und ſah bekümmert nach dem Schloſſe hinüber.**) Wenn dieſe Geſchichte erfunden iſt, ſo iſt ſie doch wenigſtens

*) Vergl. mein Buch über den Tod Nr. VI., beſonders S. 166 ff.

**) Emil Sommer, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Sachſen und Thüringen. Halle 1846. S. 13 f.

eine ergreifende Schilderung treuer Mutterliebe und Mutterſorge; ſie hängt übrigens mit dem im Volke herrſchenden Glauben zuſammen, daß ſich zärtliche Mütter auch noch im Tode um das Befinden und Schickſal ihrer Kinder bekümmern.

An einem katholiſchen Orte iſt mir ein Fall erzählt worden, wo eine Wittwe ſterbend einige unerzogene Kinder hinterließ und aus Sorge und Kummer darüber nicht zu ihrer Ruhe eingehen konnte, bis ſie ſich einer Freundin erſt durch Seufzen, dann auf Befragen auch durch Worte geoffenbart und dieſe die Erziehung der Kinder übernommen hatte. Die Sache wurde von Letzterer, bevor ſie ſich mit dem Geiſte einzulaſſen getraute, ihrem Beichtvater mitgetheilt; ſie kam ſogar vor den Biſchof, und ſcheint demnach nicht ohne realen Grund und Anlaß geweſen zu ſein.

Des Mouſſeaux*) berichtet von einer Seherin, Mad. N., Tochter eines Generals, und einer unzertrennlichen Freundin derſelben, Madame de T., von welcher er ſeine Nachrichten hatte. Als die Mutter der Erſteren ſtarb, wurde ſie ihr ſichtbar und war ihr als Rathgeberin zur Hand. So hatten die Chirurgen im Sinne, das Bein des Vaters wegen Gangrän abzunehmen; der Geiſt der Mutter erklärte ſich dagegen und ſchrieb eine Behandlung vor, die zur Heilung führte. Einige Zeit, bevor der Gemahl der N. durch Selbſtmord endete, zeigte der Geiſt die drohende Kataſtrophe an und gebot, um ſie, wie es ſcheint, zu verhindern oder hinaus zu ſchieben, alle Waffen aus ſeiner Nähe zu entfernen. Es geſchah ſelbſt nach Tiſche

*) La magie en 19me siécle. p. 366—373.

mit den Messern und Gabeln. Aber als zu Paris in revolutionärer Zeit ein Nationalgardist in's Haus gekommen und im Vorzimmer ein geladenes Gewehr hingestellt, erblickte dies Jener beim Hinausgehen und zerschmetterte sich in einem Anfall von Wahnsinn damit den Kopf. Einst wurde Madame N. gewarnt, sich nicht durch Herrn v. B. überraschen zu lassen, dem sie in delicaten Punkten Auskunft geben sollte. Sie erwarte ihn erst in 3 Wochen, allein er werde schon morgen früh dasein, um sie unvorbereitet zu überfallen; sie solle augenblicklich aufstehen und ihre Papiere ordnen. Sie folgte diesem Rathe; B. erschien wirklich am Morgen des folgenden Tages, fand sie aber auf's Beste vorbereitet. Der Geist hatte ihr alle Fragen, die derselbe stellte, vorausgesagt.

Ein sehr ausgezeichneter Fall, wenn man sich auf seine Richtigkeit verlassen kann,*) ist der folgende. Eine Mutter mehrerer unversorgter Kinder befand sich nach ihres Mannes Tod in den dürftigsten Umständen. Sie ging einst mit ihrem ältesten, 13jährigen Sohne nach S., um daselbst Hülfe zu finden; es war umsonst. Auf dem Rückwege sanken die Beiden, von Hunger nnd Gram erschöpft, unter einem Baume nieder und weinten und schrieen laut zu Gott empor. Da hörten sie einen Chor von Stimmen, der das Lied: „Befiehl du deine Wege" sang. Der Sohn glaubte darunter ganz deutlich die Stimme seines verstorbenen Vaters zu vernehmen. Kaum waren sie zu Hause angelangt, als ein Berliner Kaufmann den Knaben

*) Ich entnehme ihn einer Schrift von Nork, wo das Citat: „Das Reich der Geister, Bd. IV. S. 165" steht.

erblickte, ihn ſtarr anſah und fragte, ob er nicht Luſt habe, mit ihm nach Berlin zu gehen und daſelbſt die Kaufmannſchaft zu erlernen. Das Anerbieten wurde von den Staunenden natürlich mit Freuden angenommen, und dem Knaben ging es ſofort bei ſeinem Lehrherrn ſehr gut. Bald darauf kam ein Bauer aus der Altmark, reich und kinderlos, und erklärte, er wolle den zweiten 11jährigen Sohn an Kindesſtatt annehmen. Man erſtaunte auf's Neue; der Knabe folgte dem Manne, und die Familie ging nunmehr überhaupt einer beſſeren Zukunft entgegen. Man kann ſich die Sache nicht wohl anders denken, als daß auf die beiden hülfreichen Männer, den Kaufmann und den Bauer, von einer geiſterhaften Urſache eingewirkt worden ſei, wiewohl darüber nichts Näheres angegeben iſt. Vielleicht haben ſie eine Erſcheinung gehabt, eine Weiſung erhalten, wie jene von Schubert beſchriebene, wo dem Stadtſchreiber H. in Ansbach, da er auf dem Sopha ſchlummerte, ſein vor einigen Monaten verſtorbener Bruder, der Dr. H., ein vordem für ſeine armen Kranken ſehr beſorgter Arzt, erſchien und ihn aufforderte, ſich zu einer armen Wittwe zu begeben, welche ſich mit ihren Kindern in großer Noth befinde. Der Ort der Wohnung wurde genau bezeichnet; der Stadtſchreiber fand die Wittwe und entledigte ſich ſeines Auftrages. Der Verſtorbene hatte dem Bruder zugleich angekündiget, ſie würden ſich in 6 Monaten wiederſehen; in ohngefähr einem halben Jahre ſtarb der Stadtſchreiber.

Einer Mittheilung von Dr. Kerner*) zufolge war von Frau Hauffe, der ſogenannten Seherin

*) Seherin von Prevorſt II. S. 266 der 2. Ausg.

von Prevorſt, einem Manne eine Verordnung gemacht worden; geſehen hatte ſie ihn im Leben nie. Nach ſeinem ein Jahr darauf erfolgten Tode erſchien er dieſer Somnambüle und machte ihr Eröffnungen, die ſie ſeiner hinterlaſſenen Frau mittheilen ſollte. Kerner bemerkt dazu, er ſelbſt ſei bei deſſen Tode geweſen und habe geſehen, wie er noch Verſuche zu ſprechen machte, es aber nicht mehr vermochte. Der Erſcheinende gab der Seherin auch ſeine Sorge um eine ſeiner Töchter zu erkennen, um welche er ſehr bekümmert ſei, was Frau H. ſogleich dem Dr. Kerner und Anderen mittheilte. Vier Wochen darauf fiel einem der Mädchen ein Dachziegel auf den Kopf und ſchlug ihr die Hirnſchaale ein. Das Kind mußte ſich einer äußerſt ſchmerzlichen Operation unterwerfen, ertrug ſie aber mit einer „unglaublichen" Standhaftigkeit, als ſtehe ihm ein ſchützender Genius zur Seite. Auch ging die Heilung ſo ſchnell vor ſich, daß das Mädchen in auffallend kurzer Zeit das Haus wieder verlaſſen konnte.

Am 20. Nov. 1827, Morgens 11 Uhr, erſchien der Prevorſter Somnambüle ihr ſchon als Kind verſtorbener Bruder Heinrich und ſprach zu ihr: „Denk' an die Mutter!" Sie verfiel darauf in heftige Krämpfe, erzählte dann dem Dr. Kerner die Erſcheinung und ſagte, daß ſie voll Sorge um die Mutter ſei. Dieſe war gerade auf dem Wege zu ihrer Tochter begriffen, wovon man aber Nichts wußte. Nach zwei Stunden trat dieſelbe bleich und zitternd in die Stube und erzählte, ſie ſei unterwegs auf einem ſteilen Berge durch das Ausreißen der Pferde in die höchſte Lebensgefahr gerathen, aber, wie durch ein Wunder, daraus

gerettet wurde. Der Fuhrmann ſagte dem Dr. Kerner, daß es gerade die 11. Stunde geweſen, als man in ſo gefährlicher Lage war.*) Es iſt kaum zu zweifeln, daß bei dieſer Rettung der Geiſt des Kindes im Spiele geweſen. Man hört wohl öfters die Redensart, es ſei Jemand in großer Gefahr wie durch ein Wunder gerettet worden; und es mag hier öfter, als man denkt, ſtatt des Zufalles, dem man die Sache gleichwohl zuſchreibt, ein geiſterhaftes Weſen die hülfreiche Urſache geweſen ſein.

Campanella ſagt: „Wenn mir etwas Widriges bevorſteht, ſo pflege ich in einem Mittelzuſtande zwiſchen Schlafen und Wachen eine Stimme zu vernehmen, welche mir zuruft: „„Campanella! Campanella!““ zuweilen auch mehrere Worte. Die höre ich dann, weiß aber nicht, wer ſie ſpricht.“**)

Calignan, Kanzler von Navarra, hörte zu Bearn im Schlafe dreimal ſeinen Namen rufen; das dritte Mal rieth ihm die Stimme, ſich aus der Stadt zu entfernen, da in wenigen Tagen die Peſt daſelbſt furchtbar wüthen werde. Calignan folgte der Stimme, und das Vorhergeſagte traf ein.***)

Benvenuto Cellini, im Gefängniß an ſeinem Schickſale verzweifelnd, will ſich ſelbſt tödten; da wird er „von einem unſichtbaren Weſen“ ergriffen und 4 Ellen weit fortgeſchleudert, worauf er einige Stunden für todt liegen bleibt. In der Nacht erſcheint

*) Kerner II. S. 269 f.

**) Vergl. Carriere, Philoſ. Weltanſchauung der Reformationszeit. Stuttg. und Tübing. 1847. S. 550.

***) Beaumont, Tractat von Geiſtern. 208.

ihm ein herrlicher Jüngling, der ihn wegen seines Vorhabens tadelt.*) — Sollte es der Nachtpol, das magische Ich, der eigene Genius Cellini's gewesen sein, der ihn 4 Ellen weit fortschleuderte?

Der Jesuit Johannes Carrera hatte einen Schutzgeist, den er oft in schwierigen Fällen um Rath fragte. Er wurde nach Orlandini**) so vertraut mit ihm, daß er von ihm jede Nacht zu den Horen geweckt wurde; stand er nicht sogleich auf, so verbarg sich der Geist und Carrera konnte ihn nur durch Gebet und Fasten wieder herbeiführen. Einen ähnlichen Fall erzählt Bodinus in seiner Dämonomagie.***) Ein Bekannter von ihm gelangte, 37 Jahre alt, in den Besitz eines solchen Genius, nachdem er lange Gott gebeten, ihm einen guten Engel zu senden. Derselbe weckte und warnte ihn; wollte er etwas Unrechtes thun, oder hatte man gegen ihn etwas Schlimmes vor, so ward er von dem Geiste am rechten Ohr gezupft; am linken dagegen zum Zeichen der Billigung und Ermunterung.†)

Zwei schwedische Knaben sehen auf einmal einen kleinen, weißgekleideten Knaben vor sich, der ihnen gute Lehren giebt, Verborgenes eröffnet, so z. B. was auf dem Reichstage und sonst in Stockholm vorgeht. Der Großvater will dem einen die „Zauberei" mit der Ruthe austreiben; muß aber mit erstarrter und gelähmter Hand stehen bleiben, bis der Knabe das geisterhafte Wesen anruft und ihn dadurch von diesem

*) Benv. Cellini von Göthe I. S. 375.
**) Hist. Soc. Jesu.
***) B. I. c. 2.
†) Vergl. Hiob 33, 16 ff. und Jesaias 50, 4.

Zuſtande befreit. Die beiden Knaben erhielten auch die Sprachengabe.*)

Eine Dame hatte vom 3. Jahre an einen nur ihr ſichtbaren Genius in Geſtalt eines engliſchen Kindes ihres Alters, der mit ihr betete, ſie beſchützte und warnte, mit dem ſie jedoch ſpäter in ein arges Mißverſtändniß gerieth. Sie gab ſich dem Welttreiben hin; der Geiſt warnte ſie wiederholt; er ſtand einſt zürnend und drohend vor ihr; da ſchlug ſie nach ihm, „dem ſchönen und heiligen Engel," der dann mit einem ſchmerzvollen Blick auf ſie verſchwand und erſt nach langen Jahren eines traurigen Lebens ein Paar Tage vor ihrem Tode als hoher ernſter Genius, nach oben deutend, auf einige Minuten wieder erſchien.**)

Zu Anfange des 16. Jahrhunderts lebte eine fromme Wittwe, Magdalena von Rottenburg. Sie war auf einer Wallfahrt begriffen und kam hierbei an ſpätem Abend zu München an, wo ſie gar keine Bekannten hatte. Sie betete zu Gott, er möchte ihr eine Wohnung zeigen, die für ſie geeignet ſei. Da ſah ſie neben ſich einen wunderholden Knaben ſtehen, der 7—8 Jahre alt zu ſein ſchien. Sie fragte ihn, ob er keine Herberge für Frauen wiſſe. Er erbot ſich, ſie zu einer hinzugeleiten und führte ſie zum „Niedleriſchen Hauſe," einem dieſen Namen führenden Frauenkloſter. Sie zog ihr Beutelchen, um ihm für ſeine Mühe ein kleines Geldſtück zu geben; da war er plötzlich hinweggeſchwunden. In dem Kloſter fand Magdalena nicht nur für den Augenblick Aufnahme;

*) Hauber, Bibl. mag. I. 438.

**) Magikon III. 526.

ſie trat daſelbſt ſpäter als Nonne ein und ſtarb 1534, nachdem ſie ſich große Verehrung erworben und dem ſehr armen Kloſter auch viel zeitlichen Nutzen gebracht.*)

Eine gar ſchöne Geſchichte aus Herzog Alba's Zeit, die, ſelbſt wenn ſie eine bloße Erfindung wäre, geleſen zu werden verdiente, iſt dieſe. Ein Weib mit mehreren Kindern weinte nächtlicherweile um ihren Mann, der ſich ſchon ſeit 15 Monaten im Gefängniß befand und deſſen Hinrichtung zu erwarten ſtand. Sie warf ſich nieder und betete zu Gott, daß er ihr und den Kindern den Gatten und Vater zurückgeben oder ſie ſämmtlich von der Erde nehmen möge. Sie ermahnte auch die Kinder, in dieſem Sinne zu Gott zu flehen, auch ihre Schutzengel anzurufen, und ſie thaten's. Auf einmal rief der jüngſte, ein engelgleicher Knabe, indem er ſtarr in die Nacht ſchaute: „O Mutter, ſieh die goldenen Lichter! Es ſind die Engel; ſie wandeln mit glänzendem Angeſicht hin zu des Herzogs Pallaſt.“ — „Ach, Kind, du träumſt; zu dieſem harten Manne gehen die Engel nicht.“ — „Und doch, ſie gehen.“ Am anderen Tage erkundigte ſich Alba bei ſeinem Geheimſchreiber nach dem Gatten der armen Frau. „Wie ich mich dieſe Nacht auch drehte und wendete, immer vernahm ich das Bitten und Flehen der Frau und der Kinder des Gefangenen und hatte erſt Ruhe, als ich mein herzoglich Wort gegeben, ihn frei zu laſſen.“ Alba befahl, ihm den Kerker zu öffnen; und der Mann kehrte zu ſeiner Familie zurück.**)

*) Jocham, Bavaria sancta. München 1862. II. S. 342 ff.

**) Dr. Coremans, Epheukränzchen. Ein Taſchenbuch. Leipzig und Gmünd 1835. S. 18. Wolf, Niederl. Sagen, Leipzig 1843. Nr. 157.

Theophilus Bonnetus*) erzählt von einer Frau, welche 15 Jahre lang an beiden Füßen gelähmt darnieder gelegen und dann auf einmal gesund geworden. In einer Nacht war es ihr, als ob Jemand an einem ihrer Beine ziehe. Erschrocken fragte sie, was das wäre? Eine Stimme antwortete: Es werde ihr von Gotteswegen angezeigt, daß sie bald wieder gesund und ihrer Glieder mächtig werden solle. Da rief sie: „Ach, wenn ich nur ein Licht haben könnte!" Die Stimme versetzte: „Das sollst du sogleich haben." Sofort wurde das ganze Gemach mit einem hellen Licht erfüllt, und vor ihrem Bette stand ein Knabe mit gelbkrausem Haar. Nach drei Tagen empfand sie in den Schenkeln ein Jücken, und es war, als ob ihr Adern, Flechsen, Nerven, Haut von den Knieen bis zu den Zehen gelöst würden. Darauf vernahm sie eine Stimme: „Stehe auf und wandle!" Sie versucht es und geht zu ihrem zu der Zeit einem Geschäft obliegenden Manne, der darüber in das höchste Erstaunen geräth.

Der Superintendent Möller**) erzählt von der Frau eines Bürgers zu Freiberg, Anna Fleischer, welche epileptisch mit schweren Krämpfen war und bei welcher sich wundersame Dinge ereigneten. Es erschien ihr namentlich ein „Glanz" mit tröstender Stimme, erfüllte Nachts die Stube mit Sonnenhelle, formirte sich fast zur Gestalt eines kleinen Kindes, und wurde auch von der Wärterin gesehen. Dieser „Glanz" richtete der Kranken nach den Convulsionen in Gegenwart der Stadtärzte und vieler anderer Personen die

*) Medicina septemtrionalis P. II. p. 419.

**) In seiner Beschreibung Freibergs.

Glieder wieder ein. Wiewohl ihn dieſe nicht ſelbſt ſahen, „ſo iſt die Lenkung, Bewegung und Einrichtung der Glieder dennoch alſo vor ſich gegangen, als wenn ein Barbier über ihr wäre.“

Oberſt v. B. wurde 1636 bei Leipzig durch den Kopf geſchoſſen und ſonſt noch arg zugerichtet. Die Aerzte legten ihm zur Ausführung des Eiters ein goldenes Röhrchen in den Kopf. Nach einer Periode unendlichen Leidens erſcheint ihm in der Nacht eine Frauengeſtalt und befiehlt ihm, das Röhrchen zu entfernen. Die Aerzte prophezeihen, wenn er es thue, den Tod. Die Geſtalt wiederholt in der nächſten Nacht den Befehl dringender und der Oberſt gehorcht. Am Morgen iſt die Wunde geheilt.*)

Das ſollen Aeußerungen des eigenen, mit Viſionen verbundenen Heilinſtinktes der bezüglichen Individuen ſein. Es kommen jedoch Fälle vor, die dieſer Erklärungsweiſe entſchieden widerſtreben; ſo folgender. Der engliſche Obriſt L. wurde in Spanien nebſt zwei anderen Offizieren von einem heftigen Fieber befallen. Um Mitternacht, da er ſchlaflos zu Bette liegt, erſcheint ihm ein ehrwürdiger Mann, der ihm eine Kaltwaſſerkur anräth, durch die er geneſen werde, während die beiden Anderen ſterben würden. Er folgt dem Rath und wird geſund; die Andern ſterben wirklich. Das war keine Hypoſtaſe des eigenen Genius oder Heilinſtinktes; denn der Geiſt war der den Spaniern wohlbekannte Mönch Anſelmo, der ſich, wie L. nachher erfuhr, auf ſolche Weiſe noch als Geiſt der Kranken anzunehmen pflegte.**)

*) Hennings, Viſionen. S. 485.

**) Frankfurter Converſationsblatt vom 25. Aug. 1842.

Man findet, daß Kinder zuweilen aus großen Gefahren wie durch ein Wunder gerettet werden. So meldeten öffentliche Blätter im September 1865 aus Leipzig Folgendes. Eine Anzahl von Kindern befand ſich des Abends auf der Straße am römiſchen Hauſe, auf der unterſten der zu demſelben führenden Stufen ſitzend. Ein Wagen fuhr vorüber; es fiel von ihm ein großes, ſchweres, gefülltes Spiritusfaß herab und rollte gerade auf die Kinder zu. Sie entflohen bis auf ein ganz kleines, zweijähriges Mädchen, welches hülflos ſitzen blieb. Schon iſt das Faß ganz nahe und muß im nächſten Augenblick das Kind zermalmen. Da bleibt es plötzlich mit einem Rucke vor dem Kinde ſtehen, welches ſomit gerettet iſt. Sollte man hier nicht glauben, daß etwas Geiſterhaftes über das Kind gewacht und das rollende Faß zum Stehen gebracht?

Ein Knabe ging auf den Felſen am Ufer der Paſſeier umher und ſtürzte hinab. Jedermann glaubte, er werde an dem Geſtein zerſchmettert oder in die von Regengüſſen geſchwollene Paſſeier gefallen ſein. Man ſuchte die Leiche, fand aber den Knaben lebendig an einem Felſenriffe hangen. Man ließ Jemand zu ihm an Seilen hinab und rettete ihn ſo. Dieſer Knabe ward nachher der Nachfolger des h. Corbinian zu Freiſing, Biſchof Aribo.*)

Ein thurmhoher Fels in Thüringen heißt der Falkenſtein, der Namensreſt einer Burg, die hier ſtand, jetzt aber ſpurlos verſchwunden iſt. Hier wachſen und blühen viele rothe Nelken, deren Urſprung das Volk

*) Jocham, Bavaria Sancta I. S. 168 f. Corbinian, Biſchof von Freiſing, ſtarb 730.

ſich in ſeiner Weiſe zu erklären ſucht, was nicht hierher gehört. Aber eine Sage, die von der daſelbſt vorgefallenen wunderſamen Lebensrettung eines Kindes meldet, wird am Orte ſein.

Hoch hinauf auf dieſen Fels ſtieg einſt eine arme Frau, um Waldgras und Kräuter zu ſammeln. Sie hatte bei ſich ihr ganz kleines Kind, ſetzte daſſelbe auf eine ſichere Stelle nieder und hieß es ruhig bleiben. Doch das Kind rutſchte weiter und ſtürzte den ſteilen Fels hinab. Die Frau eilte voll Angſt in die Tiefe hinab in der Erwartung, das Kind blutend, zerſchmettert, todt zu finden. Aber am Fuße des Felſen ſaß dieſes ganz ruhig und ſpielte mit drei rothen Nelken, wie ſie erwähnter Maßen oben auf dem Gipfel blühen. Es hatte wohl die Blumen, mit welchen es oben ſchon geſpielt, beim Hinabſinken in der Hand behalten, was darauf führt, daß es keinen gewaltſamen Sturz gethan, ſondern ganz ſanft hinabgetragen worden ſei. Das Volk iſt der Meinung, das Kind ſei von Engeln behütet worden.*) Ein ganz paralleler Fall aus neueſter Zeit iſt der nachſtehende.

In einem Berner Blatte und nach dieſem in andern Blättern**) ſtand wörtlich Folgendes: „In der Nähe der bekannten, viel beſuchten Ruine Grasburg befindet ſich eine Menge von koloſſalen Felſen und langgedehnten Felswänden, die ſich meiſt ſenkrecht von ſchwindelnder Höhe in das Bett der Senſe hinabziehen. Bei einem dieſer Felſen, der ſogenannten Stubenfluh, ereignete ſich nun letzthin ein ſo merk-

*) Bechſtein, Sagenſchatz von Thüringen. II. S. 75 f.

**) So in der Frankfurter Didaskalia vom 11. Oct. 1865.

würdiger Fall, daß man ihn, hätte man nicht die nackte Wirklichkeit vor ſich, eine Unmöglichkeit nennen würde. Ein ſiebenjähriger Knabe, Namens Hofmann, war oben auf der Kuppe des Berges mit Ziegenweiden beſchäftigt, verlor auf dem ſteilen, rutſchigen Abhange das Gleichgewicht, ſtürzte über und über die haltloſe Fläche hinab und endlich in ſchwindliger Höhe die glänzende Fluh hinaus — nach menſchlicher Vorausſicht dem Tod in den Schooß. Doch nein, der Knabe lebt; und wenn es wahr iſt, daß die Kleinen ihren Schutzengel haben, ſo haben wir hier einen neuen Beweis dafür. Der Fels wurde ſeither gemeſſen und iſt nicht weniger, als ſeine 400 Fuß hoch. Dennoch iſt der Kleine bis auf einige unbedeutende Contuſionen und kleine Hautſchürfungen unbeſchädiget; er lief ſelbſt nach Hauſe und ſagte lächelnd, er ſei im Fallen immer noch Willens geweſen, ſich an einem Bäumli zu halten.“ Auch dieſes Kind ſcheint auf eine ſanfte Weiſe hinabgetragen worden zu ſein.

Am Memelſtrome, da, wo ſich die Anhöhen erheben, worauf in alten Zeiten die Baierburg, eine 1337 gebaute Burg des deutſchen Ordens, ſtand, erſcheint eine Jungfrau in glänzend weißem Gewande, welche die weiße Frau heißt und als der Schutzgeiſt der Gegend betrachtet wird; ſie thut Gutes und wehrt Unglück und Verderben ab. So ſind es, wie man erzählt, noch keine 100 Jahre, als ein Kind in den unergründlich tiefen Abgrund fiel, der ſich an dem Orte der alten Burg befindet. Eltern und Nachbarn ſtanden rathlos. Da erhob ſich aus der ſchwarzen Tiefe die weiße Frau, hielt in ihren Armen das Kind,

gab es unverſehrt den Eltern zurück und war gleich darauf wieder dem Blick entſchwunden.*) Wenn man in anderen Fällen, um dem Geiſterglauben keine Conceſſion zu machen, von Hallucinationen und Viſionen ohne realen Gegenſtand reden kann, ſo iſt dies doch hier nicht der Fall, da mit dem Geſichte eine factiſche Emporhebung des Kindes verbunden war — wie denn überhaupt dergleichen moderne Erklärungsweiſen wohl etwa bei einem Theile der bezüglichen Thatſachen, bei einem anderen dagegen gar nicht in Anwendung zu bringen ſind und daher im Ganzen doch ihren Zweck verfehlen.

Nach einer von Bechſtein**) im Steinbacher Dialect mitgetheilten Sage gingen einmal „vor ungefähr 70 oder 80 Jahren“ Leute auf die Wallfahrt, wie man die Stätte eines ehemaligen Nonnenkloſters nennt, um Reißig zu ſammeln, und hatten ein Kind von etwa 5—6 Jahren bei ſich; das ließen ſie an der Stelle zurück, wo ſie ihre Tragkörbe niedergeſetzt, und geboten ihm, daſelbſt auf ihre Rückkehr zu warten. Aber als ſie wieder kamen, war das Kind verſchwunden und nirgends zu finden. Endlich kam es von ſelbſt gelaufen, brachte Blumen, Beeren und Kirſchen mit und erzählte: Wie es ſo geſeſſen und Jene ſo lange ausgeblieben, ſo hätte es ſich gefürchtet und zu weinen begonnen. Da ſei eine ſchöne, weiße Jungfrau gekommen, die hätte ihm Blumen, Beeren und Kirſchen geſchenkt und es in ihren Garten eingeladen, wo noch mehr dergleichen zu haben ſei. Es wäre

*) Tettau und Temme, Preuß. Sagen S. 165.

**) Sagenſch. v. Thüringen IV. S. 221 fi.

mitgegangen und hätte sich genommen, was ihm gefiel. Die Jungfrau habe gesagt, es solle alle Tage zu ihr kommen, jetzt aber gehen, weil seine Mutter nach ihm rufe; darauf sei es an seinen Ort zurückgekehrt. Das Kind verlangte wirklich stets, wieder zu der Jungfrau zu gehen, die Leute aber ließen es nicht zu. Da weinte es, härmte sich ab und starb. Bevor es aber verschied, hob es sich noch einmal im Bette empor, streckte die Hände aus und lachte mit dem ganzen Gesicht, indem es die Mutter auf die weiße Jungfrau hinwies, die gekommen sei und ihm gute Sachen aus ihrem Garten bringe.

Eine arme Frau ging mit ihrem Söhnchen in den Wald bei der Wartburg, um Holz zu lesen. Das Kind läuft und spielt, während sie sammelt, im Walde umher, strebt einem bunten Vögelchen nach und verliert sich. Die Muttter ruft es vergebens durch den ganzen Wald hindurch; acht Tage vergehen und man findet keine Spur von ihm. Eines Morgens hört der Hirte auf dem Berge eine rufende Kinderstimme, geht ihr nach und findet das Kind, ganz von Gebüsch umstrickt und unfähig, sich heraus zu helfen. Er bringt es der Mutter. Als diese fragt, wie es ihm gegangen und wie es sein Leben gefristet, spricht es: „Eine schöne Jungfrau hat mir zu essen gegeben und hat mich des Nachts warm zugedeckt.“

Das soll der Meinung des Volkes nach der Geist gewesen sein, der in der Höhle eines Felsen wohnt, welcher sich in dem Marienthal bei Eisenach am Abhange des Berges befindet, wo einst die Frauenburg gestanden. Der Geist wird die verfluchte Jungfer und die Höhle, zu der ein schmaler Eingang über

bemooſtes Geſtein führt, das verfluchte Jungfernloch genannt. Dieſer jungfräuliche [illegible] ſcheint in prächtigen, ſeidenen Gewändern, von langem ſeideweichem Haare umwallt und ſoll auf Erlöſung harren.*)

Nach Moller's Freiburgiſchen Annalen**) fiel am 11. Juli 1646 ein dreijähriges Kind zu Freiburg durch ein Kellerloch in den ſchon ſeit langer Zeit zugemauerten Keller des Stadtgefängniſſes. Die Eltern ſuchten es vergebens drei Tage lang. Am 15. wurde ein ſtraffälliger Soldat in das Gefängniß gebracht. Da hörten die Wächter in der Nacht die Stimme eines Kindes. Man erbrach ſofort den Keller und holte das Kind heraus. Es war tief gefallen, allein es war keine Verletzung an ihm zu bemerken. Und als man es fragte, wie es denn ſo lange ſein Leben erhalten, gab es zur Antwort: es habe immer gut und ruhig geſchlafen und ein ſchöner Mann habe ihm Nahrung gebracht.

Einer märkiſchen Sage zu Folge***) ging eine Frau aus Köpenik mit ihrer kleinen Tochter in den Wald nach den Müggelsbergen, um Reiſer zu holen. Es ward unter dem Aufleſen derſelben Abend, das Kind verlief ſich und war nicht zu finden. Es wurde zwei Tage lang von der Mutter und den Nachbarn vergebens geſucht; man hörte wohl, während man es mit Namen rief, zuweilen ſeine Stimme, aber wenn man ihr nachging, ſo entdeckte man dennoch Nichts. Endlich kam man an eine moorige Stelle des Teufels-

*) Bechſtein, Sagenſchatz von Thüringen. I. S. 121.

**) Auch bei Wolf, Deutſche Sagen. Leipzig 1845. Nr. 227.

***) Kuhn, Märkiſche Sagen. S. 117.

see's; da ſtak das Mädchen halb im Moore. Aber es hatte nicht gelitten, es war friſch und geſund und erzählte, wie täglich um Mittag ein freundlicher alter Mann gekommen und es mit Eſſen verſorgt, ſo gut, wie es nie zuvor gekoſtet habe. Man brachte es nach Hauſe, aber es ſehnte ſich nach dem See und dem Manne zurück, der es ſo liebreich geſpeiſt, erkrankte und war nach wenigen Tagen todt. Das Volk hält den Alten für den Geiſt des See's und ſagt, der Waſſermann habe es dem Kinde angethan.

Eine der intereſſanteſten Geſchichten aus älterer Zeit iſt dieſe. Ein reiſender Handwerksburſche kommt Abends in einen Marktflecken, tritt in ein Wirthshaus hinein und geht da, nach einer Thüre ſuchend, im Finſtern fort. Da faßt Jemand ſeinen Arm, ſo daß er nicht weiter kann. Er bittet, ihm Nichts zu Leide zu thun, giebt an, wer er iſt und verſichert, keine böſen Abſichten zu haben. Da wird es hell um ihn und es ſtellt ſich ihm in dem Lichtſcheine ein ſchöner Jüngling dar, der ihn anlächelt, aber fortwährend hält und hemmt. Nun wird es wieder ganz finſter; hinten in der Tiefe jedoch beginnt ein Licht zu ſchimmern; die Frau des Hauſes ſteigt aus einem offen ſtehenden Keller herauf; und es iſt nun klar, daß der Burſche bei ungehindertem Vorwärtsſchreiten da hinein geſtürzt und verunglückt wäre. Dieſen Vorfall hat ſich derſelbe nachher aufgeſchrieben, und die Blätter aus Prevorſt*) haben ſeine Erzählung wörtlich mitgetheilt. Es war ein Zunftmeiſter und Kupferſchmied, der noch i. J. 1793 zu Ulm gelebt. Der-

*) Samml. V. S. 78.

ſelbe war feſt überzeugt, daß er durch einen ihm von Gott geſendeten Engel gerettet worden ſei, und erkannte dieſe Gnade und Wohlthat mit frommer Rührung und Dankbarkeit.

Aehnlicher Art, nur nicht ſo glänzend ausgeprägt, wie bei dem Ulmer Kupferſchmiede, iſt Folgendes. Commiſſionsrath K. wollte einſt in der Nacht durch ein Haus gehen, fühlte ſich aber mit Macht zurückgehalten und konnte durchaus nicht weiter. Er ging zurück und ließ ſich Licht geben; da fand ſich auf dem Wege ein tiefer Keller, in welchen er nothwendig hätte ſtürzen müſſen.*)

Sebaſtian Brunner theilt in ſeinem Buche: „Woher? Wohin?“ eine Thatſache mit, welche eine der koſtbarſten Perlen im Schatze der uns bekannten Geiſtererſcheinungen iſt und ganz ſpeciell hierher gehört. Auch in einem Buche von Schubert**) kommt ſie vor, aber nicht ſo genau, umſtändlich und glaubhaft vorgetragen. Brunner hat ſie unmittelbar aus dem Munde Deſſen, dem die merkwürdige Erſcheinung geworden iſt. Letzterer iſt der verſtorbene Johann Kapiſtran Weber, damals Kaplan in Mittelberg im Allgäu und Schüler des berühmten Johann Michael Sailer, welcher letzterer ihm die ſchönſten Zeugniſſe gegeben hat, ſomit ein ſehr glaubwürdiger Mann. Auch in Schubert's Buch wird von Weber, als einem „gar frommen, katholiſchen Pfarrer“ geſprochen. Die Geſchichte iſt auszüglich folgende. Die Pfarrei Mittelberg liegt in einer ſehr gebirgigen Gegend, iſt groß

*) Perty, Myſt. Erſchein. S. 101.

**) „Berichte eines Geiſterſehers“ in Schubert's „Symbolik des Traumes.“ S. 250 f. der 3. Ausgabe.

und umfaßt viele Filiale. Weber ſaß hier einmal an einem rauhen, kalten Wintertage mit ſeinem Pfarrer zu Tiſch. Da kam ein armer, dürftig gekleideter Knabe und bat kläglich um ein Almoſen. Man ließ ihn ein und gab ihm zu eſſen. Er dankte und wollte ſich wieder entfernen, fühlte ſich aber ſo ſchwach und krank, daß er nicht fort konnte. Weber ſchlug vor, ihm ein kleines Zimmer einzuräumen, in welchem die Kapuziner, wenn ſie hierher kamen, zu übernachten pflegten. Dem Pfarrer war's recht. Weber brachte das Kind zu Bette, und rief den Arzt, welcher erklärte, daß ein heftiges Fieber im Anzuge ſei. Der gute Kaplan pflegte den Knaben auf das Liebevollſte; er ſetzte ſich mit ihm, als das Fieber nachgelaſſen hatte, auch in ein näheres geiſtiges Verhältniß und erfuhr hierbei, daß der Unglückliche vater- und mutterlos in der Welt herumirre und Niemand habe, der ſich ſeiner anzunehmen verpflichtet ſei. Er unterrichtete ihn in der Religion; der Knabe zeigte ſich ſehr empfänglich dafür und ſog die Belehrungen, die ihm wurden, mit großer Begierde ein, ſo daß Weber viel Freude an ihm hatte. Die Krankheit aber wurde zu einem zehrenden Fieber, die dem Leben des Knaben ein Ende machte. Im nächſten Herbſte war er todt.

In dem darauf folgenden Winter hatte Weber in einem eine Stunde weit entfernten Orte einen Kranken zu beſuchen. Als er heimkehrte, war es Nacht; es war Schnee gefallen und hatte die Wege verdeckt und unkenntlich gemacht. Der Geiſtliche gerieth auf einen Abweg. Auf einmal krachte es unter ihm; er war in den Umfang eines gefrornen Weihers gerathen; das Eis brach, Weber ſank mit dem halben

Leibe in's Waſſer und fand mit dem Fuße keinen Grund. Er verſuchte es umſonſt, aus dieſer gefährlichen Lage heraus zu kommen; er ſah ſich verloren. In dieſem Momente erblickte er plötzlich einen hellen Glanz. Der Knabe, den er gepflegt und dem er die Augen zugedrückt, ſchwebte vor ihm; derſelbe bot ihm die Hand, hob ihn aus dem Waſſer heraus, ſtellte ihn auf feſten Boden, deutete dann mit ausgeſtrecktem Arme die von Weber einzuſchlagende Richtung an und verſchwand. Der Gerettete folgte der Weiſung und kam glücklich nach Hauſe.

Am folgenden Morgen ging er hinaus an den Weiher, wo er in ſo großer Gefahr geweſen. Seine Fußtapfen waren im Schnee zu ſehen. Er betrachtete das eingebrochene Eis; der Weiher war hier gerade am tiefſten.

Brunner ſpricht von dem großen Eindrucke, welchen die Thatſache auf Weber, ſowie dann auch auf ihn ſelbſt gemacht habe, als ſie ihm ſo erzählt und beſchrieben wurde. Auch für mich hat ſie etwas ganz vorzüglich Erfreuliches und Ueberzeugendes, da ſie nicht nur an ſich ſo ſchön, ſondern auch ſo gut bezeugt und ſo reich an daraus zu ziehenden, tröſtlichen und erhebenden Folgerungen iſt.

Letztere ſind in unſerem Falle bedeutend. Der verſtorbene Knabe mußte nicht nur überhaupt noch exiſtiren und in einem bewußten Zuſtande ſein; er mußte auch eine ſehr umfaſſende Anſchauung äußerer, irdiſcher Dinge haben, ſo daß er die hülfreiche Rolle eines Schutzgeiſtes ſeines Wohlthäters zu ſpielen vermochte. Er mußte erkennen und wiſſen, daß derſelbe in Lebensgefahr ſei; und es wird dies wohl die Folge

eines unmittelbaren Schauens, wie bei Somnambülen und Ekſtatiſchen vorkommt, der Fall geweſen ſein. Er mußte aber auch das Vermögen, ſich ſinnlich darzuſtellen und kenntlich zu machen, ſowie auch die Kraft haben, auf die natürlichen Dinge energiſch einzuwirken, mußte z. B. im Stande ſein, einen ſchweren Gegenſtand in die Höhe zu heben und fortzubewegen, wie bei dieſer Lebensrettung geſchah. Die Ortsverhältniſſe mußten ihm durchaus klar ſein. Der Geiſtliche, obſchon mit der Gegend und den zu betretenden Pfaden bekannt, verirrte ſich; die Schneedecke verhüllte ihm den Weg; auch die Dunkelheit mochte das Ihrige thun, ſo daß er ganz rathlos war. Der Geiſt des Knaben hingegen wußte den Weg und die Richtung mit Genauigkeit anzugeben, was Alles die Sache eines höheren und freieren geiſtiges Zuſtandes iſt, als der unſrige zu ſein pflegt. In einem unruhigen und unſeligen Zuſtande konnte ſich der Verſtorbene nicht wohl befinden, denn ſonſt hätte er zu ſehr mit ſich ſelbſt und ſeiner Qual zu thun gehabt, um ſich ſo objectiv zu verhalten und ſo ſorglich über ſeinen Freund zu wachen. Hier blicken wir demnach in jenſeitige Zuſtände mit einer Beſtimmtheit hinein, die unſerem Bedürfniſſe und unſerer Wißbegierde die wünſchenswertheſte Befriedigung gewährt.

Aus der Chronik von Jules Lecomte*) wird berichtet: Die ſchöne und beliebte Baronin Alphonſe von Rothſchild hatte auf der Jagd in der Umgebung des Schloſſes Ferrières einen koſtbaren, ihr theueren Ring verloren und war untröſtlich darüber;

*) Monde illustré, 15. Dec. 1860.

dem Finder wurden 1500 Francs geboten. Der Tochter eines der Parkwächter erſchien nun im Traume ein impoſanter Unbekannter, der ſagte zu ihr: „Bei Anbruch des Tages gehe auf den Kreuzweg bei X, und du wirſt an der großen Straße am Rande des Grabens am Fuße einer Buche das Kleinod finden.“ Sie erwacht, kleidet ſich an, geht an den bezeichneten Ort, wo ſie in einer halben Stunde anlangt und findet den ihr einem Leuchtkäfer gleich entgegenſchimmernden Ring. Man erſtaunte, wie das Mädchen, welches nicht bei der Jagd geweſen, denſelben finden konnte. „Der Fall,“ ſagt Perty, „gehört zu dem Rückſchauen im Traume, wobei der eigene Genius die Form eines fremden Weſens annahm.“ Es ſteht frei, dies anzunehmen. Da ſich aber ſo mancher Fall der Art durch eine ſeheriſche Selbſttheilung und Objectivirung der eigenen Perſönlichkeit nur zwangvoll erklären läßt, und geiſterhafte Einwirkungen in vielen Fällen doch nicht zu läugnen ſind, ſo wird es auch erlaubt ſein, ſich zu einer realiſtiſcheren Auffaſſung zu neigen.

Von der bekannten „Seherin von Prevorſt“ ſagt Dr. Kerner in ſeinem Buche über dieſelbe*): „Es iſt Thatſache, daß ſie nach ihrem Ende einer gewiſſen Angelegenheit wegen, die eines Schutzgeiſtes würdig war, ihrer älteren Schweſter ſieben Mal erſchienen iſt.“

Es werden viele Beiſpiele erzählt, wo abhanden gekommene und in Verſtecken befindliche Urkunden, Teſtamente, Rechnungen, Quittungen, Gelder, durch

*) Th. II. S. 323 der 2. Aufl. in der Note.

deren Mangel große Sorge und Verlegenheit entſtand und Unglück zu erfolgen drohte, von Verſtorbenen ihren Hinterbliebenen im Traume oder im Wachen, unmittelbar oder mittelbar angezeigt wurden. Schon der h. Auguſtin*) berichtet, wie ſich ein Abgeſchiedener ſeinem Sohn im Traume dargeſtellt und ihm eine verlorene Quittung über eine bezahlte Schuld gezeigt. Einen anderen Fall der Art, wo ein Vater ſeinem Sohn im Traume erſchien und auf einen Kaſten mit Geld, das man ſchuldete, und Rechnungen hinwies, hat der berühmte J. A. Erneſti aus ſeinem Verwandtſchaftskreiſe mitgetheilt.**)

In Jarvis' Geiſtergeſchichten***) und in Stilling's „Jenſeits"†) wird eine Erſcheinung beſchrieben, die einem engliſchen Geiſtlichen, Dr. Scott, einem, wie bemerkt wird, durch Intelligenz und Frömmigkeit ausgezeichneten Manne, geworden ſei, wiewohl er zu der betreffenden Angelegenheit und Familie gar kein perſönliches Verhältniß gehabt. Er ſaß am Kamine bei völlig verſchloſſener Thüre und las. Bei zufälligem Aufblicke ſah er an der anderen Seite des Kamins auf einmal einen alten, ſchwarzgekleideten Herrn ſitzen, der ihn freundlich anblickte und mit ihm ein Geſpräch an-

*) De cura pro mortuis c. 11.

**) Memoria E. A. de Apfelstadt in Erneſti's Opuscul. orator. Vol. IX. Lips. 1791. Noch andere ſolche Träume ſind zu finden: Magikon II. 79. Blätter aus Preworſt V. 74. Büchner, von einer beſonderen Art, Laube hörend zu machen, Samml. I. S. 264. Perty, Myſt. Erſchein. S. 519 f. 698 ff.

***) S. 168 ff. der Ueberſ.

†) S. 93 der 5. Auflage.

knüpfen zu wollen ſchien. Scott war betroffen und hatte nicht den Muth, ihn anzureden; da begann Jener zu ſprechen, ſagte, er möge nicht erſchrecken, es werde ihm kein Leid zugefügt werden; es handle ſich um die Rettung einer gewiſſen Familie, die in Gefahr ſei, zu Grunde gerichtet zu werden; und er, Dr. Scott, eigne ſich, wiewohl der Sache ganz fern ſtehend, ſeines Charakters wegen, zur Abwehr dieſes Unheils. Auf die Frage, wer er ſei, gab ſich der Geiſt als einen Verſtorbenen zu erkennen, der ein großes Gut hinterlaſſen, welches zur Zeit im Beſitze ſeines Enkels ſei, der aber mit dem Verluſte deſſelben bedroht werde, indem die ihm den Beſitz zuſichernde Urkunde fehle. Wo dieſe verborgen ſei, das wolle er, der Geiſt, ihm, dem Doctor, nun angeben; ſie befinde ſich in einem Winkel in einer alten Kiſte, die aber, um die Urkunde zu finden, zertrümmert werden müſſe, Scott ſolle ſich nach dem Gute verfügen und ſeinem Enkel dies mittheilen. Gefragt, warum er dieſe Mittheilung nicht ſeinem Enkel ſelbſt mache, erwiderte er nur unbeſtimmt, daß er davon durch gewiſſe Urſachen gehindert werde. Die Geſtalt verſchwand hierauf; Scott machte ſich auf den Weg und ſtellte ſich dem Gutsbeſitzer vor, der auf ſein Eintreffen bereits durch einen Traum vorbereitet war. Man fand die von dem Geiſte bezeichnete Kiſte, die einen doppelten Boden hatte, worin die Urkunde verſteckt war.

Ein Methodiſtenprediger, Namens Mils, kehrte auf ſeinen Rundreiſen in England häufig bei den gaſtfreundlichen Eheleuten James ein. Wie er einmal wieder kam, waren ſie todt. Mils blieb bei den verwaiſten Kindern und ſchlief in dem gewohnten Ge-

mach. Da hörte er im Nebenzimmer, wo ſich die James aufgehalten hatten, mehrmals flüſtern. Hierbei fiel ihm ein, gehört zu haben, daß man dieſe Leute nach ihrem Tode öfters geſehen habe. Am anderen Tage kam er zu einer armen, guten Frau und ſpeiſte bei ihr; die bat ihn, am nächſten Sonntag ihre Leichenrede zu halten, da ſie am Freitag um 3 Uhr ſterben werde. Dies wiſſe ſie von James, der heute mit ſeiner Frau bei ihr geweſen. Sie hätten ihr geſagt, ſie wären unendlich glücklicher, als ſie ſich's im Leben vorgeſtellt; doch ſtünden ſie noch immer in einer geheimnißvollen Verbindung mit ihren Freunden in dieſer Welt. Man glaube, er, James, habe kein Teſtament hinterlaſſen; er wolle ihr aber den Ort angeben, wo es ſich befinde, und Mils ſolle die Sache in's Reine bringen; ſie hätten es ihm geſtern in ihrer Wohnung gern ſelbſt eröffnet, allein es ſei kein Verkehr mit ihm möglich geweſen, weil er ſich gefürchtet. Nun ſolle ſie es ihm ſagen, denn er werde heute zu ihr kommen und bei ihr zu Mittag eſſen. „Und es iſt uns auch erlaubt, Euch mitzutheilen, Nanny, daß ihr nächſten Freitag um 3 Uhr bei uns ſein werdet.“ Mils erfüllte den Auftrag; die Frau ſtarb zu der angekündigten Zeit und der Geiſtliche hielt ihr die Leichenrede.*) Dies iſt eine ungemein intereſſante, in mehr als einer Hinſicht lehrreiche Geſchichte. Die plötzlich geſtorbenen Gatten bleiben auch im Tode verbunden und erſcheinen zuſammen ihren Freunden, mit denen ſie noch ein inneres Band verknüpft; ſie genießen eine über ihre

*) Rechenberg und nach dieſem Perty, Myſt. Erſchein. S. 525 f.

Erwartung große Glückſeligkeit; ſie ſorgen jedoch auch noch für ihre Hinterlaſſenen und beugen einem Zwiſt vor. Geiſterfurcht, wie ſie den Prediger ergriff, hinderte ſie, ſich ihm zu offenbaren. Es bietet ſich hier die Vermuthung dar, daß unſer Verkehr mit der Geiſterwelt auf weniger ſeltene Fälle beſchränkt ſein würde, wenn wir nicht durch die Furcht und den Schauder, die uns derſelben gegenüber beherrſchen, eine zu große Scheidewand bildeten. Die rohen und gewaltthätigen Spukgeiſter halten wir auf dieſe Weiſe nicht ab; aber das Zartere und Feinere, das Schöne und Wohlthuende, was ſich uns von Seiten der jenſeitigen Region nähern möchte und würde, und was ſich uns ſo gröblich nicht aufdringen kann und will, das wird zurückgeſcheucht.

Die Schauſpielerin Hartmann hatte für den Dichter Collin 120 Fl. bezahlt. Er ſtarb; ſie hatte nichts Schriftliches und war über den Verluſt der für ſie bedeutenden Summe ſehr bekümmert. Da kam der Verſtorbene zu ihr ihm Traume und gebot ihr, in der Lotterie auf Nr. 11, den erſten Zug, 2 Fl. zu ſetzen. Sie that es und gewann 130 Fl.*)

Hofrath Hellfeld in Jena, „nachdem er Gott, wie gewöhnlich, um den Geiſt des Rathes gebeten,“ iſt im Begriffe, einem Todesurtheil gegen einen fälſchlich des Mordes angeklagten Cavaliriſten beizuſtimmen. In dem Augenblicke — um 11 Uhr Nachts — geſchehen Schläge wie mit einer Reitgerte, an ſein Fenſter, die auch ſein Famulus hört. Er wird dadurch zur Verſchiebung des Urtheils bewogen, und entdeckt

*) Blätter aus Prevorſt XII. 106.

am folgenden Abend einen Umſtand, der ihn bewegt, auf Zuchthausſtrafe zu erkennen. Bevor noch ein Jahr abgelaufen, bekennt ſich ein Fleiſcherknecht als jenes Mordes ſchuldig.*)

Eines eigenthümlichen Vorganges wird von dem bekannten Pfarrer Oberlin im Steinthale gedacht. Derſelbe erzählt von einem frommen Prediger an der Meeresküſte in Friesland, der, obwohl kein Geiſterſeher, eine Erſcheinung ganz beſonderer Art gehabt. Er hatte ſich verpflichtet, in einem kleinen, unmittelbar am Strande liegenden Kirchlein zu predigen. Er traf daſelbſt zuweilen nur einige arme Fiſcher und Seeleute, viel öfter nur einen, ja gar keinen an, der ſeinen Vortrag hörte; der Weg von ſeinem Pfarrorte dahin war ſehr weit und beſchwerlich; er beſchloß daher, dieſes läſtige und ſo wenig nützende Nebenamt aufzugeben; wer ihn hören wolle, könne ja in's Pfarrdorf kommen. Und ſo ging er einſt am Sonntag Nachmittags hinaus, um den Leuten zu ſagen, daß er nicht mehr erſcheinen werde. Der Weg führte durch einen Wald, deſſen Boden lauter Sumpf war; man konnte nur auf einem ſchmalen Pfade wandeln, wo ſich zwei begegnende Menſchen kaum auszuweichen vermochten. Wie der Geiſtliche auf dieſem Steige vorwärts geht, kommt ihm ein Mann mit einem langen Barte, wie man ihn vor Alters trug, und in eigenthümlicher Tracht entgegen, den er für einen fremden Seemann hält. Derſelbe blickt ihn ſehr ernſt an, begrüßt ihn und geht vorüber. Der Prediger ſieht ſich, weil der Mann etwas Auffallendes gehabt, nach ihm

*) Blätter aus Prevorſt III. 119.

um; allein er iſt verſchwunden, wobei unbegreiflich iſt, wohin er gerathen ſein ſoll. Der Prediger ſetzt ſeinen Weg nachdenklich fort; da kommt derſelbe Mann von Neuem auf ihn zu, als käme er abermals vom Meere her, blickt ihm freundlich ernſt in's Angeſicht, grüßt und geht vorbei. Jetzt wird der Geiſtliche von Schreck und Furcht ergriffen; er wirft nach der Erſcheinung einen ſcheuen Blick zurück und vermag auch jetzt wieder keine Spur mehr von ihr zu entdecken. Er beflügelt ſeine Schritte, iſt aber noch nicht ganz aus dem Walde heraus, da kommt die gefürchtete Geſtalt zum dritten Male heran. Der Pfarrer ſinkt vor Schrecken ohnmächtig nieder; der geiſterhafte Fremdling hält ihn in ſeinen Armen auf, und bei dieſer Berührung iſt es Jenem, als wenn von demſelben eine große, ſtärkende Kraft ausginge, die ſein ganzes Weſen durchdränge; er ſteht aufrecht und fühlt ſich von aller Furcht befreit. Nun fängt der Geiſt zu ſprechen an und hält ihm das Unrecht vor, das er begehe, indem er aus Bequemlichkeit ein Amt aufgebe, zu dem er verordnet ſei und das keineswegs ohne Nutzen verwaltet werde. „Du weißt nicht," ſagte er, „wie du ſchon oft einem armen Seemann, der bald darauf in den Wogen umkam, ein Wort in's Herz gelegt haſt, das ihm eine Kraft zum ewigen Leben ward; wie manche von ihrer Erdennoth gebeugte Seele du dort ſchon erbaut und aufgerichtet haſt" und ſo Mehreres. Nachdem der Geiſt dieſe Rede gethan und ihn zur Beharrung ermahnt, war er verſchwunden; der Prediger aber gehorchte und blieb ſeinem beſchwerlichen Amte treu.*)

*) Schubert, Symb. des Traumes S. 267 ff. der 3. Aufl.

Einem Gastwirthe Ritzhaupt erschien im Traume Vater und Mutter, beide ein großes Buch tragend, worauf mit Flammenschrift stand: „Die heilige Schrift.“ Sein Vater sah ihn ernst an und sprach: „Mein Sohn, lies Jesus Sirach 5, 8 und thue darnach!“ Ritzhaupt erwacht, schlägt die Stelle auf und findet den ihm bis dahin ganz unbekannten Spruch: „Säume nicht, dich zum Herrn zu bekehren, und verschiebe es nicht von einem Tage zum anderen!“ Er setzt sich darauf hin mit dem Ortsgeistlichen in Vernehmen; nach einigen Tagen wird er plötzlich durch einen Nervenschlag hingerafft.*)

Der österreichische Corporal Wittenbart schlief vor der Schlacht bei Wagram bei der Gewehrpyramide. Da sah er im Traume ein vor ihm stehendes Wesen von himmlischer Schönheit, welches ihn mit unbeschreiblichem Wohlwollen betrachtete. Er streckte, mächtig zu ihm hingezogen, die Arme nach ihm aus; da sprach es: „Heute noch wirst du bei mir sein; nimm dieses Band zum Wahrzeichen.“ Die Gestalt hing ihm hierauf über die rechte Schulter und Brust ein breites rothes Band; er erwachte und war seines bevorstehenden Todes gewiß. Er erhielt den Befehl, Großhofen und die französische Batterie zu stürmen, übergab seinem Oberstlieutenant, indem er ihm seinen Traum erzählte, seine Uhr und Baarschaft mit der Bitte, sie den Seinigen zukommen zu lassen und wurde bei'm Vorrücken von einer ricochetirenden

*) Steinbeck, Der Dichter ein Seher, Leipzig 1836 S. 432.

Kanonenkugel, die ihm die rechte Seite und Bruſt zerſchmetterte, todt darniedergeſtreckt.*)

Todesverkündigung durch eine ſchöne Erſcheinung kommt auch ſonſt noch vor. Dahin gehört die wunderſchöne Seejungfrau, welche den Seeleuten, die verunglücken ſollen, zu erſcheinen pflegt, worüber ich ſichere Nachrichten erhalten habe, die ich an einem anderen Orte mitzutheilen gedenke.

*) Wiener Zeitung 1809 und Perty, Myſt. Erſchein. S. 686.

VI.

Umgang und Verkehr mit der Geisterwelt.

Ein fortgesetzter Umgang mit Abgeschiedenen, namentlich mit solchen, die uns im Leben nahe standen und theuer waren, scheint keineswegs unmöglich zu sein. Es fehlt nicht an Beispielen und Beschreibungen eines solchen, die zum Theile nur sagenhaft berichtet sind und eine mitunter offenbar fabelhafte Gestalt angenommen haben, zum Theile jedoch das Factische in seiner Reinheit liefern und keinen Anlaß zu billigen Zweifeln und Abweisungen geben.

Die bekannte Frau Hauffe (Seherin von Prevorst) hatte mit einigen ihrer Geister einen langen Verkehr. Unter denen, welche sie i. J. 1828 besuchten, waren zwei Jünglinge, die sie ungern annahm. Sie sagte zu ihnen bei ihrem ersten Erscheinen: „O geht doch und laßt mich allein!" Sie antworteten: „Ja, aber laß uns wiederkommen." Und nun kamen sie über ein Vierteljahr lang zu ihr bei Tag und bei Nacht, baten sie oft um tröstende Worte u. s. w. Sie wollte dieselben nicht näher bezeichnen, Kerner erkannte jedoch darunter auf das bestimmteste einen, den Frau H. nie gesehen hatte, und der wenige Jahre vorher gestorben war. Einer dieser Geister äußerte, daß er fortwährend auch um seine Mutter sei. Letztere wußte von der Seherin und den in Rede stehenden

Erſcheinungen Nichts, ſowie die Seherin Nichts von ihr. Aber Kerner hörte die Frau oft ſagen: ſie fühle, daß ihr Sohn beſtändig um ſie ſei, ſie habe ihn auch ſchon mehrmals, nicht nur im Traume, ſondern auch im Wachen geſehen.

Frau Hauffe hatte ſchon lange nicht mehr von dieſen Erſcheinungen geſprochen, und Kerner hatte dieſelben ſchon faſt vergeſſen, als ihm die Mutter des verſtorbenen Jünglings erzählte: in voriger Nacht habe ſich ihr derſelbe lichtvoller und freudiger, als jemals, dargeſtellt und Abſchied von ihr genommen; es ſcheine ihr, als ſei er in einen anderen, beſſeren Zuſtand übergegangen. K. ſchwieg davon gegen Jedermann. Am anderen Tage ſah die Mutter der Frau H. jene Frau am Hauſe vorübergehen; da hörte Kerner, wie ſie ſagte: „Wenn die wüßte, was heute Nacht vorgegangen iſt!“ Frau H. fiel ihr in die Rede, um ſie zu hindern, mehr zu ſagen; K. drang in Beide, ihm den Vorfall mitzutheilen, und vernahm von der Seherin, wie der Geiſt des Jünglings in vergangener Nacht lichter und reiner als je, vor ſie getreten ſei und ihr eröffnet habe, er müſſe ſcheiden, könne auch nicht länger um ſeine Mutter bleiben.*) Es nahm ihn nun ohne Zweifel jene ſtille, tiefe Innerlichkeit auf, wo der naturgemäße Aufenthalt und Raſtort der abgeſchiedenen Seele iſt.

Der bekannte Pfarrer Oberlin im Steinthale verſichert in ſeinen Aufzeichnungen, er habe mit ſeiner Frau, noch nachdem ſie geſtorben war, neun Jahre lang einen ihm tröſtlichen und erfreulichen Umgang

*) Kerner, Seherin von Prevorſt II. S. 271 f.

gepflogen. Die erſte Erſcheinung derſelben ward ihm im wachen Zuſtande und war ſicht- und fühlbarer Art. Solches fand auch ſpäterhin zuweilen ſtatt; öfter jedoch berührte er ſich mit ihr ihm Traume, wo die Sache freilich an Sicherheit verliert.*) Es läge überhaupt nahe, die durch Sehnſucht und Bedürfniß erregte Phantaſie des verwittweten Pfarrers zur alleinigen Urſache dieſer Geſchichte und dieſer anſcheinenden Erfahrungen zu machen; die Verſtorbene hat ſich jedoch auch anderen Individuen der Steinthaler Gegend gezeigt.

Die Beſchreibung dieſes ſeltſamen Umganges mit einer geiſterhaften Perſönlichkeit hat etwas ungemein Zartes und Rührendes. So fühlte z. B. Oberlin, wenn er die Hand ausſtreckte, ſeine Finger zärtlich gedrückt, ganz ſo, wie die Geſchiedene im Leben zu thun pflegte, wenn ſie an ihm vorüberging. Aber es fehlte auch nicht an Schmerz und Qual. Die leidenſchaftliche Liebe der Beiden, welcher ſo gleichwohl keine Befriedigung mehr wurde, war eine Quelle großer Leiden. „Ich habe bisher nur erſt einen kurzen Beſuch im Paradieſe gemacht," ſagte die Verſtorbene zehn Tage nach ihrem Tode. Und einmal erblickte ſie Oberlin in Geſtalt einer tief Leidenden und vernahm, wie ſie die wahrhaft ſchauderhaften Worte rief: „Ach mein Elend, mein großes Elend kommt von meinem fürchterlichen Hunger." Es iſt wohl der peinlich empfundene Mangel an ſinnlicher

*) Doch iſt zu erwägen, was Dr. Kerner bemerkt: „Geiſter ſcheinen, wie im magnetiſchen, ſo auch im rechten Schlafe, am leichteſten auf Menſchen einwirken zu können." Seherin von Prevorſt II. S. 256 der 2. Ausgabe.

Exiſtenz gemeint, durch welchen auch beſſere Seelen leiden mögen, wenn ſie ſich in dieſem Zwiſchenzuſtande befinden und in einer Sphäre, wo Leiblichkeit Bedürfniß iſt, unnatürlich feſtgehalten werden. Die arme Seele dieſer Frau ſcheint auch nicht frei von Eiferſucht geweſen zu ſein; denn Oberlin ſchreibt einmal: „Die geſtrige augenblickliche Erſcheinung geſchah vielleicht nur, um die Lage meines Herzens zu erkennen und zu ſehen, ob ich ſie noch immer recht treulich liebe und nicht über dem Beſuche der Frau Schwarzin vergeſſen habe.“ Es folgten dann an einem Tage drei Erſcheinungen — eine Erzählung, bei der man ſich des Lächelns kaum erwehren kann, zumal wenn man lieſt, wie damals der Pfarrer „durch die herrlichen Führungen des Herrn“ getröſtet und von einer zweiten Ehe abgehalten wurde.*) Pſychologiſch betrachtet, hätten die Erſcheinungen zu dieſer Zeit vielmehr aufhören müſſen, da ſich das Herz des Mannes zu einem anderen Gegenſtande hingezogen fühlte. Daß ſie aber im Gegentheil häufiger wurden, ſpricht für ihre nicht blos ſubjective Natur, man müßte ſie dann auf Rechnung eines böſen Gewiſſens und inneren Kampfes ſchreiben.

Auf einmal jedoch war es damit zu Ende, und ein anderer Seher theilte dem Pfarrer mit, die Verſtorbene könne ſich ihm nicht mehr darſtellen, weil ſie in einen höheren Himmel gekommen. Es iſt darunter wohl der Uebergang in das ſtille Innere des Daſeins, das neuteſtamentliche „Paradies“ gemeint, in welchem die abgeſchiedenen Seelen eine tiefe, ſelige

*) Schubert, Symbolik des Traumes S. 298.

Ruhe genießen, in welches ſie aber ſogleich nach dem Tode einzugehen, durch verſchiedene Urſachen gehindert werden können. In dem letzteren Falle werden ſich namentlich die gemeinen Spuk- und Poltergeiſter, doch auch wohl edlere befinden, die durch ſtarke, leidenſchaftliche Anhänglichkeiten an geliebte Perſonen gefeſſelt ſind.

In älteren Zeiten waren Erzählungen verbreitet, wonach verſtorbene Frauen wiedergekommen ſein und mit ihren Männern auf's Neue in ehelicher Weiſe zuſammen gelebt haben ſollen. Eine ganz tolle Geſchichte der Art, in welche ſich heutzutage wohl auch der ſtärkſte Glaube nicht mehr zu finden vermag, ward in der Reformationszeit dennoch geglaubt und namentlich von Dr. M. Luther erzählt. Hiernach ſtarb einem Edelmann ſein junges, ſchönes Weib und ward auch in die Gruft geſenkt; kam aber bald darauf wieder in's Haus, ſtand dem Hausweſen vor, wie früherhin, aß und trank und gebar ihrem Manne Kinder. Zur Bedingung ihres Bleibens hatte ſie gemacht, daß er ſich des Fluchens enthalten, beſonders einen gewiſſen Fluch, den er ſich angewöhnt, nicht mehr hören laſſen ſolle. Einmal wird er böſe auf ſie und ſtößt dieſen Fluch aus; da verſchwindet ſie und läßt nur den Rock zurück, den ſie gerade anhat.*) Es liegt dieſer ſonderbaren und ſo, wie ſie hier vorgetragen iſt, unglaublichen Nachricht doch wohl ein Factum zu Grunde, das aber ſtark entſtellt worden iſt, indem das Eidolon oder ſich magiſch darſtellende

*) Luther's Tiſchreden und andere Schriften; Grimm'ſche Sagenſammlung I. Nr. 54 mit den Citaten daſelbſt.

Körperbild der Verſtorbenen mit vollkommener phyſiſcher Gegenwart und Beſchaffenheit verwechſelt wurde. Es war vermuthlich ein ganz ähnlicher Fall, wie der in Oberlin's Leben vorgekommene; der Edelmann ging noch eine Zeit lang mit dem ſich eidolomagiſch ſicht- und hörbar machenden pſychiſchen Theile ſeiner todten Gattin um. Daß er den Geiſt durch ein rohes Zürnen und Fluchen verſcheucht habe, iſt nicht undenkbar; denn ſolche Verhältniſſe ſind zarter Natur und wollen auf das Feinſte behandelt ſein. Es iſt mir ein Fall bekannt, wo eine Verſtorbene ſich ihrer Schweſter, wie dieſe glaubte, lange Zeit hindurch im Traume offenbarte. Ein einziger unfreundlicher Gedanke der Träumenden machte, daß die Erſcheinung für immer ausblieb.

Ein geiſter- und geſpenſterhaftes Eheweib kommt auch öfters in den verbreiteten deutſchen Volksſagen vor, ſo namentlich, wenn „ein Alb, ein Mahrt, eine Mahre" gefangen wird, die eigentlich ein junges Frauenzimmer iſt; ein zorniges und kränkendes Wort macht dann, daß eine ſolche Frau augenblicklich verſchwindet und nicht wiederkommt.*)

Ganz dieſelbe Bewandtniß hat es vermuthlich mit der abenteuerlichen Geſchichte, welche Phlegon, de mirabilibus, erzählt und Göthe ſeiner „Braut von Korinth" zu Grunde gelegt. Machates zu Trallis in Kleinaſien ſteht mit einer jungen weiblichen Perſon, Namens Philinnium, in Verbindung. Sie ſtirbt und wird begraben, kommt aber zu ihm in der Nacht und lebt mit ihm ſechs Monate lang. Ihre

*) Kuhn, Märkiſche Sagen S. 47 f., 197 f. 374.

vormalige Amme erkennt ſie und zeigt die Sache der Mutter an; Phlegon ſelbſt beſtätigt ſie; die beiden Eltern, Demonſtratus und Charitona kommen und ſehen die Tochter, die ſich über die Störung ihres Glückes beklagt und todt hinfällt. Die Gruft wird leer gefunden. Auch hier wird angenommen, die Todte ſei leiblich ihrem Grabe entſtiegen — eine offenbare Entſtellung der der Erzählung zu Grunde liegenden Thatſache, welche darin ihren Grund hat, daß man Letzteren nicht begriff. Sie beſtand in einer eidolomagiſchen Selbſtdarſtellung der Verſtorbenen, die ſo vollkommen war, daß ſie die leibliche Präſenz ſicht- und fühlbar vertreten konnte.

Des Mouſſeaux*) berichtet von einer Sibylla am Aetna, die mit einem Geiſte in Verkehr geſtanden und durch ihn wunderbare Dinge bewirkt habe. Sie war ein ſchönes Weib von etwa 30 Jahren. Dr. B., ein junger franzöſiſcher Arzt, beſuchte ſie und brachte in ihrer Hütte ſelige Tage zu. Wollte er durch die Benutzung ihrer magiſchen Künſte irgend eine Auskunft erhalten, ſo mußte er die Frage auf ein Blatt Papier aus ſeiner Schreibtafel ſchreiben. Sie warf es dann leicht in die Flamme und zog es faſt augenblicklich wieder zurück; hierauf fanden ſich die Antworten lesbar auf dem Papiere geſchrieben. Der Geiſt war nach ihrer Ausſage nicht immer frei, ſie konnte ihn aber zwingen, zu erſcheinen; dann kam er mit großem Zorn und die Sache wurde gefährlich. Einmal hatte der Arzt ein großes Verlangen, Nachrichten aus ſeiner Heimath zu erhalten;

*) La magie au 19me siecle p. 120.

er nöthigte das Weib, den Dämon zu rufen, der zur Zeit nicht geneigt dazu war; er kam, verbrannte ſie aber ſchrecklich und ließ auf ihrem Arme die Spuren einer eingebrannten Hand zurück. J. J. 1835, wo Herr v. B. 72 Jahre alt war, erzählte er — voll Verſtand und ſehr religiös, wie verſichert wird — zum erſten Mal dieſe Epiſode aus ſeinem Leben und betheuerte ſie bei ſeiner Seele.

Eine der Form nach grauſige Geſchichte von dem Umgang einer Mutter mit ihrem todten Sohne erzählt ein engliſcher Reiſender.*) Er hatte von einer armen, alten Frau gehört, die eine einſame Hütte am Ende eines Seearmes, Loch Kios genannt, bewohnte und jede Nacht von einem Geiſte beſucht werde. Sie habe ihren einzigen Sohn verloren, der auf den Fiſchfang ausgefahren und nicht mehr wiedergekommen; man habe Gründe zu glauben, er ſei ermordet worden. Der Schmerz der Mutter ſei grenzenlos geweſen; ſie habe ihn durch Beſchwörungen zur Erſcheinung bewogen; er komme nun jedes Mal um Mitternacht und unterrede ſich mit ihr. Der Engländer beſchloß, ihr einen Beſuch zu machen und zu ſehen, was es mit dem Geiſte für eine Bewandtniß habe. Er kam bei einbrechender Nacht und ſtellte ſich ſo ermüdet, daß er nicht weiter könne; er vermochte ſich mit ihr nur durch Zeichen zu verſtändigen, denn Keines des Beiden verſtand die Sprache des Anderen. Sie war mit dem Flicken eines Mantels beſchäftigt; ſchien aber nicht recht bei Sinnen zu ſein und nahm auch gar keine Notiz von ihm. Sie legte

*) In Hogg's Winter Evening Tales collected among the Cottages in the south of Scotland.

endlich, beim Feuer ſitzend, ihren Kopf auf die Kniee und fiel in einen tiefen Schlaf. Gegen 11 Uhr erwachte ſie, knieete nieder und ſchien zu beten. Auf einmal ſaß ihr gegenüber eine Leichengeſtalt, in ein grobes, weißes Tuch gehüllt; ein eben ſolches Tuch war um den Kopf gewickelt und über die Stirne in die Höhe geſchoben; es zeigten ſich die blaſſen, ſtarren Züge, eine helle, gelbliche Weiße war über das Antlitz verbreitet; auch war das Grabtuch vom Knie herabgefallen und zeigte die nackten Beine und Füße in derſelben Färbung. Die Alte ſtreckte die Hände darnach aus, ihre Mienen verriethen einen wüthenden Schmerz; die Geſtalt ſprach vernehmlich zu wiederholten Malen, aber weder Augenlied noch Lippe bewegten ſich. Das Weib ſtürzte endlich zuſammen, das Eidolon war verſchwunden und die Alte lag mit dem Geſicht auf dem Boden und umfaßte den Sitz, worauf daſſelbe geſeſſen hatte. Der Engländer brachte ſie auf ihr Lager, worauf ſie mit einem ſchrecklichen Lächeln und Kopfſchütteln zu ſterben ſchien. Eine Stunde darauf bemerkte er, daß ſie aufrecht im Bette ſaß und wieder ſo ſchüttelte und die Arme ausſtreckte; das Geſicht war völlig leichenhaft und todtenſtarr. Da zeigte ſich die geſpenſtige Figur auf's Neue; ſie ſaß da, wie früher, nur gegen das Bett gewendet. Den Engländer ergriff nun ein ſolches Entſetzen, daß er zur Hütte hinausſtürzte. Als er nachher mit Anderen in dieſelbe zurückkehrte, lag die Alte todt auf ihrem Lager da.

VII.

Geisterhafte Besuche und Kundgebungen bei Sterbenden.

Eine der interessantesten Gruppen bilden die Fälle, wo Sterbende von geisterhaften Wesen aus der anderen Welt besucht, gegrüßt, gerufen, abgeholt, von dieser in jene Region liebreich hinüber geleitet zu werden scheinen, wie es theils aus den Aeußerungen der Scheidenden selbst, theils auch aus den Gesichten und den Wahrnehmungen, die bei den Anwesenden stattfinden, geschlossen und vermuthet wird. Schon Aretäus, der Cappadocier, sagt: Der Geist mancher Sterbenden sei vollkommen klar, durchdringend, prophetisch; sie unterhielten sich zuweilen sogar mit Verstorbenen. Es folgen hier einige Beispiele dieses Charakters aus verschiedenen Jahrhunderten bis auf die neueste Zeit herab.

Erasmus Franciscі*) erzählt: „Hier in dieser Stadt**) ist vor wenigen Jahren ein tugendhaftes, gottesfürchtiges Weib gestorben. Vor deren Ende hat sich die Thüre vor den Augen anderer

*) Höllischer Proteus. Nürnberg 1725. Nr. LXVII. S. 648.

**) In Nürnberg oder sonst wo? Der Verfasser war gräfl. Hohenloh. Langenburgischer Rath.

Leute von ſelbſt geöffnet und die Kranke darauf geſagt: „„Schau, da kommt ein kleiner, allerſchönſter Jüngling, mich abzuholen, und winkt mir, ich ſolle ihm folgen.““ Eine Viertelſtunde nachher iſt ſie geſtorben.“

Ein franzöſiſcher Schriftſteller, Namens Gabriel Cappuis und nach ihm Erasmus Francisci*) erzählten folgende Geſchichte. Eine ſehr ehrſame und fromme Frau, die Erſterer ſelbſt gekannt, wurde bei ausbleibender Menſtruation geiſteskrank, und faßte in dieſem Zuſtande häufig den Entſchluß, ihren Mann und dann ſich ſelbſt umzubringen, was jedoch nie ausgeführt wurde. Einſt, da ſie ohne Obhut war, ſprang ſie im Hemde aus dem Bette, eilte einem 6—7 Klafter tiefen Brunnen im Garten zu und ließ ſich da am Seile bis auf den Grund hinab. Nachdem ſie ſo eine Zeit lang bis an's Kinn im Waſſer geſtanden, ſtieg ſie am Seile wieder empor und kehrte in ihre Kammer zurück. Einige Tage nachher ſchritt ſie mit einem ihrer Kinder, einem 4—5jährigen Söhnchen, einem Fluſſe zu, um ſich mit ihm hineinzuſtürzen. Sie ging daſelbſt auf der Brücke einige Male auf und ab und kehrte dann mit dem Kinde nach Hauſe zurück.

Nachher, als ihr Irrſinn gewichen, erzählte ſie, daß ihr in dieſen Fällen ein weißgekleideter Mann mit „wunderlieblichem Angeſicht“ erſchienen ſei und ſie vor Schuld und Unheil behütet habe. Derſelbe habe ihr, wenn ſie etwas Gewaltſames vorgehabt, die Hand gehalten und ſie freundlich ermahnt, auf Gott zu ver-

*) Daſelbſt S. 642 ff.

trauen. In dem Brunnen, wo ihr geweſen, als ſtoße ſie eine fremde Gewalt unter das Waſſer hinab, ſei derſelbe ſchöne Mann gekommen, habe ſie bei den Achſeln angefaßt und ihr aus der Tiefe heraus geholfen, aus der ſie ſich ſelbſt nicht hätte erheben können; ſie dann auch im Garten getröſtet und in ihre Kammer zurückgeführt. Auch auf ihrem Gange nach dem Fluſſe ſei er ihr begegnet und habe ihren Hüter gemacht. Dies hat ſie zu wiederholten Malen ihrem Gatten, ihrem Seelſorger und anderen befreundeten Perſonen erzählt.

Ein Paar Monate nach ihrer Geneſung ward ſie bettlägerig und nahte ſich in ruhiger und heiterer Faſſung ihrem Ende, wobei ſie jene Erzählungen mit großem Dank gegen Gott wiederholte. An ihrem Todestage fing ſie im Beiſein des Geiſtlichen zu lächeln an, und als dieſer nach der Urſache fragte, gab ſie in leiſem Tone zur Antwort: „Ich ſehe meinen Menſchen; o, wie iſt er ſo ſchön!“ Bald darauf rief ſie laut: „Warte, warte mein!“ Es dauerte nicht lange mehr, ſo erfolgte unter den Gebeten der Ihrigen, die ſie mit betete, der Tod. Sie ſchloß die Augen, als wenn ſie einſchliefe und lag da mit lieblichem Angeſicht.

Als Frau Hauffe, die „Seherin von Prevorſt,“ im Sterben lag, ſah deren Schweſter, die als ein „unbefangenes, rechtſchaffenes“ Mädchen bezeichnet wird, eine hohe, lichte Geſtalt in das Zimmer treten. In dem Momente ließ die Sterbende einen heftigen Freudenſchrei hören und lag bald darauf als Leiche da. Dr. Kerner hatte das Eintreten der Kataſtrophe nicht vermuthet. Er ſah ſie jedoch in der Nacht, da ſie ſtarb, im Traume wie ganz geſundet

mit zwei anderen weiblichen Geſtalten gehen. Am Morgen erfuhr er ihren Tod.

Eine vieljährige, zuverläſſige Freundin in Frankfurt berichtete mir von dem Ende ihrer Schweſter Folgendes: „Die gute Julie iſt nun nach unſäglichen Leiden endlich geſtorben. Zu ihrem bis zum letzten Stadium geſteigerten Bruſtübel hatte ſich noch die Waſſerſucht geſellt, und wir hatten alle Urſache, zu fürchten, ihr Ende werde recht angſt- und qualvoll ſein. Aber dem war nicht ſo; ſie iſt wunderbar ruhig und heiter entſchlafen. Seit vielen Monaten hatte ſie keinen eigentlichen, tiefen Schlaf mehr gehabt; ein entſetzlicher Huſten und Athemnoth hinderten ſie daran und machten ihr jede liegende Stellnng unmöglich. In der Nacht vor ihrem Tode winkte ſie ihre Wärterin heran und ſagte mit ſterbender Stimme, aber heiter und ſehr entſchieden: „Jetzt will ich recht gut ſchlafen, liebe Dorothea! Stören Sie mich ja nicht; gehen Sie auch ſchlafen, mein liebes Töchterchen!“ Sie verlangte, daß ihre Kiſſen in der Art geſchoben würden, daß ſie liegen könne, und ſchlief ein.

Der entſchiedene Ton der Herrin, womit ſie befohlen, ſie nicht zu ſtören, hatte der Dienerin ſo ſehr imponirt und war ihr zugleich ſo unheimlich, daß ſie ſich nicht mehr zu nähern wagte. Sie ſchlief natürlich nicht; ſie horchte auf den immer unhörbarer werdenden Athem der Sterbenden. Endlich am Morgen trat ſie herzu und ſah nur noch, wie ſich die Lippen bewegten und die eine Hand ſich ſchloß. Kein Schmerzenslaut, kein Seufzer hatte Juliens Tod begleitet.

Dieſe Dorothea, ein Engel von Treue und Ergebenheit, die auch ſchon meinen Schwager bis zu

seinem Ende mit wunderbarer Kraft und Ergebenheit gepflegt hatte, sagte mir: sie habe in der dem Tode meiner Schwester vorausgehenden Nacht auf's Entschiedenste dessen Nähe gefühlt; er habe gewiß Julien in ihren letzten Stunden umgeben und in's Jenseits mit hinübergenommen. Dieselbe ganz bestimmte Empfindung habe sie, Dorothea, auch in den Tagen gehabt, die seinem Hinscheiden gefolgt.

Es wird wohl so sein, daß diese beiden Wesen, die in den letzten Zeiten ihres so namenlos leidensvollen Daseins ganz in Mitleid für einander aufgegangen, sich während und nach ihrer Befreiung um so inniger zusammengeschlossen und nun zusammen einen Frieden der vollkommensten Art empfinden. . . . . "

So weit der Brief der Dame, den der geneigte Leser in mehr als einer Hinsicht interessant finden wird. An diesen Ort haben wir ihn eingereiht, weil wir die Empfindungen der Dienerin, die sich auf eine Gegenwart des Abgeschiedenen bei dem Tode der sterbenden Gattin beziehen, merkwürdig finden und, bei so mancher Analogie, welche anderweitige Fälle damit haben, nicht beanstanden zu müssen glauben.

Miß Lee sieht Nachts in ihrem Gemache Licht und pocht ihrem Mädchen, welches ihr bedeutet, es sei kein Licht vorhanden, als das, was es so eben mitgebracht. Sie schläft wieder ein, wird um 2 Uhr noch einmal aufgeweckt und erblickt eine weibliche Gestalt, welche sich als ihre Mutter zu erkennen giebt, die über ihre, der Tochter, Geburt das Leben eingebüßt hatte. Dieselbe sagt aus, sie sei in einem glücklichen Zustande, und die Tochter solle heute Mittags um 12 Uhr bei ihr

ſein. Miß Lee kleidet ſich hierauf an, ſchreibt an ihren abweſenden Vater, übergiebt den Brief ihrer Tante, Lady Everard, bei der ſie erzogen worden war, und verlangt nach dem Capellan, damit ihr derſelbe vorbete. Die Tante hält ſie für verrückt und nimmt ärztliche Hülfe in Anſpruch; es wird ihr zur Ader gelaſſen, doch ohne Erfolg. Nachdem gebetet worden, ſpielt ſie und ſingt ſie zu ihrer Cither unvergleichlich ſchön; mit dem Schlage 12 Uhr holt ſie einige Mal tief Athem und verſcheidet augenblicklich. Der Lordbiſchof von Glouceſter hatte dieſe Erzählung von dem Vater, der ſo ſein einziges, außerordentlich geliebtes Kind verloren; von dem Lordbiſchof hatte ſie Beaumont.*) Hier giebt es allerdings Erklärungsweiſen, welche das objectiv Wunderſame beſeitigen. Miß Lee, ſo kann man annehmen, war ſchon vor der Erſcheinung krank, wenn ſie es auch noch nicht empfand; die Viſion war ein pathologiſches Phänomen; und daß ſie darauf um 12 Uhr ſtarb, war eine Folge des Glaubens an die Verkündigung. Da man aber keineswegs genöthigt iſt, dieſe Vorgänge ſo aufzufaſſen, da ſie jedenfalls mit zur Darſtellung des bezüglichen Geiſterglaubens gehören, ſo wollten wir ſie gleichwohl nicht umgehen.

Der Herzog von Roxborough hatte einen alten, ſehr ergebenen Kammerdiener, in deſſen Stube aus dem Schlafzimmer des Herrn eine Klingel ging. Letzterer ſtarb und die Leiche blieb in dem wohlverſchloſſenen Schlafzimmer liegen. Während der Krankheit des

*) Tractat von Geiſtern S. 358. Die Geſchichte fällt in's Jahr 1662. In Jarvis' Geiſtergeſchichten S. 96 der Ueberſ. wird ſie als eine der am meiſten beglaubigten bezeichnet.

Herzogs war auch der Diener erkrankt. Plötzlich ertönt die Klingel; der Diener richtet sich auf, ruft: „Ja, Mylord, ich komme," und giebt in demselben Augenblicke den Geist auf. Die strengste Nachforschung ergab keine Ursache des Ertönens der Klingel. Dies wurde dem Hofrath Nürnberger von dem Secretär des Marquis von Clanricarde mitgetheilt.*)

Jedem wird sich hier die Vorstellung aufdringen, daß der geschiedene Herr den treuen Diener zu sich in's Jenseits gerufen, und daß Letzterer diesen Ruf sehr wohl verstanden habe und mit diesem Bewußtsein gestorben und hinübergegangen sei.

Der Prediger Fürgang in Claußnitz war schwer erkrankt und bat eines Morgens, als nur sein achtjähriger Sohn bei ihm war, um seine baldige Auflösung. Da öffnet sich ein Fenster und eine Stimme spricht: „Habe Geduld! Heute über 8 Wochen bist du erlöst," worauf sich das Fenster wieder schließt. Das Kind fragt, was das sei; der Vater gebietet ihm zu schweigen, aber die Mutter merkt, daß Etwas vorgegangen und entlockt ihm das Geheimniß. Acht Wochen darauf starb der Prediger in der That.**)

Dr. Steinbeck***) berichtet aus Preußen einen Fall, den ihm eine Madame T. mitgetheilt. D., der Gevatter derselben, war schon lange kränklich, hatte sich aber immer wieder erholt. Nun träumte die T., es trete derselbe im Sonntagsanzuge, wie zum Kirchgange gekleidet, zu ihr ein, melde ihr, daß er eine

*) Nürnberger im Dresdner Mercur 1840 Nr. 43.

**) Bülau, Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen. VII. 478.

***) Blätter aus Prevorst X. S. 160.

weite Reiſe zu machen habe, und zeige ihr einen ſchwarz geſiegelten Brief an ſeine Frau, den die T. ihr übergeben, der aber erſt nach 4 Jahren an dem heutigen Datum, dem 6. März, eröffnet werden ſolle. An dieſem Tage und zu dieſer Stunde werde er dann wiedererſcheinen und ſelbſt die Antwort holen; doch möge ſie, die T., den Inhalt des Briefes erkennen. Sie ſah nun die hindurchleuchtende Schrift und erfuhr daraus, daß die leichtfertige Gattin des D., mit welcher er ſchlecht gelebt, nach 4 Jahren ſterben werde. In demſelben Augenblicke fühlte ſie, daß ihr die Hand gedrückt wurde. Sie erſchrak heftig und erwachte. Daß D. geſtorben und ſich ihr auf dieſe Weiſe kund gethan, davon war ſie überzeugt. Der Traum hatte Morgens um 8 Uhr ſtattgefunden; das war, wie ſie bald darauf erfuhr, auch wirklich ſeine Todesſtunde geweſen. Sie theilte nun den Inhalt des Briefes, doch mit Einſchränkungen, der Wittwe mit, welche aber nicht darauf achtete, ihr gewohntes Leben fortſetzte und und ſich dadurch phyſiſch zu Grunde richtete. Vier Jahre ſpäter, am 6. März, wurde Steinbeck gerufen; er traf die Kranke in höchſter Schwäche delirirend an. Plötzlich um 5 Uhr Morgens fuhr ſie mit einem durchdringenden Schrei auf, blickte ſtarr auf das Fußende ihres Bettes hin und fragte bebend: „Was willſt du?“ Dann hörte man von ihr die Worte; „Ich habe es nicht geachtet . . . . . Weh mir! Gott ſei mir gnädig!“ Sie ſank zerknirſcht zurück, lag noch eine Viertelſtunde lang in Agonie und gab dann ganz ſanft den Geiſt auf. Der Verſtorbene hatte ſie zwar durch ſein Kommen ſchreck- und ſchmerzhaft aufgeregt, ihr aber dann doch, wie es ſcheint, den Uebergang in's Jenſeits erleichtert.

Eine alte Frau, Namens Geltenbot, lag im Katharinenſpital zu Stuttgart im Sterben. Zu dieſer Zeit zeigte ſie ſich einer jungen Verwandten in Weinsberg, indem ſie dieſelbe durch Klopfen und Berührung weckte. In der folgenden Nacht erfolgte wieder Klopfen und Gehen, Berührung der jungen Frau und ihres Mannes, worauf die Beiden nach Stuttgart reiſen, aber die Alte ſchon todt finden. Eine andere Kranke daſelbſt nahm folgende Erſcheinung wahr. Es ſtand in der Sterbeſtunde der Geltenbot vor ihrem Bette die Geſtalt eines alten Herrn, der leiſe mit ihr ſprach und mit den Worten ſchied: „Nun, Magdalena, ſind wir verſöhnt.“*)

Der vom Convente ſo ſchmählich behandelte Sohn Ludwigs XVI. ſagte in ſeiner Todesſtunde: „Die Muſik dort oben iſt ſo ſchön!“ Und plötzlich rief er aus: „Ich höre die Stimme meiner Mutter. Ob wohl die Schweſter die ſchöne Muſik auch gehört hat?“ Es folgte eine lange Pauſe, dann noch ein froher Ausruf, darauf der letzte Athemzug.**)

Geiſterhafte Töne, Geſänge und Muſiken, welche Sterbefälle, ſowie auch Leichenbegängniſſe begleiteten, ſind in mehreren Fällen nicht bloß von den Sterbenden ſelbſt, ſondern auch von Anderen gehört worden; ſie haben zuweilen einen, ſei es ſcheinbar oder in der That, ganz objectiven, von den betreffenden Perſonen unabhängigen Charakter gehabt.

---

*) Blätter aus Prevorſt VIII. 140.

**) v. Sybel, Geſchichte der Revolutionszeit von 1789 bis 1795. Bd. III. Abth. II. Düſſeldorf 1860.

Ein Herr von Harlitzſch, der Pfarrer Scheuchzer und eine dritte Perſon, gingen, während die Gemahlin des Erſteren krank danieder lag, im Zimmer auf und ab. Da hörten ſie vor dem Schloſſe, wie über den Bäumen, ein helles Glöcklein erklingen und einen lieblichen Kindergeſang. Am nächſten Morgen ſtirbt die Dame, und der Pfarrer iſt der Meinung, daß „die lieben Engelein und Frohngeiſterlein dieſer gerechten, heiligen und aufrichtigen Seele noch zuvor in der Luft geſungen und zu Grabe geläutet.“*) Vergleichbar iſt die von Perty**) erwähnte Thatſache, wo bei dem Tode einer Mutter etwa 12 um ihr Bette ſtehende Perſonen einen vierſtimmigen Geſang, wie von einem Chor ſehr reiner Knabenſtimmen vernahmen. Erkundigungen lehrten, daß in dieſer Nacht Niemand geſungen habe.

Als ſich die fromme Herzogin Magdalena Sibylla von Würtemberg 1712 ihrem Ende näherte, ließ ſich Nachts in dem Zimmer, in Gegenwart zweier Perſonen „eine überaus liebliche Stimmen- und Harfenmuſik“ hören, die nach einigen Minuten wieder verklungen war. Dies geſchah am 7. Auguſt; am 11. ſtarb die Herzogin. Die Hörenden hatten in ihrem ganzen Leben nichts Anmuthigeres gehört; es ſeien nicht Menſchen-, ſondern Engelsſtimmen geweſen. Sogar der Kanzler der Univerſität hat dieſer wunderſamen Muſik öffentlich in feierlicher Rede gedacht.***)

---

*) Bülau, Geheime Geſchichten und räthſelhafte Menſchen VII. 484. Der Fall iſt aus dem Jahre 1639.

**) Myſtiſche Erſcheinungen S. 471 und nochmals S. 472.

***) Perty, Myſtiſche Erſcheinungen S. 471.

Von den ſchottiſchen Geiſtern ſagt Horſt*): „Sie ſingen in den Lüften ſchottiſche Lieder und man hört ihre Harfen und bebenden Geiſtertöne in den Räumen des Himmels verhallen. Ein Freund des Herrn Daniel Martin**) wußte vor etwa 110 oder 120 Jahren noch ein Paar Strophen aus einem ſolchen Geſang, den er ſelbſt vernommen hatte. Zu Zeiten machen ſie bei Leichenbegängniſſen eine herrliche, mit irdiſchen Tönen nicht zu vergleichende Muſik, wie z. B. bei dem des Herrn Richard Brightly geſchah, worüber man noch eine Urkunde hat, worin die Wahrheit des Ereigniſſes durch die Namensunterſchrift des Herrn William Parſon, zweier Pfarrer und dreier rechtlicher Männer beſtätigt wird.“ — „Die ſchottiſchen Geiſtergeſänge,“ ſagt Perty, „ſind nationale Hallucinationen.“ Das Nationale beſteht hier wohl nur in der Häufigkeit dieſer Tonphänomene; im Uebrigen ſind ſie etwas ſo Abſonderliches nicht; ſie finden, wie man aus unſerer Zuſammenſtellung erſieht, eben ſo gut auch in anderen Ländern und bei anderen Nationen ſtatt. Der Poſtmeiſter Baumgärtner in Johanngeorgenſtadt in der Mitte des 18. Jahrhunderts geht einſt um Mitternacht nach Hauſe und vernimmt auf einmal, wie aus der oberen Luft kommend, eine herrliche Muſik.***) Im Krankenzimmer jener Somnambüle, welche behauptete, die Seele der Gräfin Kunigunde von Orlamünde zur Ruhe gebracht zu haben, hatte man ſchließlich einen zweiſtimmigen Geſang

*) Deuteroſkopie I. S. 43 f.

**) Des bekannten Schriftſtellers über das second sight.

***) Von Perty ſelbſt, Myſt. Erſchein. S. 108 angeführt.

und drei Schläge vernommen.*) Wie jene arme Wittwe mit ihrem Sohne in höchſter Noth und Rathloſigkeit zum Himmel fleht, hören ſie Beide das Lied: „Befiehl du deine Wege" mehrſtimmig ſingen, und der Sohn glaubt hierbei die Stimme ſeines verſtorbenen Vaters zu unterſcheiden; es wird ihnen dann auch in der That geholfen.**)

Vieles, was hierher zu ziehen wäre, kommt in den Legenden und Biographieen kirchlicher Perſönlichkeiten vor; man wird einige Beiſpiele der Art Buch V. Nr. I. finden. So wird die ſterbende Franziskanerin Maria von Toledo von der h. Eliſabeth und der h. Clara abgeholt, mit denen ſie ſo große Aehnlichkeit gehabt; bei ihrem Tode, dann wieder, wie man für ſie den üblichen Gottesdienſt hält, und endlich bei ihrem Begräbniſſe ertönt ein überirdiſcher Geſang und eine himmliſche Muſik, der keine irdiſche an Wohlklang zu vergleichen iſt. Und bei dem Abſcheiden des Franziskaner-Predigers Bernardin von Feltre hört ein Pater einen hellen Trompetenklang, ein anderer eine liebliche Muſik und himmliſche Stimmen, welche die Worte ſingen: Laetitia et gaudium est in morte Deo servientium; Fröhlichkeit und Freude iſt im Tode Derjenigen, welche Gott dienen.***)

---

*) Minutoli, Die weiße Frau. Berlin 1850. S. 16.

**) S. Nr. V dieſes Buches S. 285 f.

***) P. Ratte, Blätter aus den Jahrbüchern der Franziscaner 1400—1600. Mainz 1863. S 162 f. 241 f.

Zusatz.

Während an diesem Buche gedruckt wurde, erschien von Maximilian Perty, auf welchen hier so oft Rücksicht genommen wird, in Westermann's Monatsheften*) ein Aufsatz, betitelt: „Der Spiritualismus und seine Bekenner." Er bemerkt darin im Eingang: seit dem Erscheinen seiner beiden Schriften: „Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur" (Leipzig 1861) und „Die Realität der magischen Kräfte" (daselbst 1862) seien ihm neue, interessante Thatsachen zur Kenntniß gekommen, auch hätten sich seine Begriffe in mancher Hinsicht klarer und schärfer gestaltet. Von Dem, was er Bestimmtes ausspricht, hebe ich nur einiges mit dem Inhalt meines Werkes in näherer Beziehung Stehendes hervor, so vor Allem, was sich mit meiner Ansicht von der nicht bloß subjectiven Beschaffenheit der Gestalten berührt, welche bei den geisterhaften Phänomenen gesehen, zuweilen sogar durch die Tastempfindung wahrgenommen werden. Bei den Vorstellungen, welche die modernen Magier oder sogenannten Medien, wie z. B. Home und die Brüder Davenport geben, zeigen sich geisterhafte Arme und Hände, welche ergreifen, schlagen, berühren und berührt werden können, doch bald wieder vergehen und verschwinden. Perty erzählt von einer ihm befreun-

*) Nov. 1866. Nr. 26 und 27.

deten Familie, die er in Schrecken und Aufregung fand; die älteste Tochter hatte einen Kopf gesehen, der aus einem Winkel des Zimmers kam, sie ernst anblickte und dann zu einem Fenster hinausschwebte; auch der Hund hatte ihn gesehen und bellend bis zum Fenster verfolgt. „Derlei Luftbilder," sagt Perty, „wurden früher sämmtlich, als nach dem Gesetz der excentrischen Erregung erzeugte, blos subjective, in die Kategorie der Hallucinationen gebracht, ihnen daher sämmtlich die Realität abgesprochen. Die neuen Erfahrungen jedoch, in Verbindung mit der nochmal durchdachten Doppelgängerei, gestatten es nicht, für alle Fälle die frühere Erklärung beizubehalten. Vielmehr ist es anzunehmen, daß der magisch erregte Geist auch das Vermögen habe, wirklich existirende, doch mehr oder minder schnell vergehende Gestalten in der Luft zu erzeugen." Vom Doppelgänger heißt es: „Er erregt in Anderen nicht die hallucinistinische Anschauung eines Bildes, sondern er erzeugt seine eigene Gestalt an einem zweiten Orte, wohin seine Sehnsucht zielt und wohin er zuweilen auch mit Bewußtsein denkt." Anders lauteten Perty's frühere Erzählungen, wie sie in seinem Werke: „Die mystischen Erscheinungen" vorliegen. Da ist S. 462 in Bezug auf Erscheinungen Lebender, Doppelgänger, Sichselbersehen ꝛc. Folgendes zu lesen. „Der Geist wirkt durch den Körper des Anderen hindurch auf den inneren Sinn; der Andere glaubt ein selbstständiges Bild in der Luft zu sehen, daß nur eine Vision in seinem Inneren und nach Außen projecirt ist. Erzeugt ein Lebender anderwärts öfter diese Vision seiner Gestalt, so nennt man ihn einen Doppelgänger;

kommt seine Vision auch ihm selber an einer bestimmten Raumstelle, wohin seine Intention besonders gerichtet ist, zur Anschauung, so spricht man von Sichselbersehen. — Der Wirkende kann ferner in Anderen die Audition seiner Stimme erzeugen, so daß ihn der Andere zu hören glaubt; die Stimme spricht das, was der Erstere ihm sagen würde, wenn er bei ihm wäre." Die Erscheinungen der Sterbenden wurden damals unter denselben Gesichtspunkt gebracht; sie waren für P. nichts objectiv Reales. Er ließ noch Alles im Subjecte vorgehen und die sich gegenständlich darstellende Figur war ihm durchaus nur Schein. Mit den erwähnten neuesten Erklärungen ist nun ein gewaltiger Schritt aus diesem gezwungenen Subjectivismus heraus in die naturgemäße Objectivität der Auffassung gethan, wie sie bei all denen stattfindet, die etwas Geisterhaftes sehen, hören, vielleicht sogar mit Händen greifen, und deshalb auch etwas Wirkliches vor sich zu haben und wahrzunehmen glauben. Es ist dort nur von den Lebenden die Rede, denen das Vermögen inwohne, reale Lustbilder, wie Hände, Köpfe, ganze Gestalten zu produciren. Nimmt man nun eine Fortdauer der Menschenseelen nach dem Tode an, so wird man auch wohl diesen eine gestaltenschaffende Kraft zuschreiben können, ja müssen, und das, was ich Eidolon nenne, wird so auch in Rücksicht der Gestorbenen für etwas Wirkliches und nicht blos Vorgestelltes zu halten sein. Doch will Perty den bisherigen Erfahrungen noch nicht zugestehen, daß sie einen entscheidenden Beweis für die persönliche Fortdauer enthielten; „dafür, daß die spiritualistischen Phänomene nicht durch Geister, sondern durch die ma-

gische Kraft lebender Menschen zu Stande kommen, spreche die höchste Wahrscheinlichkeit." Er will indessen nicht, daß man alle Hoffnung aufgebe. „Gelänge es, nur einige Fälle, wo eine persönliche Einwirkung Verstorbener stattgefunden haben soll, über allen Zweifel zu erheben und jede andere Erklärung unmöglich zu machen, so wäre jene Streitfrage endgültig entschieden und damit eine Reihe unberechenbarer Consequenzen eröffnet." Ich glaube, daß bereits einige Fälle vorliegen, an denen jede andere Erklärungsweise, als die objectivistische, Schiffbruch leidet; und ich meine es in diesem Werke hinlänglich dargethan zu haben.*) Seitdem ich es in den Druck gegeben, habe ich eine Anzahl neuer Mittheilungen erhalten, worunter sich ebenfalls sehr evidente Beweise von Manifestation und Einwirkung Verstorbener finden; ich gedenke sie mit nächster Gelegenheit zu veröffentlichen.

*) So z. B. was die sicher bezeugte Erscheinung des ertrunkenen Desfontaines betrifft; s. Th. I. S. 259 ff. Perty's Erklärung ist, wie hier gezeigt wurde, eine ganz unstatthafte; es liegt somit in dieser Geschichte, wie ich glaube, bereits ein Fall jener Art vor, dem kein vernünftiges Bedenken entgegengestellt werden kann. Von sehr sicherer, überzeugender und subjectivistisch nicht zu fassender Beschaffenheit ist auch die kostbare Geschichte von der dem Caplan Weber gewordenen Erscheinung, die Th. I. S. 301 ff. eingeschaltet und besprochen worden ist.

Ende des ersten Bandes.

Inhalt.

Erstes Buch.

		Seite
I.	Aphorismen, Autoritäten und Verse zum Eingang .	1
II.	Verstand, Aberglaube und Vernunft. Ihr Wesen und ihr Verhältniß zu einander	39
III.	Die Frage nach der objectiven Realität der sogenannten Geistererscheinungen	47
IV.	Das Eidolon als unmittelbare plastische Selbstgestaltung und Selbstausprägung der Psyche . . .	73
V.	Ueber die sogenannten Integritätsgefühle	100
VI.	Ueber Pflanzengeister	103
VII.	Ueber die jenseitigen Existenzen und Zustände im Allgemeinen	107
VIII.	Hindernisse für Abgeschiedene, zur Ruhe zu gelangen	116
IX.	Sexuale Differenz in Beziehung auf das Gute und Böse im Geisterreiche	123
X.	Ueber die Zeiten, Oertlichkeiten und Umstände, welche den geisterhaften Phänomenen förderlich oder hinderlich sind	125
XI.	Noch einige Bemerkungen über Geistersehen in Rücksicht der Fälle, die eine subjectivistische Erklärungsweise ausschließen	137

Zweites Buch.

I.	Die geisterhaften Erscheinungen der Lebenden . . .	145
II.	Die geisterhaften Erscheinungen der Sterbenden . .	206
III.	Erscheinungen, die erst einige, ja lange Zeit nach dem Tode der betreffenden Individuen eingetreten .	231
IV.	Verabredete Erscheinungen	254
V.	Phänomene und Thatsachen, die einen schutzgeistartigen Charakter haben	274
VI.	Umgang und Verkehr mit der Geisterwelt	314
VII.	Geisterhafte Besuche und Kundgebungen bei Sterbenden	323
	Zusatz, Herrn Perty's neueste Erklärungen betr. .	335

Druckfehler und Verbesserungen.

S. 14 Z. 5 v. o. statt der lies den.
S. 25 Z. 9 des Textes v. u. st. von meinen l. an meine.
S. 29 Z. 2 v. u. tilge: der.
S. 34 Z. 13 v. o. l. zerfiele.
S. 39 Z. 11 v. u. tilge: so.
S. 56 Z. 1 des Textes v. u. l. gegeben.
S. 57 Z. 1 der Note v. u. st. vermochte l. hoffte.
S. 58 in der Note l. Löhe.
S. 63 Z. 9 des Textes v. u. l. Jesingen.
S. 72 Z. 7 v. o. l. ängstigen, zuweilen vielmehr.
S. 97 Z. 1 v. o. statt des Punktes setze ein Fragezeichen.
S. 98 Z. 8 der Note v. u. st. mit l. und.
S. 100 Z. 2 v. o. l. Rahel.
S. 112 Z. 13 v. u. l. Hegelianer.
S. 136 Z. 6 v. o. l. Rambouillet.
— Z. 8 v. o. l. lesende.
— Z. 15 v. o. schalte am Ende der Zeile: Gulden ein.
S. 136 Z. 11 v. u. l. Gleditsch.
S. 142 Z. 1 v. u. st. 46 l. 66.
S. 148 Z. 7 v. u. l. geöffnet wird.
S. 149 Z. 10 v. o. l. gewendet sei.
S. 155 Z. 4 v. u. lies: Allein auch das Umgekehrte kommt vor. Dann sind hier auch verschiedene.
S. 160 Z. 1 des Textes v. u. st. Als l. Wie nun.
S. 162 Z. 7 l. erstaunte.
S. 165 Z. 2 des Textes v. u. st. denn l. dann.
S. 202 Z. 3 v. o. l. des Commandanten.
S. 230 Z. 15 v. o. st. daß l. das.
S. 238 Z. 13 v. o. l. gekleidet.
S. 247 Z. 2 v. o. l. zerstören.
S. 252 in der 1. Note st. 243 l. 240 f.
S. 262 Z. 7 v. u. l. erregt.
S. 262 Z. 7 des Textes v. u. l. die sie sich.
S. 274 Z. 1 v. o. statt VI, lies V.
S. 292 Z. 10 v. u. st. die l. das.
S. 320 Z. 10 v. u. st. Letzteren l. Letztere.
S. 326 Z. 17 v. o. l. hallucionistische.
— Z. 21 st. Erzählungen l. Erklärungen.

Druck von Carl Jehne in Hippoldiswalde.

Der Mystagog.

Eine Sammlung von Abhandlungen, Mittheilungen und factischen Belegen verschiedener Art zum Behufe der Einführung in die Geheimnisse der Natur, der Geschichte, des menschlichen Wesens und der jenseitigen Existenzen und Zustände.

Von

G. Fr. Daumer, Prof.

---

1. Abtheilung.

Das Geisterreich.

2. Band.

Dresden.
Verlag von Woldemar Türk.
1867.

Das Geiſterreich

in Glauben, Vorſtellung, Sage und Wirklichkeit.

Von

G. Fr. Daumer, Prof.

2. Band.

Sunt aliquid manes, letum non omnia finit.

Reich der Geiſter, du biſt; nicht Alles ſchließt der Tod ab.

Dresden.
Verlag von Woldemar Türk.
1867.

Vorrede.

Eine Bevorwortung des unter dem Titel: „Der Mystagog“ ꝛc. angekündigten Gesammtwerkes, wie sie nicht unnöthig zu sein scheint und wohl erwartet werden konnte, ist im ersten Bande in Folge besonderer Umstände weggeblieben und soll hiermit nachgeliefert werden.

Unter meinen Entwürfen und theils fertigen, theils unfertigen Arbeiten, die dem Publikum noch unbekannt sind, befindet sich eine Anzahl von Producten verschiedener, jedoch verwandter Art, welche sämmtlich gewisse tiefer liegende, verstecktere, räthselhaftere und problematischere Gegenstände behandeln, die eine ernstliche und gründliche Untersuchung um so mehr herausfordern, je dunkler und selbst ihrem Vorhandensein nach zweifelhafter und streitiger sie sind, und die, in dem Falle gelingender Feststellung, Aufhellung und Einordnung in das wissenschaftliche und gebildete Bewußtsein der Menschheit, eine wesentliche Bereicherung und Ausdehnung des intellectuellen Besitzthums derselben versprechen. Da ist mir denn der Ge-

danke gekommen, diese Früchte eines stillen und einsamen Studiums in ein Gesammtwerk zu vereinigen und in einer Folge von einzelnen, auch für sich zu betrachtenden Schriften vorzuführen, wovon ich zunächst die zwei Bände des „Geisterreiches" zu veröffentlichen gedachte, wie denn nun, nachdem der Herr Verleger auf den Plan eingegangen, in der That geschieht. Hierbei war auch ein das Ganze umfassender und bezeichnender Titel erforderlich; und ich fand keinen entsprechenderen, als den voranstehenden. Damit man ihn aber in meinem Sinne verstehe und darin nicht eine unziemliche Selbstüberhebung und Ueberschwänglichkeit finde, so erkläre ich, daß derselbe nur so viel sagen will:

„Die Anschauungen und Ueberzeugungen von dem geheimnißvollen Wesen und Leben der Dinge, welche der Autor während vieljähriger Studien theils Anderen, die vor und mit ihm gelebt und geforscht, theils seinen eigenen Denkprozessen und Erfahrungen verdankt, und welche er, als seine nach Kräften gestützte und belegte Auffassung, dem Publikum mitzutheilen, gleich Anderen, das Recht, ja gewissermaßen die Pflicht hat, werden von ihm in diesem Werke in der Absicht veröffentlicht, um eine Anregung zu eigenem Nachdenken über

die betreffenden Gegenstände und zur Gestaltung eigener, freier Ansicht Denjenigen zu geben, welchen eine solche willkommen sein mag."

Dies, denke ich, wird deutlich genug sein und nicht für allzu unbescheiden und maßlos gehalten werden können.

Zu diesem „Mystagogen" nun kann füglich schon die in demselben Verlag erschienene Schrift: „Der Tod des Leibes — kein Tod der Seele" gerechnet werden. Ich habe mich daselbst absichtlich in noch sehr engen Grenzen gehalten, und den Leser nur gleichsam bis zur Schwelle der jenseitigen Welt zu führen unternommen. Das anspruchlose Werkchen hat von verschiedenen Seiten und Standpunkten aus eine freundliche Begrüßung und Beurtheilung im Gebiete der Literatur erfahren; auch habe ich durch die mir zugekommenen brieflichen und mündlichen Aeußerungen die Gewißheit erlangt, daß dasselbe seinen Zweck nicht verfehlt, sondern hie und da sehr wohlthätig auf den Geist und das Herz der Lesenden eingewirkt hat.*) Es war dies eine Ermuthigung

*) Es ist nicht schriftstellerische Eitelkeit, wenn ich ein Paar dieser Aeußerungen anführe. Wie sollte ich mir etwas zu Gute thun auf ein Werkchen, bei welchem ich mich fast nur als Sammler bethätigt habe und dessen Inhalt größtentheils nicht mein ist! Es handelt sich blos darum, zu zeigen, was man von einem Urtheile zu halten hat, welches alle friedlichen und freund-

für mich, auf dieſem Wege fortzugehen und den hochwichtigen Gegenſtand noch über jene zunächſt eingehaltene Grenze hinaus zu verfolgen. So entſtand das „Geiſterreich,“

---

lichen Vermittlungsverſuche, wie dort einer vorliegt, und alle univerſaliſtiſchen Darſtellungsweiſen, wie ich ſie meinem Zwecke gemäß anwende, für werth- und nutzlos erklärt. Worauf ich es abgeſehen hatte, die materialiſtiſche Anſicht vom Schickſal des Menſchen im Tode zu entkräften, und auf dieſe Weiſe zweifelnde und geängſtete Gemüther zu einer beruhigenden Ueberzeugung hinzuführen, das konnte auf jenem Wege ſehr wohl geſchehen und iſt geſchehen. Eine Freundin ſchrieb mir von der letzten Krankheit und dem Tode eines nahen Verwandten, der einen vortrefflichen Charakter, aber eine große Scheu hatte, vom Tode zu reden und reden zu hören — ohne Zweifel, weil er von dem troſtloſen Vernichtungsglauben unſerer Zeiten angeſteckt war. Er griff mit Begierde nach dem Buche und wollte ſich nicht mehr davon trennen. „Meine Meinung iſt,“ heißt es in dem Briefe, „daß Sie ihm durch daſſelbe die größte Wohlthat erzeigt haben, die ihm für ſeine letzte Lebenszeit werden konnte.“ Eine andere Dame ſchrieb mir in Rückſicht auf ſich ſelbſt gar ſchön: „Ich bin viel zu einfach, um Ihr Buch beurtheilen zu können; und doch möchte ich Ihnen ausdrücken, wie dankbar ich Ihnen bin. Man ſagt, es ſei das beſte Urtheil für ein Gemälde, wenn ein Kind die darauf abgebildete Perſon erkennt oder nach den darauf vorgeſtellten Früchten langt. So fühle ich mich erhoben durch dieſes Buch. Was ich ſonſt nur gern geglaubt hatte, weil es mir wohlthuend war, das iſt mir dadurch zur feſteſten Ueberzeugung geworden; und Sie ſind es, dem ich es verdanke, daß ich mit freudiger Ergebung folge, wenn Gott mich ruft.“ Wie glücklich, wenn es uns gelingt, mit ſo wenig Verdienſt ſolche Wirkungen zu thun; und wie merkwürdig, daß uns zuweilen ein ſolcher Erfolg überraſcht, während wir in anderen Fällen durch den größten Kraftaufwand Nichts erzielen! Dies kann nicht ſtolz, ſondern nur demüthig machen. Aber jenes feindſelige Urtheil iſt durch Thatſachen, wie die erwähnten ſind, vollſtändig

wozu Aufſätze und Materialien, die zu ſolcherlei Behufe lange ſchon bereit lagen, verwendet wurden, nicht jedoch, ohne die in neueſter Zeit erſchienenen Schriften einſchlägiger Art ſo viel als nöthig und möglich zu berückſichtigen. Ob nun das Geſammtunternehmen ſeinen projectirten Fortgang haben wird, das hängt von der Aufnahme ab, welche die zunächſt erſcheinenden Lieferungen erfahren werden. Ich bemerke nur noch, daß ich für alle glaubwürdigen und benützbaren Mittheilungen über die von mir in Behandlung genommenen Gegenſtände, Thatſachen, Erſcheinungen und Zuſammenhänge in Natur und Menſchenleben höchſt dankbar ſein werde.

---

widerlegt. In Hinſicht meiner Methode kann ich mich auch auf den Beifall des Herrn Saint-René Taillandier in Paris berufen, der mich bei dieſer Gelegenheit durch ein ſehr intereſſantes Schreiben beehrt hat, worin er einer ſolchen Art von Sammlung und Zuſammenſtellung eine große Ueberzeugungskraft beimißt.

Würzburg, im Januar 1867.

G. Fr. Daumer, Prof.

Inhalt.

Drittes Buch.

		Seit
I.	Die ſich vorrückenden Heerführern und Eroberern entgegenſtellenden räthſelhaften Frauengeſtalten . .	1
II.	Das Griechiſche als Orakel-, Traum- und Geiſterſprache	7
III.	Muſikaliſche Manifeſtationen Sterbender und Geſtorbener	11
IV.	Die Clairon'ſche Geiſtergeſchichte	16
V.	Spuk- und geiſterhafte Dinge, die ſich um und bei Göthe bemerklich gemacht haben ſollen	30
VI.	Ein problematiſches Pflanzenwunder	36
VII.	Trauer und Sehnſucht der Lebenden auf die Todten wirkend	39
VIII.	Annäherungen an geiſterhafte Weſen in Irrthum und in Dreiſtigkeit und was die Folge davon war	41
IX.	Geheimnißvolle Rückwirkungen des Gemordeten auf den Mörder	48
X.	Geiſterzorn und Geiſterrache	54
XI.	Erſcheinungen mit darauf folgender ſchwerer und tödtlicher Erkrankung, wobei ſich Urſache und Wirkung umkehren läßt	60
XII.	Feuererſcheinungen und Brandwirkungen	64
	Beilage zu vorſtehender Abhandlung Nr. XII., betreffend die Orlacher Reliquie. Nebſt einer Zeichnung derſelben	87
XIII.	Spukhäuſer	91
XIV.	Muthiges, aber würdevolles Benehmen in erfolgreiche Anwendung gebracht	103
XV.	Sehnſucht nach dem Menſchlichen und harmloſe Dienſtwilligkeit und Dienſtbarkeit, wie ſie geiſterhaften Weſen zugeſchrieben werden	106
XVI.	Das Verlangen geiſterhafter Weſen nach „Erlöſung" und der Werth des Antheils und Mitgefühls der Lebenden für ſie	115

Viertes Buch.

Seite

I. Forſchungen über die alterthümliche Hausgeiſt- und Kobold-ſage 133
II. Der ſtrahlende Knabe 162
III. Die weiße Frau und die geiſterhaften Verkündigungen des in Zeit und Raum Fernen innerhalb beſtimmter Familien- und Verwandtſchaftskreiſe. Mit beſonderer Beziehung auf Minutoli 164
IV. Der Alp und ſeine ſpukhafte Verwandtſchaft . . . 188

Fünftes Buch.

I. Altchriſtliche Beiſpielſammlung zur Charakteriſtik dieſer Periode insbeſondere 219
II. Das tutelariſche Moderations- und Directionsphänomen, oder der myſtiſche Schutz wider gewaltſame und gefährliche Angriffe magiſcher und geiſterhafter Kräfte und Weſen 240
III. Die Delirien der Sterbenden 282
IV. Das Theater der Geiſterwelt oder über geiſterhaft dargeſtellte Scenen aus der Vergangenheit . . . 289
Die Erſcheinungen im Kloſter Fürſtenfeld bei Bruck. Beilage zu Nr. IV 300
V. Zeit und Ewigkeit. Die Subjectivität und Relativität des menſchlichen Zeitbewußtſeins und die Legende von Peter Forſchegrund 306

Drittes Buch.

I.

Die sich vorrückenden Heerführern und Eroberern entgegenstellenden räthselhaften Frauengestalten.

Auffallend ist die wiederholte Notiz von imposanten, ja gigantischen Frauengestalten, welche Heerführern und Eroberern erschienen, sie vom Vorrücken abgehalten und ihnen ihr künftiges Geschick verkündet haben sollen.

So berichtet Dio Cassius,*) wie Drusus, der in Deutschland Alles verwüstet habe, bei seinem Uebergange über die Elbe durch die Erscheinung einer Frauengestalt von übermenschlichem Ansehen verhindert worden sei, die, bis zur Mitte des Stromes angehend, ihm zugerufen: „Wohin, Drusus? Kannst du deiner Siegesbegierde keine Schranken setzen? Zurück! Das Ende deiner Thaten und deines Lebens ist nah.“ Drusus wich in der That zurück und starb, bevor er noch den Rhein erreichte.

So hat man ferner im Thurme der Minoriten zu Augsburg Jahrhunderte lang das Bild eines fanatischen Weibes zu Pferde gezeigt, welches sich dem Attila, als er aus Italien nach Pannonien ziehen

*) Im LV. Buche seiner römischen Geschichte. Vergl. Suetonius, Claud. 1, 1.

wollte, beim Ueberſetzen des Lech's entgegengeſtellt und ihm ein fürchterliches „Zurück" zugerufen habe.*)

Was man in unſeren Zeiten aus ſolchen Erſcheinungen macht, lehren die Worte Perty's, der ſich über die Viſion des Druſus alſo erklärt: „Es ließ ihm, dem Wachträumenden, ſich von Schuld und Frevel an dem germaniſchen Volke nicht frei Wiſſenden, ſein vorausſchauender Geiſt das kommende Geſchick durch den von ſeiner eigenen Phantaſie geſchaffenen Genius des von ihm bekriegten Volkes in der Geſtalt eines deutſchen Rieſenweibes ausſprechen."

Es handelt ſich bei dieſer oft allzu künſtlichen Methode darum, Alles in das Subject hineinzulegen und aus ihm als ein nur ſcheinbar Objectives hervorgehen zu laſſen. Ich meinerſeits glaube jene ſeheriſchen, prophetiſchen, in die Gemüther, Unternehmungen und Schickſale ihrer Nationen ſo mächtig eingreifenden Frauen des Alterthums, eine Debora,**) Chulda,***) Jettha, Veleda, Aurinia, Ganna, Thiota,†) die Sibylla auf Teck††) ꝛc. in Erinnerung bringen zu dürfen.

Aelius Lampridius im Leben des Kaiſers Alexander Severus†††) erzählt: wie derſelbe in

*) Sturzii, Annotationes ad Dionis Cassii histor. Roman. T. VI. (II.) 1824. p. 145. Andere Literatur ſ. bei Wolf, Deutſche Sagen, Nr. 214.

**) Buch der Richter Cap. 4 und 5.

***) 2. Kön. 22, 14 ff. 2. Chron. 34, 22. Ein frappanter Name, der an die deutſche Hulda, Holda erinnert.

†) S. Grimm's Mythologie unter: „Prieſterinnen."

††) Von dieſer und ihrer Höhle auf Teck ſind intereſſante Nachrichten in Ernſt Meier's ſchwäb. Sagen I. S. 22 ff. zu leſen.

†††) C. 60.

den Krieg wider die Germanen ausgezogen, habe ihm ein druidiſches Weib zugerufen: „Gehe; aber hoffe auf keinen Sieg, und vertraue dich deinen Soldaten nicht an!“

Solche Frauen hatten es nun vielleicht auch in ihrer Gewalt, eidolomagiſch zu erſcheinen und zu wirken. Und ſo möchte ich glauben, daß jene gewaltigen und bedrohlichen Frauengeſtalten, die in ihrer Erſcheinung das natürlich Menſchliche überragten, die ekſtatiſch hervorgetretenen, geiſterhaften Selbſtdarſtellungen ſolcher Prophetinnen und Magierinnen geweſen.

Eine neuere, jener alten ſehr ähnliche Thatſache iſt dieſe. Bernadotte wollte ſeinen Sohn Oscar mit einer Armee gegen Norwegen ſenden; der Staatsrath opponirte. Nach einer ſehr lebhaften Discuſſion ſtieg der König zu Pferde und traf weit von der Hauptſtadt entfernt am Rande eines dunkeln Waldes plötzlich ein altes, bizarr gekleidetes Weib mit wirren Haaren. Er fragt ſie barſch, was ſie wolle. Sie ſagte: „Wenn Oscar in den Krieg geht, den du vorhaſt, ſo wird er nicht die erſten Schläge ertheilen, ſondern erhalten.“ Betroffen kehrte Bernadotte nach ſeinem Pallaſte zurück, hatte eine ſchlafloſe Nacht und erklärte am folgenden Tage dem Staatsrathe, daß er ſeine Anſicht geändert habe.*) Auch hier ſcheint eine ſolche prophetiſche und magiſche Perſon, wie jene oben genannten, vielleicht die letzte dieſer Art, in den Gang der Dinge eingegriffen und den kriegsluſtigen Fürſten durch eine imponirende Erſcheinung erſchüttert

*) Aus dem Journale la Presse 14. Mai 1844. Brierre de Boismont, des hallucinations. Paris 1845.

zu haben. Sie kann ihm in voller Realität entgegengetreten ſein; es iſt mir aber wahrſcheinlicher, daß ſie ſich ihm in einer ekſtatiſchen Selbſtverdoppelung als Eidolon gegenübergeſtellt. Die gemeine Wirklichkeit hätte auf einen ſolchen Mann ſchwerlich einen ſo großen Eindruck gemacht.

II.

Das Griechische als Orakel-, Traum- und Geisterſprache.

Man ſollte faſt glauben, die altgriechiſche Sprache, das Idiom der gebildetſten, geſchmackvollſten, künſtleriſch und wiſſenſchaftlich begabteſten Nation des Alterthums, in der ſich auch deſſen berühmteſte Orakel vernehmen ließen, ſei die naturgemäße und deshalb noch jetzt beliebte Sprache der myſtiſchen Nachſeite unſeres Weſens, des prophetiſchen Schauens und Verkündens und der damit als weſensgleich zuſammenhängenden Geiſterwelt. Melanchthon gedenkt eines Falles, wo eine „beſeſſene" Weibsperſon, die nicht leſen und ſchreiben konnte, den ſchmalkaldiſchen Krieg mit den Worten verkündete: *Εσται αναγκη επι της γης και ὀργη εν τω λαω τουτω.* Dann finden ſich auch mehrere Fälle verzeichnet, wo in bedeutſamen und ſeheriſchen Träumen und geiſterhaften Vorgängen von dieſem Idiome Gebrauch gemacht worden iſt, ſelbſt wenn die Betreffenden wenig oder gar kein Griechiſch verſtanden und ein erkennbarer Grund und Anlaß zu ſolcher Wahl nicht vorhanden war.

Vor Allem merkwürdig iſt in dieſer Hinſicht der Traum, den der Kirchenrath Schwarz in Heidelberg gehabt, als er erſt 12 Jahre alt war und das Griechiſche eben erſt zu lernen angefangen hatte. Es er-

ſchien ihm ſeine Großmutter und legte ihm auf einer Pergamentrolle in griechiſcher Sprache ſein Lebensſchickſal vor. Er verſtand Alles ſo gut, als wäre es deutſch geweſen, war aber nicht mit Allem zufrieden und wollte Dieſes oder Jenes anders haben. Da erwiderte die Großmutter durch eine unten zu leſende Schrift Folgendes:

Ταῦτα χρησμῳδηθεῖσα χρησμῳδέω σοι.

„Wie mir prophezeihet iſt, ſo prophezeihe ich dir.“ Nur dieſe Worte behielt er, und das genau mit allen Sprachzeichen und Accenten, wie ſie hier ſtehen. Er ſchrieb ſich dieſelben nach dem Erwachen ſogleich auf, verſtand ſie aber nicht; das ihm fremde Wort *χρησμῳδέω* mußte er erſt im Lexikon aufſuchen.*)

Es ſind ferner nachſtehende Beiſpiele zur Hand.

J. J. 1594 hielt ſich der Parlamentsrath Joh. Quarräus zu Saumur auf. Am 29. Juli gegen 2 Uhr Morgens kam es ihm vor, als werde er unverſehens aufgeweckt und ſage einige fremdartige Worte her. Er rief den Diener und ließ ihn dieſelben aufſchreiben. Am anderen Morgen begegnete ihm Guionius, dem er die Sache mittheilte, und der die Worte für griechiſch erklärte; ſie ſprächen von einem Unglück, das den im Hauſe Befindlichen drohe. Quarräus verließ darauf das von ihm bewohnte Haus; nach 8 Tagen ſtürzte es ein und erſchlug Alle, die drinnen waren.**)

Zu Jacob Gronovius, Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften in Leyden, kam ein Bauer, welcher ihm

*) Aus Schubert's Geſchichte der Seele. S. 415 f. der 2. Ausgabe.

**) Kampf, Todesbote S. 57.

einige griechiſche Worte ſagte, die ihm in vergangener Nacht geträumt hätten und die er dem Profeſſor mittheilen ſolle. Sie bedeuteten: „Rette dich und die Deinigen, denn dieſe Nacht wird dein Haus einfallen.“ Gronovius brachte die Nacht anderswo zu und entfernte die Hausgenoſſen; in der Nacht fiel das Haus wirklich ein.*)

Ich finde noch eine dritte ganz ähnliche Erzählung.**) Zum alten Salmaſius, der Parlamentsrath zu Dijon war, kam ein Menſch, der kein Griechiſch verſtand, und zeigte ihm einige Worte, die er im Traume gehört und die er ſich bei'm Erwachen mit lateiniſchen Buchſtaben aufgeſchrieben hatte. Salmaſius legte ſie alſo aus: „Rette dich! Siehſt du nicht, daß dir der Tod droht?“ Der Mann verließ hierauf eilig ſein Haus, das in der folgenden Nacht zuſammenſtürzte.

Es iſt ſehr auffallend, daß ſich unter allen dieſen, welche ſolche Träume gehabt, keiner befand, der des Griechiſchen mächtig war, und daß Diejenigen, welche vor Unheil gewarnt werden ſollten, die griechiſchen Worte, welche die Warnung enthielten, entweder nicht ſelbſt zu verſtehen vermochten und Andere darum befragen mußen, oder dieſelben, wenn ſie ihnen ſelbſt verſtändlich und auslegbar waren, von anderen, ungelehrten Individuen, denen ſie im Traume vorgekommen, mitgetheilt erhielten. Perty bemerkt zu dem Traume des Kirchenrathes Schwarz und des Parla-

*) Magikon III. 571.

**) In den Epist. Grotii. Pars II. Epist. CCCCV. Calmet, Erſcheinungen I. S. 239. Hennings, Ahndungen S. 297.

mentsrathes Quarräus: „Hier ſpricht der Schutzgeiſt im Traume, der nur das eigene magiſche Ich iſt, griechiſch — ohne Zweifel deshalb, um die Verkündigung des Künftigen oder die Warnung eindringlicher zu machen. Der Knabe konnte im Schlafe mehr Griechiſch, als im Wachen; denn das magiſche Ich iſt mächtiger, als das wache, und gebietet auch über die unbewußten Vorſtellungen und geiſtigen Erwerbungen.“ Aber wie kam es, daß Gronovius durch einen Bauer gewarnt werden mußte? Man kann antworten: er ſelbſt war keine ſeheriſche Natur; aber der Bauer war es. Da ſcheint ſich aber doch im tiefſten Hintergrunde etwas Schützendes zu bergen, welches den Bauer, als ein zu ſolcher Offenbarung geeignetes Subject wählte, um den Bedrohten zu retten, dem es ſich nicht unmittelbar mittheilen konnte.

Zu Krailsheim ſoll einmal ein armer Schuhmacher eine Erſcheinung gehabt und mit Hülfe dieſer zu einem Schatze gekommen ſein. Es war ein mit Gold- und Silbermünzen gefüllter Keſſel, worunter ſich ein Zettel befand, der in griechiſcher Sprache die Weiſung enthielt: Das Gold gehöre dem Schuhmacher, der zur Erlöſung des Geiſtes beſtimmt geweſen; derſelbe werde nur noch ſieben Jahre leben ꝛc. Der Pfarrer war in's Geheimniß gezogen worden; der beſah am Morgen nach der Hebung des Schatzes den Keſſel und ſeinen Inhalt. Die Prophezeihung ging in Erfüllung; der Sohn des Mannes, der zuvor die Schafe gehütet, ſtudirte und wurde Geiſtlicher.*)

*) Mone's Anz. 1837. S. 309. Ernſt Meier, Schwäb. Sagen I. S. 284.

III.

Muſikaliſche Manifeſtationen Sterbender und Geſtorbener.

Man erzählt von Perſonen, die ſich in ihrer Todesſtunde oder nach ihrem Hinſcheiden muſikaliſch kund gethan, ſo, daß theils ein wirklich vorhandenes Inſtrument geſpielt, oder ohne ſolches Töne und Muſikſtücke zu hören gegeben, auch wohl, was das Sonderbarſte iſt, irgend ein gerade vorhandener Gegenſtand, wie ein Schrank, Nachttiſch, Nähkäſtchen gleichſam in ein muſikaliſches Inſtrument verwandelt und durch daſſelbe oder aus denſelben heraus die Töne hervorgebracht worden ſeien. Wir wollen einige Beiſpiele geben.

Erasmus Franciſci*) erzählt von ſeinem Aufenthalt auf einem Schloſſe, wo viel Spukhaftes bemerklich war. Da ſei er zwei Mal um Mitternacht aufgewacht und habe gehört, wie eine an der Wand hängende Laute ertönte, als würde ſie von Menſchenhand geſpielt.

In dem alten Buche über den Hausgeiſt Hinzelmann**) wird von einem noch damals lebenden Prediger erzählt, welcher die Muſik liebte und ein Clavichord

*) Hölliſcher Proteus. S. 488.

**) „Der vielförmige Hinzelmann" ꝛc. S. 265 f.

hatte, worauf er zu ſpielen pflegte. Derſelbe, nachdem er das Inſtrument geſchloſſen, ſich zur Ruhe gelegt und einige Zeit geſchlafen hatte, erwachte und hörte auf dem Inſtrumente ein Muſikſtück vortragen. Es war, wie es wörtlich heißt, „eine vortreffliche und künſtliche Ouverture, welche mit den herrlichſten Ligaturen und gebrochenen Griffen dergeſtalt abwechſelte, daß nichts Angenehmeres und Trefflicheres konnte gedacht werden.“ Der Paſtor, der dies ſelbſt erzählte, betheuerte dabei, daß er ſich nicht erinnern könne, je ein ſchöneres Stück gehört zu haben, zumal, da das Geſpielte „zwar eine traurige Lamente vorgeſtellt, doch aber eine ſo bewegende Anmuth gehabt, daß er ſich zum Höchſten darüber verwundern müſſen.“ Dann ſei ihm freilich ein Schauer vor dem geiſterhaften Muſikanten angekommen und er habe ſich, um Nichts weiter davon zu hören, in das Bett gehüllt.

Der in Frankreich am 14. Febr. 1814 gefallene Oberſtlieutenant Oppen meldete ſich an demſelben Abend in dem von ihm früher bewohnten Zimmer zu Höchſt bei Frankfurt durch ſein Zitherſpiel.*) Und ein in der Schlacht bei Brienne getödteter Offizier that ſich ſeiner Verlobten, die er oft durch ſein Flötenſpiel ergötzt hatte, ebendadurch in der Todesſtunde kund. Es war von wunderbarer Schönheit und wurde von der ganzen Familie vernommen.**)

Einer Mary Walkinſon erſchien ihr Vater ein halbes Jahr nach ſeinem Tode, wie er ihr verſprochen hatte, unter Muſik und Helligkeit, unterhielt

*) Blätter aus Prevorſt XI. 28 ff.

**) Daſelbſt X. 165.

ſich lange mit ihr, theilte ihr auch mit, daß ſie ihr vor Kurzem geborenes Kind nicht lange warten würde. Als er verſchwand, ward es finſter und es ließ ſich wieder Muſik vernehmen.*)

Die Gräfin Julie von A. hatte eine große Leidenſchaft für Uhren; kein Zimmer des Schloſſes war ohne zierliche Pendule oder Tableau-Uhr, und ſie beſorgte überall das Aufziehen ſelbſt. Beſonders zeichnete ſich die im Wohnzimmer aus; dieſelbe ſtellte eine gothiſche Kirche dar; an dem Thurme war das Zifferblatt angebracht; bei jedem Vollſchlage ſpielte ſie ein Kirchenlied. Dieſe Uhr war der Gräfin unter allen am wertheſten und durfte von Niemand berührt werden, als von ihr. Erkrankt, ſchied ſie nach 7 ſchmerzhaften Wochen aus dem Leben. Während dieſer Zeit wurde keine der Uhren aufgezogen, die im Krankenzimmer ausgenommen; namentlich ſtand jene Lieblingsuhr über 6 Wochen ſtill. Man hatte Gründe, mit der Beſtattung zu eilen; man ließ ſie ſchon am Abend des zweiten Tages vor ſich gehen; es wurde jedoch faſt Mitternacht, als der Sarg aus dem Sterbezimmer durch das Wohnzimmer getragen wurde. Der Graf folgte mit dem Dorfgeiſtlichen. In dem Augenblicke, wo der Sarg vor der Uhr vorbeigetragen wurde, fing ſie zu ſchlagen an, that aber nicht 12, ſondern 13 Schläge, und ſpielte dazu die Melodie des Kirchenliedes:

„Laßt uns getroſt den dunkeln Weg
Zum neuen Leben gehen.“

Der Geiſtliche, der kurz vorher mit dem Grafen unter dieſer Uhr geſeſſen und ihr Stillſtehen bemerkt hatte, erſtarrte faſt vor Erſtaunen und Schreck. Der

*) Glanvil, Sadduc. triumphat. p. 149.

Graf erkannte in dem Wunder eine Offenbarung aus der anderen Welt; und es begann damit eine neue ernſtere Stimmung und Lebensperiode für ihn, indem die Frivolität ſeines früher ſehr weltlichen Weſens und Wandels mit einem Male abgeſtreift war.*)

Dr. Perty, Profeſſor zu Bern, der von uns ſo häufig citirte Verfaſſer der „myſtiſchen Erſcheinungen" u. ſ. w., verlor im Juni 1836 ein Mädchen von noch nicht 2 Jahren, was ihm Monate langen Schmerz verurſachte. Zu Anfang Octobers in der Nacht zwiſchen 12—1 Uhr wurde er, nachdem er kurz erſt eingeſchlafen, durch ein eigenthümliches Gefühl im Geſicht erweckt, etwa wie von einem elektriſchen Strom, oder wie wenn man ein Spinnengewebe über die Haut zöge, und ſah dann, kaum zwei Schritte weit entfernt, eine lichte Kindergeſtalt, ganz in der Größe und Form des verlorenen Kindes, langſam gegen die Decke ſchweben, wo ſie verſchwand. In einer Octobernacht 1838 gegen 12 Uhr lag er noch wachend im Bette; trübe Gedanken erfüllten ihn, weil ihm auf treuloſe und undankbare Weiſe begegnet worden war. Auf einmal ertönte eine leiſe, zarte, wunderbar ſchmelzende Muſik, wie von einer kleinen Glasharmonika; „das ganze liebliche Weſen dauerte etwa ⅔ Minuten." Späterhin 1839 hörte er in der Nacht eine andere Muſik der Art, rythmiſch, wie nach einer beſtimmten Melodie und wie mit Holz auf einem kleinen Inſtrumente ausgeführt.**) Allem Anſchein nach waren dies Manifeſtationen des ihm geſtorbenen Kindes; und die in dem erſteren Falle vernommene Muſik ſollte wohl ein beſchwichtigendes

*) Dr. Nürnberger in der Abendzeitung. 1840. Nr. 187.

**) Das Nähere ſ. bei Perty, Myſt. Erſchein. S. 97 f.

Gegengewicht in Beziehung auf die von ihm erfahrene Kränkung bilden. Laſſen wir dies gelten, ſo geht daraus hervor, daß jenes bei ſeinem Tode noch nicht zweijährige Kind im Geiſterreiche bedeutend höher geſtellt war, als es bei ſolchem Alter im Leben ſein konnte.

Ein vorläufig ſchon oben erwähnter, ſehr ſonderbarer Umſtand iſt der, daß die ſich muſikaliſch manifeſtirenden geiſterhaften Urſachen zuweilen gewiſſe Gegenſtände, die gar nicht zu muſikaliſchem Gebrauche tauglich und eingerichtet ſind, in Anſpruch nehmen, ſo daß es ſcheint, als würden die Töne in ihnen oder durch ſie hervorgebracht. Jene von Dr. Perty vernommene feine Muſik ſchien in oder auf dem Nachttiſchchen gebildet zu werden; die ſpäter gehörten trommelnden Töne dünkten ihm aus einem Wandſchrank über dem Bette zu kommen. Mehrere Tage vor dem Tode der Frau eines Kriegscommiſſars in Trieſt ließ ſich ein räthſelhaftes Zwitſchern und Singen vernehmen, daß aus einem Nähkäſtchen zu kommen ſchien, in welchem nichts Entſprechendes zu entdecken war. Das dauerte zwei volle Tage; am dritten war es ruhig. Als aber die Frau um Mitternacht ſtarb, war das Phänomen ſo ſtark, als wenn ein halbhundert Singvögel und darüber auf das Lauteſte ſängen; es dauerte von 12—1 Uhr und wiederholte ſich den nächſten Tag in derſelben Stunde. Nun ſtellte man ein Fläſchchen mit Weihwaſſer auf das Käſtchen. Schlag 12 Uhr fing es wieder an zu ſingen, verſtummte aber dann augenblicklich und für immer.*)

*) Hornung, Neueſte Geheimniſſe ꝛc. S. 44.

IV.

Die Clairon'sche Geistergeschichte.

Diese höchst merkwürdige Geschichte hat Göthe seinen „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter" einverleibt, jedoch mit Veränderung der Namen und des Schauplatzes, indem er eine Sängerin Antonelli in Neapel nannte, die von dem Spuke verfolgt worden sein sollte.*) Die Geschichte hat sich in Wahrheit zu Paris begeben und die Person, auf die sich der Spuk speciell bezog, war die Schauspielerin Hippolyte Clairon, die in ihren Memoiren unter der Rubrik: „Lettre à M. Meis, qui désirait avoir l'anecdote suivante par écrit," die bezüglichen in den 40ger Jahren des vorigen Jahrhunderts vorgefallenen Ereignisse erzählt. Der Name Meis soll fingirt und der Brief an den Baron Grimm geschrieben sein. Durch diesen kam wenigstens die Geschichte nach Deutschland, und Göthe hat sie noch vor dem Abdrucke des authentischen Berichtes in der angegebenen Weise benützt. In den Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Anspach**) findet sich dieselbe Geschichte, wie sie die Clairon giebt,

*) Schindler scheint dies nicht gewußt zu haben, indem er (das magische Geistesleben S. 290) bloß von der Antonelli spricht.

**) Aus einer englischen Handschrift übersetzt. Stuttg. und Tübingen. 1826. I. S. 58.

mit den Worten eingeleitet: „Ich kann eine Geſchichte nicht verſchweigen, welche zu jener Zeit in Paris großes Aufſehen machte und allgemeine Neugierde erregte.“ Und J. Fr. v. Meyer in ſeinen Blättern für höhere Wahrheit*) ſagt, er wiſſe aus zuverläſſiger Quelle, daß die Begebenheit in den Pariſer Polizeiprotokollen vorkomme. Der Brief der Clairon folgt hiermit.

„J. J. 1743 verſchaffte mir meine Jugend und mein Glück auf der Bühne in Oper und Schauſpiel ein anſehnliches Gefolge von jungen Gecken und alten Wüſtlingen, worunter ſich indeſſen auch einige beſſere Individuen befanden. Herr v. S., Sohn eines Kaufmanns aus der Bretagne, ungefähr 30 Jahre alt, ſchön von Geſicht, ſehr gut gewachſen und mit poetiſchem Talente begabt, war einer von Denen, auf welche ich den größten Eindruck machte. Sein Geſpräch und Benehmen verkündeten die ſorgfältigſte Erziehung und die Gewohnheit guter Geſellſchaft; und ſeine Zurückhaltung, ſeine Schüchternheit, welche ihm nur durch Aufmerkſamkeit und Blicke ſich zu erklären erlaubten, machten, daß ich ihn vor allen Anderen auszeichnete. Nachdem ich ihn in unſeren Wärmzimmern geprüft hatte, erlaubte ich ihm in meine Wohnung zu kommen, und ließ ihm keinen Zweifel über die Freundſchaft, welche er mir einflößte. Da er mich frei und gefühlvoll ſah, ſo geduldete er ſich und hoffte, daß die Zeit ein zärtlicheres Gefühl herbeiführen werde. Und wer weiß, was geſchehen wäre? Aber indem er aufrichtig alle Fragen beant-

*) Sammlung IX. Berlin 1830. S. 378.

wortete, die mir meine Vernunft und meine Neugier eingab, verdarb er ſich ſelbſt ſeinen ganzen Handel. Gekränkt, nur ein Bürger zu ſein, hatte er ſeine Güter umgeſetzt, um zu Paris in höherer Eigenſchaft zu leben; das mißfiel mir. Ueber ſich ſelbſt erröthen, iſt, wie mich dünkt, ein Mittel, die Geringſchätzung Anderer zu rechtfertigen. Seine Laune war melancholiſch und feindſelig; er ſagte, er kenne die Menſchen zu gut, um ſie nicht zu verachten und zu fliehen. Seine Abſicht war, Niemand mehr zu ſehen, als mich, und mich dahin zu bringen, daß ich Niemand mehr ſehen ſollte, als ihn. Das mißfiel mir, wie Sie ſich wohl denken können, noch mehr. Ich konnte mich willig mit Blumen halten, aber nicht mit Ketten binden laſſen. Ich ſah von dem Augenblick an die Nothwendigkeit ein, die tröſtliche Hoffnung zu zerſtören, die er nährte, und mich ſeiner täglichen Geſellſchaft zu entziehen. Das verurſachte ihm eine ſchwere Krankheit, während welcher ich ihm alle mögliche Aufmerkſamkeit bewies. Aber ſtandhafte Verſagung machte die Wunde tiefer; und zum Unglück für den armen und braven Jungen, wollte ſein Schwager, dem er die Vollmacht zur Erhebung und Uebermachung ſeiner Einkünfte übergeben hatte, das Heirathsgut ſeiner Frau verdoppeln, und ließ Herrn v. S. in ſo drückender Noth, daß er gezwungen war, das wenige Geld anzunehmen, was ich hatte, um ſeine Nahrung und die für ſeinen Zuſtand erforderlichen Heilmittel zu beſtreiten.

Endlich erlangte er ſeine Güter wieder, aber nie wieder ſeine Geſundheit; und da ich ihm einen Dienſt zu leiſten glaubte, wenn ich ihn von mir entfernte, ſo ſchlug ich ſeine Briefe und Beſuche ſtandhaft aus.

Zwei und ein halbes Jahr verflossen zwischen unserer Bekanntschaft und seinem Tode. Er ließ mich bitten, seinen letzten Augenblicken das Glück zu gewähren, mich noch ein Mal zu sehen; meine Umgebung hinderte mich an diesem Schritt. Er starb und hatte Niemand bei sich, als seine Dienstboten und eine alte Dame, die seit langer Zeit seine einzige Gesellschaft ausmachte. Er wohnte damals auf dem Wall, bei der Chaussée-d'Antin, wo man zu bauen anfing; ich in der Straße Bussy, bei der Seine-Straße und der Abtei Saint-Germain. Ich hatte meine Mutter bei mir und mehrere Freunde kamen zu mir zum Nachtessen. Die täglichen Gäste waren ein Intendant, dessen ich stets bei den Kammerherren und Schauspielern bedurfte; der gute Pipelet, den Sie gekannt und liebgewonnen haben, und Rosely, einer meiner Kameraden, ein gutartiger junger Mensch, voll Witz und Talent. Die Nachtessen waren zu jener Zeit, so klein sie waren, munterer, als die schönsten Feste seit vierzig Jahren gewesen sind. Ich hatte eben sehr hübsche Sachen gesungen, worüber meine Freunde entzückt waren, als auf den Schlag elf Uhr ein äußerst scharfer Schrei erfolgte. Seine klägliche Modulation und seine Dauer setzten Jedermann in Erstaunen; ich sank in Ohnmacht und war fast eine Viertelstunde ohne Bewußtsein.

Der Intendant war verliebt und eifersüchtig; er sagte mir mit vieler Bitterkeit, als ich wieder zu mir kam, die Zeichen meiner Zusammenkünfte seien allzu laut. Meine Antwort war: Da ich das Recht habe, zu jeder Stunde zu empfangen, wen ich will, so sind die Zeichen für mich unnütz; und was Sie

ſo nennen, iſt zu zerreißend, um eine Ankündigung der ſüßen Augenblicke zu ſein, die ich wünſchen könnte. Meine Bläſſe, das Zittern, das mir zurückblieb, einige mir wider Willen herabrollende Thränen, und meine Bitte, daß man einen Theil der Nacht dableiben möge, bewieſen, daß ich nicht wußte, was es ſein könne. Man ſprach viel über dieſen Schrei und beſchloß, Aufpaſſer in der Straße zu halten, um, wenn er ſich ferner hören ließe, ſeinen Grund und ſeinen Urheber zu entdecken.

Alle unſere Leute, meine Freunde, meine Nachbarn, die Polizei ſogar, haben dieſen Schrei gehört, immer zu derſelben Stunde, immer unter meinen Fenſtern ertönend, und ſo, daß er blos aus dem leeren Luftraume zu kommen ſchien. Ich durfte nicht zweifeln, daß es Niemandem galt, als mir. Ich aß ſelten Abends außer dem Hauſe; aber an den Tagen, wo es geſchah, hörte man Nichts; und öfters, wenn ich bei meiner Heimkunft in mein Zimmer trat und meine Mutter, meine Leute darnach fragte, ertönte er mitten zwiſchen uns. Einſt wollte der Präſident v. B., bei dem ich zu Nacht geſpeiſt hatte, mich nach Haus bringen, um ſich zu verſichern, daß mir Nichts unterwegs begegnet ſei. Als er mir an meiner Thür gute Nacht wünſcht, ertönt der Schrei zwiſchen ihm und mir. Er wußte dieſe Geſchichte ſo gut, wie ganz Paris; gleichwohl hob man ihn mehr todt, als lebendig, aus ſeinem Wagen.

Ein anderes Mal bat ich meinen Kameraden Roſely, mich nach der Straße St. Honoré zu begleiten, um Stoffe auszuſuchen und ſodann einen Beſuch bei Fräulein von Saint-P. zu machen, die an

dem Thor St. Denis wohnte. Der einzige Gegenstand unſerer Unterhaltung auf dieſer doppelten Fahrt war mein Geſpenſt (denn ſo nannte man es). Dieſer junge Menſch voll Witz, der an Nichts glaubte, war doch über mein Abenteuer betroffen; er drang in mich, die Erſcheinung zu berufen, und verſprach, daran zu glauben, wenn ſie mir antwortete. Geſchah es aus Schwachheit oder aus Kühnheit, ich that, was er verlangte; der Schrei ertönte zu dreien Malen, gleich ſchrecklich durch Stärke und Geſchwindigkeit. Als wir an der Thür unſerer Freundin angelangt waren, bedurfte es der Hülfe des ganzen Hauſes, um uns aus dem Wagen zu holen, worin wir Beide ohne Beſinnung ſaßen.

Nach dieſer Scene hörte ich mehrere Monate lang Nichts. Ich glaubte mich für immer befreit; ich irrte.

Die Schauſpieler waren wegen der Hochzeit des Dauphin ſämmtlich nach Verſaille befehligt. Wir ſollten drei Tage dort zubringen; man hatte etliche Quartiere vergeſſen. Madame Grandval hatte keines und ich wartete mit ihr vergeblich darauf, daß man eines für ſie fände. Um 3 Uhr Morgens bot ich ihr an, das Zimmer mit zwei Betten zu theilen, das man mir am Wege nach St. Cloud zugerichtet hatte; ſie nahm es an. Ich gab ihr das eine Bette; ſobald ſie ſich gelegt hatte, ſtieg ich in das meinige. Während meine Kammerfrau ſich auszog, um ſich neben mich zu legen, ſagte ich zu ihr: Wir ſind hier am Ende der Welt, es iſt das abſcheulichſte Wetter, der Schrei möchte wohl Mühe haben, uns hier aufzuſuchen. — Er ertönte! Madame Grandval meinte, die ganze Hölle wäre

im Zimmer; ſie lief im Hemde von oben hinab durch's Haus, wo die übrige Nacht Niemand ein Auge zuthun konnte; aber es war wenigſtens das letzte Mal, daß er ſich hören ließ.

Sieben oder acht Tage nachher, da ich mit meiner gewöhnlichen Geſellſchaft plauderte, folgte auf den Schlag elf ein Flintenſchuß, der zu einem von meinen Fenſtern herein fiel. Wir hörten alle den Schuß; wir ſahen alle das Feuer; das Fenſter war auf keine Weiſe beſchädigt. Wir dachten ſämmtlich, daß man mir nach dem Leben ſtehe, daß man mich gefehlt habe, und daß Vorſichtsmaßregeln für die Zukunft zu treffen ſeien. Der Intendant eilte zu Herrn v. Marville, der damals Polizeilieutenant und ſein Freund war. Man kam, ſogleich die Häuſer gegenüber dem meinigen zu unterſuchen. Die folgenden Tage waren ſie von oben bis unten mit Wachen beſtellt; man unterſuchte das meinige durchaus; die Straße war mit allen möglichen Aufpaſſern angefüllt; aber aller Sorgfalt ungeachtet, ließ ſich dieſer Schuß drei ganze Monate lang hören und ſehen, ging ſtets zur nämlichen Stunde los und in die nämliche Glasſcheibe, ohne daß Jemand irgend ein Mal wahrnehmen konnte, von wo er ausgehe. Dieſe Thatſache iſt in den Polizeiprotokollen feſtgeſtellt.

Ich war an mein Geſpenſt gewöhnt, in welchem ich noch einen ganz guten Teufel (assez bon diable) erkannte, weil es ſich mit Taſchenſpielerkünſten begnügte. Indem ich nun nicht in Acht nahm, wie viel Uhr es ſei und mir ſehr warm war, öffnete ich das geweihte Fenſter, und wir, der Intendant und ich, lehnten uns auf den Balkon. Es ſchlägt elf; der

Schuß geht los, und wirft uns beide mitten in das Zimmer, wo wir wie todt hinfielen. Als wir wieder zu uns gekommen waren und fühlten, daß uns nichts geſchehen war, ſahen wir uns an; geſtanden uns, daß wir, er auf den linken Backen, ich auf den rechten, die ſchrecklichſte Ohrfeige bekommen hatten, und fingen an zu lachen, wie zwei Narren. Den anderen Tag Nichts. Den nachfolgenden, von Mademoiſelle Dümesnil zu einem kleinen nächtlichen Feſt eingeladen, das ſie in ihrem Hauſe an den weißen Planken (à sa maison de la barrière blanche) gab, ſtieg ich um elf Uhr mit meiner Kammerfrau in eine Miethkutſche. Es war der ſchönſte Mondſchein, und man fuhr uns über die Wälle, die ſich mit Häuſern zu beſetzen anfingen; wir unterſuchten die Arbeiten daſelbſt, als meine Kammerfrau zu mir ſagte: Iſt nicht hier herum Herr v. S. geſtorben? — Nach der Angabe, die ich erhalten, ſagte ich, indem ich mit dem Finger hindeutete, mußte es in einem von den beiden Häuſern da vor uns geſchehen ſein. Da fiel aus einem der beiden derſelbe Flintenſchuß, der mich verfolgte; er ging durch unſern Wagen; der Kutſcher eilte, hinwegzukommen, indem er glaubte, von Räubern angegriffen zu ſein; wir gelangten an den Ort der Zuſammenkunft mit kaum wiedererhaltenen Sinnen und, was mich betrifft, von einem Schrecken durchdrungen, den ich lange behalten habe; aber dieſe That war die letzte, die mit dem ſcheinbaren Feuergewehr ausgeführt wurde.

An die Stelle des Knalles trat jetzt ein Händeklatſchen, mit einer gewiſſen Menſur und Verdoppelungen. Dieſes Geräuſch, an welches mich die Güte

des Publikums gewöhnt hatte, ließ mich lange Zeit keine Beobachtung anſtellen; meine Freunde thaten's für mich. Wir haben gelauert, ſagten ſie; um elf Uhr, faſt unter Ihrer Thüre entſteht es; wir hören es, aber wir ſehen Niemand; es kann nur eine Art Fortſetzung des früher Erfahrenen ſein. Da dieſer Spuk nichts Schreckhaftes hatte, ſo behielt ich die Zeit ſeiner Dauer nicht. Ich war eben ſo wenig aufmerkſam auf die melodiſchen Klänge, die ſich hernach hören ließen; es ſchien, als ob eine himmliſche Stimme die Grundtöne des edlen und rührenden Liedes angäbe, das ſie ſingen wollte. Dieſe Stimme hob an der Ecke der Straße Buſſy an und endigte an meiner Thüre; und wie es mit allen vorherigen Tönen gegangen war, man ging nach, man hörte, aber man ſah nichts. Endlich nach etwa über dritthalb Jahren war Alles zu Ende.

Das Haus, worin ich wohnte, war ſehr geräuſchvoll durch die Nähe des Marktes und die Menge von Miethsleuten, die es faßte. Ich hatte für mein Studieren und für meine angegriffene Geſundheit größere Stille nöthig; ich war etwas weniger arm und ſehnte mich nach mehr Bequemlichkeit. Man ſprach mir von einem kleinen Haus in der Straße des Marais, zu einem Preis von zwölfhundert Livres. Man ſagte mir, darin habe Racine vierzig Jahre lang mit ſeiner ganzen Familie gewohnt; daſelbſt habe er ſeine unſterblichen Werke verfaßt, daſelbſt ſei er geſtorben; hernach habe es die rührende Lecouvreur bewohnt und ſei ebenfalls darin geſtorben. Schon allein die Mauern dieſes Hauſes müſſen hinreichen, ſagte ich zu mir, mich die Erhabenheit des Schrift-

ſtellers fühlen und mich zu der Gabe der Darſtellung gelangen zu laſſen; in dieſem Heiligthume muß ich leben und ſterben! Man ließ es mir, und hängte an dem, wo ich wohnte, den Zettel aus. Unter der Zahl derer, die Wohnung ſuchten, ſchlichen ſich auch viele Neugierige ein. Das Publikum bemerkte mich niemals außer dem Theater; es wollte mich in meiner einfachen Geſtalt ſehen.*) . . . . . .

Man meldete mir eine bejahrte Dame, die meine Zimmer ſehen wolle. Es gehörte ſtets zu meinen Grundſätzen, dem Alter die größte Achtung zu bezeugen; ich ging ihr entgegen. Eine Bewegung, deren ich nicht Meiſter war, machte, daß ich ſie lange vom Kopf bis zu den Füßen betrachtete; und dieſe Bewegung verdoppelte ſich, als ich wahrnahm, daß ſie mit mir ein Gleiches empfand und that. Alles, was ich konnte, war endlich, daß ich ihr anbot, ſich zu ſetzen; ſie nahm es an, und wir bedurften es beide. Unſer Stillſchweigen währte fort, aber unſere Augen ließen keinen Zweifel über unſere Luſt zum Reden; ſie wußte, wer ich war, ich kannte ſie nicht; ſie fühlte, daß es an ihr war, das Stillſchweigen zu brechen; unſere Unterredung war folgende.

Seit langer Zeit, Mademoiſelle, habe ich das lebhafte Verlangen, Sie kennen zu lernen. Da ich nicht in's Schauſpiel gehe, Niemand von Denen kenne, denen Sie das Glück vergönnen, Sie zu ſehen, und mich nicht ſchriftlich erklären wollte, ſo fürchtete ich, ein Brief, der Ihnen Zweifel über meine Beweggründe ließe, möchte eine abſchlägige Antwort er-

*) Hier folgt eine lange Stelle, die Nichts zur Sache thut.

halten; der Zettel, der wegen Ihrer Wohnung ausgehängt iſt, verſchafft mir endlich dieſen angenehmen Augenblick. Ich geſtehe Ihnen, daß mich die Wohnung nicht herbeizieht; ich bin nicht reich genug, um mich damit zu befaſſen. Ich werde Sie dennoch bitten, mich dieſelbe ſehen zu laſſen; den Ort Ihres Aufenthaltes zu kennen, iſt intereſſant. Ihre Talente haben eine Celebrität, die mir keinen Zweifel über Ihren Geiſt läßt; ich ſehe, daß man mich über Ihr Geſicht nicht falſch berichtet hat; ich wünſche zu wiſſen, ob die Schilderung des Ortes eben ſo treu iſt, und von Stelle zu Stelle meinem unglücklichen Freunde in ſeinen Hoffnungen und ſeiner Verzweiflung zu folgen. . . . . — Es ſcheint mir, Madame, ſagte ich, daß die Bewegung, worin Sie mich ſehen, und die jeder Ihrer Ausdrücke mehrt, es Ihnen zur dringenden Pflicht macht, mich zu unterrichten, wer Sie ſind, von wem Sie zu mir ſprechen, kurz, was Sie wohl mit mir wollen. Reden Sie, oder ich verlaſſe Sie. — Ich war, fuhr ſie fort, die beſte Freundin des Herrn v. S., und die einzige, die er in dem letzten Jahr ſeines Lebens ſehen wollte. Wir haben beide jeden Tag und jede Stunde gezählt, indem wir von Ihnen ſprachen und Sie bald zum Engel, bald zum Dämon machten; ich ſtets in ihn dringend, er ſollte Sie zu vergeſſen ſuchen; er ſtets bezeugend, er werde Sie auch jenſeits des Grabes lieben. . . . . Ihre Augen, die ich voll Thränen ſehe, erlauben mir, zu fragen, warum Sie ihn ſo unglücklich gemacht haben, und wie Sie, bei einem redlichen und gefühlvollen Herzen, ihm den Troſt verſagen konnten, Sie zu ſprechen, Sie noch einmal zu ſehen? ———— Dem Herzen läßt ſich

nicht befehlen, war meine Antwort. Herr v. S. hatte Verdienſte und ſchätzbare Eigenſchaften; aber ſein finſterer, deſpotiſcher Charakter machte mir in gleichem Maße ſeine Geſellſchaft, ſeine Freundſchaft und ſeine Liebe furchtbar. Um ihn glücklich zu machen, hätte ich allem menſchlichen Umgang, ſelbſt meinem Talent entſagen müſſen. Ich war arm und ſtolz; ich wollte, und werde es immer wollen, Alles nur mir ſelbſt verdanken. Die Freundſchaft, welche er mir einflößte, hieß mich Alles verſuchen, um ihn auf ruhigere und billigere Geſinnungen zu bringen. Da es mir mißlang, und da ich überzeugt war, daß ſein Eigenſinn weniger von der Stärke ſeiner Leidenſchaft, als von der Heftigkeit ſeines Charakters herrührte, faßte und bewahrte ich den Entſchluß, mich gänzlich von ihm zu trennen. Ich habe mich geweigert, ihn in ſeinen letzten Augenblicken zu ſehen, weil dieſes Schauſpiel mein Herz zerriſſen haben würde; weil ich fürchtete, mich unglücklich zu machen, wenn ich es zugeſtand. — Sie zu verdammen, ſagte ſie, wäre ungerecht. Aber ſein Zuſtand und ſeine Leidenſchaft übermannten ihn, und Ihre letzte Verſagung beſchleunigte ſeine letzten Augenblicke. Er zählte alle Minuten, als um halb elf Uhr ſein Bedienter kam und meldete, daß Sie entſchieden nicht kommen würden. Nach einigem Stillſchweigen ergriff er meine Hand mit einer Verzweifelung, die mich erſchütterte. Die Barbarin! rief er; ſie wird nichts dabei gewinnen; ich werde ſie eben ſo ſehr nach meinem Tode verfolgen, als ich ſie bei meinem Leben verfolgt habe! ..... Ich wollte es verſuchen, ihn zu beſänftigen; er war nicht mehr! .....

Ich glaube, nicht nöthig zu haben, lieber Freund, Ihnen zu ſagen, welche Wirkung dieſe letzten Worte auf mich machten. Die Analogie, welche ſie mit all jenen Erſcheinungen hatten, durchdrang mich mit Schrecken; mir war, als ob alle hölliſchen und himmliſchen Mächte ſich vereinigten, mein elendes Leben zu quälen; doch ihre, wenigſtens ſcheinbare, Unthätigkeit, die Zeit und meine ſtärker gewordene Vernunft, brachten die Ruhe in meine Seele wieder."

So weit die Clairon.

Was weiter folgt, hat kein Intereſſe mehr für uns. Die Erzählerin ſtellt ſich auf einmal wieder aufgeklärt und ſpielt die Vernünftige, die am Ende doch Alles lieber dem Zufall zuſchreibt. Aber die Sache iſt klar. Hier haben wir eine ausgemachte, und wie mich dünkt, nicht abzuweiſende Geiſtergeſchichte vor uns, die jeder „natürlichen" Erklärung ſpottet, die ſelbſt der Pariſer Polizei getrotzt, und die, was das Intereſſanteſte iſt, von ſo inſtructiver Art iſt, wie mir keine zweite dieſer Gattung bekannt. Wir ſehen: ein leidenſchaftliches Verlangen, dem keine Befriedigung wurde, und eine heftige Gemüthsaufwallung im Sterben mit dem Vorſatze, noch im Tode eine gewiſſe Rache zu nehmen, hatte eine Anzahl ſpukhafter Phänomene und Effecte zur Folge, die einen zunächſt ſehr kläglichen, gewaltſamen und ſchreckhaften Charakter hatten, dann aber ſchwächer wurden, minder traurig und ergreifend erſchienen und endlich ſogar eine freundliche und liebliche Geſtalt annahmen. Schließen wir von dieſen Aeußerungen auf deren unſichtbare Urſache zurück, ſo ergiebt ſich, daß in einer noch nach der Scheidung vom Leibe unruhig bewegten, auf den

Gegenſtand ihrer Neigung und Sehnſucht mit Schmerz und Unwillen gerichteten Seele allmählig eine mildere und verſöhntere Stimmung eingetreten, und daß dieſe Seele dann zuletzt, von ihren peinlich aufregenden Gefühlen befreit, in die ſtille, innere Region eingegangen, in welcher zu ruhen und unſeren jenſeitigen Frieden zu finden, unſere Beſtimmung nach dem Tode iſt.*)

*) Vergl. Bd. I. Buch I. Nr. VII und VIII. S. 107—122.

V.

Spuk- und geisterhafte Dinge, die sich um und bei Göthe bemerklich gemacht haben sollen.

„Das Geisterpack, es fragt nach keiner Regel;
Wir haben aufgeklärt, und dennoch spukt's in Tegel"

sagt der Proktophantasmist in Göthe's Faust. Es sollen sich auch bei Göthe selbst sehr wunderliche Dinge begeben haben. Dr. Schwabe hat darüber in der „Gartenlaube" berichtet; sein Aufsatz war dann auch in der Frankfurter „Didaskalia"*) zu lesen. Dr. Schwabe bemüht sich natürlich, seinem Publikum gegenüber das Mystische in seiner Darstellung rationalistisch wegzuschaffen und dafür eine platte Natürlichkeit zu setzen, durch welche „der gesunde Menschenverstand" nicht beleidigt, aber auch das ganze Interesse, das die Sache haben kann, vernichtet wird. Wir werden sehen, wie ihm das gelingt. Gesetzt aber, Herr Schwabe hätte Recht, so zeigt sich doch, daß dergleichen, wenn auch nur in der Phantasie der Menschen vorhandene Dinge, durch die triviale Aufklärerei, die wir aus dem vorigen Säculum noch immer so geistlos fortschleppen, nicht wegzubringen sind, vielmehr immer wieder zum Vorschein kommen, somit jedenfalls tief

*) Vom 28. April 1860.

und unausrottbar in der menſchlichen Natur gelegen ſein müſſen.

So ſoll denn erſtlich nicht nur in dem Hauſe, welches Göthe in der Stadt bewohnte, ſondern auch in dem bekannten Gartenhauſe am Stern ein romantiſcher Spiritus Familiaris ſein Weſen getrieben haben. Er klopfte in der Remiſe, die ſich unter dem Arbeitszimmer des Dichters befand. Sah man nach, ſo fand ſich Nichts; gleich darauf aber ließen ſich die Töne von Neuem hören. Einmal erſchien dieſer Geiſt am hellen Mittage, den Platz vor dem Gartenhauſe kehrend, in Mädchengeſtalt, gab auf die Fragen, die Göthe an ihn richtete, keine Antwort und löſte ſich verſchwindend in den Strahlen der Sonne auf. Dies geſchah an einem Sonntage Vormittags im Sommer des Jahres 1824, als es in der Stadt eben 12 Uhr ſchlug, die Juniſonne warm und glänzend niederſchien, und Göthe aus der Hausthüre trat, um nach der Stadt zu gehen.*)

Das Alles erzählte dieſer ſelbſt einer ihm ſehr nahe ſtehenden Perſon, aus deren Munde Herr Schwabe die Geſchichte vernommen hat. Was ſagt nun Letzterer darüber? „Es iſt bekannt, daß Göthe eine große Hinneigung zum Wunderbaren und Geheimnißvollen hatte. Dieſelbe bewog ihn nicht ſelten, in munterer Laune Den und Jenen zu myſtificiren. Und ſo wird es ſich auch hier verhalten haben.“

Wer ſich jedoch zum Wunderbaren und Geheimnißvollen neigt, pflegt damit keinen muthwilligen und

*) Einer der Fälle, von denen im I. Bande S. 131 ff. die Rede war.

täuſchenden Scherz zu treiben. Daß Göthe Jemand in ſolcher Weiſe myſtificirt habe, iſt mir nicht bekannt. Am wenigſten dürfte er auf ſolche Weiſe mit einer ihm ſehr nahe ſtehenden Perſon verfahren ſein. In ſeinen Schriften bringt er myſtiſche Dinge, Viſionen, Seherblicke, Vor- und Ferngeſichte, bedeutſame Träume, geheimnißvolle Zuſammenhänge, ſpukhafte Phänomene in keineswegs ſpaßhafter Weiſe, vielmehr in der Art zur Sprache, daß man erkennt, es ſei ihm damit vollkommener Ernſt geweſen. In ſeiner Familie, ſowohl mütterlicher, als väterlicher Seite, war Ahnungsvermögen nicht ſelten;*) er ſelbſt war ein myſtiſcher, magiſcher, viſionärer, in die Ferne der Zeit und des Raumes hin erkennender Menſch.**)

Mit den viſionären Geſtalten, welche den Weſen führen, ſcheint es eine ganz beſondere Bewandtniß zu

*) Vergl. Bettina v. Arnim's Erzählungen darüber; auch Blätter aus Prevorſt XII. 165 und oben Bd. I. S. 207 f.

**) Jedermann wird ſich z. B. des Geſichtes erinnern, welches er nach ſeinem Abſchied von Friederike auf dem Wege nach Druſenheim hatte. Er ſah ſich ſelbſt zu Pferde auf dem Rückwege begriffen, die Geſtalt hatte ein beſonderes Kleid an. Nach 8 Jahren ritt er wirklich ſo des Weges daher, um Friederiken noch einmal zu beſuchen und trug ein ſolches nicht mit Abſicht gewähltes Kleid. In ſeinen Schlafzuſtänden führte er ein eigenthümliches, productives Seelenleben, welches mit ſeinen Reſultaten in das wache Bewußtſein fördernd eingriff. Ferne Naturereigniſſe thaten ſich gleichzeitig ſein.r.. Gefühle kund. Wie er durch einen dunkeln Trieb einem wunderbar ſchönen Knaben entgegengeführt wurde, erzählt er: Werke in Octav Bd. XLV. 1823. S. 249 f. Die magiſche Anziehungskraft, die er beſaß, beſchreibt er bei Eckermann, Geſpräche III. 201 ff. Er bemerkt hierbei: „Ich glaubte mich unſichtbar von höheren Weſen umgeben, die ich anflehte, ihre (der Geliebten) Schritte zu mir oder die meinigen zu ihr zu lenken."

haben. Dem Dion erſchien ein großes, einer tragiſchen Furie ähnliches Weib, welches das Haus mit einem Beſen kehrte, was man nachher auf den darauf erfolgten Tod ſeines Sohnes und ſeinen eigenen bezog.*) Das ſogenannte Hardtweible in Schwaben wird mit einem Beſen in der Hand geſehen.**) Dann iſt an die Viſion zu erinnern, welche die ägyptiſchen Zauberer zu erregen verſtehen. Sie bedienen ſich einer Art von Spiegel, der in der Regel nur eine ſchwarze Flüſſigkeit iſt, welche in die Hand eines Knäbleins oder einer Jungfrau geſchüttet wird. Dieſe ſehen dann in der Flüſſigkeit mit richtigem Fernblicke, was gewünſcht wird; vor Allem aber erſcheint darin ein kehrender Beſen, oder ein mit einem ſolchen den Boden kehrender Mann.***) Der Knabe ſieht in der Tinte, womit ein becherförmig zuſammengerolltes Stück Papier gefüllt iſt, auch wohl zwei Leute, welche mit Beſen die Gaſſe kehren.†) Eine höchſt ſonderbare und unbegreifliche Form des ſeheriſchen Wahrnehmens, die aber doch auch ihren Grund haben muß und mit einer gewiſſen Geſetzlichkeit einzutreten ſcheint.

Das Zweite iſt die räthſelhafte und unerklärliche Muſik, die man nach Göthe's Tode vernahm. Sie wurde von verſchiedenen Perſonen gehört; ſie kam dem Einen wie Orgelton, dem Anderen wie Geſang,

*) Nach Plutarch im Leben des Dion 55.

**) Ernſt Meier, Schwäb. Sagen S. 29.

***) So erzählt Schubert als Augenzeuge: Reiſe in's Morgenland in den Jahren 1836 und 1837.

†) Burke, Anecd. of the aristocracy and episod. in anecstr. hist. I, 124. Bülau, Geh. Geſch. und räthſelhafte Menſchen IV, 191.

dem Dritten wie Clavierſpiel u. ſ. w. vor; ſie ertönte bald mit längeren, bald mit kürzeren Pauſen, bald an dieſem, bald an jenem Orte, doch immer in Göthe's Haus oder dicht daneben oder dicht darüber. Eine Urſache war nicht zu ermitteln; die Nachbarn läugneten, daß bei ihnen irgendwie muſicirt werde. Was ſagt Herr Schwab zu dieſer Geiſtermuſik?

Es ſei vor Allem als gewiß anzunehmen, daß die Sache „natürlich" zugegangen. Es ſei möglich, daß der Luftzug durch den Kamin einen Ton hervorgebracht, der von der Phantaſie zu dem Range eines muſikaliſchen Accordes erhoben worden ſei. Möglich ferner, daß, trotz aller Gegenverſicherungen der Nachbarſchaft, doch in einem nahe liegenden Hauſe, einem Dachſtübchen etwa, muſicirt worden ſei. Es könne auch eine vorwitzige Magd in einer Eſſe oder Dachlücke des Göthe'ſchen Hauſes eine vergeſſene Aeolsharfe aufgehangen haben. In allen dieſen Fällen jedoch wären die Töne an eine beſtimmte Oertlichkeit, wo und woher ſie erklungen und vernommen worden wären, gebunden geweſen; hätten auch wohl für Alle, die ſie hörten, einen und denſelben Charakter und nicht einen ſo gar verſchiedenen gehabt. Ein Muſiciren in der Nachbarſchaft wäre nicht als in oder dicht an Göthe's Hauſe erklingend gehört worden, und ein Luftzug im Kamine konnte doch nicht wie Geſang oder Clavierſpiel lauten. Da wird wieder, wie ſo oft, der Phantaſie zugemuthet und zugeſchoben, was ſelbſt für ſie viel zu viel iſt, namentlich wenn ſich ganz gewöhnliche Leute und Naturen dabei betheiligen. Das will alſo auch nicht gehen. Mir kommen hier die muſikaliſchen Töne in den Sinn, mit welchen der erſt

ſo heftige und gewaltſame Spuk der berühmten Claironſchen Geiſtergeſchichte geendiget, welche Göthe ſelbſt ſeiner Beachtung gewürdiget und in den „Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderter“ mit Veränderung des Ortes und der Namen vorgetragen hat.*) Was hier zuletzt eintrat, das konnte bei Göthe, der in ruhiger Verfaſſung ſtarb, ſogleich ſtattfinden. Magiſches Tönen geht von Schlafenden und Ekſtatiſchen aus. Abercrombie giebt die Geſchichte eines Mädchens, welches ſchlafend die Töne der Violine und des Claviers nachahmte.**) Beiſpiele von „muſikaliſchen Manifeſtationen Sterbender und Geſtorbener“ ſind oben in dieſem Bande Nr. III. S. 11 ff. gegeben worden. Für magiſches Tönen, durch den Geſchiedenen im Todesſchlaf und Todestraum hervorbracht, halte ich auch jene räthſelhafte Muſik.

---

*) S. oben Nr. IV. S. 16 ff. des II. Bandes.

**) Vergl. Perty, Myſt. Erſchein. S. 236 f. 711. Ueber ſomnambules Singen daſelbſt S. 224. Ueber Tonphänomene bei dem Spiritualismus der neueſten Zeit daſelbſt S. 413 ff. Ueber geiſterhafte Töne, Geſänge und Muſiken bei Sterbefällen und Leichenbegängniſſen ſ. oben im I. Bande Buch II. Nr. VII.

VI.

Ein problematiſches Pflanzenwunder.

Der Fall, den ich jetzt vortragen werde, iſt ſo eigenthümlich und räthſelhaft, daß ich ihn glaube für ſich ſtellen zu müſſen.

Ein mir perſönlich bekannter Mann hatte einen kleinen Sohn, den er einmal mit in den Garten des Hauſes nahm, wo er Kürbiskerne in die Erde ſteckte. Er gab dem Kleinen einen ſolchen in die Hand, ließ ihn denſelben einpflanzen und merkte ſich die Stelle. Bald darauf ſtarb das Kind. Als der Mann ſpäter nach den Kürbiſſen ſah, und denjenigen, der aus des Kindes Pflanzung erwachſen war, wehmüthig in's Auge faßte, ſah er mit Erſtaunen zwei große lateiniſche Buchſtaben darauf, die ſich während des Wachsthumes deſſelben durch einen die Fläche erhöhenden Auswuchs gebildet hatten. Es waren die Buchſtaben **A. F.** Das Kind hatte Armin F*** geheißen. Der Mann glaubte hierin ein Zeichen aus dem Jenſeits erhalten zu haben; er ſchnitt ſich das Stück mit den Buchſtaben aus dem Kürbis heraus und bewahrte es in einer eleganten Kapſel auf, die er ſich eigens dazu machen ließ. Als er mir die Thatſache erzählte, zog er die Kapſel aus ſeiner Rocktaſche und zeigte mir das ſchöne Wunder, das ihm außerordentlich werth war und das ich mit Erſtaunen

betrachtete. Die Züge waren vollkommen ausgedrückt, nur war der Querſtrich im A ſchief gerathen; auch der mittlere Strich im F länger, als man ihn zu machen pflegt. Der Bruder des Mannes, ein Profeſſor der Medicin von rein „wiſſenſchaftlicher" Denkart und Tendenz, war auch dabei, als wir die Buchſtaben in Betrachtung zogen. Er konnte es nicht in Zweifel ziehen, daß dieſe Züge abſichtlich gemacht worden ſeien: er glaubte auch, daß ſie des Kindes Namen bezeichnen ſollten. Er ſtritt jedoch mit Eifer und Unwillen gegen die Superſtition, die er in des Bruders Auffaſſung und Pietät erblickte, und behauptete, entweder dieſer ſelbſt habe die Buchſtaben eingeſchnitten, die dann durch Hervorquellung des Pflanzenſaftes in den Einſchnitten dieſe Form angenommen, oder ein anderer Menſch an dem Orte habe es gethan. Jener entgegnete, er könne beſchwören, daß er ſelbſt es nicht gethan; daß aber ein fremder Menſch in ſeinem Garten die Einſchnitte gemacht, könne er auch nicht annehmen; er wiſſe Niemand, dem das habe beifallen können; auch ſei an dem Orte, wo ſich Haus und Garten befinde, ſchwerlich Jemand, der ſolche Buchſtaben zu machen verſtehe. „Du haſt's ſelber gethan und nachher vergeſſen," antwortete der Profeſſor mit Feſtigkeit. Es ging wie gewöhnlich in ſolchen Fällen; man ſtreitet ſich lange mit Heftigkeit herum und am Ende bleibt Jeder bei ſeiner Meinung.

Man kann ſolche Dinge in der That nicht zu glauben befehlen; es wäre am Ende möglich, daß die Buchſtaben dennoch von Menſchenhand eingeſchnitten worden ſeien. Gleichwohl kommt Frau Ratio ſelbſt

bei ſolchen minder gewiſſen Wundern und Geiſtergeſchichten in eine nicht geringe Verlegenheit. Man muß gar zu unwahrſcheinliche Dinge annehmen, dem Factum gar zu großen Zwang anthun, damit ſich der reine, materialiſtiſche Aeußerlichkeitsglaube zu behaupten vermöge. Und ſo iſt es um ſo begreiflicher, wenn ſich der Wundergläubige, perſönlich Intereſſirte ſeine Auffaſſung nicht nehmen läßt; um ſo natürlicher, wenn in unſerem Falle der Vater des Kindes ſich zu keiner dem Profeſſor zu machenden Conceſſion verſtand und unerſchütterlich bei dem Satze beharrte, ſein hingeſchiedenes Kind habe die Buchſtaben auf den Kürbis geſchrieben und ihm auf dieſe Weiſe die tröſtliche Verſicherung gegeben, daß es noch geiſtig exiſtire nnd ihm ſogar noch irdiſch und örtlich nahe zu ſein vermöge.*)

*) Prof. Perty wird vielleicht ſagen: der Vater habe es allerdings ſelbſt gethan, aber nicht als bewußter Tagmenſch; es ſei ein von ſeinem magiſchen Ich ausgegangener Spuk geweſen. Ich kann mich auch mit dieſer Erklärungsweiſe nicht befreunden. — Wie eine Rede von einem Geiſte gepflegt wird, beſchreibt eine gereimte Erzählung von Theobald Kerner; ſ. deſſen Gedichte. Jena 1845. S. 27 ff.

VII.

Trauer und Sehnsucht der Lebenden auf die Todten wirkend.

Es ist in den Sagen mehrfach davon die Rede, daß tiefe Trauer und heftige Sehnsucht die Abgeschiedenen, die der Gegenstand der Gemüthsbewegungen sind, zur Ruhe zu kommen verhindere. So in folgender Erzählung.

Einer Frau in Nürnberg war ein sehr geliebtes Töchterchen gestorben, und sie trauerte um dasselbe mit großer Sehnsucht und Vergießung vieler Thränen. Da erschien ihrer Schwester, die zu der Zeit gewacht zu haben behauptete, dieses Kind und sagte zu ihr: Die Mutter möge doch nicht so viel weinen; denn es könne deshalb nicht zur Ruhe kommen. „Es ist etwas Hartes, wenn man wieder her muß," soll es hinzu gesetzt haben. Die Person, welche die Erscheinung gehabt, ward in Folge derselben krank und bettlägerig. Die Familie war meiner Gattin genau bekannt, und aus dem Munde der Letzteren ist mir die Mittheilung geworden. In den Kinder- und Hausmärchen der Gebrüder Grimm*) findet sich eine Erzählung ähnlichen Inhaltes; nach einer solchen scheint denn auch A. v. Chamisso sein Gedicht: „Die Mutter und das Kind" gebildet zu haben.

*) Das „Todtenhemd" Nr. 109. Vergl. L. Bechsteins Märchenbuch. Leipz. 1862. S. 110: „Das Thränenkrüglein."

Bei dem Dominicaner Thomas Cantipratanus*) iſt eine Geſchichte deſſelben Charakters zu leſen, die er aus eigenem Familienkreiſe mittheilt.**) Seine Großmutter hatte nämlich einen ſehr ſchönen und liebenswürdigen Sohn, den ſie durch den Tod verlor und mit Vergießung vieler Thränen betrauerte. Einſt, da ſie ihrem Schmerze freien Lauf ließ, hatte ſie folgende Erſcheinung. Sie erblickte mehrere Jünglinge, die im größten Jubel einherſchritten, dann auch ihren Verlorenen, der mit langſamen Schritten für ſich dahin wandelte. Da rief ſie: „Ach mein Sohn! Was gehſt du denn ſo allein? Was hält dich zurück, daß du nicht mit Jenen wandelſt?“ Da zeigte er auf ſein Kleid, das ganz naß und ſchwer war, und ſagte: „Sieh, Mutter! das ſind die Thränen, die du um mich vergießeſt und deren Gewicht mich niederdrückt.“ Statt ihrer werden Andacht und gute Werke empfohlen, ſo werde er von dem Hemmniſſe befreit werden. Man könnte den Verdacht faſſen, die Geſchichte ſei im Intereſſe der Religion und des Cultus erfunden. Geſetzt jedoch, die angefügte Moral ſei ein klerikaler Zuſatz, — daß die Sache einen allgemein menſchlichen Grund habe, auch keinem beſonderen Zeitalter und keiner beſtimmten Kirche angehöre, zeigt unſere Zuſammenſtellung. J. W. Wolf***) bemerkt, daß die Sage auch muhammedaniſch ſei.

---

*) Miraculorum etc. sui temporis libri duo. Duaci 1605. Lib. II. c. 53. 17.

**) Matris relatione didici, quod narro, ſagt er.

***) Deutſche Sagen S. 595 zu Nr. 42.

VIII.

Annäherungen an geiſterhafte Weſen in Irrthum und in Dreiſtigkeit und was die Folge davon war.

Man erzählt von Individuen, die ſich aus irgend einer Urſache in Kirchen verſpäteten und dann, ohne zu ahnen, womit ſie es zu thun hatten, mit Geiſtern, die da nächtlich umgingen, in Berührung kamen. Es ſoll ihnen Nichts geſchehen ſein, ſie ſollen ſogar Glück davon gehabt haben. Wolf*) theilt aus mündlicher Quelle zwei Sagen dieſes Inhalts mit, erſtlich von einer Frau, die in St. Bavo's Kirche zu Gent, und dann von einem Knaben, der im Kölner Dom ein ſolches Abenteuer beſtand. In dem erſten Falle war die Kirche, während die Frau auf einen Geiſtlichen wartete, allmählig dunkel geworden; es brannte nur noch das Gotteslämpchen, und Niemand war zu finden, der ſie hinausließ. Sie hörte endlich einen Schall, wie wenn ein großes Buch auf- und zugeſchlagen werde; dem ging ſie nach und ſah in der Sacriſtei einen Prieſter, der in einem gewaltigen Meßbuche blätterte. Sie bat ihn, ihr die Thüre zu öffnen. Er nahm einen Schlüſſelbund und öffnete. Sie trat hinaus und wollte danken; da war die Thüre ſchon wieder zu, ohne daß ſie nur

*) Deutſche Sagen Nr. 120 f.

das mindeſte Geräuſch gehört. Man ſpricht von dieſem Prieſtergeiſte auch ſonſt noch in Gent. Zu Köln war ein Chorknabe im Dome eingeſchlafen; um 12 Uhr erwachte er und ſah, wie ein Prieſter ſich einem Altare nahte, um Meſſe zu leſen, aber keinen Meßdiener hatte. Da machte er in ſeiner Einfalt den Diener, worauf der Geiſt erklärte, der Knabe habe ihn durch dieſen Dienſt erlöſt, und Letzterer fortan in allen Dingen glücklich war.

Auf einer Felſenpartie an einer der Ruhlaer Berge ſtellt ſich, wie man erzählt, ein geſpenſtiger Jäger in der Tracht des dreißigjährigen Krieges dar. Eine Frau, die ihn ſitzen ſah, meinte, es habe ſich Jemand verkleidet und trat furchtlos auf das Eidolon zu. Dieſes ſteht auf, ſtreift an ihr hin und verſchwindet. Die Frau erſchrickt heftig, aber geſchehen iſt ihr weiter Nichts.*)

In einer von uns Buch II Nr. III S. 349 f. des I. Bandes mitgetheilten Geiſtergeſchichte erſcheint in einem Gange die alterthümliche Figur eines Ritters mit Mantel und Federbarret; zwei Frauen, in heiterer Stimmung, halten ſie für einen verkleideten Freund des Hauſes und wollen ſie enthüllen; ſie flüchtet ſich eine Ecke und wehrt mit dem Zipfel des Mantels die Eindringenden ſo gewaltig ab, daß ſie ſich nicht nähern können. Weshalb der Geiſt flüchtete und abwehrte, iſt die Frage. War die Näherung ihm ſelbſt nicht wohlthuend, oder wollte er die Frauen vor Schaden behüten, ſofern ihnen ein Zunahekommen an ihn gefährlich ſein konnte? Das wäre intereſſant, zu wiſſen; meine Nachricht aber enthält

*) Bechſtein, Thür. Sagenſchatz II. S. 119.

Nichts, woraus eine Beſtimmung oder Vermuthung darüber zu entnehmen wäre. Daß das Eidolon vor dem ſich nähernden Menſchen zurückweicht, kommt öfters vor; ſo zieht ſich der „ſtrahlende Knabe,“ welchen Lord Londonderry in Irland ſieht, vor ihm zurück und verſchwindet.*) In der ſchönen Erſcheinungsgeſchichte der Miß Veal, die zu ihrer Freundin Miß Bargrave im Reiſeanzuge kommt und von dieſer für noch lebend gehalten wird, will die Bargrave die Veal in ihre Arme ſchließen; Letztere aber ſchwankt zurück und hält die Hand vor die Augen.**) Hier könnte man ſich denken, die Erſcheinende habe gefürchtet, ihre Freundin möchte ſofort enttäuſcht und erſchreckt werden, wenn ſie fände, daß ſie nichts Greifbares vor ſich habe. Aber die B. rührte nachher das Kleid des Eidolons an und glaubte, etwas Stoffliches zu fühlen. Hier wären noch Räthſel zu löſen, über die ich nichts Beſtimmtes zu äußern wage.

Zwei Knappen ritten, einer alten Erzählung***) nach, am Ufer eines Bächleins in der Nähe der Abtei Prüm in der Eifel umher und ſahen jenſeits am Rande des Gewäſſers ein weiß gekleidetes Weib ſitzen. Sie glaubten, es ſei eine Zauberin, welche in der Johannisnacht, die eben im Anzuge war, ihr Werk treiben wolle, und durchritten das Bächlein, um ſie zu faſſen. Allein die Geſtalt entwich; ſie ſchwebte vor ihnen wie ein Schatten dahin, und das ſo ſchnell, daß ſie dieſelbe nicht einholen konnten. Da wurde

*) Buch IV. Nr. II.

**) Buch II. Nr. III. S. 240 ff. des I. Bandes nach Jarvis, Accredit. Ghost. stor.

***) Caesar. Heisterbac. dial. mirac. V. c. 30.

ihnen bang, ſie bekreuzten ſich und die Erſcheinung verſchwand. Aber Knappen und Pferde blieben über ein Jahr lang ſiech und ſchwächlich davon.

Allzu dreiſte Annäherungen, verwegene Scherze, Drohungen, Großſprechereien und Gewaltthätigkeiten ſolchen Erſcheinungen gegenüber wurden oft mit ſehr unglücklichem Erfolge in Anwendung gebracht. So führen einige Schriftſteller den Fall an, wo auf einem feſten Schloſſe in Böhmen das Geſpenſt einer vornehmen Dame, die daſelbſt gelebt hatte, erſchienen ſei und einem vermeſſenen Menſchen, der ſie zu umfaſſen wagte, den Tod gegeben habe. P. Balbinus in ſeinen Miscellaneis historicis regni Bohemiae nennt das Schloß Perenſtein oder Pernſtein in Mähren; er hörte von dem Thorwärter daſelbſt, wie ein kecker Knecht ſich mit einem Schwur vermeſſen, dem ſchönen Geſpenſte einen Kuß zu geben, und von dieſem, als er es in trunkenem Zuſtande wirklich zu thun gewagt, zu Tode gepreßt worden ſei. Franciſci*) glaubt und zeigt, daß ſich beide Erzählungen auf daſſelbe Schloß und denſelben Vorfall bezögen. Auch Bechſtein in ſeinen Volksſagen Oeſterreichs**) hat die Geſchichte und giebt dazu folgende Beſchreibung der Jungfrau von Päre- oder Bärenſtein in Mähren, die dem verwegenen Landsknechte die Seele aus dem Leibe gedrückt. Sie trägt ein weißes Gewand und ein Schlüſſelgebund, geht von Gemach zu Gemach, durch Hof und Hallen, läßt ſich auch zuweilen außerhalb des Schloſſes ſehen. Ihr langes Haar hängt

*) Hölliſcher Proteus S. 462 ff. Franciſci citirt den Balbinus und Schererzius, de spectris.

**) Leipzig 1840. I. S. 140 ohne Nachweis und Citat.

ihr über das Geſicht und ſie ſtreicht es mit ſilbernem Kamme. Sie thut Niemand Etwas zu Leid, neigt freundlich grüßend ihr Haupt, ſpricht aber nicht.*)

Franciſci erzählt mehrere Fälle, wo ein groß-ſprecheriſches und trotziges Betragen erſcheinenden Eidolen gegenüber ſchlimme Folgen gehabt. In einem Schloſſe habe ſich ein in der Regel harmloſer Greis, in einem anderen eine furchtbare Mönchsgeſtalt gezeigt; an jenem habe ſich ein gewiſſer Freiherr vergriffen, dieſem ein Edelknabe gewaltthätig entgegnen zu wollen geprahlt; beide ſeien dafür geſtraft worden, wie dort ausführlich zu leſen iſt.**) Derſelbe Autor***) gedenkt auch eines Vorfalles, der ſich ſeiner Erinnerung nach „vor zwanzig Jahren in einer gewiſſen Reichsſtadt" zugetragen haben ſoll. Es befand ſich daſelbſt ein Platz, wo ſich zuweilen etwas Unheimliches ſehen ließ. Zwei männliche Perſonen gingen darüber im Dunklen mit einer Laterne; da kam ihnen eine weiße Geſtalt mit verhülltem Haupte entgegen. Der Eine, in der Meinung, es ſei eine Lebende, die ſich an dem Orte auf Beſtellung eingefunden, leuchtete ſie an, um ihre Züge zu erkennen, wurde aber von ihr ſo giftig angeblaſen, daß er ſofort ein geſchwollenes Geſicht bekam, dann in eine Krankheit verfiel und eine Zeit lang irr im Kopfe war.

Von einem krank und gebrechlich machenden, ja tödtenden Geiſterhauche iſt auch ſonſt die Rede.

*) Die ſoeben vorgetragene Tradition hat auch Wolf, deutſche Sagen S. 320, und citirt dazu Schererzii de spectris admon. oct. und S. de Vries, de Satan II. S. 329.

**) A. a. O. S. 469 und 479.

***) Daſelbſt S. 473.

Nr. X. iſt einer Weinsberger Geiſtergeſchichte gedacht, wo der Geiſt eines Gemordeten den Mörder durch einen giftigen Anhauch ſo krank machte, daß er ſtarb.*) Dieſe Geſchichte gehört übrigens nicht ſpeciell hierher, wo bloß von dreiſten Annäherungen an geſpenſtige Weſen und deren Folgen die Rede, wohl aber die folgende.

Der Dominikaner Dr. Johannes Nider im 15. Jahrhunderte**) berichtet von einem zu ſeiner Zeit lebenden Maler, der halb taub, ein Stammler und von Farbe ſo bleich wie ein Todter war. Man ſagte, daß ihm ſeine Kränklichkeit durch ein Geſpenſt verurſacht worden ſei, und Nider, der die Sache gründlich zu erfahren wünſchte, befragte ihn ſelbſt darum. Der Maler erzählte, wie er in ſeiner Jugend eines Abends im Weinhauſe geweſen und dann, ſein Schwert an der Seite, über Feld gegangen. Da zwiſchen den Weinbergen habe er etwas Furchtbares wahrgenommen, geſpenſtige Geſtalten hätten ſich daher bewegt, nicht zwar auf der Straße, ſondern zur Seite; er aber in jugendlichem Muthe und vom Weine erhitzt, habe ſein Schwert gezogen, ſei dem Schreckniſſe entgegengeſprungen, habe wider daſſelbe mehrere Streiche geführt, doch Nichts getroffen, auch ſei die Erſcheinung ſofort unſichtbar geworden. Allein er habe gefühlt, wie ihn eine ganz eigenthümliche, bösartige Luft durchfuhr; und von der Zeit an ſei er mit dieſen Gebrechen behaftet geweſen.

---

*) Die beſeſſene Caroline Stadtelbauer hauchte giftige Dämpfe aus und gab giftigen Speichel von ſich.

**) Formicar. Lib. V. c. I. Fol. 335.

Es iſt geiſterhaften Potenzen kein unbedingter Spielraum gegeben; es fehlen auch hier gewiſſe Normen, Schranken und machtvolle Gegenſätze nicht; es gebricht dem Menſchen, der in ein Verhältniß zu ſolchen Weſen kommt, nicht an Mitteln, auch die gefährlichſten derſelben unſchädlich zu machen. Dieſe Mittel jedoch ſind nothwendig von der feinſten, edelſten und geiſtigſten Natur; indem der magiſchen Macht und Gewalt des Geiſterreiches nur eine noch höhere Art von Magie gewachſen iſt.*) Ihr mit bloß phyſiſchen Kräften zu trotzen und Etwas anhaben zu wollen, iſt ein ſtupider Unverſtand, der beſonders bei dem bösartigen Theile derſelben Gefahr läuft, auf's Empfindlichſte gezüchtiget zu werden.

---

*) Der h. Gregorius von Nyſſa (im Leben des h. Gregor. Thaumaturg.) erzählt von einem Diakon, der in ein Bad gegangen, wo Alle, die nach einer gewiſſen Stunde eintraten, getödtet wurden; er ſei von den Dämonen gleichfalls angefochten worden, habe ſie aber durch die Anrufung Jeſu und das Zeichen des Kreuzes verjagt.

IX.

Geheimnißvolle Rückwirkung des Gemordeten auf den Mörder.

Die Möglichkeit eines gewiſſen furchtbaren Zuſammenhanges, der ſich zwiſchen dem Mörder und ſeinem Opfer zu bilden vermag, ſcheint ſich aus Vorgängen, wie folgender iſt, entnehmen zu laſſen. Ein gewiſſer Foran hatte einen Anderen mörderiſch angefallen und verwundet. Er befand ſich im Gefängniß, als dieſer Andere in Folge der Verwundung Nachts um 10 Uhr den Geiſt aufgab. Da vernahm Foran heftige Zuckungen, krampfhaftes Umſichſchlagen, Sterbegeſtöhn; worauf eine Stimme zwei- bis dreimal: „Er iſt geſtorben!“ rief. Dies ſetzte ihn dermaßen in Schrecken, daß er laut ſchrie und dadurch das Gefängnißperſonal herbeirief.*)

*) Blätter aus Prevorſt XII. 138. Ich hatte Obiges ſchon geſchrieben, als ich in Dr. Gwinner's Abhandlung: „Die Abſchaffung der Todesſtrafe“ eine ganz übereinſtimmende Aeußerung fand: „Es läßt ſich in der Geſchichte aller Völker der Glaube an einen zwiſchen dem Mörder und dem Gemordeten durch den Mord bewirkten effectiven Rapport nachweiſen, der ſich auf mancherlei Weiſe, beſonders durch die Beunruhigung Beider, kund giebt. Dieſe in der Feindſchaft erzeugte, alſo widernatürlich erzeugte Lebensgemeinſchaft bildet das Widerſpiel des fruchtbringenden Seelentauſches der Liebenden ꝛc.“

Noch merkwürdiger und geeigneter, ein tieferes Nachſinnen über den angeregten Punkt hervorzurufen, iſt Nachſtehendes. Der ſomnambule Knabe in Oelſe bei Strigau war ein ſonſt bäueriſcher und ſimpler Dorfknabe, der kaum dürftig leſen und ſchreiben gelernt hatte, der aber in ſeinen Paroxismen veredelt und verklärt erſchien und wunderſame Vermögenheiten entwickelte. Er ſoll unter Anderem auch viele Kranke, die ſeine Hülfe ſuchten, geheilt oder erleichtert haben. Einſt drängte ſich durch die zugeſtrömte Menge ein fremder Menſch mit gelähmtem Arme und entzündetem Fuße heran und begehrte geheilt zu werden. Da ſprach der Knabe in ſchneidendem Tone: „Fort mit dir, du Mörder! Ich kann den Arm nicht heilen, der zwei Kinder mit dem Beile erſchlagen, und nicht den Fuß, der die Erde über ihrem Grabe feſtgetreten hat.“ Der Menſch wurde leichenblaß, warf einen ſcheuen Blick auf die Menge und entfloh.*)

*) Wideck, der Clairvoyant oder Geſchichte eines ſomnambulen Knaben ꝛc. Schweidnitz 1848. Es dürfte unſeren Leſern von Intereſſe ſein, noch einige andere Züge aus der Geſchichte dieſes merkwürdigen Seherknabens zu leſen. Man ſuchte ihn mehrmals zu täuſchen, aber es glückte nicht. Jemand überſandte den Harn des Pferdes; ſeine Frau überreichte die Flaſche und bat ängſtlich um Hülfe für ihre kranke Tochter. „Ihr habt eine ſchöne Tochter,“ ſagte der Knabe; „es iſt ein Rappe mit weißer Bläſſe, und an einen Frachtwagen geſpannt, der eben bergan fährt.“ So ging es auch drei Herren, die mit einem angeblich Bucklichen und Lahmen erſchienen. Dagegen überreicht einmal eine ganz unbekannte, ſieben Stunden weit hergekommene Perſon den Urin ihrer Tochter, die ſchon 10 Jahre lang am Knochenfraß leidet; er ſagt ihr ſofort ihre Verhältniſſe und macht ein Recept, durch welches die Kranke in 8 Wochen völlig geheilt wird. Er ſprach oder ſang in Reimen und Gedichten, die von

Es bringt ſich hier der Gedanke auf, daß das Leiden des Armes und Fußes mit dem Verbrechen, welches der ſeheriſche Knabe erkannte und welches durch dieſe Glieder verübt worden war, zuſammengehangen habe. Es ließe ſich wohl annehmen, daß Menſchen, welche grauſam umgebracht werden, im Sterben magiſch auf ihre Mörder zurückwirken und ihnen dadurch krankhafte Leiden zuziehen. Dem Fluche, wie dem Segen ſterbender Menſchen iſt von jeher ein großer Erfolg zugeſchrieben worden; der Sterbende wirkt bereits geiſterhaft; im Tode entfalten ſich die durch das phyſiſche Leben niedergehaltenen myſtiſchen Vermögenheiten; und ſo kann ſich wohl das äußerlich wehrloſe und zu Boden Geſchlagene auf eine Weiſe und durch Mittel rächen, welche der Welt unbekannt ſind und welche der Gewaltthäter nicht in Anſchlag bringt. Vielleicht hat ſelbſt das grauſam zu Tode gequälte Thier eine geiſterhaft zürnende und rächende Kraft; und wer weiß, ob nicht manches körperliche und geiſtige Gebrechen und Siechthum, deſſen Urſache unbekannt, aus ſolcher Quelle kommt.

---

einer Bildung zeigten, welche die des Knaben im wachen Zuſtande unendlich überragte, wie auch bei manchen ſeiner Ausſprüche über himmliſche und irdiſche Dinge der Fall. Er hatte auch ſehr ſchöne Viſionen. Einmal ward er in einen Himmelsgarten verſetzt, wo ſich früh abgerufene Kinder unter dem Schutze Maria's befanden. Ein majeſtätiſcher Engel naht. „Er hat an Händen und Füßen ſchöne rothe Sterne und lächelt mir zu: Komm zu mir, mein Kind!“ Wie der Knabe ehrfurchtsvoll niederſinkt und fragt, wer er ſei, antwortet ihm die himmliſche Geſtalt: „Ich bin der, von dem dir deine Mutter ſo oft erzählte, daß er die Kinder ſo lieb habe“ u. ſ. w. Der Knabe kann ſein Auge nicht zum Strahlenglanze Chriſti emporheben, welchen dann eine Lichtwolke ſeinem Blicke entzieht.

Gewiß iſt wenigſtens ſo viel, daß Schmerz, Zorn, Wuth, ſo bei'm Thiere, wie bei'm Menſchen, die größten Schädlichkeiten zu entwickeln im Stande ſind. Der Biß gereizter, wenn auch ſonſt gar nicht bösartiger und giftiger Thiere, kann verderbliche Folgen haben. Wird das Fleiſch eines gemarterten Thieres genoſſen, ſo wird man durch dieſes gefährdet; es iſt vergiftet, es wohnen die Furien der thieriſchen Rache in ihm. Dr. Friedreich*) ſagt: „Es liegen viel Erfahrungen vor, daß nach dem Genuſſe des Fleiſches gehetzter Thiere gaſtriſche Fieber und andere Leiden entſtanden ſind.“ Man darf nicht zweifeln, daß auf ſolchem Wege unzählige Menſchen erkranken und ſterben, wenn dieſe Wirkungen auch verkannt und auf ganz andere Urſachen geſchoben werden. Ich kann mich hierbei beſonders auf eine von Dr. Röſer mitgetheilte Thatſache beziehen, welche Dr. C. G. Carus, geh. Medicinalrath und Königl. Leibarzt zu Dresden,**) in folgendem Zuſammenhange erzählt.

„Unſer Schiller ſagt: „„Dem Schwachen iſt ein Stachel gegeben;““ — und ſo finden wir, daß allerdings oft das ſchwächſte Geſchöpf, willkührlich gequält, auf irgend eine Weiſe ſeinem Peiniger verderblich wird. Die geſtörte Biene ſticht; die getretene Schlange vergiftet; der Biß gereizten Hausgeflügels kann ver-

*) „Zur Bibel.“ I. S. 84.

**) In dem Volksblatte: „Der Menſchenfreund in ſeinen Beziehungen zur belebten Welt.“ Herausgegeben vom Dresdener Thierſchutzverein. Vergl. auch Liebig's chemiſche Briefe. Heidelberg 1851. S. 288 und 659 f., wo der betreffenden Thatſache ebenfalls gedacht iſt.

derblich werden. — Aber es giebt noch andere Wege, auf denen das Verderben den ereilt, der ein unschuldiges Geschöpf martert. — Schon mehrere Beobachtungen haben gezeigt, daß Schlachtvieh, auf dem Transport gequält und vielfach gereizt, ein ungesundes Fleisch für Menschennahrung gewährt; doch kaum ist ein schlagenderes Beispiel dieser Art bekannt geworden, als das, was Hofrath Dr. Röser zu Bartenstein im Würtembergischen vor einigen Jahren zur Kenntniß brachte."

„Um sich sich einen Osterfeiertagsbraten zu verschaffen — erzählt Dr. Röser — beauftragte Sp. in R. die Seinigen, zur Erhaschung eines Rehes Drahtschlingen zu legen. Es fing sich nun auch wirklich ein solch armes Thier mit dem Hinterleib in der Schlinge, welche dasselbe, nachdem es mit Kopf und Brust glücklich hindurch gekommen, am Bauch und Rücken umfaßte, so daß es nach dem qualvollsten Kampfe endlich erliegen mußte, und man es des andern Tages todt fand."

„Der Herr und die Frau vom Hause aßen am Ostertage ihre Portion dieses Leckerbissens; wenig davon bekamen die Angehörigen. Der übrige Theil wurde in Essig gelegt und aufbewahrt, aber nicht mehr gegessen."

„Desselben Tages bemerkten nun Alle im Hause, welche von dem Reh genossen hatten, eine auffallende Trockenheit im Munde, Druck im Magen und Brechreiz; die Gesichtszüge wurden bei Allen sehr leidend und blaß. Ueber Eingenommenheit des Kopfes, Schwindel, große Abgeschlagenheit in den Gliedern klagten Alle. Der Mann verlor mehrere Tage das

Sehvermögen und war blind. Kurz, von hier an begannen nun Reihen merkwürdiger, seltsamer Krankheitszufälle, welche die Hülfe des Dr. Röser vielfach in Anspruch nahmen. — Der Mann wurde erst im Juli hergestellt, die Frau aber siechte über zwei Jahre lang und erlag endlich doch einem schmerzvollen Tode. — Schneller wurde die Tochter, der Knecht und die Magd hergestellt, die nur wenig von dem zu Tode gequälten Thiere genossen hatten. — Die Krankheitszufälle erinnerten in mancher Beziehung an die Wirkungen des Wuthgiftes."

X.

Geisterzorn und Geisterrache.

Von dem Zorn und der Rache abgeschiedener und eidolomagisch erscheinender Menschenseelen wird viel erzählt. Was davon der Volkssage und der dichterischen Darstellung angehört, läßt sich beliebig ansehen. Es kommen aber auch einige Fälle von historischem Charakter vor. Jedenfalls gehören diese Traditionen und Nachrichten zur Charakteristik und Geschichte des Geisterglaubens und dürfen daher nicht unberührt bleiben.

Eine sehr auffallende und malerische Erzählung aus dem römischen Alterthume ist diese.

Cajus Cassius wehrte sich in der Schlacht bei Philippi mit Löwengrimm. Da sah er das Eidolon Cäsars hoch zu Rosse, im Purpurmantel und mit drohender Miene gegen ihn ansprengen. Entsetzt von diesem Gesichte wich er zurück und kehrte dem Feinde den Rücken, überzeugt, daß Alles umsonst sei, da der Hinweggeräumte ja doch noch existire und furchtbar zu sein vermöge.*)

Die Hausgeister oder Kobolde der Sage und des Volksglaubens werden im Ganzen als gutmüthig und wohlmeinend geschildert. Beleidigt jedoch und

*) Valer. Maximus. Lib. I, 8.

zum Zorne gereizt, ſollen ſie auch zur Rache ſchreiten und mitunter arge Gräuel verüben.

Von dem bekannten Kobolde, der ſich vor Zeiten im Stifte Hildesheim aufhielt und Hütchen genannt wurde, wird Folgendes erzählt. Er erſchien im Hofe des Biſchofs und machte ſich da gern in der Küche zu thun. Ein Küchenjunge that ihm viel Hohn und Schimpf an; der Geiſt verlangte, daß ihn der Koch dafür ſtrafen ſolle, und als dieſer nicht ſo that, erwürgte und zerſtückte er den Buben und ſetzte die Stücke in einem großen Topf zum Feuer. Der Koch fluchte ihm deshalb; da zerdrückte er über alle am Spieße ſteckende Braten abſcheuliche Kröten; und als ihn darauf der Koch noch ärger ſchmähete, ſo warf er denſelben von der Brücke in den Graben hinab. Man war damals in Angſt, daß der erzürnte Dämon Alles anzünden werde und wachte deshalb auf dem Schloſſe und auf den Stadtmauern mit großer Sorgſamkeit.*)

Der Name der Kobolde in Pommern war Chimmeke; und ſolche ſoll es vordem in den Schlöſſern daſelbſt viele gegeben haben. Wenn man ſie gut behandelte, thaten ſie Niemand Etwas zu Leide; ſie konnten aber auch ſehr böſe gemacht werden, und in dieſem Falle ſollen von ihnen ganz ähnliche Thaten, wie die oben erwähnte, verübt worden ſein. Ein ſolcher Chimmeke hauſte einſt in dem alten Schloſſe zu Loitz. Er hatte ſich hier ſchon lange Jahre aufgehalten, als ſich ein muthwilliger Küchenjunge an

*) Ueber Hütchen haben die Nachrichten Trithemius, Wierus (Weier), Franciſci, Prätorius, Bräuner ꝛc., die Gebrüder Grimm, Sagen I. Nr. 74.

dem Topfe voll ſüßer Milch vergriff, der dem Geiſte jeden Abend vorgeſetzt werden mußte, denſelben austrank und noch Spott und Hohn hinzufügte. Dafür hieb ihn der ergrimmte Geiſt in Stücke, ſteckte dieſe in einen am Feuer ſtehenden Topf, der nachher noch lange gezeigt wurde, und verließ darauf das Schloß. Dies ſoll gegen das Jahr 1370 geſchehen ſein, da die Mecklenburger das Schloß inne hatten.*)

In Schwäbiſch-Hall glaubte man an einen Geiſt, der nach dem Salzbrunnen oder „Haal," wo er umgeht, der Haalgeiſt, auch Ododele heißt. Es iſt ein alter Salzſieder und thut Niemandem Etwas, der ihn nicht reizt. Ruft man ihn aus Fürwitz herbei, ſo zeigt er ſich in einer ſchreckhaften Thiergeſtalt mit großen, feurigen Augen, daß ſich die Menſchen entſetzen und krank davon werden. Wagt man es, ihn zu necken, ſo iſt der Erfolg noch ſchlimmer. So wollte ihn einmal einer der Nachtwächter, Popi geheißen, „vexiren"; da warf ihn der Geiſt bei der Henkersbrücke in den Kocher, daß er ertrank.**)

Gemordete, die eine den Untergang des Mörders bezweckende Rache theils unmittelbar ſelbſt nehmen, theils eine ſolche durch Lebende zu erzielen bemüht ſind, kommen öfters vor. Solcher Stoffe hat ſich

---

*) Micrälius, Altes Pommerland I. S. 268. Kantzow, Pommerania I. S. 268. Auch in den Sammlungen von den Gebrüdern Grimm und von Temme, Sagen von Pommern und Rügen Nr. 214, ſteht die Geſchichte.

**) Ernſt Meier, Schwäb. Sagen S. 96. Schon Herold in ſeiner Chronik von 1541 ſagt, es ſei um den Salzbrennen „ohngeheir" geweſen, daher man viele Jahre am 5. Sonntage nach Oſtern „mit Hailigthumb" um ihn gegangen ſei.

bekanntlich die Dichtung bemächtigt, wie im Hamlet und Don Juan. Auch Chronikſchreiber und Hiſtoriker älterer Zeit führen dergleichen Geſchichten auf. Einen zu Weinsberg vorgekommenen Fall, wo der Gemordete ſeinem Mörder durch einen giftigen Geiſterhauch den Tod gegeben haben ſoll, erwähnt Georg Widemann in ſeinem Calendarium, und nach ihm Cruſius in ſeiner ſchwäbiſchen Chronik.*)

Hiernach hatte viele Jahre vor der Zerſtörung des Schloſſes zu Weinsberg im Bauernkriege i. J. 1525 ein Vogt daſelbſt ſeinen Knecht ermordet. Drauf fing es im Schloſſe zu ſpuken an, und der Vogt wurde zwei Mal von einem heißen Hauche angeblaſen, wovon er erkrankte. Das zweite Mal war zugleich eine ſchwarze Geſtalt bemerklich, von welcher der Hauch ausging.**) Der Spuk im Schloſſe ward ärger, es klopfte, warf ꝛc. In der Stadt glaubte man's nicht, und Viele lachten darüber; es hat alſo ſchon damals ſtarke Geiſter und aufgeklärte Leute gegeben. Das Geſpenſt kam endlich auch in die Stadt herunter und beunruhigte die Wächter auf der Mauer. Die Weinsberger ſtellten hierauf ein Faſten an und wallfahrteten barfuß zur Kirche St. Mariä vor Heilbronn. Doch hörte der Spuk nicht eher auf, bis der erkrankte Vogt todt war; von da an ſah und hörte man Nichts mehr.

Andere Fälle kennt man, wo durch geiſterhafte Anregungen gerichtliche Unterſuchungen und Beſtrafungen herbeigeführt wurden. Eine ſolche gegen das

*) Th. II. S. 417.

**) Vergl. was Nr. VIII dieſer Abtheilung S. 45 f. über die Gifthauche der Geiſter und Dämonomaniſchen bemerkt und beigebracht iſt.

Ende des 17. Jahrhunderts vorgekommene Begebenheit, wo ein von seinem Sohn ermordeter Vater dessen gerichtliche Bestrafung bewirkt haben soll, erzählt Louis Philipp de Segur.*)

Ein Parlamentspräsident von Toulouse, von Paris heimkehrend, sah sich gezwungen, in einer Dorfschenke zu übernachten. In der Nacht stellte sich ihm ein blasser und blutender Greis dar und eröffnete ihm, er sei der Vater des jetzigen Hauseigenthümers allhier; derselbe habe ihn ermordet, zerstückt und im Garten eingescharrt; er, der Präsident, solle das Verbrechen entdecken und den Vatermörder der strafenden Gerechtigkeit überliefern. Die Sache ward untersucht und richtig befunden; der Leichnam fand sich im Garten verscharrt, und der Verbrecher starb auf dem Blutgerüste.

Die Realität des Gespenstes kann man hier in der Art beseitigen, daß man annimmt, die Erscheinung sei in Folge eines seherischen oder somnambulistischen Schauens ohne äußere Wirklichkeit vor sich gegangen, wobei der in der Nähe befindliche Leichnam seinen Einfluß geübt. Es wird jedoch noch Etwas berichtet, was sich mit dieser Annahme nicht verträgt. Der Ermordete erschien dem Präsidenten auf's Neue und fragte ihn, wie er ihm danken könne. „Laß mich," sagte Jener, „die Stunde meines Todes wissen, damit ich mich würdig darauf vorbereite." — „Ich werde sie dir," sagte der Geist, „acht Tage vorher zu wissen thun." Nach einigen Jahren ward bei dem Präsidenten zu Toulouse in der Nacht heftig an

*) In seiner Gallerie morale et politique.

die Hausthüre geklopft. Der Portier öffnet, bemerkt aber Niemand. Es klopft von Neuem; es erfolgt daſſelbe, auch ein hinausblickender Diener ſieht Nichts. Als es zum dritten Male pocht, eilen die Erſchrockenen zu ihrem Herrn und melden ihm den Vorgang. Er geht hinab und ſieht die ihm bekannte Geiſtergeſtalt, die ihm eröffnet, in acht Tagen werde ſein Ende vorhanden ſein. Er erzählt dies ſeinen Freunden; ſie ſuchen ihm die Sache auszureden, und wie der 8. Tag gekommen und ſein Befinden unverändert iſt, fängt er ſelbſt zu zweifeln an. Abends, da er mit ſeiner Familie zu Tiſche ſitzt, will er in ſeine Bibliothek gehen, um ein Buch zu holen; da fällt ein Schuß. Man eilt hinaus und findet ihn in ſeinem Blute ſchwimmend. Ein in ein Kammermädchen im Hauſe verliebter Menſch hatte einem Nebenbuhler aufgelauert, den Präſidenten dafür gehalten und eine Piſtole auf ihn abgefeuert.

XI.

Erſcheinungen mit darauf folgender ſchwerer und tödtlicher Erkrankung, wobei ſich Urſache und Wirkung umkehren läßt.

Daß ſchwere und tödtliche Krankheiten, welche im Menſchen ſchon latenter Weiſe vorhanden ſind, vor ihrem offenkundigen Ausbruche auf Hirn und Seele wirken und mit ſchreckhaften Phantasmen beginnen, denen nichts objectiv Reales entſpricht, das iſt ſehr wohl denkbar. Und dahin mag wohl manche grauen- und ſchreckhafte Erſcheinung zu rechnen ſein, wie z. B. folgende iſt.

Ein ſchleſiſcher Edelmann, der ein wüſtes Leben führte und einmal Einen im Trunke mit dem Degen durchſtoßen hatte, vernahm i. J. 1624 um Mitternacht ein großes Geraſſel, als wenn Gäſte mit Wagen und Pferden kämen und denſelben die Thoren geöffnet würden. Er ſtand auf und ſah zum Fenſter hinaus. Da kam auf einem koloſſalen Pferde ein ebenſo geſtalteter Reiter daher und rührte ihn am Kopfe an, was ihn mit einem furchtbaren Schauder erfüllte und wovon die Folgen am Morgen ſichtbar wurden. Der Kopf war überaus geſchwollen; der herbeigeholte Bader legte ein erweichendes Pflaſter auf, und es ergoß ſich darauf aus Mund, Naſe und zwei in den Backen

entſtandenen Löchern eine krankhafte Materie, die aber auch in Schlund und Lunge drang. Ein ſodann herzu gerufener Arzt, Dr. Daniel Winkler, unterſuchte den Kranken und fand den Fall ſehr bedenklich. In der folgenden Nacht drang die Materie in die Luftröhre und erſtickte den Patienten. Der Sohn jenes Arztes, Dr. Gottfried Winkler, iſt die Quelle und Autorität, auf welche ſich die Geſchichte ſtützt. Doch geht ſchon dieſer, wiewohl er dabei auch den Teufel ſeine Rolle ſpielen läßt, mit ſeiner Erklärung in's Rationelle, indem er darauf hinweiſt, daß der Edelmann ein Cachecticus geweſen, voll böſer Feuchtigkeiten geſteckt und einen corrumpirten Leib gehabt.*) Der zum Glauben Geneigte könnte aber auch auf den von dem Edelmann begangenen Mord zurückgehen und annehmen, der Geiſt des Getödteten habe ſich an ihm gerächt und ihm auf jene ſchauerliche Weiſe den Tod gegeben.

Roſſe in Wanley's Wundern der kleinen Welt**) erzählt von ſeinem Freunde Nikolaus Smith, derſelbe habe unmittelbar vor der Erkrankung an einem Fieber, woran er ſtarb, folgende Erſcheinung gehabt. Er war verreiſt geweſen; wie er nun bei ſeiner Rückkehr die Treppe hinauf in ſein Zimmer ging, wurde er von einer weißgekleideten Frauensperſon umarmt, worüber er heftig erſchrak und laut aufſchrie. Er legte ſich hierauf erſchüttert und erkrankt zu Bette und es erfolgte innerhalb 8—10 Tagen ſein

*) Ephemerid. Germ. Ann. 6. Observat. 28. p. 60 ff.

**) Auch bei Dr. Hippert und bei Horſt, Demonologie I. S. 118.

Tod. Auch hier ist es leicht, Ursache und Wirkung umzukehren und zu behaupten, nicht die grauenhafte Umarmung habe Krankheit und Tod, sondern der schon vorhandene pathologische Zustand die Vision bewirkt. Es bleibt jedoch auch in diesem Falle unverwehrt, die Sache lieber einfach zu nehmen, wie sie erscheint. Wir wissen nicht, was in Smith's Leben vorgegangen war und ob ihm etwa nicht eine in Schmerz, Gram, Unmuth Geschiedene auf solche Weise den Tod gegeben.

Man denke an die „Frau mit den kalten Küssen," wovon oben im I. Theile S. 117 f. gemeldet ist. Hier zwar lief der Fall nicht tödtlich ab. Die Sage spricht jedoch von anderen, noch schlimmeren. Die auf dem mährischen Schlosse Bärenstein erscheinende Jungfrau soll jenen Verwegenen durch eine furchtbare Umarmung getödtet haben.*)

Auch folgende Geschichte ließe sich zur Noth unter den angegebenen pathologischen Gesichtspunkt bringen. Doch hat dieselbe schon ein mehr objectives Ansehen; denn man hat es dabei nicht nur mit einem vielleicht krankhaft phantasirenden Subjecte, sondern auch mit einem Volksglauben und einem diesem zu Folge örtlich erscheinenden, individualisirten Gespenste zu thun.

Bei Eger läßt sich nach dem Berichte des Erasmus Francisci**) auf dem Felde ein Gespenst sehen, welches die Leute Junker Ludwig nennen, indem es ihnen für den Geist eines ehemals daselbst wohnhaften Mannes dieses Namens gilt. Dasselbe ist sehr

*) S. oben S. 44.

**) Höllischer Proteus. S. 423 f. dazu: de Vries, de Satan I. S. 448. Wolf, Deutsche Sagen. S. 521.

bösartiger und gewaltthätiger Art, wie einmal eine Jungfrau erfuhr, die über die wegen des Spukes verrufene Stätte ging. Junker Ludwig kam ihr entgegen und griff ihr mit der Faust in den Busen, der davon ganz schwarz wurde, worauf die Erscheinung verschwand. Entsetzt und zum Tode krank kommt die Jungfrau nach Hause, sagt „sie habe ihren Theil," legt sich zu Bette und ist in drei Tagen todt. Das hat der Berichterstatter von einem, wie er sagt, „glaubhaften" Manne erfahren, der mit dieser Jungfrau befreundet gewesen.

„Wenn man," sagt Perty*), „bei einem gewissen Seipel (1751) dessen Blattern, Fingerspuren im Gesicht und gefährliche Krankheit als Beweise für eine geisterhafte Mißhandlung in der verfallenen Burg von Ardeck in Nassau geltend machen will, so scheint eher die Krankheit die Vision erzeugt zu haben." Ich verzeichne diese Fälle, um das betreffende Genre von Erscheinungen und Thatsachen, sowie zugleich die Manier, wie der geisterscheue Verstand damit zu rechte zu kommen sucht, zu charakterisiren; lasse übrigens das Urtheil über die angeführten Beispiele völlig frei.

*) Myst. Erschein. S. 459. Vergl. Magikon IV. 452.

XII.

Feuererſcheinungen und Brandwirkungen.

1.

J. Grimm in ſeiner Mythologie, indem er über „Geſpenſter“ und „Irwiſche“ handelt, findet es merkwürdig, daß ſchon die altn. draugar von Feuer umgeben dargeſtellt werden. „Noch jetzt,“ ſagt er, „iſt es in ganz Deutſchland Volksglaube, daß Seelen, die der himmliſchen Ruhe nicht theilhaft geworden ſind, bei nächtlicher Weile in feuriger Geſtalt, gleich irrendem Gevögel, auf Feld und Wieſen ſchweifen. Dieſe Erſcheinung hat eine Menge Namen; die gewöhnlichſte iſt Irlicht, Irwiſch, am Rhein auch Heerwiſch, öſtr. feuriger Mann ꝛc. Beſonders ſollen Menſchen, die am Ackerfelde gefrevelt, die Heiligkeit der Grenze nicht geachtet, auf ſolche Weiſe ſpuken müſſen.“ Aber auch in vielen anderen Fällen ſollen die Geiſter, die das Volk zu erblicken behauptet, feurig, flammenhauchend, brennend, lodernd anzuſehen ſein.

Ein brennender Hirte geht in der Gegend von Turnhout um.*) An den Ufern der Maaß geht Nachts ein Feuermann umher, der brennt lichterloh. Es geſchieht wohl, daß er Jemand verfolgt und dieſer in's

*) Wolf, Niederl. Sagen. Nr. 438.

Haus flüchtet; dann schlägt er mit der flachen Hand auf die Hausthüre und am Morgen findet man die Stelle schwarz gebrannt.*) Von einem bei Kieldrecht verunglückten Schiffer heißt es, er erscheine in Gestalt einer brennenden Garbe, steige so aus dem Wasser hoch in die Luft, und fahre mitunter in der Richtung des Dorfes Verrebroek weg.**) Auch Kobolde werden feurig erblickt. Ein solcher im Dorfe Kloster Mannsfeld kam durch den Schornstein und flog durch diesen wieder hinweg; er war wie helles, loderndes Feuer anzusehen.***) In der Altmark heißt der Kobold auch Draak oder Drachen, weil er als feuriger Drache durch die Luft zieht.†) Kuhn††) macht die Kobolde zu ursprünglichen Feuergottheiten, bezieht auch ihre Hauptfarbe, die rothe, darauf. Diese aber geht auf etwas ganz Anderes;†††) und die feurige Natur und Gestalt ist nicht diesen Geistern besonders eigen. Ein Geist, dessen Erscheinung sich an das Schloß Gemmingen und seine Umgebung knüpft, ist wie von Gluthroth umleuchtet oder bricht wie ein Feuerfunke aus dem Dache des alten Gebäudes hervor.††††) Der Aufseherin eines Gutes zeigte sich der Vater des Besitzers in der Nacht als eine große, hagere Mannsgestalt, welche durch das Aushauchen eines feuerhellen

*) Daselbst Nr. 439.

**) Daselbst Nr. 441.

***) Sommer, Sagen aus Sachsen und Thüringen. I. S. 32.

†) Kuhn, Märk. Sagen. S. 49.

††) Das. Vorrede p. IX.

†††) S. die Abh. über den Hausgeist Nr. I. des IV. Buches.

††††) Schubert, Symb. des Traumes. S. 260 der 2. Aufl.

Athems ſichtbar wurde.*) In der Spukgeſchichte von Willington unfern New-Caſtle am Tyne nahmen die im Hauſe Befindlichen verſchiedene geſpenſtige Erſcheinungen wahr; auch von außen ſah man dergleichen; ſo wurde in den Zimmern des zweiten Stockes ein kahlköpfiger Mann in wallendem Gewande hin- und hergleitend erblickt, wobei er durch die Wände zu gehen ſchien. Sein Körper war leuchtend und halb durchſichtig.**)

2.

Dergleichen leuchtende und feurige Erſcheinungen werden von dem Volke ganz beſonders in die ſpukhafte Adventszeit verlegt. Die Irwiſche, die Heerwiſche an der Bergſtraße zu Hänlein und in der Gegend von Lorſch zeigen ſich nur um dieſe Zeit. Man erzählt, wie ein Mädchen, von einem ſolchen Geſpenſt, dem es einen dort üblichen Spottreim entgegengerufen, bis in's Haus und Zimmer verfolgt worden ſei. Im Erbachiſchen ward in der erſten Adventsſonntagsnacht zwiſchen 11—12 Uhr ein brennender Mann erblickt, der durch Mund und Naſe Feuer ſpie, ſich mit großer Schnelligkeit hin- und herbewegte, viele Leute erſchreckte und nach Mitternacht plötzlich verſchwand. „An ſeinem Leibe konnte man alle ſeine Rippen zählen.“***) Auf der Lache bei Breitungen ſtand einſt ein kleines, altes Häuschen, wo ein armes, frommes Ehepaar wohnte. Dahin kam jedes Jahr zur Adventszeit ein coloſſales Feuergeſpenſt und

*) Blätter aus Preverſt II. 80.

**) Crowe, Nachtſeite II. 100—122.

***) Grimm'ſche Sammlung I. Nr. 276. 283.

winkte. Die Frau folgte endlich, indem sie ihre Bibel mitnahm. Die Erscheinung flackerte voran und zeigte einen Platz, wo die Frau ihre Bibel hinlegte. Wie sie nach Hause kam, war sie in Folge der grausigen Eindrücke, welche das Abenteuer auf sie gemacht, so krank, daß sie sich legte und starb. Der Mann aber grub auf dem Platze nach und fand einen Schatz, von welchem sich das Uttenhoven'sche Gut herschrieb.*)

Mir selbst sind dergleichen Erzählungen aus mündlicher Quelle zugekommen. Von einer dienenden Person aus Münnerstadt hörte ich i. J. 1865 Folgendes. Es habe sich dort auf dem Felde, als sie noch ein kleines Mädchen war, um die Adventszeit eine große Gestalt mit Mantel und Laterne gezeigt; in letzterer habe kein Licht gebrannt, gleichwohl sei sie leuchtend gewesen. Einem Fuhrmann, der sich in der Nacht auf einer Höhe bei Münnerstadt mit seinem Wagen und vier Pferden befunden, sei ein Rad gebrochen; er habe deshalb das Gespenst, welches er für einen lebenden Menschen gehalten, herbeigerufen. Wie dasselbe näher gekommen, seien die Pferde scheu geworden und mit dem Wagen die Höhe hinabgerannt, so daß zwei davon im Sturze zu Grunde gegangen. Gegenwärtig erscheine dieser Geist nicht mehr, „er müsse erlöst sein." In diesen volksmäßigen Nachrichten und Darstellungen ist offenbar nichts Erfundenes und Gemachtes, wenigstens was die Haupt- und Grundzüge betrifft; es ist Alles so constant, so voll Analogie und Gesetzlichkeit in seiner Art, daß man recht blind und flach sein muß, um sich mit

*) Bechstein, Sagenschatz von Thüringen IV. S. 135 f.

einer aufgeklärten Phrase, einem negativen Begriffe darüber hinwegzusetzen. Hier treten uns factische Wahrheiten, ächte Beobachtungen und Erfahrungen entgegen; es handelt sich nur um das Verständniß der Sache, um welches sich Denken und Wissenschaft zu bemühen hat.

Advent und Weihnachten bilden in dem Cyclus der Jahreszeiten den Culminationspunkt für das objective Geistererscheinen oder das subjectiv visionäre Geistersehen — wie man will. Sie ist, so zu sagen, die Mitternacht des Jahres, wo das Geisterwesen am regsten, auch wohl die Lebenden am geschicktesten sind, dergleichen Dinge wahrzunehmen. Man könnte sich vorstellen, das in den dunkeln Eidolen sonst mehr oder weniger latente Feuer breche zu dieser Zeit ganz besonders gern in sichtbare Feuerscheine und Flammen aus. Es giebt vielleicht eine Art von Geisterschlaf und Geisterruhe, die, umgekehrt, wie bei uns, bei Tag und im Sommer stattfindet, während Nacht und Winter die Zeiträume sind, wo das Geisterreich in seiner Art zu wachen und zu leben pflegt.*) Es drückt dies, was die Nacht betrifft, merkwürdig eine Sage aus, welche Wolf**) aus mündlicher Quelle giebt. Ein Mann kam Abends spät noch an einem uralten, halb schon hohlen Eichbaume vorbei; um den spielte eine Flamme herum, und wie er näher hinzugehen wollte, um zu sehen, was das sei, rief eine hohle, grausige Stimme aus dem Baume heraus: „Hinweg, hinweg! Für euch ist der Tag, die Nacht ist für mich.“ Bei jedem dieser Worte fuhr eine große Feuerflamme aus dem Baume heraus.

*) Vergl. oben Bd. I. S. 125 ff.

**) Niederländische Sagen Nr. 421.

Die Vorstellung eines latenten Feuers, eines solchen, welches in geisterhaften Wesen und Gestalten vorhanden ist, wenn es sich auch dem Blicke des Lebenden birgt, ist den Sagen nicht fremd. So erzählt der Abt von Ursberg in seiner Chronik, man habe i. J. 1123 im Gebiete von Worms viele Tage nach einander einen gespenstigen Kriegszug gesehen; ein kühner Mann habe sich ihm genähert, nach der Bedeutung der Erscheinung gefragt und zur Antwort erhalten, sie seien die Seelen der vordem in dieser Gegend Getödteten. „Und wiewohl ihr keine Flammen seht, so sind wir doch lauter Feuer.“*)

3.

Leichter würde man sich in diese Art von Phänomenen finden, wenn man bedächte, wie viel Licht und Feuer schon im lebendigen Menschen, im Lebenden und Organischen überhaupt ist und rastlos, die ganze Dauer desselben, so auf geistiger, wie auf leiblicher Seite, entwickelt wird. Licht und Feuer sind naturgemäßige Aeußerungen des uns inwohnenden Seelenprincips, wie es sich insbesondere im Auge und Blicke offenbart. Mangel an Geist und Seele hat ein mattes, todtes Auge zur Folge; ein hoher Grad von Bewußtsein, Denkkraft und Seelenerregung thut sich im leuchtenden, strahlenden, flammenden Auge kund. Ein eigenes, geistiges Licht entströmte den Augen der Prevorster Seherin. Feuriger Art ist Liebe, Leidenschaft, Begeisterung, Haß und Zorn; und dies verbirgt sich

*) Calmet, Erscheinungen II. S. 70 f. der Uebersetzung. Vergl. Thyräus, de locis infestis p. 10.

auch der ſinnlichen Wahrnehmung nicht. Schon die gangbaren Redensarten drücken es aus: wir haben glühende Sehnſuchten, wir brennen vor Begierde, wir ſtrahlen vor Freude, wir kommen in Hitze, wir werden roth vor Zorn ꝛc., ein finſteres Feuer blitzt aus dem Auge des Grimmigen und Wüthenden. Die Augen der Katzen und Nachtvögel leuchten im Dunkeln; Johann Tack hat an ſich ſelbſt beobachtet, wie ein Licht aus ſeinen Augen ging und die vorliegende Schrift erleuchtete; Veſling ſah beim Zerſchneiden das Gehirn leuchten.*)

Auf dem Grabe eines ſeit drei Jahren verſtorbenen, aber noch friſchen und unverweſten Vampyrs ſah man einen Schein, wie von einer Lampe, doch nicht ganz ſo hell.**) Licht- und Feuererſcheinungen, elektriſche und gewitterhafte Phänomene kommen auch in der dämonomagiſchen Sphäre, den ſogenannten Beſeſſenheitsgeſchichten vor.***) Man ſpricht auch von elektriſchen Menſchen, ſolchen, bei welchen ein ſo großer Ueberſchuß von Elektricität gefunden wird, daß beim Kämmen der Haare und beim Entkleiden, beſonders beim Ablegen wollener Kleidungsſtücke, elektriſche Funken überſpringen. Insbeſondere ſind die Haare elektriſch. Richter konnte durch Handberührung elektriſche Schläge und Funken erzeugen, und ſo mehr.†)

*) Schubert, Ahndungen einer allg. Geſchichte des Lebens. Th. II. Bd. I. S. 95 f.

**) Calmet, II. S. 49 der Ueberſ. Augsburg 1727.

***) Vergl. darüber die Schriften von Kerner, Görres und Perty.

†) Vergl. Magikon II. 416. III. 609. Perty, Myſt. Erſchein. S. 35 f. 166.

Was das feinere und geheimere, d. h. sich der gewöhnlichen Sinneswahrnehmung entziehende Leuchten menschlicher Organismen betrifft, so läßt sich an die somnambulen Personen erinnern, welche nicht selten von einer leuchtenden Atmosphäre des Magnetiseurs und ihrer selbst sprechen und Funken, Lichtbüschel, Lichtströme aus Fingern, Haaren, Augen, inneren Handflächen kommen sehen. Jene, von welcher Kretschmar*) berichtet, sah von befreundeten Personen glänzend weiße Funken ausgehen, welche sie angenehm erwärmten; sie sah im Dunklen ihre Haare leuchten, und der Hauch derselben erschien ihr wie ein feuriger Nebel. Die Seherin von Prevorst glaubte die Nerven als leuchtende Fäden zu sehen und aus den Augen der Menschen sah sie, wenn sie sich bewegten, Strahlen gehen.**) Die Krämer von Stuttgart, die Somnambule des Dr. Nick, behauptete, der ganze Körper desselben stehe im Feuer; besonders strahlend sehe sie seine Augen. Aus Siemers Händen sah eine Somnambule Strahlen und Funken sprühen ꝛc.***)

Es ist eben so auch an die bekannten Experimente zu erinnern, welche Reichenbach mit seinem „Sensitiven“ angestellt hat. Diese nahmen im Finstern (in der „Dunkelkammer“) viele Gegenstände, an welchen die Augen Anderer keine Lichtentwickelung zu bemerken vermögen, scheinend und leuchtend wahr. Was die von ihnen so gesehenen Menschen betrifft, so kam ihnen ein solcher wie ein ungestalter, weißlicher Schneemann, oder wie ein Geharnischter mit hohem

*) Kieser's Archiv XII, I. 19 ff.

**) Seherin von Prevorst I. S. 99.

***) Vergl. über diese Wahrnehmungen Perty, Myst. Erschein. S. 167—169. 244.

Helm, oder furchtbar, wie ein leuchtender Riese vor. Das ist ganz gespensterhaft. Die Hände ähneln erst einem grauen Rauch, dann gleichen sie einem Schattenriß auf schwarzem Grund, endlich treten die Finger selbstleuchtend auf. Sie sehen durchscheinend aus, wie wenn man die Hand dicht vor eine Kerzenflamme hält. Die Hand erscheint länger, als sie ist; an jedem Finger befindet sich eine lichte Verlängerung; von der Spitze strömt eine Leuchte aus, so daß die Hand ihre wirkliche Länge wohl um das Doppelte zu überschreiten scheint. Reichenbach führte ein sensitives Fräulein in einer finstern Nacht auf den Friedhof; sie sah auf mehreren Gräbern feurige Erscheinungen. Auf den ungeheueren Leichenhöfen Wien's sah sie eine Menge Leichenhügel mit beweglichen Leuchten besetzt. Es waren lauter jüngere Gräber; an den älteren zeigte sich Nichts. Das Phänomen knüpft sich also an den Verlauf des Verwesungsprocesses und geht zu Ende mit ihm.

Dazu kommt endlich das auch dem gewöhnlichen Auge sichtbare Leuchten und Brennen der sich auflösenden organischen Körperlichkeit, wo das selbst noch in der Leiche verborgene leuchtende und brennende Princip offenbar wird. Das Leuchten faulender Körper ist etwas so Häufiges und Gemeines, daß man kaum daran zu erinnern braucht. Ein Stück todten Holzes leuchtet bei Nacht aus dem Moosboden des Waldes wie eine glühende Kohle hervor. Als ein Zeichen nahen Todes in Pestzeiten ist leuchtender Schweiß beobachtet worden; Borellus sah aus dem Munde eines Sterbenden eine Flamme gehen; nach Bartholin brachen aus einer vermauerten Gruft in Rom

Dampf und Flammen hervor, und als man sie öffnete, fand sich ein entzündeter und leuchtender Leichnam darin.*) Ein i. J. 1725 bei Herrenhof gehängter Dieb brannte „lichterloh," so daß man es in der ganzen Umgegend sah.**) Dies bildet den bequemsten Uebergang zu jenen brennenden und lodernden Geistern der Volkssage, wo das Hervorbrechen von Licht und Feuer in sehr naher Verwandtschaft zu den ähnlichen Phänomenen des Verwesungsprozesses zu stehen scheint.

4.

Das Volk, sei es Phantasie oder liegen wirkliche Phänomene zu Grunde, giebt von seinen Feuermännern zum Theil die colossalsten Beschreibungen. So erscheint einer in den Umgebungen von Tirlemont, der sieht gewöhnlich nur wie ein siebenjähriger Knabe aus; wenn ihm aber Jemand nahe kommt, dann wird er riesengroß, so daß sich sein Haupt im Monde verliert.***) Eben so wächst himmelhoch ein feuriger, auch mit einem feurigen Mantel bekleideter Mann, der auf dem Strande zwischen der Swine und Dievenow gesehen wird; aus seinem Mantel schüttet er große Flammen aus.†) Noch phantastischer sieht der sogenannte Feuerkönig auf dem Seegrunder See zwischen Stettin und Uekermünde aus. Er schifft jedesmal, wenn es Sturm geben soll, auf einem

*) Schubert a. a. O. S. 68 f., wo man noch mehr über diesen Gegenstand findet.

**) Heller, Thüring. Merkwürdigkeiten. Jena 1726. IV. S. 259.

***) Wolf, Niederl. Sagen. S. 352.

†) Temme, Sagen von Pommern u. Rügen. S. 279 ff.

kleinen Kahne daher; auf dem Kopfe trägt er eine feurige Krone, er hat eine feurige Rüstung an und ein glühendes Schwert in der Hand; um seine Schultern fliegt ein blutrother Mantel; ihm zu nahen, ist lebensgefährlich.*) Diese Erscheinung kann man zur Noth als eine Ahnung des kommenden Sturmes fassen, die sich in eine chimärische Vision kleidet; wie aber die dortigen Leute dazu kommen, sich einen solchen „Feuerkönig" vorzustellen, ist damit nicht erklärt. Noch andere Sagen und Vorstellungen der einschlägigen Art sind in der Grimm'schen Sammlung**) und anderen solchen verzeichnet.

Eine der sonderbarsten und räthselhaftesten Erscheinungen ist folgende. In der Nacht vom 22. Juli 1620 erblickte man zwischen dem Schloß und Park von Lusignan zwei große bewaffnete Männer in feurigen Gewändern mit feurigem Schwert in der einen und feurigen Lanze in der anderen Hand. Sie fochten längere Zeit; endlich ward einer verwundet und stieß einen so schrecklichen Schrei aus, daß die Leute aus dem Schlafe auffuhren. Dann zeigte sich ein langer Feuerstreif, der den Fluß überschritt und nach dem Parke gelangte. Arme Leute im Park wollten vor Schreck sterben; die Besatzung von Lusignan, durch den entsetzlichen Schrei erweckt, sah von den Mauern in der Luft eine große Schaar Vögel, die einen schwarz, die anderen weiß, welche gräulich schrieen. Zwei Fackeln gingen voraus und eine Menschengestalt

*) Daselbst S. 279.

**) I. S. 366 ff. Nr. 277—283.

mit Eulenkopf folgte.*) Was das war — wer weiß es zu ſagen? Man kann die Sache unter den Geſichtspunkt von „Viſion und Hallucination" ſtellen — was iſt damit gethan? Giebt es auch im Geiſterreiche Krieg und Mord? Iſt Dergleichen eine Geſammtvorſtellung, Geſammtviſion der betreffenden Bevölkerung im ſubjectiviſtiſchen Sinne des Wortes? Aber wie kommt es zu einer ſolchen, was hat ſie für einen Grund? Hier geht uns, wie Leſſing einmal bei einer ſolchen Gelegenheit ſagte, beinahe unſer ganzes Latein aus; und wir können uns nur etwa mit einem Spruche von Göthe tröſten:

„Wer wird denn Alles gleich ergründen?
Zerſchmilzt der Schnee, ſo wird ſich's finden." ꝛc.

5.

Um im Gegenſatze zu dem im vorigen §. angeführten Erſcheinungen eine jener ſchönen und glänzenden zu erwähnen, welche ſich im Gebiete altchriſtlicher Frömmigkeit und Heiligkeit gezeigt, ſo nahm man nach dem Tode der h. Hildegardis folgende wahr. Es zeigten ſich über ihrer Wohnung zwei leuchtende, verſchieden gefärbte Bogen, die ſich in der Mitte durchkreuzten und gleich zwei weit hinziehenden Licht-

*) Nach Lelayer's Bericht Collin de Plancy im Dictionnaire infernal I, 40. Höchſt wunderliche Lichterſcheinungen und Metamorphoſen am Himmel, wo namentlich ein feuriger Mann und ein rother Löwe gegen einander ſtanden, ſah man 1636 zu Pyritz. Micrälius, Pommerland ꝛc. 1723. II. S. 241 f. Ein Zweikampf in der Luft wurde 1304 zwiſchen Scharl und Warns beobachtet. Occa, Ausg. von Andr. Cornelius. Fol. 36 a. S. auch Bechſtein's Sagenſchatz des Frankenlandes S. 118, wo ein Kampf geſpenſtiger Feuermänner beſchrieben iſt.

ſtrahlen von N. nach S., von O. nach W. gingen. Oben am Kreuzungspunkte ſah man einen klaren Schein, groß wie die Scheibe des Mondes, der die Finſterniſſe der Nacht zerſtreute. Darin eingeſchrieben war ein Kreuz, erſt klein, dann wachſend in's Unbegrenzte; umher bildeten ſich unzählige Kreiſe von mancherlei Farbe, jeder in ſeiner Mitte ein eigenes, nur kleineres Kreuz umſchließend. Dieſe Erſcheinung breitete ſich immer weiter aus, ſchien ſich auch abwärts mehr und mehr gegen das Haus zu ſenken und verklärte den ganzen Berg umher.*)

Ich rechne auch dieſes ſchöne Phänomen unter die Manifeſtationen des Geiſterreiches, welche der Gegenſtand unſerer Betrachtungen ſind. Es war eine Offenbarung der Abgeſchiedenen, welche damit ohne Zweifel die Größe, Mannigfaltigkeit, allumfaſſende Einheit und Ausbreitung der chriſtlichen Kirche ſymboliſch andeuten wollte. Hier iſt Alles viel klarer, als auf der anderen, entgegengeſetzten Seite, wo man ſich oft nur mit Mühe oder gar nicht zurecht zu finden vermag.

6.

Wir müſſen jedoch wieder zu jener niedrig ſtehenden Geiſterſorte herabſteigen, an der man ſo wenig Freude haben kann, die aber, weil ſie nun einmal da iſt und ſich ſo realiſtiſch aufdringt, nicht bei Seite geſchoben werden kann und ihre beſtimmte Charakteriſirung in der Geſchichte des Geiſterreiches und Geiſterglaubens erheiſcht. Zu dieſem Behufe denn noch folgende Aushebungen und Zuſammenſtellungen,

*) Görres, Myſtik I, 29.

namentlich was die geisterhaften Brandstiftungen und die so vielfach vorkommenden Spuren der brennenden Geisterhand betrifft.

Der Hafner Immendörfner zu Neuenburg in Würtemberg wurde viele Jahre lang durch Geisterspuk beunruhigt; die Sache wurde 1780 auf des Mannes unmittelbar an den Herzog gerichtete Bitte untersucht. Ich bemerke hier nur die Feuerscheinungen. Die Nachbarn erblickten um das Haus herum oft feurig aufwallende Kohlenhaufen, oder sie sahen von ihm haushohe Flammen auffahren. Von drei zur Wache anwesenden Männern sah einer eine große Helle und drei Gestalten darin, wie sie hier zu erscheinen pflegten; die zwei anderen sahen nur die Helle.*) Von spukhaften Brandstiftungen ist schon von alter Zeit her die Sage vorhanden. So wird von einem Geiste erzählt, der i. J. 858 in einem Dorfe bei Bingen erschien und Scheunen und Häuser anzündete. Er hatte es besonders auf einen Mann abgesehen, den er auf alle Weise verfolgte, namentlich auch dadurch, daß er, wohin sich derselbe wenden mochte, einen Brand verursachte. Dieses schreckliche Wesen setzte seine Gewalthaten drei Jahre lang fort und ruhete nicht, bis der ganze Ort in Feuer aufgegangen war.**) In der bei Kerner und Gerber zu lesenden Orlacher Geschichte ist das Brennen im Hause trotz der aufgestellten Wachen so arg, daß die Familie das Haus

*) Magikon II, 458.

**) Sigebertus, Chronicon Hirisaugiense Lycostenes, de miraculis. Thyraeus, de locis infestis 1604. p. 9. Calmet, II. S. 57.

räumen muß. Es bricht aber auch dann noch, bei fortwährender Wache und Aufsicht, in dem nun leeren Hause fortwährend Feuer aus. Schindler*) erzählt von dem Spuk in Stöckigt, den er selbst beobachtete. „Es erleuchtet sehr oft die Stube; es brennt wiederholt; es brennt im Stalle, in einem verschlossenen Schranke; es brennen einzelne Treppenstufen. Aber das Feuer wird stets gelöscht, bis endlich das ganze Haus niederbrennt, da das Feuer an einem Orte ausbricht, wo selten Jemand hinkommt. Ich brauche nicht hinzuzusetzen, daß alle erdenklichen Mittel versucht wurden, einen physikalischen Zusammenhang nachzuweisen, jedoch vergeblich.“ Bei dem Chorherrn Sch. wurden die Lichter von unbekannter Hand angezündet, und zwar so, daß der Leuchter vom Nachttische auf einen anderen Tisch getragen und darauf, wie mit einem hölzernen Lineal, schnell und heftig geschlagen wurde, worauf das Licht brannte. Einmal wurde das Einschlagen des Blitzes auf so täuschende Weise nachgeahmt, daß die Magd im Keller ein volles Milchbecken fallen ließ und der Chorherr in die Sacristei eilte, um Sturm läuten zu lassen.**) Bei Schwäbisch-Hall spukt der Rehberger oder Rechberger, ein neckender, quälender, schadenfroher Geist, der als Jäger erscheint, auch Feuer speit und Häuser anzündet. In der Mühle zu Oberfontheim, wo man seiner zu spotten wagte, zeigte er

*) Das magische Geistesleben S. 314.

**) Schindler, a. a. O., wo noch Anderes der Art zusammengestellt.

ſich furchtbar mit feuerrothem Angeſicht, und in der Nacht darauf brannte die Mühle ab.*)

In einer Geiſtergeſchichte bei Kerner**) kommen Erſcheinungen, wie folgende vor. Es wurde eine arme Nachtwächterfamilie angefochten. Da ſah die Frau einmal, wiewohl kein Feuer im Ofen war, die Ofenplatte ganz glühend; dann that es einen Knall und die Gluth war verſchwunden. Häufig kam in der Nacht aus der Ecke der Wand ein Glanz, rund, wie ein Zinnteller, blieb vor den Leuten einige Minuten lang ſtehen und ging dann in die Wand zurück. Oft fuhr es wie ein Wetterleuchten im Zimmer umher; es zeigte ſich am Boden und an der Stubendecke ein Lichtſchein, ohne daß innen oder außen oder in der Nachbarſchaft ein Licht war. Einmal kam es zu der Frau ſchwarz heran und es legte ſich ihr an die linke Seite des Halſes eine Hand, deren Berührung heiß, wie eine brennende Kohle war. Morgens war die Stelle roth, Abends entzündete ſie ſich heftig und bildete drei Male, wie von Fingern. So lautete der Bericht der Frau, den man für lügenhaft halten

*) Ernſt Meier, Schwäbiſche Sagen S. 146 f., unter der Aufſchrift: „Götter und Halbgötter," weil das Geſpenſt mit anderen ſolchen auf die altdeutſche Götterwelt zurückgeführt wird, eine einſeitige Tendenz, die ſich nicht ſelten gar ſehr täuſchen möchte. Der Volksſage nach war Rehberger ein General in Hall, ein Seelenverkäufer und böſer Menſch, der Niemanden ſchonte. Er ſchoß einſt zu ſeiner Beluſtigung mehrere hoch oben an ſeinem Schloſſe arbeitende Maurer herab. Von einem Junker Rechberger ſchreibt Sigbertus in ſeiner Chronik. E. Meier, daſelbſt S. 145 f. Auch hier knüpft ſich an den Namen ein böſes Andenken.

*) Scherin von Prevorſt II. S. 136 f.

könnte; doch bezeugt auch Dr. Kerner: „Dieſe Fingermale — Narben wie von eingebrannten Fingern — hatte die Frau wirklich am Halſe.“

Es erinnert dies an jene Gräfin, welche der Geiſt ihres verſtorbenen Geliebten an der Handwurzel ergriffen und welcher er dadurch eine braunrothe Handſpur eingeprägt hatte, die einer Brandwunde glich und von der Gräfin mit einem goldenen Halsband bedeckt zu werden pflegte.*) Es giebt noch mehr ſolche Fälle.

Melanchthon**) erzählt von ſeiner Tante, der Schweſter ſeines Vaters, Folgendes. Sie war Wittwe und ſaß, der Entbindung nahe, am Heerde. Da kamen Zweie, wovon einer ihrem verſtorbenen Manne glich, der andere, eine hohe Geſtalt, das Anſehen eines Franziskaners hatte. Erſterer bat ſie, Meſſen für ihn leſen zu laſſen, gab ihr zum Abſchiede die Hand, wovon die ihrige zwar nicht verletzt, doch aber in der Art verbrannt wurde, daß ſie immer ſchwarz blieb. „Solche Geſchichten,“ ſetzt Melanchthon hinzu, „lieſt man nicht nur häufig, ſie werden auch von glaubwürdigen Perſonen erzählt.“

Der Benedictiner-Abt Calmet iſt in dieſen Beziehungen ſehr vorſichtig, aufrichtig und in ſeiner Art aufgeklärt, ſo daß er theilweiſe ganz rationaliſtiſch erklärt. Er ſpricht auch von betrüglichen Geiſtergeſchichten; aber die von ihm ebenfalls angeführte Geſchichte aus Melanchthon hält er für unverdächtig.

---

*) S. oben Bd. I. S. 268 f.

**) Examen eorum, qui audiuntur ante ritum publicae ordinationis, qua commendatur eis ministerium Evangelii. Witeb. 1557.

Eine ähnliche Geſchichte theilt er aus dem Manuſcripte eines Prämonſtratenſers zu Allerheiligen im Schwarzwalde mit. Sie betrifft den Rathsherrn Johannes Steinlin, einen vermögenden Mann, der im Tode keine Ruhe hatte und ſich nach ſeinem am 9. Sept. 1625 zu Altheim im Bisthum Conſtanz erfolgten Ableben bei dem Schneider Simon Bau auf eine ſehr unheimliche Weiſe ſehen ließ. Er ging, von einer dunkeln Flamme, wie von brennendem Schwefel, umgeben, ſprachlos auf und ab. Am 17. Sept. redete der Schneider den Geiſt an und fragte nach ſeinem Begehren; derſelbe verlangte Meſſen und Getreide-Austheilung an die Armen. Jener ſagte es zu; der Geiſt reichte ſeine Hand dar und wollte, der Schneider ſolle ihm zur Bekräftigung ſeines Verſprechens die ſeinige geben. Dieſer aber hielt einen Stuhl hin; der Geiſt berührte ihn und brannte die Spur einer Hand mit ſämmtlichen Fingern hinein, worauf er mit einem großen, weithin hörbaren Getöſe verſchwand. *)

Von Tüchern, die von Geiſterhänden berührt und dadurch entweder ganz verbrannt worden ſein oder doch Brandmale erhalten haben ſollen, ſind ältere und neuere Nachrichten vorhanden; man zeigte und zeigt noch heutzutage die ſeltſamen Reliquien, die, wie man behauptet, ſolchen Vorgängen ihre Entſtehung verdanken.

So iſt die Geſchichte vom Pfarrer Feuchter in der Ruhl dort jedem Kinde bekannt. Der von Geiſtlichen beſchworene und gebannte Geiſt reicht der Wittwe zum Abſchied die Hand; ſie aber, von den

*) Calmet, Erſchein. I. S. 323 der Ueberſ.

Exorciſten gewarnt, hält ihr Sacktuch hin, welches ſofort in Flammen aufgeht.*)

Einem armen Schuhmacher zu Krailsheim erſcheint um die ſpukhafte Weihnachtszeit ein geſpenſtiges Männchen, das ihm winkt und ihn, als er ſich zu folgen entſchloſſen, mit einem verborgenen Schatze beſchenkt. Zum Abſchied ſtreckt ihm das Eidolon die Hand hin; er aber legt ſein Sacktuch hinein, welches augenblicklich zu Pulver verbrennt.**)

In einer von Franciſci***) erzählten Geſchichte bietet ein „erlöſter" Geiſt dem Mädchen, das von ihm in Anſpruch genommen war, zum Abſchiede die Hand; ſie will ihm die ihre geben, wird aber von ihm gewarnt und aufgefordert, nur ein Tüchlein zu reichen. Wie ſie ihr Kopftuch hinhält, verbrennt daſſelbe, ſoweit es die geſpenſtige Hand berührt. Das Tüchlein, an welchem man den Brand „ganz zugeſpitzt, wie eine ausgeſtreckte Hand" ſah, wurde dem Pfarrer zugeſtellt und von ihm „als eine abenteuerliche Sache" aufbewahrt.

Dieſe Scene wiederholte ſich in der bekannten Geſchichte des Mädchens von Orlach. Das Eidolon, als beruhigter Geiſt ſeinen Abſchied nehmend, ſtreckt die Hand nach dem Mädchen hin. Sie getraut ſich nicht, dieſelbe mit der bloßen Hand zu berühren, ſie nimmt ihr Sacktuch zu Hülfe; ir. daſſelbe findet ſich dann ein großes Loch gebrannt, wie das Innere einer

---

*) Bechſtein, Sagenſchatz von Thüringen II. S. 118.

**) Bernh. Baader in Mone's Anz. 1837. S. 309. E. Meier, Schwäbiſche Sagen I, S. 284.

***) Höll. Prot. S. 131.

Hand, und über dieſem noch fünf kleinere, wie von Fingern. Dieſe aus Kerner's Bericht gezogene Beſchreibung iſt jedoch nicht ganz genau und erhält ſeine Vervollſtändigung durch die unten folgende Beilage. „Die Brandſtellen geben keinen Geruch von ſich, und auch im Momente des Glimmens bemerkte das Mädchen keinen Geruch.“ In einer Note wird bemerkt: „Auch hier die bekannte Aeußerung eines elektriſchen Feuers, das mit dem magnetiſchen Nervenfluidum identiſch oder eine ſeiner verſchiedenen Darſtellungen iſt.“

Gerber macht hier auf die unverkennbare Familienähnlichkeit der Geiſtergeſchichten aufmerkſam, die auf etwas ihnen allen zu Grunde liegendes Wahres ſchließen laſſe. „Ich kenne,“ ſagt er, „die Familie genau, in welcher die Bibel aufbewahrt wird, welche der Großvater aus den Händen eines Geiſtes erhielt und in welcher die eingebrannten Spuren einer feurigen Hand zu ſehen ſind, wie es Stilling in ſeiner Geiſtertheorie erzählt.“*)

Die Orlacher Reliquie iſt noch jetzt vorhanden und wird von der Familie als eine große Merkwürdigkeit aufbewahrt und vorgezeigt. Die Magdalena Grombach, das erwähnte Mädchen von Orlach, hat ſich in Belzhaag bei Waldenburg verheirathet und iſt daſelbſt im 40. Lebensjahre mit Tod abgegangen. Ihr Bruder, der Bauer Friedrich Grombach, beſitzt gegenwärtig das elterliche Haus ſammt Hof in Orlach und hier befindet ſich auch jenes Tuch. Herr Johann Conrad Müller, Lehrer in Geißlingen

*) Kerner, Geſchichten Beſeſſener ꝛc. Karlsruhe 1834. S. 41 f. 47 f.

bei Hall in Würtemberg, dem ich dieſe Notizen verdanke, verfügte ſich, nachdem wir uns zu Würzburg über dieſen ſonderbaren Gegenſtand beſprochen hatten, am 24. October 1865 nach Orlach und nahm denſelben in eigenen Augenſchein, hatte dann auch die Güte, mir darüber Bericht zu erſtatten und mir zu erlauben, mich öffentlich auf ihn zu beziehen, was denn hier mit großem Dank geſchieht. In ſo ſeltſamen und ſchwer zu glaubenden Dingen iſt es von höchſtem Werthe, ſich auf das Zeugniß ehrenwerther Männer berufen und ſie mit Namen aufführen zu können. Die Thatſache wird dann zur hiſtoriſchen Gewißheit, und es kann ſich nur noch um Verſtändniß und Erklärung handeln.

Es wäre noch mehr der Art beizubringen. Auch die Geſchichte des Weinsberger Spukes, welchen Kerner*) beſchrieben und wobei die Schatzgräberin Eliſabeth Eßlinger die bekannte Rolle geſpielt, ſchließt mit einer Brandſpur ab. Die Genannte hatte mit dem Geiſte ausgemacht, ſie wolle an einem beſtimmten Morgen um 3 Uhr auf einer Stelle bei Wimmenthal knieend mit ihm beten, was in Gegenwart einiger Zeugen geſchah. Es zeigten ſich merkwürdige Licht- und Tonphänomene; zuletzt wurde zum Abſchied die Hand verlangt. Die Eßlinger reichte ſie mit einem Tuche umwickelt, von welchem ſofort ein Flämmchen auffuhr; es wurden darin Brandflecken gefunden. Auch bei der durch ein 16jähriges Mädchen

*) Eine Erſcheinung aus dem Nachtgebiete der Natur durch eine Reihe von Zeugen gerichtlich beſtätigt. Stuttgart und Tübingen 1836.

in Dornborf bei Ulm vollbrachten Erlöſung ward in einem weißen Tuche ein Brandmal hinterlaſſen. Dieſe Erlöſung geſchah unter Aſſiſtenz des Pfarrers in Gegenwart einiger tauſend Menſchen.*) In der 1642 zu Preßburg vorgegangenen Erlöſungsgeſchichte wurde nicht nur die Hand, ſondern auch ein flammendes Kreuz eingebrannt.**)

Perty ſagt von dem Einbrennen ſolcher Spuren in Tücher: „Es kommt öfters vor, ſo wieder 1837 bei Eliſe Seiler,***) und wird ſicher durch die Betreffenden ſelbſt unbewußt hervorgebracht, wohl durch elektriſche Wirkung.“ Das heißt eine beliebige Theorie gar zu weit treiben. Wenn Etwas die Realität der Erſcheinungen überzeugend darthut, ſo ſind es dieſe Brandmale. Sie ſtimmen auch mit der ſonſt documentirten und allgemein behaupteten feurigen Natur jener Geiſter überein. Und nun wird auch dieſe Brandwirkung in die „Betreffenden“ zurückgezwängt, die auf ſolche Weiſe ſich ſelbſt myſtificirt haben ſollen! Hier iſt auch gegen dieſen achtungswerthen Autor, dem wir in ſo mancher Hinſicht beiſtimmen, die Aeußerung Calmet's am Orte, daß man ſchwer zu Glaubendes ſehr unfüglich durch noch Unglaublicheres zu erklären ſuche.

Einen Widerſpruch, der mir in den ausgehobenen Erlöſungsgeſchichten aufgefallen, kann ich nicht unbemerkt laſſen. Jene Abſchied nehmenden Geiſter ſtellen

*) „Der deutſche Zuſchauer“ von Winkopp, Bd. III. Heft VII. 1785.

**) Hauber, Bibl. mag. I, 229.

***) Gerber, Nachtgebiet. S. 515.

ſich als beruhigt und ihrem bisherigen niedrigen und qualvollen Zuſtande enthoben dar; in der Orlacher Geſchichte erſcheint das Eidolon zuletzt auch in lichtheller Geſtalt, einem ſeligen Geiſte gleich. Und doch iſt die Berührung dieſer Weſen verletzend und hat Brand zur Folge. Wenn ſelige Geiſter erſcheinen, ſo iſt ihre Berührung gefahrlos und wohlthätig. Damit will jenes Einbrennen von Handſpuren, ja völlige Verbrennen der preisgegebenen Tücher nicht ſtimmen. Ich will die Erzählungen darum nicht verdächtigen; ich ſetze den Widerſpruch in das Factum ſelbſt und bin der Meinung, daß eine totale Metamorphoſe durch jene Erlöſungen noch keineswegs bewirkt worden, daß Beſſerung und Beruhigung nur erſt palliativer Art geweſen ſei und trotz der äußerlich erhellten Geſtalt noch im Innern das unheimliche Feuer gebrannt habe, welches ſeiner Natur nach nicht dem ſeligen Lichtreiche, ſondern dem finſteren Theile der Geiſterwelt angehört.

Beilage zu vorſtehender Abhandlung XII, betreffend die Orlacher Reliquie. Nebſt einer Zeichnung.*)

Es war am 7. October 1865, als mich, wie ſchon erwähnt, Herr J. C. Müller, Lehrer in Geißlingen, mit einem freundſchaftlichen Beſuche beehrte und mir, da die Rede auf jene ſeltſamſte aller Reliquien kam, das Verſprechen gab, ſich nach ſeiner Heimkehr in das 1½ Stunden weit entfernte Orlach zu begeben, ſich das daſelbſt aufbewahrte Tuch zeigen zu laſſen und mir dann eine briefliche Nachricht darüber zukommen zu laſſen. Drauf im November erhielt ich von ihm ein Schreiben, worin er mir das Tuch aus eigener Anſicht beſchrieb. Es iſt hiernach ein baumwollenes, blaues Sacktuch mit ſchwarzen und weißen Streifen und rothem Rande; die Form iſt die eines Quadrates, wovon jede Seite vier Hände breit. An einer Ecke des Tuches befindet ſich ein Loch, ſo groß, wie das Innere einer Hand, aber mehr rund, als viereckig; an der Seite hin und gegen das Innere bemerkt man noch ſieben längliche, aber eng geöffnete Streifen. Loch und Streifen machen den Eindruck, daß ſie einer Brandwirkung ihren Urſprung verdanken. Die neben den Löchern wieder beginnenden Fäden haben eine ſchwarzbräunliche Farbe und ein faſerichtes Ausſehen, wie man bei verbrannten Gegenſtänden der

*) Sie iſt am Schluſſe dieſes Bandes angefügt.

Art wahrzunehmen pflegt. Es war in dem Briefe zugleich eine Stelle aus dem Manuscripte des verstorbenen Wundarztes Burkart ausgehoben, welches die Orlacher Geschichte enthält und in seiner Beschreibung des Tuches mit Kerner stimmt.

Nun war es mir auffallend, daß Herr Müller von einem Loch und sieben Streifen sprach, während Kerner und Burkart von einem großen Loch und fünf kleineren melden. Ich erlaubte mir, ihm dieses Bedenken vorzutragen und ihn um nähere Auskunft zu ersuchen. Der vortreffliche, höchst gefällige Mann ging hierauf noch einmal nach Orlach, zeichnete die Brandspuren auf einem dem Tuch entsprechenden Bogen Papier ab und sandte mir denselben nebst einem Briefe vom 23. Dec. zu, der wörtlich Folgendes enthält.

„Ich begab mich den 9. Dec. abermals nach Orlach. Friedrich Grombach zeigte mir wieder in freundlichster Weise das in einer Schachtel aufbewahrte Tuch. Diesmal habe ich dasselbe nicht nur genau betrachtet, ich habe es auch auf den beiliegenden Bogen Papier gelegt und bin mit einem Bleistifte um den Rand der Löcher herumgefahren, um auf dem Papiere die Löcher und deren Größe anschaulich zu machen. Hierbei habe ich zu bemerken, daß der Eindruck der Hand auf dem Tuche selbst viel deutlicher hervortritt, als durch die Zeichnung. Die Spur jedes einzelnen Fingers, hauptsächlich der drei rechten Finger der rechten Hand, wird nämlich sowohl durch das Verbrannte (die Löcher), als auch durch das nur Angebrannte erkannt — dies der Grund, warum ich den Ausdruck „Streifen“ gebraucht. Ein solcher

umfaßt alſo zweierlei: Verbranntes und bloß Angebranntes; Beides zuſammen gewährt viel beſſer den Eindruck und Anblick eines Fingers, als Erſteres allein.

Nehmen wir das Papier vor Augen, ſo bezeichnet i das Innere der Hand, a die Stelle des Daumens, b die der Zeigefingers; d, dd, ddd ſtellen die Lage des Ringfingers, c, cc, ccc die des Mittelfingers, e, ee, eee am Rande des Papiers die des kleinen Fingers am Rande des Sacktuches dar.

Hieraus iſt erſichtlich, wie weit ich mit Kerner und Burkart einverſtanden bin und wie weit nicht. Dieſelben ſagen: „wie von fünf Fingern;“ damit ſtimme ich. Sie ſagen ferner: „ob dieſem Loche (= i) noch fünf kleinere Löcher.“ Da muß man ſich vorſtellen, auf jeden der fünf Finger komme ein kleineres Loch. Allein auf den Daumen kommt a, auf den Zeigefinger b, auf den Mittelfinger c, cc, ccc, auf den Ringfinger ein Streifen mit dd, ddd, daneben d, auf den kleinen Finger e, ee, eee. Dies kommt nach meiner Anſicht daher, daß die Geiſterhand das Tuch nicht bloß berührt, daß ſie ſich auch bewegt hat und zwar offenbar von links unten nach rechts oben; bei welcher Bewegung der Mittelfinger oder der Ringfinger oder beide noch die Stellen f und g berührt und dadurch die Streifen f und g erzeugt haben werden, welche der Grund ſind, daß ich von ſieben Streifen geſchrieben. Wie weit hierbei die zitternde Hand des Mädchens, die mehr oder weniger unebene Lage des Tuches mitgewirkt haben mögen, vermag ich nicht zu entſcheiden. Klar iſt, daß Kerner und Burkart f und g nicht genannt haben, und daß ſie, wie auch

ich, c, cc, ccc — d, dd, ddd — e, ee, eee, je in eins, in c, d, e zuſammengefaßt haben.“

Man wird es nicht überflüſſig finden, daß wir die Sache ſo genau genommen haben, und daß ſich namentlich der treffliche Freund in der Art um die bis ins Kleinſte hinein genaue Darſtellung einer in ihrer Art ſo einzigen Reliquie bemüht hat. Bei Gegenſtänden, die ſo problematiſch ſind, von ſo Vielen bezweifelt, ja verneint und in das Reich der Chimäre verwieſen werden, iſt die ſorgfältigſte Aufſpürung, Unterſuchung und Beſchreibung des Thatſächlichen und empiriſch Gegebenen am Orte. Herrn Müller's Nachrichten ſind auch aus folgendem Grunde von Wichtigkeit. Wären die Brandſpuren etwa betrügeriſch in das Tuch geprägt, ſo würde ſich das Bild einer Hand wohl ganz einfach darbieten, und man würde es vermieden haben, mehr Löcher und Streifen einzubrennen, als zur Erzielung eines ſolchen Bildes nöthig. Unſer Bericht führt auf einen lebendig bewegten, in wirklicher Geſchichte ſtattgefundenen Vorgang im Gegenſatze einer künſtlichen Veranſtaltung hin; denn der Betrug iſt in der Regel grob und plump, geht in directer Weiſe zu Werke, ſucht einen leicht und ſchnell faßlichen, durch keinen Anſtand erſchwerten und geſtörten Eindruck auf die Vorſtellung der zu Täuſchenden zu bewirken, und iſt nicht auf die langſamen Erwägungen denkender und tiefer nachforſchender Menſchen berechnet.

XIII.

Spukhäuser.

Spukhäuser, d. i. Gebäude und Wohnhäuser, wo gespenstige Wesen weilen und sich in einer so beunruhigenden und schreckhaften Weise offenbaren, daß Niemand mehr darin wohnen will, daß sie daher um einen Spottpreis zu haben sind, auch wohl abgebrochen werden — solche verrufene, gefürchtete und verlassene Häuser sind, wie das Geister- und Gespensterwesen, überhaupt, so wenig nur ein Erzeugniß und eine Eigenthümlichkeit des romantischen Zeitalters, daß sie ganz so schon im heidnischen Alterthume vorkamen. Wir finden namentlich bei dem jüngeren Plinius einen Brief*), der von Gespenstern handelt und einige dieses Thema betreffende Geschichten mittheilt, worunter auch nachstehende, dem allgemeinen Geisterglauben ganz conforme, in's Besondere ein Spukhaus in dem erörterten Sinne, die grausige Erscheinung des daselbst sich aufhaltenden Geistes und die Erlösung desselben durch einen unerschrockenen Mann beschreibende. Sie gehört zu den bekanntesten aller Geistergeschichten, ist aber zu classisch, als daß wir sie übergehen dürften; und manchem unserer Leser dürfte es nicht unerwünscht sein, wenn wir sie

*) Es ist der 27. des VII. Buches: „An Sura."

ſtatt bloßer Hinweiſung darauf, ihm, wie folgt, in's Gedächtniß rufen.

Zu Athen befand ſich ein großes, anſehnliches, aber verrufenes und unheilvolles Wohngebäude. Man hörte daſelbſt in nächtlicher Stille, erſt ferner, dann näher kommend, Eiſen klirren und Ketten raſſeln; darauf zeigte ſich eine abgehärmte und abgezehrte Geiſtergeſtalt mit langem Bart und ſtruppigem Haar, welche an Händen und Füßen Ketten trug und ſchüttelte. Die Bewohner hatten in Folge deſſen ſchlafloſe, ſchreckliche Nächte, wurden vor Unruhe, Angſt und Entſetzen krank, ja ſtarben ſogar. So kam es, daß das Haus endlich leer und verlaſſen ſtand. Doch bot man es um ein geringes Geld zum Kauf aus.

Da kommt der Philoſoph Athenodorus nach Athen und lieſ't den Anſchlag. Der niedrige Kaufpreis erregt ihm Verdacht; er erkundigt ſich, erfährt Alles, miethet ſich aber dennoch ein und zwar gerade deshalb; denn er war ein muthiger Mann und wollte der Sache unterſuchend auf den Grund kommen.

Am Abend entläßt er ſeine Leute in die inneren Gemächer, bleibt im vorderſten Zimmer allein und vertieft ſich, um der Phantaſie keinen Spielraum zu geben, ſchreibend in eine gedankenvolle Beſchäftigung. Wie es ganz ſtill iſt, fängt das erwähnte Geklirr und Geraſſel an. Der Philoſoph läßt ſich dadurch nicht irren und ſchreibt fort. Das Getöſe nähert ſich und kommt in das Zimmer; er blickt auf und ſieht die beſchriebene Geſtalt. Sie winkt, er deutet ihr an, ſie möge warten und ſchreibt fort. Da ſchüttelt ſie die Ketten über ſeinem Haupte. Nun erhebt er ſich, nimmt die Lampe und folgt. Das Eidolon ſchreitet

ſchwer wandelnd, wie von den Ketten belaſtet, voran und verſchwindet im Vorhofe des Hauſes. Athenodorus bricht Gras und Blätter ab und bezeichnet die Stelle. Den folgenden Tag geht er zu den Behörden und verlangt, daß dort aufgegraben werde. Man findet Gebeine, die in Ketten geſchlagen, und beſtattet ſie in anſtändiger Weiſe zur Erde. Von der Zeit an war das Haus von dem Spuke befreit.

Es war dieſem Geiſte um ein ehrbares Begräbniß ſeiner körperlichen Reſte zu thun, worauf die Alten ſo überaus viel hielten.

Eine ganz ähnliche Geſchichte erzählt bei Lucian*) der Pythagoräer Arignotus. Es wird hier als vormaliges Spukhaus das Haus des Eubatides am Kraneum zu Korinth bezeichnet; es war lange nicht bewohnbar und gerieth in Verfall. Arignotus verfügte ſich vor Mitternacht dahin, ſtellte ſeine Lampe auf den Boden eines Saales daſelbſt, legte ſich nieder und fing zu leſen an. Da erſchien ein Geſpenſt ſcheußlich, ſtruppig, ſchwarz wie die Nacht und verwandelte ſich in verſchiedene Thiergeſtalten. Jener beſchwor es; es verſchwand in einer Ecke des Saales; er merkte ſich den Ort; den Tag darauf wurde nachgegraben, man fand ein Todtengerippe und beſtattete es. Von dem Augenblicke an hörte das Haus auf, von Erſcheinungen beläſtigt zu ſein. Weiter gehören hierher nachſtehende Fälle.

Im Schwitzbade zu Chäronea, wo Damon ſeinen Tod gefunden, wurden, wie Plutarch**) berichtet,

*) Philopſeudes 30—32.

**) Im Leben Cimon's.

lange Zeit hindurch Gespenster (εἴδωλα) gesehen und Seufzer gehört. Deshalb mauerte man die Thüren zu. „Aber noch bis auf den heutigen Tag glauben die Nachbarn jenes Ortes Gesichte (ὄψεις) zu sehen und schreckliche Stimmen zu hören.“

Als einst der h. Germanus, Bischof von Auxerre, auf einer Reise mit seinen Geistlichen in einem seit langer Zeit öde stehenden Spukhause sein Nachtlager nahm, erschien ein geisterhaftes Wesen, das sich als einen hier Ermordeten und Verscharrten zu erkennen gab, dem Bischof auf dessen Befragen auch den Ort zeigte, wo die Gebeine lagen. Am folgenden Morgen suchte man nach, fand zwei mit Ketten umwundene Gerippe, bestattete sie und ließ den Seelen der Getödteten die kirchlichen Andachten zu Gute kommen.*)

Zu Constanz begann 1746 im Hause des Buchdruckers und Rathsherrn Labhart ein arger, gewaltthätiger Spuk, indem die Arbeiter gestört, Schläge von unsichtbarer Hand gegeben, Steine geworfen, Leute aus dem Bette geschleudert und von der Treppe gestürzt wurden, der Hausherr eine Kopfwunde erhielt u. s. w.

Calmet**) beschreibt die Geschichte, die großes Aufsehen machte und bei der man alles Mögliche versuchte, um dem Unfug zu steuern, der endlich

---

*) Aus der Biographie der Heiligen. Bolland. 31. Jul. p. 211.

**) Erscheinungen I. S. 313 ff. Auch Wolf, Deutsche Sagen S. 333, hat die Geschichte und citirt: Le livre des prodiges p. 78.

von ſelbſt aufhörte, ausführlich einem zuverläſſigen Berichte zu Folge. Er ſagt: „Der Pater, der mir das Alles unter dem 8. Auguſt 1748 geſchrieben hat, bezeugt die Wahrheit deſſelben bei ſeiner prieſterlichen Ehre.“ Es kamen hier ſehr ſonderbare Sachen vor. Die Phänomene gingen zunächſt von einer Ecke der Buchdruckerei aus, wo man Seufzer hörte und Gewaltthätigkeiten erlitt. Als man hier ein Brett wegriß, zeigte ſich ein Mauerloch mit einigen Gegenſtänden, worunter Gebeine waren. Man verbrannte ſie zum Theil im Hauſe, wobei ſpukhafte Störungen erfolgten, zum Theil bei den Kapuzinern, zu denen man ſie brachte. Der Buchdruckergeſelle, der ſie trug, ſah auf öffentlichem Platze eine ganz entkleidete Frauengeſtalt;*) auch hörte man daſelbſt an dem Tage und die Nacht darauf ein klägliches Seufzen. Nach einigen Tagen fing die Plage im Hauſe von Neuem an. Ein Prieſter wurde mit einem Meſſer und einer Gabel geſtochen, blieb aber unverletzt. Hier zeigte ſich das, was ich den „myſtiſchen Schutz“ nenne, ſ. die Abhandlung II. im V. Buch.

Nach einer fränkiſchen Ueberlieferung war auf dem Marktplatze zu Schweinfurt ein Haus, worin ein bereits vor mehr als 100 Jahren verſtorbener Ladendiener von beſonderem Charakter und Ausſehen,

---

*) Das iſt ſehr ſelten, weil die Verſtorbenen größtentheils in den Kleidern erſcheinen, welche ſie im Leben getragen. Desfontaines ſtellt ſich ſeinem Freunde Bezuel im Badeanzuge vor, weil er badend verunglückt war (ſ. Buch II. Nr. IV). Vielleicht ging jenes Weib in unbekleidetem Zuſtande zu Grunde.

Hinze-Hänſele genannt, gräulich ſpukte, weßhalb es ſehr billig verkauft wurde.*)

In Aegypten, namentlich in Cairo, giebt es viele Spukhäuſer; in Tunis müſſen Häuſer, ja Straßen wegen geiſterhaften Unweſens verlaſſen werden.**)

Zu Nankin war ein Gebäude, welches einem Mandarin gehörte und von ihm ſelbſt gern benützt worden wäre, welches aber wegen des darin herrſchenden geſpenſtigen Unfuges nicht zu bewohnen war, daher um einen geringen Preis zu Kauf oder Miethe angeboten, aber von Niemand erworben und bezogen wurde. Den Jeſuiten Matthäus Riccius ſchreckte die Verrufenheit deſſelben nicht ab; er erſtand es für ſeinen Orden, dem eine ſolche Gelegenheit, ſich örtlich zu fixiren, gerade ſehr willkommen war. Die Patres zogen ein, wandten ihre Mittel an und blieben unbeläſtigt. Die Bevölkerung war ſehr geſpannt darauf, zu ſehen, wie es den kühnen Geiſtlichen ergehen werde; da ihnen nichts Widriges widerfuhr, ſo wurde dadurch ihr Anſehen bei den Chineſen nicht wenig gehoben.***)

---

*) Bechſtein, Sagenſchatz des Frankenlandes. Würzburg 1842. S. 163. Auch das Wehrwäldchen, einen ſchönen Spaziergang dem Main entlang, machte das allgefürchtete Geſpenſt unheimlich, und die Kinder flohen den Ort, ſowie es zu dämmern begann. Viele haben daſelbſt das magere, graue Männlein mit ſeiner Perrücke und in ſeinem rothbraunen, breitſchößigen Röcklein geſehen.

**) Ausland vom 3. Sept. 1850. Perty, Myſtiſche Erſcheinungen S. 458 f.

***) Corn. Hazart, Historia ecclesiastica Sinica P. IV. cap. 3. Fol. 320. Francisci, Höll. Proteus S. 1110 ff.

Indem Dr. Schindler*) von Spukgeſchichten und Spukhäuſern ſpricht, ſagt er: „Eine neuere Begebenheit der Art hatte ich ſelbſt zu beobachten Gelegenheit; indem ſich in dem Hauſe des Webers Wünſch in Kleinſtöckigt bei Greifenberg ſeit 4 Jahren alle derartigen Erſcheinungen, Verwirrung des Garnes, Zerreißen der Werſte, Verſchwinden der Gegenſtände, Zerreißen der Kleider und Schuhe, Losbinden der Kühe im Stalle oder Verknoten der Stricke bis zum obligaten Feueranlegen wiederholten.“ Einem ſolchen Manne muß man eine derartige Verſicherung und Bezeugung doch wohl glauben, ſonſt hört Alles auf.

Zuweilen hat man einen außerdem unbezwinglichen Spuk dadurch zu beendigen geſucht, daß man das Gebäude niederriß, worin ſich derſelbe zu ereignen pflegte. So ſoll man wegen eines geiſterhaften Unweſens der ärgſten Art, das im Kloſter der Tempelherrn zu Ypern getrieben ward, zu Werke gegangen ſein. Es war an einen Bauern, Namens Koppen Goemann, vermiethet, der viel Vieh und viele Mägde hatte. Menſchen und Thiere wurden auf's Unerträglichſte erſchreckt und beſchädigt, ſo daß es Niemand in dem Gebäude auszuhalten vermochte.**) Es wird

*) Das magiſche Geiſterleben. Breslau 1857. S. 306.

**) Die nähere Beſchreibung der Spukereien kann man bei Wolf leſen. Ich bemerke nur noch, daß ſie theilweiſe auf die vormals hier wohnhaften Tempelherren zurückdeuteten. Man ſah Geſtalten von ſolchen, auch wurden Templerſchuhe (große Schuhe, an den Zehen breit, platt und mit hohen Abſätzen) geſchleudert; wenn man in der Küche Mehlbrei machte, ſo wurde meiſt ein ſolcher Schuh hinein geworfen, daß der Brei den Anweſenden in's Geſicht ſpritzte.

angegeben, daß man i. J. 1320 am 8. des Blüthenmonats mit dem Abbruche des Klosters und der Kirche begonnen, welche in der Vorstadt von Ypern vor dem Templerthore standen.*)

In einem Hause nicht weit von Gomaringen spukte ein vormaliger Vogt, Kasper oder Käsperle geheißen. Er trieb es so arg, daß Niemand mehr darin wohnen wollte und daß man das Haus am Ende Einem, der es zu beziehen wagte, umsonst überließ. Es wurde späterhin abgebrochen, das Holz nach Gomaringen geführt und zu einem Neubau verwendet. Aber auch hier stellte sich der Geist ein und trieb sein gewohntes Wesen fort.**)

In einem Dorfe Quarey oder Quaritz bei Groß-Glogau starb zu König Friedrich's II. Zeit dem katholischen Pfarrer Tili seine Köchin. Er nahm eine andere, der aber der Geist der Verstorbenen keine Ruhe ließ, so daß sie fortlief. Nun finden wir ganz die alten Kobold- und Hausgeistsagen wieder. Es wurden jeden Tag regelmäßig gewisse häusliche Geschäfte ver-

---

*) Beschrybing der stad Ypern MS. Wolf, deutsche Sagen S. 523.

**) Ernst Meier, Schwäbische Sagen I. S. 266. Das Eidolon stellt sich auch hier wieder genau nach dem Leben und nach der vordem gewöhnlichen Erscheinungsweise des Verstorbenen dar: weiße Zipfelmütze, weiße Strümpfe und Schnallenschuhe und die Pfeife im Munde. Wer über solche Beschreibungen spottet, der ist ein Fremdling in dieser Region. Gerade solche Züge beweisen dem Kenner die Aechtheit der Visionen und Ueberlieferungen. Das Volk pflegt dergleichen Erscheinungen, die man auf's Wenigste als eine historische Erinnerung zu betrachten hätte, stets und überall auf so concrete und specielle Weise zu schildern.

richtet, ohne daß man dabei eine arbeitende Perſon erblickte; es wurde die Stube gekehrt, Feuer gemacht u. ſ. w. Der König beordnete zur Unterſuchung der Sache einen Hauptmann und Lieutenant von der Garde. Sie wurden mit Trommelſchlag empfangen, ohne daß man Trommel und Trommler ſah; ſie nahmen auch die von unſichtbaren Händen verrichteten Geſchäfte wahr. „Da ſchlag' der Teufel drein!" fluchte der alte Hauptmann und erhielt dafür eine derbe Maulſchelle. Er rief: „Das iſt mir zu toll!" und zog ſich zurück. Auf ſeinen Bericht wurde das Haus niedergeriſſen und an anderer Stelle wieder aufgebaut.*) Es iſt dies ein ähnlicher Fall, wie jener zu Croſſen in Schleſien vorgekommene, wo ein Apothekergehilfe, nachdem er geſtorben, ſeine Geſchäfte fortſetzte, nur daß dieſer hierbei auch vollkommen ſichtbar war.**)

Zu Münnerſtadt befindet ſich ein Haus, in deſſen oberem Stocke ſich Jemand erhängt hatte. Hier ſpukte es darauf durch alle Zimmer hindurch ſo ſchauerlich, daß man das Stockwerk nicht mehr bewohnen konnte und daß es daher abgeriſſen wurde.***)

Zu Plymouth befand ſich ein Haus, das einem Tiſchler gehörte, der unten ſeine Werkſtätte hatte; übrigens ſtand es wegen eines darin herrſchenden, allgemein bekannten Spukes leer. Der Mutter Canning's, die hier eine Wohnung ſuchte, ward es

*) Blätter aus Prevorſt I, 124. II, 11. Hofrath Hahn hörte die Geſchichte noch 1807 in Schleſien erzählen. Auch Menzel war an dem Orte und läßt ſie unangefochten.

**) Hennings v. Geiſt. und Geiſterſeh. S. 624.

***) So erzählte mir eine Perſon aus Münnerſtadt.

umſonſt angeboten, indem man hoffte, es werde durch eine neue Bewohnung deſſelben der daran haftende böſe Ruf zerſtört werden. Die muthige Frau zog unbedenklich ein. Gegen Mitternacht ging unten in der Werkſtätte ein hölliſcher Lärm los, als wenn darin auf's Eifrigſte, ja Tobendſte gearbeitet werde, es waren ganz die verſchiedenartigen Geräuſche des Tiſchlergeſchäftes. Sie ſtellte theils allein, theils mit Berrard, der darüber berichtet, die genaueſten Unterſuchungen an, doch ohne Erfolg. Wenn man während des Lärmes in die Werkſtätte trat, ſo war Alles ſtill und keine Spur von ſolchem Treiben zu entdecken.*) Sie blieb in dem Hauſe und gewöhnte ſich an den Spuk, der ſich jede Nacht eine halbe Stunde lang hören ließ.**) Er ging entweder von einem lebenden Tiſchler aus, der ſich in tiefem, mitternächtigem Schlafe in die Werkſtätte verſetzte und ſcheinbar ſo mächtig arbeitete, oder wie mir wahrſcheinlicher iſt, von einem Verſtorbenen, der auf ſo geiſterhafte Weiſe ſein gewohntes Geſchäft fortſetzte.

Es wäre noch eine Menge ſolcher Fälle zu nennen; wir werden auf Spukhäuſer, Klöſter und Schlöſſer, wo ſich geiſterhafte Phänomene gezeigt, noch in anderen Capiteln zu ſprechen kommen, haben ſolcher auch ſchon ſonſt gedacht. Das Haus zu Rom, welches der 1523

---

*) Stilling, das geheimnißvolle Jenſeits. S. 83 der 5. Auflage.

**) Gerade ſo hörte man vordem in den tiefen und geräumigen Kellern des Schloſſes Mainberg (Mainburg) ein nächtliches Rumoren, wie wenn Büttner darin arbeiteten; ſah man aber nach, ſo war Nichts darin wahrzunehmen und Alles todtenſtill. Bechſtein, Sagenſchatz des Frankenlandes I. S. 178.

geſtorbene Protonotar und Archäolog Aleſſandro Alleſſandri bewohnte, war wegen beunruhigender und abſcheulicher Erſcheinungen verſchrieen, die nicht nur er, ſondern auch Andere, die bei ihm übernachteten, ſahen.*) Ganz außerordentlich war der Spuk im K. Schloſſe zu Woodſtock, wo Cromwell's Commiſſäre auf's äußerſte erſchreckt wurden; die Detonationen waren ſo furchtbar, daß es ſchien, als würde von ganzen Batterien Feuer gegeben, und das Gebäude in ſeinen Grundveſten erbebte.**) Wenn Einige glauben, Alles der Art, wenn es nicht erlogen ſei, werde durch künſtliche Veranſtaltungen betrügender und ſo gewiſſe Abſichten zu erreichen ſuchender Menſchen bewirkt,***) ſo wird das in ſolchen Fällen geradezu lächerlich. Den ſehr argen und keinem Zweifel unterworfenen Spuk im Hauſe des Pfarrers Schuppart i. J. 1703 und folgende werden wir weiterhin näher beſprechen. Das Griesheimer Jagdhaus bei Darmſtadt wurde wegen des Spukes, der einen Rittmeiſter und 20 Dragoner zum Spotte machte, 1770 niedergeriſſen.†) Die Vorfälle auf dem Münchshofe, 3 Stunden von Gratz, theilt Görres††) ausführlich mit. Sie wurden von competenten Perſonen auf das Sorgfältigſte beobachtet und unterſucht, ohne daß ſich eine

*) Alex. ab Alexandro Genial. dier. Lib. V. c. 23. p. 301.

**) Nach Rob. Plat's Bericht.

***) So z. B. Minutoli in ſeiner Abh. über die weiße Frau. S. die unſrige über denſelben Gegenſtand!

†) Magikon II, 345 ff.

††) Myſtik III, 360.

„natürliche“ Urſache entdecken ließ. Hier wenigſtens iſt man über das Gebiet der Sage und des Märchens entſchieden hinaus, ſteht auf dem ſicheren Boden der Erfahrung und Geſchichte und darf für die bezüglichen Erſcheinungen Anerkennung fordern, indem da nur noch die Frage ſein kann, wie man die objectiv vorliegende Thatſache aufzufaſſen und in das Syſtem der menſchlichen Kenntniſſe und Erkenntniſſe einzupaſſen habe. In einem Brief von Göthe an Schiller vom 10. Auguſt 1799*) heißt es: „Das wegen Geſpenſter berüchtigte Haus iſt, ſo viel ich weiß, zu vermiethen“ ꝛc. Auch Schoppenhauer**) ſpricht von jenen in Verruf gekommenen Häuſern, die Niemand bewohnen wolle, und die man hin und wieder immer antreffen werde. „Auch mir,“ ſetzt er hinzu, „ſind in meinem Leben deren mehrere vorgekommen.“

*) Briefwechſel V. S. 148 f.

**) Parerga I. S. 270.

XIV.

Muthiges, aber würdevolles Benehmen in erfolgreiche Anwendung gebracht.

Bedrohlichen Erscheinungen aus dem Geisterreiche gegenüber ist weder bebende Furcht und Angst, noch roher Unglaube, übermüthiges Wesen und gewaltsames Verfahren am Orte. Man kann solchen theils schon durch natürliche, doch mit Würde geltend gemachte Geistes- und Charakterkraft, theils im Vertrauen auf höhere Mächte und im Namen derselben erfolgreich entgegentreten und eine sie abhaltende und bändigende Macht über sie ausüben, wie viele Beispiele lehren. Wir wollen hier nur Folgendes ausheben.

Nachdem Francisci verschiedene Fälle angeführt, wo ein den Geistern entgegengesetzter Trotz und Uebermuth von üblen Folgen gewesen, sogar tödtlich abgelaufen sei, bemerkt er: „Es giebt jedoch auch beherzte Leute, die keinem Gespenste weichen, solchen vielmehr einen glücklichen Trotz bieten und dadurch keinen Schaden nehmen, viel weniger einen sonderlichen Schrecken davon tragen."

Was dieser, wenn auch vom outrittesten Teufelsglauben erfüllte Autor als wohlverbürgte Thatsache erzählt, was er sogar aus nächster Bekanntschaft und

eigener Lebenserfahrung mittheilt, wird man ihm wohl immer glauben dürfen. So Nachſtehendes.*)

Franciſci hielt ſich einmal, erſt 15 Jahre alt, mit anderen Gäſten auf einem Schloſſe bei einem mit ihm verwandten Amtmann auf. Da vernahm er, wie auch die Anderen, die Nacht hindurch ein arges Getöſe. Zweimal, wie er beſtimmt verſichert, erwachte er um Mitternacht und hörte, wie die an der Wand hangende Laute von ſelbſt ertönte, als würde ſie von Menſchenhand geſpielt. Er ſchwitzte vor Angſt und wollte nicht mehr allein ſchlafen; einer von des Amtmanns Diener machte ſich deshalb neben ihm ſein Lager zurecht; auch ließ man die Nacht durch ein Licht brennen.

Der Amtmann ſelbſt, ein, wie Franciſci ſagt, geſchickter, ernſter, gravitätiſcher Mann, der zugleich viel Muth beſaß, machte ſich aus dem Spuke nichts. Seine Gattin erzählte, wie er mehr als einmal zu Mitternacht, wenn dem Schlafgemach gegenüber in der Rüſtkammer unter den Harniſchen und Armaturen ein ſchreckliches Getöſe entſtand, auch in dem Gange vor dem Schlafgemach dergleichen Lärm war, trotz ihrer Bitte, zurückzubleiben, aufgeſtanden, die Thüre aufgeriſſen, ſich ohne Licht auch zur Rüſtkammer verfügt und mit lauter Stimme Ruhe geboten; worauf der geſpenſtige Unfug nachgelaſſen und wenigſtens eine Weile geſchwiegen habe.

Der Amtmann ſelbſt verſicherte, daß er zuweilen in der Nacht mit dem Lichte in der Hand ganz allein durch den Schloßſaal gehe, und daß dann, ſowie er

*) Hölliſcher Proteus S. 486 ff.

nur den Fuß hinein ſetze, ſogleich alles daſelbſt hörbar geweſene Getöſe verſtumme. So kann ſich ein tüchtiger, muthiger Mann, der dergleichen Dinge glaubt und doch nicht davor zittert, der ſich dem Unheimlichen nicht muthwillig oder übermüthig entgegenſtellt, aber eine ſuperiore Stellung dagegen einnimmt und behauptet, auch wohl bei den Spukgeiſtern in Reſpect ſetzen.

XV.

Sehnsucht nach dem Menschlichen und harmlose Dienstwilligkeit und Dienstbarkeit, wie sie geisterhaften Wesen zugeschrieben werden.

1.

Ein sehr eigenthümlicher Sagenkreis ist jener, wo sich Geister verstorbener Menschen oder dämonische Wesen, wie sie auch wohl bezeichnet werden, lebenden menschlichen Personen zu dienen anbieten und, wenn sie angenommen werden, auch in der That die besten und treuesten Dienste leisten, ohne irgend eine böse Absicht zu verrathen und ohne sich irgend einer Bosheit schuldig zu machen, indem ihnen ganz nur an der Berührung und dem Umgang mit dem Menschlichen gelegen zu sein scheint; wie sie denn auch wohl ausdrücklich selber angeben. Damit lassen sich die, wenn auch übrigens einen besonderen Charakter tragenden Ueberlieferungen und Darstellungen verbinden, wo weibliche Geister sich an das Menschliche andrängen und namentlich nach dem Besitze eines Kindes begierig sind, welches sie, wenn sie seiner habhaft werden, aufs Sorgfältigste und Zärtlichste behandeln, so daß ein solches Kind mit der geisterhaften Pflegerin ganz vertraut zu

werden und ſie ſelbſt der Mutter vorzuziehen im Stande iſt — Dinge ganz außerordentlicher Art, die dem ſonſtigen Geſpenſter- und Teufelsglauben wenig entſprechen, auf die daher ein Märchen dichtender, von ſolchen Weſen phantaſirender Kopf ſchwerlich gerathen dürfte und die unſere Aufmerkſamkeit um ſo mehr in Anſpruch nehmen.

2.

So kommt denn erſtlich in den alten Sagen zu wiederholten Malen und in ganz ähnlicher Weiſe der Fall vor, daß ſich ein in Menſchengeſtalt erſcheinender und zunächſt auch einfach nur für ein menſchliches Individuum gewöhnlicher Art gehaltener Geiſt beſtimmten, mit ihrem Namen und Stande angegebenen Perſonen als Diener oder Knecht anträgt, in dem Falle der An- und Aufnahme ganz tadellos erſcheint und ſich um ſeine Herrſchaft höchſt verdient macht, ohne während deſſen etwas Bösartiges oder Uebelwollendes herauszukehren, ſo daß ſich dieſe Sagen von denen, wo der Teufel zwar ebenfalls einem Menſchen dient, ſich aber dafür contractmäßig ſeine Seele ausbedingt und ihn zuletzt erwürgt und in die Hölle ſchleppt, ſehr beſtimmt unterſcheiden. Wie ſich Sagen der letzteren Art auch ohne objectiven Grund geſtalten konnten, iſt zu begreifen, indem ſie ganz nur den gegebenen Vorſtellungen des chriſtlichen Alterthums entſprechen; nicht ſo leicht aber, wie die hier zur Sprache gebrachten, in ſo hohem Grade abweichenden zu entſtehen vermochten. Man ziehe z. B. folgende Erzählungen in Betracht.

Gegen das Ende des 17. Jahrhundertes kam ein Unbekannter zu einem Grafen von Roggendorf,

gab ſich für einen Bereiter aus und wurde nach geleiſteter Probe als ſolcher auch angenommen. Ein Fremder, der an der Tafel neben den Bereiter zu ſitzen kam, erkannte in demſelben mit nicht geringem Staunen und Grauſen einen Menſchen, der zu Oſtende neben ihm erſchoſſen und von ihm zu Grabe geleitet worden war. Er gab des Todten Vaterland, Namen, Alter an; und das traf Alles mit dem zuſammen, was der Bereiter ſelbſt über ſich ausgeſagt hatte. Der Graf gab ſofort dem Bereiter den Abſchied, den dieſer ſehr ungern empfing, indem er ſich auf ſeine treuen Dienſte berief und ſolche noch ferner zu leiſten verſprach, wenn man ihn dulden wolle, doch ohne Erfolg. Es wird weiter erzählt, wie der Graf mit dem Geſpenſte wieder in Ungarn zuſammentraf und wie ſich daſſelbe dann zu rächen ſuchte, was indeſſen nur unvollkommen ausgeführt wurde.*)

Sehr auffallend iſt ferner ein von dem bekannten Cäſarius von Heiſterbach aufbehaltenen Begebenheit, die folgendermaßen geſtaltet iſt. Zu einem Ritter kam der Teufel in Geſtalt eines ſchönen Jünglings und bot ihm ſeine Dienſte an. Er gefiel ſo gut, daß er angenommen wurde. Auch betrug er ſich auf's Beſte, war dienſtfertig, beſcheiden, vorſichtig, verſchwiegen, ſtets aufgeräumt, beſaß mit einem Worte alle Tugenden, die man nur wünſchen konnte. Einmal, als der Ritter von ſeinen Todfeinden verfolgt wurde, half ihm dieſer Diener auf eine wunderſame

*) Spribel in notabil. polit. S. 307. Prätorius im Glückstopf. S. 173 f. Happel, Relat. Curios. III. 521. Gebrüder Grimm, Sagen I. Nr. 99.

Weiſe über den Fluß hinüber; und als des Ritters Gemahlin erkrankte, holte er ihr aus Arabien Löwenmilch zum Einreiben, wovon ſie genaß. Da nun der Ritter ſah, daß die Kräfte ſeines Dieners über Menſchenkräfte gingen, ſo fragte er ihn, wer er denn ſei. „Darnach forſche nicht!“ war die Antwort; „ich bin dein Knecht; das ſei dir genug!“ Jener aber drängte den Geiſt mit Fragen; und ſo geſtand derſelbe, daß er ein aus dem Himmel verbannter Geiſt ſei. Den Ritter wunderte dies ſehr; er ſagte: „Wenn du ein Dämon biſt, wie kannſt du ſo treulich einem Menſchen dienen?“ — „Die Gemeinſchaft mit dem Menſchlichen,“ verſetzte der Knecht, „gereicht mir zu großem Troſt.“*) Der Ritter gab ihm, da ihm vor einem ſolchen Diener graute, gleichwohl den Abſchied, war aber bereit, ihm für ſeine trefflichen Leiſtungen, da doch namentlich Beide, der Ritter und ſeine Frau, ihm das Leben zu danken hatten, zu geben, was er ſich ausbitten würde. Der Geiſt bat nur um 5 Schillinge. Er erhielt ſie, gab ſie aber nach dem Empfange zurück und bat den Ritter, er möge dafür ein Glöckchen anſchaffen und es über die Thüre einer gewiſſen armen Kirche hängen, damit man damit zum Gebete läute, worauf er verſchwand.**)

Das Sonderbare in dieſer Erzählung iſt der in der That ſchreiende Widerſpruch, in welchem das ganze Weſen und Betragen dieſes harmloſen, ja

---

*) Magna est mihi consolatio esse cum filiis hominum.

**) Caesarii Heisterbacensis (1220) dialogi miraculorum dist. V. 36. Biblioth. patrum Cisterciens. Tom. II. Fol. 149 ed. Bonofont. 1662.

frommen, Geiſtes zu der Vorſtellung ſteht, welche man von den hölliſchen Weſen und Mächten hat, zu welchen derſelbe doch gerechnet wird. Dieſe Darſtellung, als ſo gar nicht aus Zeitbegriffen hervorgehend, vielmehr in ſo totalem Streite damit, kann nicht wohl erfunden ſein; es liegt ihr allem Anſchein nach etwas Wahres zu Grunde. Ich erblicke darin eine nicht bösartige, aber doch noch nicht zum Eingehen in das myſtiſche Seelenaſyl geeignete abgeſchiedene Perſönlichkeit, welche ſich, um einer ſo ſchwankenden, zweideutigen, nirgend einheimiſchen Exiſtenz zu entkommen, zum natürlichen und Menſchlichen ſehnſüchtig zurückwendet und daſelbſt eine, wenn auch noch ſo untergeordnete, Stellung zu gewinnen ſucht. Es iſt mir nicht unbewußt, daß man dieſe Dämonenart, wie ſie bei Heiſterbach begegnet, mythologiſch im Sinne der Grimm'ſchen Schule faßt und den „Lichtelben" zurechnet, ſo daß ſie ihren Grund nicht im Glauben des chriſtlichen Alterthums, ſondern in der älteren heidniſchen Götter- und Geiſterlehre haben ſoll. Aber auch hier ſtößt man auf Widerſprüche. So bemerkt Alexander Kaufmann,*) indem er dieſer Geſchichte gedenkt: „Der Zug, für eine arme Kirche eine Glocke gießen zu laſſen, ſteht mit ſonſtigen Elbenſagen in Widerſpruch, indem gerade Glockengeläute Elben und Zwerge verſcheucht; Grimm, Mythol. S. 428."

Aehnlichkeit hat ferner die Sage von des Rechenbergers Knecht, der durch ſeine wunderſamen Dienſt-

*) „Cäſarius von Heiſterbach" ꝛc. Cöln 1862. S. 137 im V. Abſchnitt: „Bedeutung des Cäſarius für deutſche Mythologie." S. 126 ff.

leiſtungen ebenfalls verrieth, daß er ein Geiſt ſei, indem er, wie Kobold Hütchen, Botſchaften mit geiſterhafter Eile ausrichtete, auch ſeinem von Feinden bedrängten Herrn aus der Noth half, indem er den Pferden derſelben die Eiſen abbrach. Es wird das Jahr 1520 angegeben; da ſoll Herr Hans von Rechenberg im Beiſein Sebaſtian Schlicks „und anderer viel ehrlicher und rechtlicher Leute" erzählt haben, wie ſeinem Vater und ihm ſelbſt zu der Zeit, da König Mathias wider die Türken geſtritten, ein ſolcher Knecht „treulich und wohl gedient viel Jahre lang, alſo, daß ſie nie einen beſſeren Knecht gehabt."*)

3.

J. Grimm in der Mythologie führt**) eine heſſiſche Sage an, nach welcher Kurt, ein Pächter zu Hachbronn, auch noch nach ſeinem Tode nicht vom Gehöfte wich, ſich in die Feldarbeit miſchte und in der Scheune dem Knechte die Garben vom Gerüſte werfen half. Wenn der Knecht die eine geworfen hatte, warf Kurt die andere. Hier wird der Abgeſchiedene ganz zum hülfreichen, arbeitenden Hausgeiſte, wie ihn die Koboldſagen zu ſchildern pflegen.

In einem Manuſcripte: Chronyke von Vlaenderen***) wird auf die Ausſage eines „glaubwürdigen Mannes" hin von einem Geiſte erzählt, der ſich dem-

---

*) Agricola, Sprüchw. 301. Bl. 172. Kirchhof's Wendunmuth V. Nr. 247 ff. S. 304 f. Luther's Tiſchreden. Gebrüder Grimm, Sagen I. Nr. 174.

**) Unter „Geſpenſter."

***) Bei Wolf, Niederländ. Sagen Nr. 225. S. 324.

ſelben zum Diener angeboten, oder vielmehr unter allerlei ſpukhaften Quälereien aufgedrungen habe. Er habe den Mann an der Naſe gezupft, mit den Füßen aus dem Bette gezogen, ihm das Licht ausgeblaſen und immer dabei geſprochen: „Heiß mich was thun! Heiß mich was thun!“ Der Mann habe im Unwillen gerufen: „Fahr in den Miſt und laßt mich in Ruh!“ Das habe denn der Geiſt auch gethan, aber dermaßen in dem Miſte gewühlt, daß der Mann für gut befunden, ihm zu befehlen, wieder herauszukommen und ihm bei der Feldarbeit zu helfen. Das habe der Geiſt ebenfalls verrichtet. Einmal, „da ihn der Mann einen Teufel genannt, habe ſich der Geiſt ſehr entrüſtet und geſagt, er ſei kein Teufel, ſondern ein friedlicher Geiſt, der gern mit Menſchen verkehre und ihnen beizuſtehen wünſche.“

Die Sehnſucht nach menſchlichem Umgang und der Wunſch, ſich Menſchen werth zu machen, iſt in dieſen Sagen jedenfalls auf das Beſtimmteſte ausgedrückt.

4.

Gehen wir nun zweitens zu den Fällen über, wo weibliche Geiſter die im Eingange berührte Rolle ſpielen, namentlich in Beziehung auf Kinder, nach denen ſie ein gleichſam mütterliches Verlangen tragen.

Eine Geſchichte der Art findet ſich bei Barth. de Spina.*) Sie iſt ſehr ſonderbar, ſcheint aber doch nicht ganz erdichtet zu ſein, da die Umſtände ſo genau verzeichnet ſind. Sie trug ſich i. J. 1545 zu

*) De confessionibus maleficorum p. 208.

Wilmar, einem in der Trierer Diöceſe gelegenen Städtchen zu. Der Bürger Johann Eiſenkopf und ſeine Frau Margaretha hatten ein noch in der Wiege liegendes Söhnchen, Conrad genannt, das von Himmelfahrt bis zum Feſte Apoſteltheilung von einem Geiſte in mütterlich pflegender Art in Anſpruch genommen wurde. Derſelbe ſchaukelte es, nahm es häufig aus der Wiege und brachte es an einen andern Ort des Hauſes, um es ſich, wie es ſcheint, deſto mehr anzueignen und, wie eiferſüchtig darauf, für ſich allein zu beſorgen. Er trug für das Kind die größte Sorgfalt, holte aus den Kommoden und Schränken Windeln und Tücher und legte ſie ihm unter ꝛc. Und als die Mutter einmal unwillig dagegen einſchritt, ſchwollen ihr die Hände und alles von den Kleidern nicht bedeckte Fleiſch, und die Haut ſchälte ſich von den Stellen ab, wo alſo eine geiſterhafte Einwirkung ſchädlicher Art ſtattfand. Das Kind dagegen kann nur wohlthätige Eindrücke empfangen haben; denn es hatte ſich ſo ſehr an den Geiſt gewöhnt, daß es weinte, wenn die Mutter es in die Wiege legte, und daß es ſtille war, wenn es vom Geiſte genommen und an einen anderen Ort getragen wurde. Der den Eltern ärgerliche Spuk ſoll zuletzt durch einen Geiſtlichen beendigt worden ſein. Der pflegende Geiſt ſcheint der einer verſtorbenen weiblichen Perſon geweſen zu ſein, welche nach mütterlich liebreicher und zärtlicher Beſchäftigung mit einem Kinde ein ſehnſüchtiges Verlangen trug und ſich daher mit jenem, wiewohl fremden, in das beſchriebene illegale Verhältniß ſetzte. Die weiße Frau auf dem Räuberberg bei Feeben iſt ebenfalls nach einem Kinde begierig und begehrt einmal

von einem Fiſcher, er ſolle ihr den Knaben geben, den ſeine Frau ſo eben geboren hat.*)

Eine gewiſſe Sehnſucht nach menſchlichem Umgang und menſchlicher Berührung, namentlich nach dem Beſitze eines Kindes, wie in obigen Fällen, ſcheint ſich auch in der Geſchichte von dem Poltergeiſte zu Schwickershauſen zu verrathen. Hier erſchien i. J. 1666 im Hauſe des Bauern Heinrich oder Hans Kegel ein ſich durch Klopfen ankündigender Geiſt in der Geſtalt eines mit einer goldenen Krone geſchmückten Kindes, und gab ſich, wahrſcheinlich um Vertrauen zu erwecken, für einen Engel aus, bekannte aber nachher, die Seele einer verſtorbenen Frauensperſon zu ſein. Viele Leute liefen herbei; der Geiſt verhieß Jedem, der ihm die Hand reichen würde, einen Schatz von 90,000 Ducaten. Einige verſtanden ſich dazu, fühlten eine eiskalte Hand und entſetzten ſich darob. Darauf fing es an, in dem Hauſe ſchrecklich zu rumoren, und die Bauern wollten aus dem Dorfe ziehen, wenn der Geiſt nicht gebannt würde. Es kamen M. Buchenröder und Johann Haſe, Pfarrer zu Hellingen, wovon Schwickershauſen ein Filial war, predigten wider der Geiſt und erklärten ihn für einen Teufel; der aber kümmerte ſich nichts darum, ſondern fuhr zu klopfen fort. Einmal rief er in des Pfarrers Gegenwart: „Gebt mir ein Kind, ſo will ich weichen.“ Nachdem der Spuk mehrere Wochen lang gebauert und Aufſehen gemacht, verſchwand er.**)

*) Kuhn, Märkiſche Sagen S. 66.

**) M. Buchenröder, Warnungswahrer Mund. Coburg 1681. S. 138. Hauber, Bibliotheca magica III. p. 728. Wolf, Deutſche Sagen S. 357. Bechſtein, Fränk. Sagenſchatz S. 229 f.

XVI.

Das Verlangen geiſterhafter Weſen nach „Erlöſung“ und der Werth des Antheils und Mitgefühls der Lebenden für ſie.

1.

Ein ernſtes, ſinnſchweres Wort, das in unzähligen Geiſtergeſchichten alter und neuer Zeit bis auf die Prevorſter Thatſachen ertönt, iſt das Wort: Erlöſung. Was ſich dadurch ausſpricht, iſt die ſchmerzliche Sehnſucht der abgeſchiedenen Seele nach Befreiung von einer qualvollen Gebundenheit an gewiſſe Orte, Gegenſtände, Erinnerungen, an das äußere, weltliche Daſein überhaupt, worin ſie nicht mehr heimiſch iſt, und wovon ſie doch nicht loskommen kann, einer Gebundenheit, die ſie hindert, ſich in das tiefe, geiſtige Innere der Dinge zu verſenken und daſelbſt in der innigſten Gemeinſchaft mit dem Ewigen und Göttlichen die Ruhe zu genießen, die nach dem Tode das dringendſte Bedürfniß für ſie iſt. „O Gott, wann werde ich doch erlöſt werden,“ ſagt ein weiblicher Geiſt zu dem Mädchen von Orlach.*) Die Geiſter, welche erlöſt ſein wollen, erreichen entweder ihren Zweck oder nicht; in letzterem Falle laſſen ſie die traurigſten

*) Kerner, Geſchichten Beſeſſener neuerer Zeit. Karlsruhe 1834. S. 25.

Klagen ertönen. Die weiße Jungfrau im Ziegenorter Forſt zwiſchen Stettin und Uckermünde ſoll vordem laut geweint und durch den Wald geklagt haben. Ein Jäger hatte endlich Mitleid mit ihr und vollbrachte ihre Erlöſung; aber ſie hatte viele, viele Jahre darauf warten müſſen.*)

So fabel- und märchenhaft ſich manche dieſer Geſchichten im Volksmunde und im Verlaufe traditioneller Fortpflanzung geſtaltet haben möge,**) und ſo wenig auf einzelne unverbürgte Erzählungen und möglicher Weiſe hinzugekommene ausſchmückende Züge dieſes Sagenkreiſes zu bauen ſein mag – die Grundvorſtellung, das Gemeinſchaftliche und Wiederkehrende iſt ſchwerlich aus der Luft gegriffen, und nimmt billig unſere größte Aufmerkſamkeit in Anſpruch.

Häufig ſind es gewiſſe, den Lebenden verborgene Gegenſtände, welche die abgeſchiedene Seele an das Dieſſeits bannt, und deren Entdeckung und Wegräumung die Erlöſung bewirkt. „Wo euer Schatz iſt, da iſt euer Herz," ſagt Chriſtus. Und ſchon der geiſtvolle, tiefſinnige Jacob Böhme***) hat dieſen Spruch auf den Zuſtand nach dem Tode und die Geiſtererſcheinungen angewendet. Es hält, meint er, die abgeſchiedene Seele oft noch eine in ihr fortbeſtehende Begierde und Anhänglichkeit an ein irdiſches und zeitliches Gut feſt, welches ſich ihr imaginirt hat und von dem ſie deshalb nicht loskommen kann. Iſt es

*) Temme, Sagen von Pommern und Rügen. Berlin 1840. S. 242.

**) Ein ſehr mythiſches Anſehen haben z. B. die Sagen von den verwünſchten Jungfrauen, die in der Grimm'ſchen Sammlung I. Nr. 221 ff. zu leſen ſind.

***) Theoſophiſche Sendſchreiben Nr. 22 vom Jahre 1662.

ein Schatz im eigentlichen Sinn des Wortes, ſo erhält jener Spruch eine um ſo buchſtäblichere Gültigkeit; dann ſpielen jene Spukgeiſter ihre Rolle, von denen das Volk behauptet, ſie ſeien an die Stätte gefeſſelt, wo ſich das verſteckte Gut befinde und kämen nicht eher zur Ruhe, bis daſſelbe wieder in die Hände lebender Perſonen gekommen. Darin wäre jedenfalls, auch wenn es Aberglaube und Märchen wäre, eine große pſychologiſche Wahrheit enthalten.

2.

Es iſt dem Plane dieſes Werkes gemäß, auch zu dem hier im Allgemeinen Bemerkten einige concrete Fälle und Beiſpiele zu geben, die, wenn ſie auch nicht immer und allen Umſtänden nach buchſtäblich wahr ſein ſollten, doch das Genre repräſentiren. Und ſo heben wir zunächſt ein Paar mit Schatzhebung verbundene Erlöſungsgeſchichten aus dem 15. und 16. Jahrhundert aus.

Zu Ypern befand ſich i. J. 1489 ein verrufenes und verödetes Haus; darin hatte eine alte, geizige Jungfer ohne Magd gewohnt. Die war ſeit 8 Monaten todt; das Haus war ſchon mehrere Male vermiethet geweſen; allein es ſpukte darin ſo arg, daß die Leute alle wieder auszogen, und das Haus leer ſtand. Da kam ein Maurer, Leo von Thielt, gebürtig von Audenaerde; denſelben hatte im vorigen Jahre, da er aus Noth betteln ging und auch zu der Jungfer kam, dieſe zu einem geheimen Geſchäfte benutzt; er mußte ihr in den Heerd ein Loch brechen und es, nachdem ſie eine Kiſte mit Gold hineingeſetzt, wieder zumauern. Dafür bekam er ein Stück Geld, mußte aber Verſchwiegenheit geloben. Daran dachte

er nun und miethete das Haus. In der Nacht ging der Spuk an, der umständlich beſchrieben wird, aber romantiſch ausgeſchmückt zu ſein ſcheint, daher wir darüber weggehen. Darauf brach Leo von Thielt das Loch im Heerde auf, bemächtigte ſich des Geldes und bezahlte das ihm gern und willig überlaſſene Haus; der an den Schatz geknüpfte Spuk hatte damit ſein Ende erreicht.*)

Ebendaſelbſt ſtand im 15. Jahrhundert ein Haus wegen des Spukes darin gänzlich verlaſſen. Dann miethete es ein Bäckermeiſter, Namens Gerhard Middendorf; deſſen Frau fand in einer Ecke ihrer Kammer einen alten Schrank und darin ein Käſtchen mit Geld. Nachts um 11 Uhr, da der Mann in der Schenke und die Frau in ihrer Kammer ſaß, hörte dieſe in dem Schranke einen entſetzlichen Knall; zugleich öffneten ſich die Thüren und es trat ein altfränkiſch gekleidetes Mädchen heraus. Dieſes forderte ſie auf, mit dem gefundenen Gelde einem Gelübde zu genügen, welches von ihm gethan, aber nicht erfüllt worden ſei. Die Frau ſank vor Schrecken vom Stuhle und lag bewußtlos, bis ihr Mann heimkam. Der Geiſt aber erſchien noch öfters nnd ſagte dann auch, was geſchehen ſollte. Zwei ſilberne Leuchter für den Altar unſerer lieben Frau, eine ſilberne Krone für das darauf ſtehende Bild und ein Meßgewand ſollte angeſchafft und in einer feierlichen Meſſe dargebracht werden. Es geſchah; wie dann die Meſſe zu Ende war und der Geiſtliche das de profundis anſtimmte, rauſchte es in der Kirche, wie von einem ſtarken Winde,

*) Beſchryving der ſtad Ypern MS. bei Wolf, Deutſche Sagen S. 358 ff.

und man ſah einen großen Vogel, einem Schwane ähnlich, vor dem Altare erſcheinen und gleich darauf verſchwinden. Man ſchloß daraus, daß der Geiſt nunmehr „erlöſt“ ſei. Das geſchah, wie gemeldet wird, am Allerſeelentage 1459.*)

Eine zu Preßburg vorgekommene Erſcheinungs- und Erlöſungsgeſchichte griff in den kirchlichen Cultus ein, führte die Errichtung einer marianiſchen Statue herbei und wurde i. J. 1643 auf Befehl des Erzbiſchofs Lippai zur öffentlichen Kunde gebracht. Der Hülfe ſuchende Geiſt erſchien vom 24. Juli 1641 bis zum 29. Juni 1642 einem 12jährigen Mädchen mehr als hundert Mal. Es war ein gewiſſer Clemens, der um Geld einen Mord begangen und deshalb gelobt hatte, der h. Jungfrau eine Bildſäule zu ſetzen, was aber nicht ausgeführt wurde. Dies war es, was ihn nicht zur Ruhe kommen ließ, und weshalb er das Mädchen, das gar Nichts von ihm gewußt, in Anſpruch nahm und ſo lange quälte, bis das Geld herbeigeſchafft und die Statue in der Hauptkirche aufgeſtellt war. Dem Bildſchnitzer, der ein zu dem Werke geeignetes Holz ſuchte, bezeichnete ein Alter eine vor 4 Jahren gehauene Linde, die vollkommen tauglich gefunden wurde. Ein Dritter kam hinzu und äußerte: Wenn er nicht ſo gewiß wüßte, daß Clemens todt ſei, ſo müßte er dieſen Alten dafür halten. Es iſt dies einer von den Fällen, wo das Eidolon, energiſch ausgeprägt, das vollkommene Anſehen eines Lebenden und leiblich Gegenwärtigen hat. Es kamen auch

*) Beſchryving van Ypern MS. Wolf, Deutſche Sagen, S. 175.

Spukwirkungen vor; es offenbarte sich die feurige und brennende Eigenschaft dieser Geisterart; das Gespenst brannte ein paar Mal ein flammendes Kreuz und seine Hand in ein Tuch.*) Der Typus und Charakter der Geschichte ist im Wesentlichen kein anderer, als derjenige, welcher uns in anderen solchen, namentlich auch im Schooße protestantischer Bevölkerungen vorkommenden, entgegentritt; so daß kein Grund vorhanden, mit Perty**) den Clerus zu verdächtigen.

3.

Calmet im II. Theile seines Werkes über die Erscheinungen der Geister und Vampyren hat ein Capitel mit der Ueberschrift: „Todte, welche Wallfahrten verrichten.“ Es sind nämlich Abgeschiedene gemeint, welche zu ihrer Beruhigung von Lebenden Wallfahrten verlangen und dieselben auf solchen begleiten. Ein Student in Saintpont ohnweit Narbonne starb in der Excommunication, erschien einem Freunde und bat ihn, nach Rhodez zu gehen, um von dem Bischof daselbst seine Lossprechuug zu bewirken. Die Wege waren mit Schnee bedeckt; aber der Geist, der den Freund unsichtbar begleitete, räumte den Schnee weg und zeigte den Weg. Ebenso that er, nachdem sein Wunsch erfüllt war, auf dem Rückwege, dankte hierauf und nahm Abschied, versprach auch, sich erkenntlich zu erweisen.***)

---

*) Hauber, Bibl. mag. I, 229. Ueber das zuletzt erwähnte Phänomen s. Nr. XII dieser Abtheilung.

**) Myst. Erschein. S. 527.

***) Citirt ist: Melchior, de statu mortuorum.

Eine zweite Geſchichte entnimmt Calmet einem Schreiben, welches ihm 1745 zugeſandt worden war. Einem Manne im Dorfe Letrayn bei Remiremont ſtarb ſeine Frau. Bald darauf nahm er eine Andere. Am Hochzeitstage um 11 Uhr Nachts erſchien die Todte der neuen Frau und bat, ſie möchte für ſie Wallfahrten verrichten. Zu derſelben Stunde kam ſie auch die folgenden Tage und redete in Gegenwart des Dorfpfarrers und vieler anderer Perſonen. Die Frau ſchickte ſich zur Wallfahrt an; Mann, Schwager und Schwägerin begleiteten ſie; dazu geſellte ſich die Verſtorbene ſelbſt. Als ſie noch eine Meile von dem Orte entfernt waren, befand ſich die Frau ſo übel, daß ſie von zwei Männern weiter getragen werden mußte. An der Kirchthüre blieb der Geiſt zurück; ſofort war die Frau wieder wohl und konnte gehen. Ihr Unwohlſein rührte alſo wohl daher, daß ſie von dem Geiſte in ſo dringenden Anſpruch genommen wurde und ſeine unſelige Nähe empfand. „Dieſe Geſchichte," ſagt der Briefſteller, „iſt mir und unſerem Pater Sacriſtan von 4 Perſonen erzählt worden. Es iſt auch die ſimple, ungekünſtelte Art, womit die guten Leute dieſelbe vortrugen, was mich zum Glauben daran bewegt."

4.

Einige jener unruhigen und unglücklichen Geiſter, die ſich in Spukhäuſern manifeſtiren, ſcheinen, während ſie die daſelbſt wohnenden Menſchen beläſtigen, ſchrecken und quälen, zugleich auch ſelbſt außerordentlich zu leiden. In der Lebensbeſchreibung der Biſchöfe von Mons wird von einem Spuke erzählt, der in das 12. Jahrhundert fällt. Es ward in dem Hauſe des

Stadtvogtes Nikolaus großer Unfug verübt, so daß selbst die Nachbarn beunruhigt wurden. Man rief Priester herbei, welche das Haus mit Weihwasser sprengten und den Leuten befahlen, sich mit dem Zeichen des Kreuzes zu waffnen. Da ließ sich in der Nacht eine Stimme, gleich der einer jungen, weiblichen Person, hören; das sich so kund gebende Wesen nannte sich mit Namen und sagte tief seufzend, in kläglichem Tone und mit Unterbrechungen, es sei weither durch eine Menge Gefahren, durch Sturm, Wetter, Schnee, Frost und Feuer gekommen, und habe keine Macht, Jemandem ein Leid zu thun; mit dem heiligen Zeichen sollten sie sich wider die Dämonen schützen, die ihnen gefährlich seien; ihm sollten sie dadurch zu Hülfe kommen, daß sie Messen lesen ließen und Wohlthaten ausübten. Es antwortete richtig auf alle ihm vorgelegten Fragen; den Gelehrten aber, die Bischof Hugo hinsendete, wollte es nicht Rede stehen.*) Sehr auffallend ist auch der Jammer und die Klage, welche mit den belästigenden und schreckhaften Phänomenen, die sich im Hause des Archäologen Alessandro Alessandri**) in Rom entwickelten, verbunden war. Man hörte ein schreckliches Geschrei und eine weinende und zitternde Stimme und sah eine häßliche, schwarze Menschengestalt, die um Hülfe rief. Wie Perty***) glauben kann, der Spuk sei das „Produkt eines der

---

*) Mabillon Anadot. p. 320. Calmet, Erscheinungen I. S. 312 f. der Ueberf.

**) Genialium dierum, lib. V. c. 23 und darnach Tyräus, de locis infestis p. 8.

***) Myst. Erschein. S. 440.

in dem Zimmer Befindlichen selbst" gewesen, ist mir unbegreiflich. Hier thut man Blicke in die düsteren Zustände eines Theiles der Geisterwelt, dem man sein Mitleid zu weihen und auf alle mögliche Weise Beistand zu leisten, verpflichtet wäre.

5.

Einen sehr ausgezeichneten Fall, wo ein Bruder dem anderen seine Hülfe versagte und für ihn ein frommer Geistlicher eintrat, erzählt Petrus Venerabilis, Abt zu Cluny.*) Ein Pfarrer Stephanus hatte die Beichte eines Herren vom Adel Guido gehört, der dann in einem Treffen fiel. Der Todte erschien nun dem Pfarrer in voller Kriegsrüstung**) und verlangte von ihm, er solle zu seinem Bruder Anselmus gehen und ihm befehlen, einem gewissen Bauer den ihm entrissenen Ochsen zurückzugeben und einem gewissen Dorfe das ihm abgepreßte Geld zu vergüten; denn um dieser Sünden willen, die er nicht gebeichtet, leide er, Guido, Pein. Der Pfarrer konnte den Auftrag nicht sogleich erfüllen, da Anselmus abwesend war. Guido erschien von Neuem und mahnte. Nun ging Stephanus hin, kam aber übel an; Anselmus wollte die Leistungen nicht übernehmen. Darauf erschien Guido zum dritten Male und bat, er selber möchte ihm zu Hülfe kommen. Stephanus that sofort, so viel in seinem Vermögen stand und der Geist zeigte sich nicht mehr.

Es giebt auch Fälle, wo ein Hülfe suchender Geist trotz aller Anforderung und aller, selbst quälend-

*) Biblioth. Clun. p. 1283 bei Calmet I. 305 ff.

**) Wie Desfontaines fast nackt, weil er bei'm Baden umgekommen u. s. f.

ſter, Nöthigungsverſuche nicht zu ſeinem Ziele kam. Eine ſolche zu ihrer Zeit in Wort und Schrift vielbeſprochene Geſchichte iſt die, welche ſich i. J. 1683 und 1684 zu Gehofen ereignete und worunter eine Edelfrau, Philippine Agnes von Eberſtein, ganz außerordentlich gelitten hat. Es half da kein Zuſpruch, keine Verſicherung Anderer, daß ſie ſich die Sache nur einbilde. Sie wünſchte laut und lebhaft, es möchte ſo ſein; aber ſie konnte ſich der quälenden Erſcheinung nicht entſchlagen, und ihr Töchterlein, das noch nicht reden konnte, ſah das Eidolon ebenfalls, denn es zeigte nach der Stelle hin, wo es ſich darſtellte. Das Leiden begann am 9. Octbr., indem die Edelfrau an Händen und Armen ein ſchmerzhaftes Kneipen empfand und durch ein Flüſtern aufgefordert wurde, in den Hof hinabzugehen und einen Schatz zu heben. Am 12. Oct. erſchien der Geiſt in Geſtalt einer kleinen weißgekleideten Dame mit einem rothen Kreuz auf dem Haupte und zeigte ſich ſo fernerhin. Er erzählte ſeine Geſchichte: er ſei eine des Geſchlechtes von Trebra und habe auf dem Gute, das früher trebraiſch geweſen, in Kriegsunruhen einen Schatz vergraben, der gehoben werden müſſe. Das Zureden und die Gewaltthätigkeiten des Geſpenſtes mehrten und ſteigerten ſich, ohne daß ſich die Edelfrau bewegen ließ, der Einladung zu folgen. Bei einen Gange über dem Hofe ſtellte es ſich mit den flehendſten Geberden dar und zeigte die Stelle des Schatzes an, hielt die Dame ſogar am Rocke feſt. Es wäre menſchlich und vernünftig geweſen, dem unglücklichen Weſen zu willfahren; aber man ließ ſich durchaus nicht darauf ein; in Folge deſſen die Edelfrau dermaßen verfolgt und gepeinigt

wurde, daß sie nahe daran war, das Leben zu lassen. Am 19. Jan. 1684 fuhr sie mit ihren Verwandten nach Bachra; der Geist stand an der Brücke, da gab sie zwei Mal mit einem Pistole Feuer auf ihn. Umsonst! Die Mißhandlungen, die sie erfuhr, wurden nur ärger. Sie wurde geschlagen, emporgeworfen, gedrückt, wie mit Centnerlast; es wurde ihr der Mund zugehalten. Da Nichts damit erreicht wurde, so nahm der Geist nach Ostern Abschied, wofür die Dame Gott in öffentlicher Kirchenversammlung danken ließ.*)

6.

Franciſci**) theilt die Geschichte einer Geistererlösung durch ein 13jähriges Mädchen mit, von welcher das Gerücht „vor ohngefähr zwanzig Jahren" verbreitet gewesen sei, welche er selbst aber aus dem Schreiben einer zuverlässigen Person, die an Ort und Stelle gewesen und mit dem Mädchen zur Zeit des Vorfalles und nachher gesprochen, gezogen habe. Namen und Stand der Eltern und des Mädchens, sowie alle Umstände des Ortes und der Zeit, sind mit der größten Genauigkeit aufgezeichnet. Ich entnehme nur das Wesentlichste davon.

Die Metzgerstochter Anna Reiblin zu Ezelwangen ging 1671 eines Abends von dem Dorfe Lehen nach Ezelwangen zurück und wurde auf dem Wege durch ein ihr erscheinendes und sie verfolgendes Gespenst erschreckt. Als sie heimkam, wurde sie ohnmächtig und bekam epileptische Zufälle, woran sie von

*) Ausführlicher ist die Geschichte zu lesen bei Bechstein, Sagenschatz des Thüringerlandes IV. S. 99 ff. S. auch Horst, Zauberbiblioth. V, 267. Hennings, von Geist. und Geisterf. S. 657.

**) Höll. Prot. S. 128 ff.

da an auch noch im folgenden Jahre faſt täglich litt. J. J. 1676 beſſerte ſich ihr Zuſtand, und ſie wurde nun nach Schmiedſtadt zu einem Bauern verdingt, der ſich zufrieden mit ihr zeigte. Am 29. Februar Vormittags, als ſie die Stube gereinigt und den Kehricht hinaustrug, hörte ſie, wie ſie von Jemand hinter dem Hauſe gerufen wurde. Sie ging hin, erblickte das Eidolon, welches weißgekleidet an einem Baume lehnte und dem Geſicht nach wie ein altes Weib ausſah. Daſſelbe ſagte zu Anna, ſie wäre zu ſeiner Erlöſung beſtimmt, und drohte ihr mit dem Tode, wofern ſie ſich dieſer Beſtimmung entziehe. Sie wollte fliehen, ward aber am Arme gefaßt und ſo feſt gehalten, daß man die dadurch verurſachten blauen Flecken ſah. Hierauf fiel ſie in ihre vorige Krankheit zurück und ward deshalb von ihren Eltern zu Ezelwangen wieder in's Haus genommen. Am 14. März ging ſie auf die Wieſe hinaus, wo ſich die Erſcheinung auf's Neue zeigte, doch nicht mehr ſo viel Entſetzen erregte, da das Mädchen ſich allmählig daran gewöhnt hatte. Sie rief: „Alle gute Geiſter loben Gott den Herrn;“ und der Geiſt verſetzte: „Ich auch.“ Sie ſagte: „Was begehrſt du von mir? — „Bete drei Vaterunſer,“ war die Antwort. Es geſchah und das Geſpenſt gab dabei die tiefſte Rührung zu erkennen. Es heißt ſogar, es ſeien ihm während des Betens die Thränen über die Wangen gelaufen. Darauf bot ihr daſſelbe die Hand; das nun nicht mehr furchtſame Mädchen wollte die ihrige geben, der Geiſt aber nahm ſie nicht, ſondern ſagte, ſie möge nur ihr Tüchlein herreichen. Anna ſuchte nach einem ſolchen. Indeß ſagte der Geiſt: „Du haſt mich erlöſt, ich werde dir

nun nicht mehr erſcheinen; du wirſt auch nicht mehr krank werden.“ Anna zog nun ein Tuch aus dem Sacke und gab es dem Geiſte in die Hand. So weit es dieſer berührte, verbrannte es — ein bekannter Zug, der in ſolchen Geſchichten wiederholt vorkommt.*) Der Reſt des Tuches wurde dem evangeliſchen Pfarrer des Ortes zugeſtellt, der ihn zu der Zeit, da Franciſci ſchrieb, noch in Verwahrung hatte. Die Krankheit des Mädchens war ſeitdem verſchwunden; der Geiſtliche berichtete die Sache an den fürſtlichen Hof.

Daß drei Vaterunſer einen in qualhaftem Zuſtande befindlichen Geiſt „erlöſt,“ d. h. in einen ruhigern und glücklicheren Zuſtand verſetzt haben ſollen, kann man abſurd finden. Wer die Geheimniſſe der Sympathie und myſtiſchen Seelengemeinſchaft kennt, wird anders urtheilen. Es ſoll dies näher in folgendem §. erörtert werden.

7.

Eine engliſche Dame in Paris, die ſich viel mit Tiſchrücken beſchäftigte und hierbei beſonders mit ihrer verſtorbenen Tochter zu verkehren glaubte, ſah eines Tages, wie unter ihrem Fenſter ein prächtiger Leichenzug vorüber ging. Unwillkürlich und mit Thränen im Auge betete ſie: „Gott hab' Erbarmen mit dieſer Seele; nimm ſie in deinen Schutz und laß ſie zur ewigen Herrlichkeit gelangen!“ Indem kam eine der modernen Magie ebenfalls ergebene Dame zu ihr; die Beiden ſetzten ſich an den Tiſch und legten die Hände auf. Er bewegte ſich mit einem Ungeſtüm, der, wenn ſich die Tochter manifeſtirte, niemals ſtattgefunden. Die Dame glaubte

*) Vergl. oben S. 120 und Nr. XII dieſes Buchs.

etwas Fremdes zu ſpüren und fragte: „Wer biſt du?“ Die durch Stöße gegebene Antwort war franzöſiſch und lautete: „Ein großer Verbrecher.“ Weiter hieß es, er ſei ein Selbſtmörder, heiße R. und bitte um ihr Gebet. Man erkundigte ſich nach dem Leichenzuge und erfuhr, daß es der eines Grafen von R. geweſen, der, in Mirè's Sache verwickelt, ſich ſelbſt getödtet. Der Geiſt ging die Dame noch öfters um Fürbitte an; die ſchöne Thräne beim Leichenzug habe ihn dazu veranlaßt und ermuthiget. Sie kam endlich, wiewohl Proteſtantin, auf das Zureden des Berichterſtatters, dem Verlangen des Geſchiedenen nach und bemühte ſich, ihm durch ihr Gebet den Frieden zu geben.*)

Dieſe Geſchichte war mir, als ich ſie las, um ſo auffallender, da mir ein edles, gebildetes, übrigens ſehr einfaches, ſich mit den in Rede ſtehenden Dingen nicht beſonders abgebendes Mädchen, welches der katholiſchen Kirche angehört, Folgendes vertraut hatte. Sie kannte einen auf der Univerſität zu Würzburg befindlichen Studenten, doch nur dem Anblick und Namen nach; Verkehr hatte ſie nicht mit ihm; er machte ihr, wiewohl ſie ein anerkannt reizendes Weſen iſt, nicht den Hof, und es knüpfte ſich kein Verhältniß an. Auch er war, ihrer Ausſage nach, ein ſchöner Menſch, wurde jedoch einer ihn zerſtörenden Krankheit zum Raube; ſie ſah ihn einmal in ſehr verfallener Geſtalt, und es ergriff ſie ein inniges Mitleid mit dem ſichtlich Hinwelkenden, ſo daß ihre Thränen floſſen. Nun vernahm ſie, daß er geſtorben, und wurde dadurch

*) Herald of Progress von New-York und daraus: Revue Spiritual. V, 120. Perty, Realit. mag. Kräfte S. 56.

auf's Neue erſchüttert. Es folgte nun zwar keine Manifeſtation, wie man ſie vielleicht erwartet; aber ſie fühlte ſich, wie durch eine von außen kommende Anregung und Einwirkung, gedrungen, für den Verſtorbenen zu beten. Sie that es eine Zeit lang mit Eifer und Innigkeit; dann hörte dieſer Drang auf einmal auf, und ſie war daher der Meinung, die Seele des jungen Mannes ſei nunmehr zu ihrer Ruhe eingegangen.

Es ſcheint demnach, daß ſolche der Beruhigung bedürftige Seelen durch den Antheil, welchen Lebende an ihnen nehmen, ſeien ſie ihnen übrigens noch ſo fremd, mächtig angezogen werden; daß Mitleid und Erbarmen ein magiſches Band knüpfen, und daß in Folge deſſen eine hülfreiche Einwirkung lebender Menſchen auf geſtorbene möglich ſei. Und von dieſem Geſichtspunkte aus dürfte auch Manches, was uns in den volksthümlichen Sagen und Vorſtellungen von Geiſtererlöſung und deren Bedingungen ſehr kleinlich, unwürdig und abſurd erſcheint, ein anderes Anſehen gewinnen. So geht die Rede von Geiſtern, welche an Orten, wo Menſchen vorbei zu kommen pflegen, öfters nach einander nieſen und dabei haben wollen, daß man, ohne müde und verdrießlich zu werden, eben ſo oft: „Gott helf!“ ſage. Geſchieht dies, ſo iſt es gut; wird aber der auf eine ſolche Probe Geſtellte ungeduldig und ſagt etwa ſtatt „Gott helf!“: „Hol' dich der Teufel!“ ſo muß die arme, hülfsbedürftige Seele noch ferner in ihrem alten Zuſtande beharren.*) Es iſt das Mitleid, das

*) Gebrüder Grimm, deutſche Sagen I. Nr. 224—226. Ernſt Meier, Schwäbiſche Sagen S. 87.

magiſch wirkende Mitgefühl des Lebenden, um welches ſich dieſe Geiſter bemühen und welches ſich in dem unermüdlichen „Gott helf“ offenbaren ſoll — das ſcheint der Sinn der Sache, das, wenn man ſie als eine Volksdichtung betrachtet, der doch immer bedeutungsvolle Grundgedanke dieſer Erzählungen zu ſein.

Viertes Buch.

I.

Forſchungen über die alterthümliche Hausgeiſt- und Koboldſage.

Der Hausgeiſt und Kobold der Sage iſt ein in mehrfacher Hinſicht merkwürdiger Gegenſtand. Er ſcheint ſich, wenigſtens dem größten Theile nach, von uralten Menſchen-, namentlich Kinderopfern herzuſchreiben und ſo der Mythologie des heidniſchen Alterthums anheimzufallen, andererſeits jedoch auch in das Gebiet unſerer, auf eine reale Geiſterwelt gerichteter Unterſuchungen zu gehören. Wir geben für beiderlei Auffaſſung unſere Gründe an.

Es wird dieſer Art von Geiſtern vorherrſchend die Geſtalt kleiner Kinder gegeben; nordiſche Hausgeiſter erſcheinen einjährig; andere ſehen wie zwei — drei — vier — fünfjährige Kinder aus; auch die Koboldnamen zeigen Kleinheit und kindliches Alter an, ſo Pück, Puck,*) Söhnchen, Hänschen, Heinzchen, grüner**) Junge ꝛc. Die Kleiderfarbe iſt vornehmlich die rothe; ſie tragen rothe Röckchen oder

*) Dän. pog, Junge, ſchwed. pojke, altn. puki, Knabe, finn. poika, Sohn, niederdeutſch Pook, ein im Wuchſe zurückgebliebener, ſchwächlicher Menſch.

**) Grün iſt hier ſo viel als unreif, unerwachſen, noch klein; vergl. Kuhn, Märkiſche Sagen, Vorrede S. IX f.

Jäckchen, rothe Hauben und Hüte, rothe Hosen;*) man giebt ihnen auch rothe Kleider zum Geschenke; der Kobold wird daher auch rother Junge genannt.**) Diese Farbe ist verdachtvoll; sie scheint auf Blut und Mord zu deuten, wie es durch weitere Züge vollends unzweifelhaft wird. Denn diese Geisterchen erscheinen nicht nur in schöner und lieblicher Kindergestalt, wie namentlich lebenden Kindern, unter die sie sich mischen sollen, sondern auch in sehr grauenhafter, indem sie, mit verschiedenen Mordinstrumenten im Leibe und mit Blut überflossen, in einer Mulde liegend erblickt werden, „je nachdem sie," wie es wörtlich heißt, „so oder so umgebracht worden; denn man hält sie für die Seelen der vor Zeiten im Hause Ermordeten."***) Ihre Gestalt zeigt, daß es insbesondere kindliche Wesen waren, die getödtet und deren Seelen dann für Haus- und Familiengeister gehalten wurden; der Mord aber hatte wahrscheinlich die Bedeutung eines zum Wohle des Hauses und der Familie gebrachten Menschenopfers. Daß solche im Gebrauche waren,

*) Ein Geist, der sich in einem Gasthofe zu Metz aufhielt und einen Saal darin für sich in Anspruch genommen, „hatte eine menschliche Gestalt, war schön von Angesicht, hatte rothe Hosen, rothe Strümpfe und eine rothe Kappe, war ohngefähr 3 französische Schuh hoch und wohlgestaltet." Calmet, Erscheinungen I. S. 232 der Uebers. Augsburg 1757.

**) Vergl. über den Hausgeist und die berührten Besonderheiten der Koboldsage die Mythol. v. J. Grimm, die Sagensammlung der Brüder Grimm, und die Sammlungen und einschlägigen Werke von Afzelius, Püttmann, Steffens, Kuhn, Sommer, Bechstein, Tettau, Temme, Wolf, Ernst Meier u.

***) Gebr. Grimm, Deutsche Sagen I. S. 92. 124.

iſt jedenfalls unzweifelhaft. Es wurden namentlich, wenn man Häuſer, Burgen, Städte, Wälle, Brücken ꝛc. baute, Menſchen und Thiere zum Gründungs- und Einweihungsopfer gebracht, indem man ſie einmauerte, verſenkte, lebendig begrub. Als die Slaven an der Donau eine Stadt anlegen wollten, ſandten die Häupter des Volkes, nach altheidniſcher Sitte, früh vor Sonnenaufgang Männer aus, welche den erſten Knaben, der ihnen begegnen würde, nehmen und in den Grund des Baues legen ſollten. Von dieſem Knaben erhielt die Stadt den Namen Detinez.*) Sagen von eingemauerten Kindern gehen von unſeren alten Schlöſſern und Burgen, und in den Mauern von ſolchen haben ſich Kindergerippe und Särge gefunden.**) Auch in der Erde, da, wo Kobolde gehauſt haben ſollen, wurden ſolche Funde gemacht. So lag in Wurmlingen der Hof und das Schloß der Magenzer von Felddorf; daſelbſt ſtand ſpäter ein Haus, in welchem ſich ein dienſtbarer und arbeitſamer Hausgeiſt aufhielt. Das Haus ward abgebrochen und an der Stelle des Viehſtalles ſollte ein Keller gegraben werden; da wurden die Gebeine eines Kindes entdeckt.***)

Daß das zum Opfer gebrachte menſchliche Weſen zu einem dienſtbaren und nützlichen Genius werde, der Haus und Familie behüte, das Hausweſen fördere,

---

*) Popow, Slav. Mythol. S. 25.

**) Grimm, Myth. S. 1095 f. Bechſtein, Sagenſchatz des Frankenlandes I. S. 294. Sagenſchatz des Thüringerlandes IV. S. 206 f. 157. Günther, Sagenbuch, Jena 1844. I. S. 52. Gottſchalk, Ritterburgen ꝛc. Halle 1810 ff. I. S. 144.

***) Ernſt Meier, Schwäb. Sagen S. 265.

Glück bringe, kann man als einen alterthümlichen Wahn betrachten, der ein bloß mythologiſches Intereſſe in Anſpruch nehme. Weiſt man indeſſen den Geiſterglauben nicht völlig ab, und betrachtet man die Sache im Zuſammenhang einer Geiſterkunde, wie wir ſie hier zu begründen verſuchen, ſo wird man jener Vorſtellung leicht noch viel ernſtlichere Conceſſionen zu machen im Stande ſein. Verſuche, an zurückgelaſſene Verhältniſſe, Perſönlichkeiten und Localitäten neu anzuknüpfen und ſo das menſchliche Daſein, das der Tod aufgehoben, doch noch gewiſſermaßen fortzuſetzen, wird auch ſonſt bei Abgeſchiedenen, und das zuweilen auf die rührendſte Weiſe bemerkt. Man vergleiche, was wir über dieſen Punkt im III. Buche Nr. XV. beigebracht, wo Traditionen verzeichnet, die mit den hier in Rede ſtehenden Koboldſagen die größte Aehnlichkeit und Verwandtſchaft zeigen.

Es ſind auch in neueren Zeiten ganz beſtimmte Fälle vorgekommen, wo eine verſtorbene Perſönlichkeit ihre dienende Rolle im Hauſe fortſetzte und ſo zum geſchäftigen Hausgeiſte wurde; ſo in der bekannten, zur Zeit Friedrich's II. in einem Dorfe bei Groß-Glogau ſpielenden Geſchichte, wo der Geiſt einer verſtorbenen Pfarrersköchin die Nachfolgerin derſelben aus dem Hauſe jagte und ſofort mit unſichtbarer Hand die häuslichen Geſchäfte verrichtete.*) Wenn es mit dieſer Geſchichte, bei welcher die zur Unterſuchung beordneten Offiziere des Königs ſo wenig ausrichteten und ein alter Haudegen ſogar eine Maulſchelle bekam, ſeine Richtigkeit hat, ſo iſt es auch nicht mehr ſtatthaft, den

*) Buch III. Nr. XIII. Vergl. Perty, Myſt. Erſchein. S. 449 f.

Kobold und Hausgeist der Vorzeit für eine Fabel zu erklären. Dazu kommt, daß manche der alten Nachrichten über bestimmte Hausgeister, wie wir sie noch besitzen, ein ziemlich historisches Gepräge tragen, daß sie speciell berichtende und beschreibende, aus eigener, nächster Bekanntschaft und Beobachtung geschöpfte Aufzeichnungen, Zeugnisse, ja selbst obrigkeitlich veranlaßte Berichterstattungen namhafter Persönlichkeiten für sich haben, von denen man wenigstens nicht annehmen kann, daß sie mit Absicht gefabelt und Unwahres gesagt.

Es schwebt hier meiner Erinnerung hauptsächlich der berüchtigte Hausgeist vor, der sich in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts auf dem Schlosse Hudemühlen im Lüneburgischen, dann einige Zeit lang auf einem anderen Edelsitze dieser Gegend, Namens Estrup, aufgehalten haben soll. Es existirt darüber ein eigenes Buch des Titels: „Der vielförmige Hinzelmann oder umständliche und merkwürdige Erzählung von einem Geiste, der sich auf dem Hause Hudemühlen und hernach zu Estrup im Lande Lüneburg unter vielfältigen Gestalten und wunderlicher Veränderung durch Zulassung göttlicher Providenz hat sehen lassen und sich bald freundlich und familiär, bald aber schädlich und gefährlich erwiesen. Aus bishero noch niemals gedruckten Nachrichten colligirt ꝛc. 379 Seiten in 12. Ohne Druckort und Jahrzahl und mit vielen anderen Geister- und Spukgeschichten durchflochten. Zwei Geistliche, Namens Feldmann, Vater und Sohn, Pfarrer zu Eickelohe, werden als Beobachter, erste Aufzeichner und zuverlässige Geschichtsquellen genannt, ihre Nachrichten zum Theil auch wörtlich angeführt. In der

Vorrede heißt es; „Der Leſer kann verſichert ſein, daß dieſe Geſchichte nicht auf der alten Weiber Glauben gegründet ſei. Die hohe Obrigkeit hat zu ſelbiger Zeit wegen des Verlaufes ſelbſt gründlich verſtändigt ſein wollen und daher an den Ort reſcribirt, die rechte, eigentliche Bewandtniß davon pflichtmäßig einzuſchicken. Da denn die Erzählung in substantialibus alſo, wie ſie hier dargeſtellt wird, abgefaſſet worden. Und wenn dem Autor (dem Pfarrer Feldmann) ſeine geiſtliche Funktion keine völlige Glaubwürdigkeit geben könnte, ſo müßte doch wenigſtens die Autorität der hohen Obrigkeit allem Widerſpruch und Zweifel abhelfen.“ Die das größte Aufſehen machende Erſcheinung hielt ohngefähr 4 Jahre lang von 1584—88 an und wurde nicht nur von den Schloßbewohnern, ſondern auch von vielen Anderen, namentlich auch Solchen, die Rang und Anſehen beſaßen, wahrgenommen und beobachtet; es werden viele Perſonen der Art mit voller Beſtimmtheit genannt und charakteriſirt. Geiſtliche, Kriegsmänner, Ritter, Edelleute, fürſtliche Beamte und Geſandte haben die Bekanntſchaft des geſprächigen, kurzweiligen, doch auch reizbaren, leicht erzürnten und dann an Jedermann ungeſcheut Rache nehmenden Geiſtes gemacht, ſo daß ſie aus eigener, nicht immer angenehmer Erfahrung davon zu reden vermochten. Und ſo wird man bei ſolcher Lectüre mit einem eigenen Gefühle erfüllt, indem ſich ein den modernen Denkarten in ſo hohem Grade widerſtrebendes Phänomen doch ſo thatſächlich aufdringt, daß man ſich nur mit Mühe enthalten kann, ihr wenigſtens einige hiſtoriſche Wahrheit und Gewißheit zuzugeſtehen, beſonders was die Ausſagen und Beſchreibungen des

Pfarrers Feldmann betrifft, von dem das Buch herrührt, der seines Vaters Erzählungen benützt und die Erscheinung in seiner Jugend selbst wahrgenommen hatte. Horst, der in seiner Deuteroskopie*) auf den berühmten Kobold zu sprechen kommt, sagt zuletzt: „Nun ist der Vorhang schon länger als 200 Jahre heruntergerollt, und wir stehen verdutzt da und wissen nicht, was wir zu solchen Unbegreiflichkeiten sagen sollen.“ Aber über solche Phänomene gar Nichts sagen zu können oder aus Furcht vor dem Terrorismus der Aufklärung sich jeder offenen Aeußerung darüber zu enthalten, das ist doch gar zu kläglich und gar zu unwürdig für den Mann des Denkens und der Wissenschaft.

Den Schauplatz der in Rede stehenden Erscheinungen bildeten zwei Orte. Erstlich das alte Schloß Hudemühlen; von dem sagt das Buch S. 23, es sei groß, weitläufig, mit ansehnlichen Gebäuden und einem hohen Thurm versehen und mit Wasser umgeben gewesen, befinde sich aber zur Zeit bereits in gänzlichem Verfall, so daß nur noch Ruinen zu sehen. Rechts fließe die Meisse vorbei, die nahe vor dem Thore einige Mühlräder treibe und einen Pistolenschuß weiter in den Allerstrom falle. „An der linken Seite des Schlosses,“ so heißt es wörtlich S. 25, „wird noch heutigen Tages unter dem alten Gemäuer der Ort gezeigt, allwo vor Zeiten der berüchtigte Geist oder sogenannte Hinzelmann seine Kammer gehabt.“ So lebhaft und bestimmt also war damals noch die örtliche Tradition und Erinnerung. Der zweite

*) Bd. II. S. 87 ff.

Schauplatz dieſer Ereigniſſe war ein anderer Herrenſitz, Namens Eſtrup, in der Grafſchaft Hoya 4½ Meilen von Hudemühlen, worüber wir weniger Thatſächliches und Sicheres wiſſen, als über das, was ſich zu Hudemühlen begab. Zwiſchendurch war Hinzelmann auch wohl an anderen Orten und ſpielte auch da ſeine Rolle.

Sprechen wir zuvörderſt von der ſicht- und hörbaren Geſtalt und Beſchaffenheit des Geiſtes, wie ſie die Bewohner des Schloſſes und Ortes wahrgenommen haben ſollen. Es heißt darüber in dem citirten Buche S. 5: „In einem Briefe, ſo der Prediger von Eickelohe am 14. Decbr. 1597 dieſer Sache halber geſchrieben, wird gemeldet, es habe der Hinzelmann eine kleine Hand, gleich der eines Knaben oder einer Jungfrau, gar öfters ſehen laſſen; ſonſten aber habe man Nichts von ihm erblicken können.“*) Uebrigens erinnerte ſich der Prediger doch aus ſeinen Jugendjahren, ihn einmal in vollſtändiger Kindergeſtalt geſehen zu haben. „Es fähret obbemerkter Autor fort,“ ſo heißt es in dem Buche S. 293 f., „daß er zu der Zeit (wo ſich ſein Vater mit dem Kobold berührt und Zwieſprache gehalten) ein Knabe von 14—15 Jahren geweſen ſei und ſich um dieſe Sachen nicht ſonderlich bekümmert habe. Deſſen aber könne er ſich noch wohl entſinnen: daß er, wenn er dann und wann mit anderen Kindern

*) Eben ſo ſoll man von einem Geiſte, der ſich im Herzogthum Cleve aufhielt und von den Leuten Eckerken, d. i. Eichhörnchen, genannt wurde, nur eine menſchlich geſtaltete Hand geſehen haben. Nec aliud unquam videbatur, quam manus effigies. Wierus, De praestigiis daemonum. Baſel 1568. Lib. IV. p. 615.

auf's Schloß gegangen, den Hinzelmann in Geſtalt eines kleinen Knaben die Treppe gar geſchwind hinauffſteigen ſehen. Und hätte man wohl die Geſtalt und Kleidung und deren Farben eigentlich (deutlich) unterſcheiden können; doch hätte es geſchienen, als wäre man mehr eines durchſichtigen Schattens, als eines rechten, veritablen Körpers anſichtig geworden." Als ein mehr oder weniger durchſichtiges Menſchenbild wird das Eidolon in den Geiſtergeſchichten öfters beſchrieben. Verſammelten ſich am Hauſe ſpielende Kinder, ſo fand ſich unter ihnen auch der Hausgeiſt ein und ſpielte in Geſtalt eines kleinen, ſchönen Kindes mit, ſo daß ihn alle deutlich wahrnahmen. Auch eine Magd hat es einmal mit angeſehen, als ſie in ein Gemach trat, wo 4—6 Kinder ſpielten. Sie bemerkte darunter ein fremdes Knäbchen von ſchönem Antlitz, mit gelben, krauſen, über die Schultern hangenden Haaren und mit einem rothen Sammtjäckchen bekleidet. Als ſie es aber genauer betrachten wollte, ſchwand es hinweg. Auch von dem Narren Claus hat ſich der Geiſt gern ſehen laſſen und Kurzweil mit mit ihm getrieben. Wenn man den Narren vermißte und hernach fragte, wo er denn ſo lange geweſen, ſagte er: „Ich habe mit dem kleinen Männlein geſpielt." Fragte man nach deſſen Größe, ſo gab er mit der Hand die eines 4jährigen Kindes an. Von dieſem Narren heißt es S. 274: „Es war dieſer Claus ein Menſch von blödem Verſtande, welcher doch zuweilen poſſirliche Einfälle hatte und die Wahrheit mit ſonderlichen Aufzügen*) vorſtellen konnte. Daher

*) Jemanden „aufziehen" ſagt man im Sinne des Neckens, ſchalk- und ſcherzhaften Bloßſtellens; ſo iſt oben auch wohl das Subſtantiv zu verſtehen.

er wohl gelitten und der Kurzweil halber unterhalten wurde."

Die mit Hinzelmann sehr vertraute Köchin wollte ihn ebenfalls sehen; er weigerte sich erst, zeigte sich aber dann im Keller nicht in seiner anmuthigen, sondern in jener erschreckend grauenhaften Gestalt, die auf ein gewaltsames Ende zurückdeutet; er lag in einer Mulde als nacktes Kind, zwei Messer im Herzen und mit Blut überflossen. Dem Hausherrn hat er sich in Menschengestalt niemals dargestellt. Nur einmal des Nachts bei'm Mondenschein, da derselbe schlaflos im Bette lag und sich zwischen ihm und dem anwesenden Geist ein Gespräch entspann, war es ihm, als sähe er den Schatten einer Kindergestalt. Ungern und erst auf vieles Bitten reichte der Geist seine Hand zum Betasten hin, zog sie aber gleich wieder zurück; hierbei schien es dem Edelmann, als berühre er die Finger einer kleinen Kinderhand. Das Antlitz, als er es einen Augenblick lang angreifen durfte, kam ihm wie ein fleischloses Gerippe vor, Hand und Antlitz ohne menschliche Lebenswärme.

Der Geist begann zu Hudemühlen 1584 mit Gepolter und Lärm; dann fing er an, mit dem Gesinde zu reden, doch ohne sich sichtbar zu machen, und wurde so allgemach mit den Leuten vertraut, redete dann auch mit dem Hausherrn selbst und pflegte namentlich Mittags und Abends mit den zu Tische Sitzenden, auch den fremden Gästen, allerlei Gespräche zu führen. Er sang, lachte, scherzte; seine Stimme war hierbei der eines Knaben oder einer Jungfrau ähnlich. Er wollte kein Dämon, sondern ein ehrlicher Geselle und guter Christ sein, der auch selig zu werden hoffe, und

nahm es sehr übel, wenn man einen kakodämonischen Spuk- und Poltergeist in ihm sah und ihn demgemäß betitelte und behandelte. Der Hausherr empfand gleichwohl ein Grauen vor ihm, wollte deshalb seinen Aufenthalt ändern und nach Hannover ziehen. Aber Hinzelmann zog mit, indem er in Gestalt einer weißen Feder neben dem Wagen her flog. Zu Hannover spielte er dem Edelmann einen muthwilligen Streich und zog ihm einen verdrießlichen Handel zu; rieth ihm hierauf, lieber umzukehren und wieder sein Schloß zu bewohnen, da er ihn ja doch nicht los werden könne, was denn der Edelmann auch sofort that.

Der Kobold richtete sich zu Hudemühlen fest und förmlich ein, zeigte sich sehr thätig und fleißig in allerlei Arbeit und Geschäft, besonders in der Küche und im Stalle. Wenn die Köchin nach der Abendmahlzeit die zinnernen Geschirre ungesäubert und ungeordnet hinstellte, so wurden sie des Morgens spiegelhell und in bester Ordnung angetroffen. Ward Etwas verlegt, ging Etwas verloren, so schaffte es Hinzelmann wieder her. Besonders wenn fremde Gäste kamen, war er mit den Vorbereitungen so eifrig beschäftigt, daß man ihn die ganze Nacht arbeiten hörte. Dafür kochte ihm die Köchin täglich seine Milchsuppe. Er hielt auch das Gesinde in Ordnung, sorgte auch für die Thiere, die es gut dabei hatten und unter seiner Obhut und Pflege sichtlich zunahmen.

Im obersten Stockwerk war ihm eine Kammer eingeräumt. Darin befand sich ein Sessel, den er selbst aus Stroh sehr kunstreich geflochten hatte; ferner ein kleiner, runder Tisch, der auf sein Verlangen hingesetzt worden war, und endlich eine Bettstatt, wo er

ruhte. Man fand jedoch nicht, daß ein Menſch darin geſchlafen; nur ein Grübchen war darin zu bemerken, als ob eine Katze darin gelegen. Auf das Tiſchchen mußte man täglich eine Schüſſel voll Milchſuppe ſtellen, die ſich dann ausgeleert fand. Auch an der Tafel des Hausherrn mußte ihm Stuhl und Teller geſetzt werden, wiewohl er ſich nicht regelmäßig daſelbſt einfand; es mußte ihm von den Speiſen vorgelegt, auch ſein Glas gefüllt werden. Das Vorgelegte verſchwand; auch das Glas war eine Zeit lang weg und wurde dann leer wieder an ſeinen Ort geſetzt. Die Speiſen fand man ſpäter unter dem Tiſch vor den Hunden oder unter den Bänken in einem Winkel des Zimmers liegen.

Hinzelmann wiederholte die Lieder und Sprüche, die er hörte und machte ſelber Reime. Ein ſolches nicht gerade ausgezeichnetes Produkt der Koboldpoeſie iſt folgendes:

„Ortlieb, läßt du mick hier gan,
Glücke ſallſt du han;
Wultu mick aber vertrieben,
Unglück warſt du kriegen.“

Als Pfarrer Feldmann einmal nach Hudemühlen kam, hörte er oben im Saale Jemand ſingen, jauchzen und viel Weſens treiben. Der Hofmeier ſagte ihm auf ſein Befragen, es ſei Hinzelmann; und als er in den Saal trat, ſang ihm der Geiſt ein Scherzlied entgegen, und es entſpann ſich zwiſchen Pfarrer und Kobold ein Geſpräch, welches in dem Buche zu leſen iſt.

Dem Schreiber zu Hudemühlen, den Hinzelmann nicht leiden konnte, verdarb er einſt eine nächtliche Liebesſtunde, die er bei einem Kammermädchen

zubringen wollte; er trieb ihn gewaltſam zur Thüre hinaus und machte darauf ein Spottlied, welches er oft geſungen und den Durchreiſenden mit Lachen vorgetragen haben ſoll.

Hinzelmann neckte und foppte gern, brachte Knechte und Handwerksleute in Streit und Handgemenge mit einander, ſah mit Vergnügen zu, wie ſie ſich rauften, erzählte ſpäter, wie er es angefangen, ſie zu entzweien, richtete es aber ſo ein, daß Niemand an Leben und Geſundheit Schaden litt. Auch unter Perſonen höheren Standes ſtiftete er Zank und Zwiſt; verſteckte aber die Waffen, ſo daß ſie einander nicht verwunden und umbringen konnten. So that er einmal auf dem fürſtlichen Schloſſe Ahlden, wo Otto Aſchen von Mandelslohe, Droſte und Braunſchweigiſcher Rath, reſidirte, dem der Kobold gern einen Streich zu ſpielen pflegte. Es waren zu Hudemühlen auch zwei Fräuleins, Anna und Katharina, denen er ſehr gut, auf die er aber auch ſehr eiferſüchtig war, und von denen er alle Freier abſchreckte, ſo daß ſie ledig blieben. Mit ihnen unterhielt er ſich häufig auf das Freundlichſte und Zutraulichſte und klagte ihnen, wenn man ihn gekränkt hatte, ſein Leid. Machten ſie eine Reiſe, ſo ging er mit, indem er, wie damals, als er den Edelmann begleitete, in Geſtalt einer weißen Feder nebenherflog. Er ruhte zu Nacht unten auf ihrem Deckbett, und dann ſah man Morgens ein Grübchen, wie ſonſt auf dem Bette ſeines Zimmers zu Hudemühlen zu ſehen war. Wenn ſich Freier nahten, ſo wirkte er ſtörend und verwirrend auf ſie ein, ſo daß ſie in Angſt geriethen, zitterten und ſtotterten. Gewöhnlich ſchrieb er, wenn es Katharinen

galt, an die Wand die Worte: „Nimm die Anna und laß mir die Katharina," und wenn Anna begehrt wurde: „Nimm die Katharina und laß mir die Anna." Wollten die Freier nicht abgehen, ſo wurden ſie gequält, geneckt, genarrt; ja noch auf dem Rückwege hatten ſie die Tücke des eiferſüchtigen Hausgeiſtes zu empfinden. Die beiden Damen erreichten, ohne ſich zu vermählen, ein hohes Alter, ſtarben beide innerhalb 8 Tagen und wurden zuſammen in einem Grabe in der Kirche zu Hubemühlen vor dem Altar beſtattet.*)

Uebrigens machte Hinzelmann den Moraliſten und rügte, ſo Manches auch an ihm ſelbſt auszuſetzen war, die Laſter und Untugenden Anderer. Der Muthwille, den er trieb, die Rache, die er an Beleidigern nahm, war, wie es ſcheint, ſeinem eigenen Urtheile nach theils moraliſch erlaubt und unanſtößig, theils gerecht und inſofern ebenfalls keinem Tadel unterliegend. Man braucht übrigens gar nicht anzunehmen, daß er über die Sache ſo kritiſch nachgedacht und über ſich und ſein Thun überhaupt ein vollkommen klares Bewußtſein gehabt.

Ein Cavalier, Namens L. v. H., meinte, Hinzelmann ſei ein Zauberer, der ſich unſichtbar machen könne, und ſuchte ihm mit Waffengewalt beizukommen. Wie ſich daher einmal derſelbe in einem verſchloſſenen Zimmer ſpüren ließ, beſetzte er Haus und Gemach mit Bewaffneten, durchforſchte mit dem Degen alle Winkel und hieb und ſtach nach dem Geiſte. Dieſer aber entſprang, wie man erzählt, in Geſtalt eines ſchwarzen

*) Siehe S. 87 und 306 des Buches über Hinzelmann.

Marders und rief: „Ei, wie fein habt ihr mich ertappt.“ Nachher klagte er gar ſehr über dieſe Behandlung und äußerte, er würde ſich leicht rächen können, thue es aber wegen der beiden Fräuleins nicht.*) Derſelbe Cavalier erblickte einmal in einer Kammer auf einer Bettſtadt eine zuſammengerollte Schlange,**) die aber gleich wieder verſchwand, während die Worte gehört wurden: „Bald hätteſt du mich erwiſcht.“ Einmal ging es dem Manne, da er den Geiſt an einem zu empfindlichen Punkte verletzte, faſt an's Leben. Er wollte ihm bei Tafel, als einem infernalen Dämon nnd Spukgeiſte, nicht zutrinken. Hinzelmann, dadurch wüthend gemacht, faßte ihn bei den Schnallriemen, womit er ſeinen Mantel unter dem Halſe befeſtigt hatte, warf ihn nieder und würgte ihn dermaßen, daß er ſich erſt nach einigen Stunden wieder erholen konnte.

Es kam auch einmal ein Teufelsbanner, der den Kobold beſchwören und hinwegbannen ſollte. Man führte ihn an den Ort, wo ſich derſelbe aufzuhalten pflegte; er las aus ſeinem Zauberbuche ſeine Formeln her; der Geiſt war anfangs ganz ſtill; wie ſich aber Jener eben ſeiner kräftigſten Beſchwörungen bediente, riß er ihm das Buch weg, zerſtückelte und zerfetzte es, daß die Blätter herumflogen, ergriff dann den Beſchwörer ſelbſt, drückte und zerkratzte ihn auf eine arge Weiſe und warf ihn zur Thüre und zur Treppe

*) Eine ähnliche Aeußerung ſoll er zu Eſtrup gethan haben, ſiehe unten.

**) Ein Geiſt der Seherin von Prevorſt erſchien als ſilberne Schlange. Kerner II. S. 88.

hinunter. Darauf klagte er über die ungerechte Verkennung und Mißhandlung; er sei ein Christenmensch, so gut, wie ein anderer, hoffe auch selig zu werden, thue Niemanden Etwas zu Leide und verdiene es nicht, daß man auf solche Weise wider ihn zu Werke gehe.

Wenn man ihn fragte, ob er die Kobolde oder Poltergeister kenne, so sagte er: „Was gehen mich die an? Das sind Teufelsgespenster, zu denen gehöre ich nicht. Von mir hat sich Niemand etwas Böses, vielmehr alles Guten zu versehen. Laßt mich nur unangefochten, so werdet ihr überall Glück spüren; das Vieh wird gedeihen, die Güter in Aufnahme kommen und Alles wohl von Statten gehen.“ Das Wort „Teufelsgespenst“ war ein Ausdruck der damaligen Zeit und ihrer Theologie, womit man alle möglichen Arten geisterhafter und gespenstiger Phänomene bezeichnete, weil sie sämmtlich unmittelbar nur vom Teufel verursacht worden sein sollten. Spukende Menschengeister ließ man gar nicht gelten. Hinzelmann aber machte darauf Anspruch, zu den menschlichen Naturen gerechnet zu werden und zu dem Göttlichen, Heiligen und Ewigen kein dämonisches, sondern ein vollkommenes menschliches Verhältniß zu haben.

Einst kam nach Hudemühlen ein vornehmer und sehr gelehrter Mann vom Geschlechte der v. Mandelsloh e, geheimer Rath des Kurfürsten von Brandenburg, Abgesandter bei mehreren Reichsversammlungen und noch mit anderen Würden und Aemtern geschmückt und betraut. Derselbe bewies mit theologischen Argumenten, daß Hinzelmann weder zum Menschengeschlechte, wie er vorgebe, noch zu den Engeln gehöre, sondern der

böſe Feind und leidige Satan ſelbſt ſein müſſe. Denn Menſchen ſolcher Art habe Gott nicht geſchaffen; mit dem Weſen des Engel ſtimme aber das Poltern, Toben und abenteuerliche Treiben des Geiſtes nicht überein. Da machte der Kobold ein Geräuſch und ſprach: „Was ſagſt du, Barthold (ſo hieß der Edelmann), bin ich der böſe Feind? Ich rathe dir, ſage nicht zu viel, oder ich werde dir ein Anderes zeigen!“ ꝛc. Der Herr entſetzte ſich, indem er reden hörte und doch Niemand ſah, brach ab und wollte hinfort Nichts mehr von ihm hören, indem er ſagte, er wolle den Geiſt in ſeinen Würden laſſen.

Prediger Feldmann, der Sohn, berichtet, wie einmal ſein Vater zu Hubemühlen als eingeladener Gaſt erſchienen ſei, da denn Hinzelmann das Lied: „Nun bitten wir den heiligen Geiſt,“ wie ein Knabe oder eine Jungfrau mit ſehr hoher und nicht unangenehmer Stimme vollſtändig abgeſungen habe. Auch viel andere geiſtliche Geſänge habe er auf Verlangen vorgetragen, beſonders wenn die ihn Erſuchenden zu ſeinen vertrauten Freunden gehörten. Daneben wird freilich auch, ſei es mit Wahrheit oder um den Geiſt, der damaligen Orthodoxie gemäß, in ein zweideutiges Licht zu ſetzen, von der unvollkommenen und verdachtvollen Art erzählt, womit er Gebete geſprochen. Das Vaterunſer betete er bis zur ſechſten Bitte; die Worte: „Erlöſe uns von dem Böſen“ murmelte er nur leiſe. Er ſagte auch den chriſtlichen Glauben her, aber zerriſſen und ſtammelnd. Denn als er an die Worte kam: „Ich glaube an eine Vergebung der Sünden, Auferſtehung des Fleiſches und ein ewiges Leben,“ ſo wurde ſeine Stimme heiſer und undeutlich. Es

fragt ſich aber, wie es mit dem doch wohl nicht unbedingten Wiſſen und Auswendigkönnen ſolcher Weſen ſteht, und ob dem Hausgeiſt, da wo er zu ſtocken und zu ſtammeln begann, nicht ganz einfach ſein Gedächtniß verlaſſen habe.*) Es iſt übrigens auch denkbar, daß er, mit Chriſten und orthodoxen Perſonen umgehend, ſeine Chriſtlichkeit und Rechtgläubigkeit nur affectirte, oder ſeiner Sache doch nicht gewiß und über ſein ſchließliches Schickſal in Zweifel war, zumal wenn er etwa noch aus dem alten, reinen Heidenthume ſtammte und von heidniſchen Eltern geopfert worden war. Bei ſeinem Auftreten zu Hudemühlen hatte er angegeben, er komme aus dem böhmiſchen Gebirge und habe ſeine Geſellſchaft im Böhmerwalde; ſeine Mutter ſei eine Chriſtin, ſie wolle ihn aber nicht bei ſich leiden, daher er genöthigt ſei, ſich anderswo aufzuhalten, bis die Sachen beſſer ſtünden. Seine Name ſei Hinzelmann oder Lüring, auch habe er eine Frau, die heiße Hille Bingels. Das konnten aber auch koboldiſche Späße und Schalkheiten ſein. Es iſt ſehr zu bedauern, daß zu jener Zeit Niemand einen wahren Forſcherſinn und ein unbefangenes Urtheil über ſolche Erſcheinungen hatte, und daß ſich Niemand mit dem räthſelhaften Weſen in ein tieferes Verhältniß zu

*) Das Buch ſelber führt S. 9 ff. folgenden ähnlichen Fall an. Im Hauſe eines reformirten Predigers im Revier von Couches befand ſich ein Hausgeiſt, welcher klopfte, polterte, ſprach, ſich auch eben ſo, wie Hinzelmann, für einen guten, frommen Geiſt ausgab, das Vaterunſer, die Glaubensartikel, die zehn Gebote, die gewöhnlichen Morgen- und Abendgebete herſagte, immer aber einen Theil davon ausließ, auch mit heller und lauter Stimme den 81. Pſalm ſang.

ſetzen wußte, um Aufſchlüſſe über ſeine Natur und Herkunft zu erhalten.

Hinzelmann konnte nicht nur gemeine Dienſte und Geſchäfte verrichten; er brachte auch künſtliche Arbeiten zu Stande, namentlich Strohgeflechte. Von ſeinem ſelbſtgefertigten Lehnſtuhl iſt ſchon die Rede geweſen. Er hatte ihn buntfarbig mit vielen zierlichen Figuren und Kreuzen ſo künſtlich geflochten, daß er nicht ohne Verwunderung anzuſehen war. Bei'm Abſchied aus dem Schloſſe ließ er einen ebenfalls ſelbſtverfertigten bunten und mit Bildern kunſtreich gezierten Strohhut zurück. Dieſer Hut, ſagt das Buch S. 303, habe in große Verwunderung geſetzt, weil die Kunſt, das Stroh ſo zu bereiten und zu färben, zu der Zeit noch unbekannt geweſen. Auch ließ er ein kleines Kreuz zurück, welches er von allerlei „Seiten" ſehr artig geflochten hatte; „es iſt ungewiß," wird hinzugeſetzt, „ob hier der Autor (Pfarrer Feldmann) Seide oder Inſtrumentalſaiten verſtanden habe." Es war einen kleinen Finger lang, hohl und gab, wenn man es ſchüttelte, einen Klang von ſich. Man ſieht hieraus, daß ſich der Geiſt vor dem Zeichen des Kreuzes nicht ſcheute, wie doch ſonſt der Teufel thun ſoll. Ein drittes Kunſtwerk wird genannt, ein lederner Handſchuh, mit Perlen beſetzt, aus welchen wunderſame Figuren geformt waren. So war dieſem wunderlichen und merkwürdigen Weſen auch äſthetiſcher Sinn und künſtleriſches Talent eigen. Es iſt noch mehr zu ſagen; er blickte, nach Art ſomnambüler und hellſehender Perſonen, auch in die Fernen des Raumes und der Zeit, wußte daher Entlegenes und Zukünftiges anzugeben und vor drohendem Schaden und Unglück

zu warnen. Wer nicht darauf achtete, hatte es zu bereuen. So ein tapferer Oberſter und Jagdliebhaber, den Hinzelmann ermahnte, ſich in nächſter Zeit des Schießens zu enthalten. Da der Oberſte gleichwohl auf ein Reh losbrannte, zerſprang die Büchſe und ſchlug ihm den Daumen aus der linken Hand. Gleich war der Geiſt bei der Hand und ſprach: „Sieh, da haſt du's nun!“ Ein Herr von Falkenberg neckte den Kobold ſo lange, bis derſelbe unwillig wurde und in ernſtem Tone zu ihm ſprach: „Falkenberg, du machſt dich recht luſtig über mich. Aber komm nur nach Magdeburg, da wird man dir die Kappe ausbürſten.“ Darauf bei der Belagerung jener Stadt unter dem Kurfürſten Moritz wurde dieſem Herrn von Falkenſtein das Kinn weggeſchoſſen, an welcher Verwundung er drei Tage darauf ſtarb.

Einmal hatte ein Fräulein von Hudemühlen einen Knecht weggeſchickt. Da fing Hinzelmann plötzlich wie ein Storch zu klappern an und ſagte dann: „Jungfer Anna, heut' magſt du deine Sachen im Mühlengraben wiederſuchen.“ Sie begriff nicht, was das bedeuten ſolle. Als der Knecht wiederkam, erzählte er ein Abenteuer mit einem Storch, den er habe erlegen wollen und der ihm auf eine ſonderbare Weiſe entwiſcht ſei, indem er nach dem Schuſſe erſt laut geklappert habe und dann weggeflogen ſei. Darauf wollte der Knecht ſein Pferd baden und ritt es in das Mühlenwaſſer, das vor dem Schloſſe lag, ſank aber, vom Trunke benebelt, an einer tiefen Stelle ins Waſſer hinab und ertrank. Die geholten Sachen hatte er noch bei ſich; ſie wurden dann mit dem Leichnam aus dem Graben herausgefiſcht.

Eine Magd, die ihn geſchmäht hatte, ſperrte er aus Rache in den Keller, daß ſie eine ganze Nacht darin zubringen mußte. Dabei zeigte er auch wieder ſein Weiſſagungsvermögen. Die Magd ſollte für eine von Magenweh befallene Perſon des Schloſſes eine zur Arznei dienende Portion Wein holen. Sie wollte ihn eben zapfen, als ſich Hinzelmann hören ließ und ihr die erwähnte Strafe diktirte. „Mit dem Kranken," ſetzte er hinzu, „hat es ohnehin keine Noth; in einer halben Stunde iſt ſein Weh vorüber, und der Wein, den du ihm bringen ſollſt, würde ihm mehr ſchaden, als nützen." Als die Magd nicht wieder heraufkam, ward eine andere hinabgeſchickt; ſie fand den Keller mit einem Hängeſchloß verwahrt, und die Eingeſperrte rief hinaus und klagte, was ihr der Kobold angethan. Der Schlüſſel zu dem Schloſſe war nicht zu finden, die Magd mußte die Nacht über im Keller aushalten. Am Morgen war dieſer aufgethan und Schloß und Schlüſſel lagen vor der Thüre. Bei dem Kranken hatten ſich, wie Hinzelmann vorausgeſagt, in einer halben Stunde alle Schmerzen verloren.

Die Kraft dieſes Geiſtes, Körper in Bewegung zu ſetzen, war ſo bedeutend, daß er ſchwere Gegenſtände umſtürzen konnte. So hat er einige Liebhaber jener Fräuleins, denen er grollte, mit den Pferden über den Haufen geworfen, daß ſie Hals und Beine zu brechen glaubten. Als einſt ein Freund des Hausherrn vorbeireiſte und von dieſem inſtändig gebeten ward, zu ihm zu kommen und bei ihm zu ſpeiſen, weigerte ſich derſelbe mit der Bemerkung: mit einem Teufelsgeſpenſt zu eſſen und zu trinken, nehme er großen Anſtand. Da hörte man die Worte ſprechen:

„Warte, das ſoll dir bezahlt werden!“ Wie nun der Reiſende auf die Brücke kam, die über die Meiße geht, ſtiegen die Pferde in die Höhe und verwickelten ſich in's Geſchirr, ſo daß das Fuhrwerk nahe daran war, in's Waſſer zu ſtürzen. Und wie dann Alles wieder in Ordnung war, wurde der Wagen zwiſchen Eickelohe und Hubemühlen gewaltſam umgekehrt und in den Sand geworfen. Der Kobold bedachte nicht, wie ſehr er durch ſo rachſüchtige und gewaltthätige Handlungen der ihm ſo ärgerlichen Meinung, er ſei ein böſer Geiſt, in die Hand arbeitete.

Zu Hubemühlen wurde es ihm, wie er ſelbſt nachher erzählt haben ſoll, nach dem Abgange mehrerer Perſonen, zu einſam, und ſo begab er ſich freiwillig hinweg. Bei'm Abſchiede ließ er drei Geſchenke zurück, künſtliche Arbeiten von ihm, die bereits oben beſchrieben worden ſind, einen Strohhut, ein kleines Kreuz und einen mit Perlen beſetzten Handſchuh. Der Edelmann achtete ſie nicht ſehr; ſie wurden daher auf Hinzelmann's Verlangen den beiden Fräuleins in Verwahrung gegeben. Nachdem dieſe geſtorben, nahm der Edelmann die Sachen zurück, und Paſtor Feldmann erzählt, wie ſie ihm einſt auf ſeine Bitte von dieſem Herrn gezeigt worden ſeien. Als endlich auch dieſer todt war, kamen ſie auf ſeine Tochter Adelheid. Wo ſie hingekommen, darnach, ſagt Feldmann, habe er ſich oft vielfach erkundigt, und nur ſo viel erfahren, daß der Strohhut dem Kaiſer Ferdinand II. geſchenkt worden ſei, der ihn „mit Gnaden erkannt und als etwas Rares und Curieuſes äſtimirt;“ der leberne Handſchuh ſei noch in Verwahrung eines Vornehmen

von Adel; wo das Kreuzchen hingekommen, davon habe er „bis Dato“ Nichts erfahren können.

Unſere Nachrichten werden unſicherer, ſo wie ſie nicht mehr den Aufenthalt Hinzelmann's zu Hudemühlen, wo er von den beiden Feldmann's beobachtet wurde, ſondern den von ihm nachher genommenen beſchreiben, wo das Buch ſelbſt in minder beſtimmterem Tone ſpricht. Doch wollen wir zur Vervollſtändigung unſerer Schilderung auch hiervon einen Auszug geben.

Der neugewählte Aufenthalt des ausgewanderten Geiſtes war nun der Edelſitz Eſtrup in der Grafſchaft Hoya, einige Meilen von Hudemühlen, wohin er ſchon einmal mit den beiden Fräuleins, die er als Feder begleitete, gekommen war. Der Herr des Hauſes war bei ſeiner Ankunft eben abweſend, indem er in dem damaligen ſchwediſchen Kriege beſchäftiget war; Gemahlin und Kinder waren zu Hauſe und nahmen den ihnen ſchon bekannten Geiſt nicht ungern auf. Er ſchloß ſich, wie dort zu Hudemühlen an die beiden Fräuleins, ſo hier ſpeciell an ein daſelbſt befindliches Fräulein an, und liebte es, zu ihren Füßen auf dem Deckbette zu ſchlafen, wo dann wiederum ein Grübchen, wie von einem Schoßhündchen, das darauf gelegen, bemerklich war. Wenn ſie freundlich gegen ihn war, ſo beſchenkte er ſie mit Ringen, Perlen und anderen Sachen. Sehen aber ließ er ſich nicht von ihr; nur eine Magd und noch Einige, namentlich auch ein Studioſus und Präceptor zu Eſtrup erblickten ihn, und zwar in ſeiner lieblichen Geſtalt, als kleines, blondlockiges Kind in rothem Sammtrocke. Er hatte auch hier ſein eigenes Gemach, erhielt Milch und Weißbrod, Bäder von Kräutern ꝛc. Unterließ man Etwas, was er gewohnt

war und worauf er Anſpruch machte, ſo ward er zornig und benahm ſich als tumultuariſcher Poltergeiſt. Er erwies ſich übrigens auch jetzt wieder ſehr dienſtfertig und ſuchte ſich in Beziehung auf Hausweſen und Viehſtand und in anderen Beziehungen nützlich zu machen. Als einſt die Frau des Hauſes von ihrem Gemahle lange keine Nachricht erhalten, und deshalb in Sorge war, übernahm es Hinzelmann, ihr Kunde zu bringen; verſchwand auf ein Paar Tage vom Schloſſe, erſchien dann wieder, verſicherte, er ſei in Schweden geweſen, und gab an, wo ſich der Hausherr befinde und wie es mit ihm ſtehe, was ſich dann auch als wahr erwies.*)

Eine adelige Wittwe bei Eſtrup war mit dem Grafen von Hoya in Streit gerathen; ſie frug den Geiſt um Rath und dieſer berieth ſie ſo gut, daß ſie den Prozeß gewann. Der Kobold ſoll damals ſogar eine Schrift für ſie abgefaßt haben, was eine übertriebene Zuthat ſein mag. Doch ſoll durch dieſe Sache das Anſehen deſſelben ſehr geſtiegen ſein. Auch hatte er ſchon zu Hudemühlen Worte an die Wand geſchrieben.**)

*) Es läßt ſich hierbei an den gleichfalls berühmten Hildesheimer Kobold denken, der Hütchen hieß, und für einen jungen Grafen von Winzenburg einen wichtigen Brief an den Biſchof zu Hildesheim beſtellte, indem er ihn über Berg und Wald hin geradenwegs nach Hildesheim trug und dazu nur eine halbe Stunde brauchte; welchen Weg man Hütchens Rennpfad hieß. Gebrüder Grimm, Sagen I. S. 99 ff.

**) Bekannt ſind die Geiſterſchriften in der modernen Magie. Dieſe hat überhaupt nicht nur viel Aehnliches mit dem alten Geiſter- und Zauberweſen; was davon berichtet wird, ſieht oft noch weit phantaſtiſcher und unglaublicher aus, als z. B. das, was uns von einem Hinzelmann, Hütchen ꝛc. überliefert iſt.

Wie nun aber der Herr des Hauſes zurückkam, ſo ward dem Kobold ſeine Exiſtenz auch an dieſem Orte verleidet. Denn dieſer wollte einen ſolchen Gaſt ſchlechterdings nicht dulden und that alles Mögliche, um ihn zu vertreiben. Hinzelmann ſtellte vor, wie gut er es meine und was er dem Hauſe für Vortheil bringe; aber umſonſt. Er bat auch das Fräulein, Fürbitte für ihn einzulegen; der Edelmann ließ ſich auch auf dieſem Wege durchaus nicht freundlicher ſtimmen. Der Geiſt wich endlich unter großer Klage und mit der Bemerkung, es ſtünde in ſeiner Macht, ſich empfindlich zu rächen und nur um des Fräuleins Willen unterlaſſe er es. Weiter hat man nichts mehr über ihn in Erfahrung gebracht.

Das ſich auf dieſe Weiſe, wenn auch nicht durchaus mit derſelben Sicherheit, darſtellende Charakterbild iſt nicht nur für den alterthümlichen Geiſterglauben, ſondern auch für die uns am Herzen liegende Geiſterkunde und Eidologie von großer Wichtigkeit. Man ſieht hier, was ein früh hingerafftes menſchliches Weſen, wenn es nicht zu ſeiner Ruhe eingeht, für eine Rolle zu ſpielen im Stande iſt, wie hoch es da etwa in intellectueller und moraliſcher Rückſicht ſtehen kann, was für geiſterhaft myſtiſche und magiſche Kräfte hinzukommen und wie daſſelbe doch noch mit ſeinem früheren menſchlichen Stande und Alter zuſammenhängt.

Unſer Hinzelmann war über die geringe Entwicklungsſtufe, die er im Leben erreicht haben konnte, als entbundener Spiritus und Dämon weit hinausgehoben; bewahrte aber doch noch fortwährend kindliche Eigenſchaften und Neigungen, ſah Kinder als

seines Gleichen an und mischte sich sogar in ihre Spiele, so wie sie hinwieder, indem sie ihn in seiner freundlichen Kindergestalt wahrnahmen, ohne Furcht und Grauen vertraulich mit ihm umgingen. Auch Claus, der Narre, wie er bezeichnet wird, war in diesem Falle; er war ein auf der Kinderstufe zurückgebliebener Mensch und in so fern dem kindlichen Geiste eben so nah. Hinzelmann erscheint uns seiner kobold-dischen Verwandtschaft überhaupt ähnlich, als ein im Ganzen nicht bösartiges oder gar teuflisches, vielmehr harmloses, gutmüthiges und geselliges Wesen, das sich insbesondere freut, wenn es thätig sein, sich nützlich und hülfreich machen kann. Doch auch eine muthwillige und schadenfrohe, wiewohl in gewissen Schranken bleibende Lust, Zank und Streit zu stiften und sich dadurch ein unterhaltendes Schauspiel zu bereiten, Eitelkeit, Eifersucht, Empfindlichkeit und Rachsucht sind hervortretende Züge in diesem somit ganz menschlichen Bild.

Ueber die Zuverlässigkeit der Quelle, aus der ich geschöpft, habe ich noch Folgendes hinzuzufügen.

Der Bearbeiter der Feldmann'schen Aufzeichnungen ist mit den Thatsachen, die er vorträgt, und, was das historisch und empirisch Gegebene betrifft, offenbar nicht abändert, in fortwährendem Streit und Widerspruch, da sie zu seiner zeitgemäß theologischen Auffassungsweise einer solchen Erscheinung großentheils gar nicht passen wollten. Er kann sich, wenn er die freundliche, dienstfertige, gemüthliche, kindliche, liebliche Seite der Erscheinung zu schildern hat, nur dadurch helfen, daß er Alles für Heuchelei und Verstellung

erklärt.*) Und ſo werden wir an der Wahrheit des für den Kobold vortheilhaften Theiles der Schilderung nicht zweifeln können, indem unter ſolchen Umſtänden wohl das Schlimme, nicht aber das Gute, was vom Geiſte berichtet wird, erfunden oder übertrieben ſein könnte. Es iſt dies vornehmlich bei jenen pſychologiſch feinen Zügen der Fall, welche Leute, wie die gleichzeitig Lebenden und nachher Berichtenden nicht einmal zu verſtehen und zu würdigen, geſchweige zu erdichten, fähig und aufgelegt waren. Hätten ſich die auf's Erfinden gelegt, ſo hätten ſie uns ein ganz anderes, ihrem Syſteme entſprechendes Gemälde entrollt. Auch das ſeheriſche und ſomnambuliſtiſche Wiſſen und Erkennen des Hausgeiſtes iſt dem Darſteller anſtößig; er könne, ſagte er, dem Satan eine ſolche Allwiſſenheit nicht zugeſtehen. Und ſo ſucht er dem Kobolde auch dieſe Eigenſchaft, indem er zwar die Thatſachen erzählt, doch durch ſeine Ausdeutung und Erklärung zu verkümmern. Man kann ſich alſo auf die Richtigkeit des Faktiſchen, deſſen er gedenkt, wohl auch hier verlaſſen.

Schließlich noch ein Wort über die mythologiſche Auffaſſung dieſer und anderer ſolcher Sagen und Nachrichten älterer Zeit. Unſere Alterthumsforſcher ſehen in dem Allen nur einen uralten Sagenſchatz,

---

*) „Wie ſcheinheilig der ſchadhafte Geiſt ſich auch ſtellen möge, ſo iſt doch unter dem Schafpelze ein grauſamer Wolf verborgen" ꝛc. S. 267. „Wie der Fuchs, wenn er die Hühner fangen will, ſich gar freundlich zu ſtellen pfleget ..... alſo macht es auch der hölliſche Lucifer ..... Dieſes prakticirte auch der Geiſt Hinzelmann" ꝛc. S. 328 unter der Aufſchrift: „Von des Geiſtes Hinzelmann Dienſtfertigkeit."

einen Reſt von Glauben, Vorſtellung und Cultus aus der Heidenzeit, der ſich durch das chriſtliche Mittelalter durch, modificirt durch Zeiten und Umſtände, bis in die Reformationsperiode hinein erhalten habe. Hierbei wird jedoch eine wichtige Frage umgangen. Wie kam es, daß dieſer uralte Stoff und Reſt aus dem Heidenthume in den Jahren 1584—88, um nur an die beſchriebenen Vorgänge zu Hudemühlen zu erinnern, eine ſo lebendig erneute Geſtalt annahm, daß auf einmal eine ſolche Fülle von wunderlichen und noch dazu großentheils gemeinſchaftlichen, bei ſo Vielen zugleich und in derſelben Weiſe ſtattfindenden Geſichts-, Gehörs- und Gefühlstäuſchungen eintrat, auch die fremden Gäſte damit angeſteckt wurden, ſelbſt die Obrigkeit darauf aufmerkſam ward und zwei Geiſtliche, als ſelbſt zu den Wahrnehmenden gehörig, dieſe Dinge bezeugten und aufzeichneten? Oder ſoll auch das nicht wahr und Alles nur grundlos erdichtet ſein? Das anzunehmen, wäre doch allzu willkürlich und gewaltſam; und es würde dann Alles verdächtig, ſchwankend und unbrauchbar, auch für den bloß mythologiſchen Zweck. Denn was wäre auf ein ſolches Lügengewebe für ein Gewicht zu legen! Daß aber die Berichterſtatter an die Sache glaubten, giebt ſich fühlbar kund. Und ſo wolle man mich nicht etwa einer liebhaberiſchen und extravaganten Neigung zum Seltſamen und Wunderbaren beſchuldigen, die mich, ohne gegenſtändliche Berechtigung, dazu fortreiße, ſelbſt der koboldiſchen Geiſterſage einen objectiv realen Grund und Gehalt einzuräumen. Es iſt, wie ſo oft, auch hier wieder ganz nur mein ernſtliches, vieljähriges Studium, mein beſonnen überlegender und urtheilender Verſtand und

Bedacht, was mich zu einem ſolchen Verhalten bewegt. Wenn man dergleichen Dinge oberflächlich nimmt, wenn man bei Seite ſchiebt, was nicht paſſen will, die wichtigſten Fragen unbeantwortet läßt, dann freilich kann man leicht damit fertig werden. Es gilt das für ein vernünftiges, rationelles, wiſſenſchaftliches Verfahren, iſt aber Nichts weniger als dieſes. Denn man verſuche es nur einmal, die Sache ohne Zwang mit allſeitiger Berückſichtigung der Umſtände und genügender Löſung der ſich darbietenden Räthſel und Schwierigkeiten anders, als hier geſchehen, d. h. negativer, ſubjectiviſtiſcher und ſo dem die neueren Zeiten beherrſchenden Unglauben zuſagender zu faſſen und darzuſtellen! Man wird finden, daß man einen auf ſolchem Wege nicht zu bezwingenden Gegenſtand vor ſich hat.

II.

Der ſtrahlende Knabe.

Eine Erſcheinung von ſeltener Schönheit und Anmuth ſoll dem Lord Londondery auf einem Schloſſe im nördlichen Irland geworden ſein. Letzteres liegt, wie bemerkt wird, in wilder Umgebung, iſt ein alter Bau von düſterem Charakter und mit vielen hiſtoriſchen Erinnerungen verknüpft; es werden daſelbſt auch geiſterhafte Dinge wahrgenommen, von denen aber der Lord, als er daſelbſt übernachtete, keine Kunde hatte. Er hatte ſich ganz ruhig niedergelegt; die Lichter waren gelöſcht; da ſah er durch die Vorhänge des Betthimmels über ſich ein Licht ſchimmern. Er wendete ſich darnach beobachtend hin, und erblickte die Figur eines ſchönen, ſchlanken Knaben, welcher von einer milden Glorie umgeben war, deren Strahlen, dem blaſſen Lichte des untergehenden Mondes ähnlich, die Gegenſtände ſchwach, aber deutlich beleuchteten und ganz nur von der Figur ſelbſt auszugehen ſchienen. Beim Frühſtück kam die Sache zur Sprache; der Hausherr erklärte, es ſei dies ein für Diejenigen, welche mit dem Schloſſe und ſeinen Traditionen bekannt, nicht befremdliches Ereigniß; was der Lord

geſehen, ſei „der ſtrahlende Knabe,“ deſſen Erſcheinung für eine glückliche Vorbedeutung gelte *).

Hiernach gewinnt es den Anſchein, als gäbe es Haus- und Familiengeiſter höherer Art, die über einem Hinzelmann, Hütchen ꝛc. ſtehen. Es thut mir leid, ein zweites Beiſpiel der Art nicht beibringen zu können, und ſo möge denn dieſes einſtweilen für ſich daſtehen.

---

*) Stilling, das geheimnißvolle Jenſeits, 5. Auflage. Stuttgart 1863. S. 213 flg. Als Quelle wird ein zu London herausgekommenes Werk mit dem Titel „Album“ genannt.

III.

Die weiße Frau und die geisterhaften Verkündigungen des in Zeit und Raum Fernen innerhalb bestimmter Familien- und Verwandtschaftskreise.

Mit besonderer Beziehung auf Minutoli.

1.

Julius von Minutoli hat eine Schrift herausgegeben: „Die weiße Frau. Geschichtliche Prüfung der Sage und Beobachtung dieser Erscheinung seit dem Jahre 1486 bis auf die neueste Zeit.“ Berlin, 1850. Zum Motto dient: **Πασι νηπίους μορμώ**. Schon hieraus sieht man, wie die Sache behandelt wird; es geschieht mit der Verachtung, dem Hohne und Spotte einer ihrer Meinung nach superioren und unfehlbaren Rationalität, welche die berüchtigte Erscheinung, „die Morm[illegible],“ als das Product einer kindischen Superstition und Gespensterfurcht betrachtet und verurtheilt. Wenn ich aber nicht schon vor dem Lesen dieser Schrift meiner Sache gewiß gewesen wäre, so hätte mich die Lectüre derselben zum Glauben bestimmen und, namentlich was die Vorfälle in Baireuth betrifft, von der Realität des

Phänomens vollständig überzeugen müssen. Ich habe da wieder recht erkannt, wie wunderbar dreist, gewaltsam und selbst der evidentesten Thatsache, dem glaubwürdigsten Zeugnisse Trotz bietend ein solcher Unglaube zu Werke geht, der daher wahrlich nicht geeignet ist, den mißliebigen Glauben zu beschämen und zu vertilgen, ihn vielmehr nur bestärken und ermuthigen kann. Es ist gar zu arg, wenn Minutoli alle die Wahrnehmungen, Erlebnisse und Aussagen, die er von einem Manne, wie nach seiner eigenen Schilderung Graf Münster war, von mehreren französischen Generalen, ja selbst von Napoleon I. anführt, für nichts achtet; wenn er sogar solche Persönlichkeiten, die er schwerlich an Mannheit und Muth übertrifft, als kindische Leute, νηπιους, die sich vor Popanzen entsetzen und von ihnen in's Bockshorn jagen lassen, tractirt und verhöhnt, und Alles theils aus künstlichen Veranstaltungen, wie sie von einem franzosenfeindlichen Schloßcastellan selbst gegen einen Napoleon gewagt worden seien, theils aus Kurzsichtigkeit und Sinnestäuschung erklärt. Schon Perty bemerkt: „Das, was französischen Generalen, was Napoleon I. widerfuhr, läßt sich wohl schwerlich, wie M. andeutet, auf mechanische Veranstaltungen des Schloßverwalters Schluter zurückführen, sondern war Spukwirkung, die von Lebenden ausgegangen sein konnte.“ Diese letztere Erklärung ist zwar anständiger, da das offenbare Factum einer magischen Wirksamkeit anerkannt ist; aber das Wahrscheinlichste und Ungezwungenste ist doch wohl, ganz einfach bei dem Glauben zu bleiben, daß sich auf solche Weise eine Verstorbene manifestirt habe, die in dem Schlosse ihren Aufenthalt genommen und der

die militärische Einquartierung antipathisch und störend war, daher sie so schreckhaft dagegen zu Werke ging und auch ihren Zweck erreichte.*) Der Leser urtheile selbst; wir heben das Nöthige aus Minutoli aus, der sich hierbei namentlich auf die Aussagen des Grafen Münster beruft.

In Baireuth befinden sich zwei Gemälde, von denen man angenommen, sie seien das Originalbild der daselbst erscheinenden weißen Frau. Das eine befindet sich im neuen Residenzschlosse, das andere in der Eremitage. Die Gesichter sind sich unähnlich. Das Bild in der Eremitage ist als Schäferin gekleidet und trägt sich weiß; das im Schlosse hat einen dunkeln, mit Pelz besetzten Anzug und Kappe mit über die Stirne hereinfallendem weißem Besatze. Dieses ist das ältere; diesem gemäß, in dunkelem Costüme, zeigt sich in unserem Jahrhundert die weiße Frau, die hier eher die schwarze zu nennen, im Baireuther Schlosse so treu, als wenn das Gespenst nach dem Bilde oder das Bild nach dem Gespenste copirt wäre.

*) In ähnlicher Weise benahm sich die auf der Plassenburg erscheinende „weiße Frau," als Markgraf Friedrich von Brandenburg die 1554 zerstörte Burg hatte herstellen lassen und mit großem Gefolge einritt, um daselbst seinen Hof zu halten. Klappernd und kettenrasselnd tobte sie über alle Treppen, durch alle Gänge, schlug an die Thüren, ...handelte mehrere Hoffräuleins und fürstliche Diener und erwürgte schließlich den Koch und Fourier des Markgrafen, welcher Letztere verstimmt das Schloß verließ. Auch dies war nach Minutoli, S. 11, ein Betrug, den nach seiner Meinung die dortigen Kassen- und Rentbeamten gespielt, um freie Hand zu behalten und unbeobachtet schalten und walten zu können. Wie undenkbar dies ist, wird weiter unten bemerkt werden.

Man nahm die Sache sehr ernst. Gerichtlich beglaubigte Protocolle der Zeugen wurden gefordert, aufgenommen, eingereicht und zu den Acten gelegt. Je mehr man die Sache amtlich zu verheimlichen suchte, desto mehr verbreitete sich das Gerücht, „welches selbst in Kreisen Eingang fand, wo man das Gegentheil zu erwarten berechtigt war.“ Graf Münster, Intendant der fürstlichen Schlösser, „ein eben so wissenschaftlich gebildeter, als in allen übrigen Beziehungen aufgeklärter Mann,“ versicherte auf das Bestimmteste, der Erscheinung im Schlosse mehrmals begegnet zu sein. Er vermied es geflissentlich, das Zimmer zu betreten, worin sich das Gemälde befand; und als es der Maler Jarwart copiren wollte und deshalb in seine Wohnung zu nehmen wünschte, schien es der Graf nicht zu begreifen, wie man die Nähe eines so unheimlichen Gegenstandes ertragen könne.

Als bereits vor Eröffnung des Feldzuges von 1806 die französische Armee durch die Fürstenthümer Ansbach und Baireuth marschirte, begann der Spuk im Schlosse sehr unruhig und heftig zu werden; und dies nahm dermaßen zu, daß mehrere französische Generale, die im Schlosse einquartiert waren, erschreckt und insultirt wurden. Im Jahre 1809 logirte General d'Espagne, Divisions-Commandeur bei der Reserve der schweren Cavallerie des 8. Armee-Corps, im neuen Schlosse zu Baireuth. Gegen Mitternacht ertönte in seinem Schlafzimmer ein fürchterliches Geschrei; die herbeigeeilten Ordonnanz-Offiziere fanden den General mitten im Zimmer unter der umgestürzten Bettstelle. Er war im aufgeregtesten Zustande, nahm ein nieder-

ſchlagendes Pulver und einen Aderlaß an, und erzählte, als er ſich wieder erholt hatte, daß ihm das Geſpenſt erſchienen ſei, deſſen Toilette er auf das Genaueſte, und zwar in Uebereinſtimmung mit dem Gemälde, beſchrieb. Es hatte ihn zu erwürgen gedroht, endlich das Bett mitten in das Zimmer geſchoben und plötzlich das Bett mit ſammt ſeinem Inhalt umgeſtülpt. Er verließ in heftiger Gemüthsbewegung noch in der Nacht die Reſidenz, um ſein Quartier in der Fantaiſie zu nehmen; er erblickte in der Erſcheinung die Botſchaft ſeines baldigen Todes, der ihn auch am 21. Mai 1809 in der Schlacht bei Aſpern erreichte. Der Geiſt hatte ihm das Schickſal wahrſcheinlich prophezeit. Auf ſeinen Befehl mußten unter der Aufſicht franzöſiſcher Offiziere in jenem Zimmer die Parquets des Fußbodens aufgenommen und die Wandtapeten abgelöſt werden, um zu unterſuchen, ob nicht Verſenkungen und verborgene Gänge vorhanden ſeien und die Viſion auf Täuſchung beruht habe. Er war alſo ſelbſt nach dem Vorfalle nicht blindgläubig, ſondern argwöhniſch und ſuchte ſich vor einem Betruge zu wahren. Die Erzählung der Begebenheit fand weite Verbreitung in der franzöſiſchen Armee. So greift hier eine Geiſtererſcheinung mitten in das taghelle Gebiet der militäriſch-politiſchen Geſchichte unſeres Jahrhunderts ein *).

*) Aechte Geiſtergeſchichten ſtehen nicht leicht vereinzelt und iſolirt; faſt immer finden ſich andere ganz ähnliche. So iſt dem Grafen Despilliers, nachmals Marechal de Camp Karls VI. und Küraſſiercapitän in einer flandriſchen Stadt, Folgendes geſchehen, was Obigem ganz entſprechend iſt. Es kam einer ſeiner Reiter, ein beherzter und verſtändiger Mann,

Aber das iſt noch nicht Alles. Napoleon I. war zweimal in Baireuth. Das erſte Mal auf ſeinem Zuge nach Rußland am 14. Mai 1812. Er wohnte im neuen Reſidenzſchloſſe. Es war ein Courier vorausgeſandt worden mit dem ausdrücklichen Befehl, daß der Kaiſer nicht in die Zimmer einlogirt ſein wolle, wo die weiße Frau zu erſcheinen pflege, ſowie, daß vor dem Eintreffen deſſelben der Zutritt in die für ihn eingerichteten Zimmer Niemandem geſtattet ſein ſolle. Er muß alſo von dem Spuke bereits ſehr wohl unterrichtet geweſen ſein. Wenige Stunden vor ſeiner Ankunft machte Graf Münſter einen Umgang durch die Zimmer, um zu ſehen, ob Alles in Ordnung ſei. Da wurde er in der Palmen-Gallerie ſehr unangenehm durch die Erſcheinung einer Dame überraſcht. Er erinnerte den Haushofmeiſter an das Verbot, blickte dann nochmals nach der Dame und erkannte in ihr das Geſpenſt, das einen Augenblick ſpäter wieder verſchwunden war.

---

und bat, ihm ein anderes Quartier zu geben, da ihn ein Spuk keine Nacht ſchlafen laſſe. Der Graf ſchickte ihn ſpottend fort, und wie er zum zweiten Male kam, drohte er ihm mit Schlägen. Allein der Soldat kam dennoch wieder. Da beſchloß Jener, ſelbſt eine Nacht mit ihm zuzubringen, und legte ſich nach 10 Uhr angekleidet und bewaffnet zu ihm in das Bett. Gegen Mitternacht kam Etwas herein und ſtürzte die Bettlade, das Oberſte zu unterſt, völlig um, ſo daß die Beiden unten lagen und nur mit Mühe hervorkommen konnten. Der Graf ging beſchämt nach Hauſe und wies dem Reiter ein anderes Quartier an. Calmet, Erſchein. I., S. 242 ff. der Ueberſetzung. Minutoli müßte auch hier wieder eine Veranſtaltung annehmen, durch welche zwei tüchtige Militärperſonen ſchmachvoll geäfft werden wären.

Wie der Kaiser ankam, fragte er sogleich den Grafen, ob seine Befehle befolgt worden seien. Am nächsten Morgen bei der Abreise war er auffallend unruhig und verstimmt. Er warf mehrmals die Worte: ce maudit chateau! hin und äußerte, daß er hier nicht mehr absteigen werde. Er erkundigte sich genau nach dem Costüme, das die weiße Frau auf dem Gemälde habe; aber das Anerbieten, dasselbe herbeizuholen, lehnte er mit Heftigkeit ab. Seine Umgebung flüsterte sich zu, daß der Kaiser eine böse Nacht gehabt und wahrscheinlich durch jene Erscheinung erschreckt worden sei.

Wiederum war Napoleon am 3. August 1813 in Baireuth. Ein Courier hatte die Weisung gebracht, daß derselbe nicht im neuen Schlosse absteigen werde. Es wurden Vorbereitungen im alten Schlosse getroffen; er erklärte jedoch bei seiner Ankunft, daß er es vorziehe, statt hier zu übernachten, noch bis Plauen zu fahren, was dann auch geschah. Solchen Respect hatte das Gespenst dem großen Feldherrn und Herrscher, dem ersten Helden des Jahrhunderts eingeflößt.

Nun frage man sich, ob es denkbar sei, daß dies Alles nur Täuschung, künstliche Veranstaltung oder Folge von Furcht und Einbildung gewesen. Die hier genannten Persönlichkeiten waren nicht dazu gemacht, sich selbst zu betrügen oder sich durch Andere schmählich mystificiren und dupiren zu lassen; es fehlte auch nicht an Untersuchungen; und wenn solche Männer die Realität des Phänomens anerkannten, so ist es wohl keine Schande für uns, das Gleiche zu thun. Ich sehe die Sache für völlig unzweifelhaft an.

Minutoli ſpricht auch noch von der „Erlöſung“ der weißen Frau in Baireuth durch eine Somnambule. Er wagt es nicht, den Charakter derſelben anzugreifen und meldet nur Gutes von ihr. Sie befand ſich erſt bei der ſehr achtbaren Familie des Barons von S. in Ansbach, ſpäter in Erlangen. Sie war „ein einfaches Mädchen von ſittlichem Werthe und ſtreng religiöſer Richtung, wahrheitsliebend und ſcheinbar frei von Ueberſpannung, ſo daß der Verdacht einer abſichtlichen Täuſchung nicht aufkommen konnte.“ Das „ſcheinbar“ iſt ein abſchwächender Zuſatz Minutoli's, für den ein ſolches Weſen doch in der That „überſpannt“ ſein mußte. Mehrere Aerzte in Erlangen haben dieſe Kranke beobachtet und über ſie geſchrieben; auch Hufeland. Sie verſicherte, daß ihre Mutter oder Großmutter die natürliche Tochter eines Markgrafen von Brandenburg-Ansbach oder Baireuth geweſen; ſoll auch eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Bilde in der Eremitage gehabt haben. Dieſes Mädchen nun fühlte ſich in ihren magnetiſchen Schläfen berufen, der armen Seele der „weißen Frau“ Ruhe zu verſchaffen, wie es denn auch geſchehen ſein ſoll. Man hörte in dem Krankenzimmer vor ihrer plötzlichen Geneſung einen zweiſtimmigen Geſang und drei laute Schläge — ſollte das auch Veranſtaltung geweſen ſein? — worauf die Kranke die Seele der Gräfin für erlöſt erklärte. „Sie vermied es gern, über ihre Krankheit zu ſprechen, hat ſtets einen tadelloſen Wandel geführt und lebt noch jetzt (1850) in Ansbach.“ Auch hier ſind alle Umſtände von der Art, daß man an der objectiven Wahrheit des Vorganges nicht wohl zweifeln kann.

2.

Unter dem Namen der „weißen Frau" hat man verſchiedene eidolomagiſche Phänomene zuſammengefaßt, die in fürſtlichen Häuſern und Schlöſſern vorgekommen, aber nicht alle zuſammengehören, nicht alle denſelben Charakter haben, auch nicht ſämmtlich dem Ausſehen und der Farbe nach gleichartig ſind, indem namentlich einige dieſer Geſtalten mehr dunkel, als weiß ſind, ſo daß nicht einmal der Ausdruck paßt. Wir haben auch im Folgenden vor Allem Minutoli's Darſtellung im Auge.*)

Das Gerücht von der Erſcheinung tauchte hiernach zuerſt 1486 auf, wo ſie ſich in dem alten Schloſſe zu Baireuth zeigte. Markgraf Erdmann Philipp von Brandenburg ſah daſelbſt 1677 den Geiſt in ſeinem Leibſtuhle ſitzen. Am folgenden Tage ſtürzte er mit dem Pferde und ſtarb. Von den ſpäteren Erſcheinungen in unſerem Jahrhundert, worunter die franzöſiſchen Heerführer litten, iſt ſchon die Rede geweſen.

Auf der Plaſſenburg ſoll der Glaube an dieſes Phänomen zu betrügeriſchen Zwecken benutzt worden ſein. Ein Fräulein von Roſenberg habe ſich der Maske bedient, um unerkannt gewiſſe nächtliche Gänge zu machen. Es wird zugleich bemerkt, daß ſie ihren Zügen nach einem alten Gemälde der weißen Frau auf der Plaſſenburg geglichen. „Die Erſcheinung ſchien ſich vom Jahre 1438 an in die dunklen Gänge, Gewölbe und Wendeltreppen des weitläufigen Gebäudes einzubürgern und mußte zu den verſchiedenartigſten Spukereien herhalten. Es kam ſogar vor, daß ein Dop-

*) Vergl. Horſt, Zauberbibl. II. 329. Blätter aus Prev. VI. 127 ff. Magikon II. 94. Perty, Myſt. Erſch. S. 511.

pelexemplar ſich gegenſeitig das Recht ſtreitig machte, die eigentliche weiße Frau zu ſein.“ J. J. 1540 fand es der verrätheriſche Kanzler Straß für gut, die weiße Frau zu ſpielen; aber Markgraf Albrecht der Krieger ſtürzte ihn die Treppe hinab, daß er das Genick brach. Einige Zeit darauf wurde Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg durch einen argen Spuk, wobei eine Perſon erwürgt wurde, aus dem Schloſſe getrieben.*) Hier war die Sache allem Anſchein nach rein magiſcher Natur; wiewohl ſie Minutoli auch wieder nur für einen Betrug erklärt. Wer den Geiſt und Charakter jener Zeiten im Auge hat, wird dieſem Urtheile nicht beipflichten können. Daß ſich ein und das andere Mal in langem Zeitverlaufe ein keckes Individuum einer geſpenſtigen Mummerei bedient habe, um ſeine Abſichten zu erreichen, iſt denkbar. Daß es aber damals ſo viel frivole Leute gegeben, die ſich über den Glauben und Schrecken, auf den ſie rechneten, in ſolchem Grade weggeſetzt; daß ſogar der die Hofhaltung vertreibende gewaltthätige Spuk nur trüglich veranſtaltet worden und von einer Anzahl Menſchen ausgegangen, welche ſich einer ſtörenden Aufſicht entledigen wollten, ſcheint mir ein Ungedanke zu ſein. In jenen im Ganzen noch ſo gläubigen und von Geiſter- und Teufelsfurcht beherrſchten Zeiten exiſtirten ſo viele „aufgeklärte Leute“ ſicher nicht; oder hätte dieſe Denkart, die Ausgeburt einer viel ſpäteren Zeit, bereits in ſolcher Blüthe geſtanden, ſo hätte das Maskenſpiel nicht viel genützt und wäre um ſo gefährlicher für die Unternehmer geweſen. Was

*) S. oben S. 166 Note.

von dem Fräulein von Rosenberg behauptet wird, mag auf ihrer Aehnlichkeit mit dem Gemälde beruhen; sie wurde wohl zu Zeiten für das Gespenst angesehen, oder das Gespenst für sie. Auch zwischen einem angeblichen Bilde der weißen Frau in Bayreuth und der Somnambule, von der sie erlöst worden sein soll, fand eine solche Aehnlichkeit statt.

Zu Berlin entstand nach Minutoli erst seit dem Ende des 16. Jahrhunderts die Sage, daß die weiße Frau durch ihr Erscheinen den Tod eines Mitgliedes des regierenden Hauses anzeige. Sie soll sich in den Jahren 1598, 1619, 1659, 1666, 1667, 1688 (ein paar Mal ohne nachfolgenden Todesfall) dargestellt haben. König Friedrich I. erzählte, daß er selbst die Erscheinung gehabt; auch vor dem Ableben König Friedrich Wilhelm II. soll im Schlosse eine weiße Gestalt bemerkt worden sein. Eine Erscheinung fand im Febr. 1840 statt; darauf im Juni starb Friedrich Wilhelm III. In Goldschmidt's höllischem Morpheus wird berichtet, wie 1666 ein Oberstallmeister der weißen Frau begegnet und sie zornig angeredet: „Alte, hast Du noch nicht genug Blut getrunken? Willst Du noch mehr?" Worauf sie ihn gepackt und die Treppe hinabgeworfen, daß ihm die Rippen krachten und das Wamms platzte. Es werden auch ein paar Hofprediger genannt, welche diesen Geist gesehen. Beschreibungen, Zeichnungen und Kupferstiche stellen die weiße Frau tief verhüllt dar, so daß nur Augen und Nase sichtbar.

Aber sie war nicht stets so verhüllt. J. J. 1667 sah die Kurfürstin Louise Henriette dieselbe an ihrem Schreibtische sitzen; da war sie in Atlas gekleidet

und nach damaliger Mode frisirt. Man sagte auch, daß sie, wenn Unglück bevorstehe, schwarze Spitzen und Handschuhe trage; wenn sie aber Gutes anzeige oder ihre Erscheinung gar keine Beziehung auf Künftiges habe, ganz weiß auftrete. Aus dem Wechsel der Gestaltung schließt Minutoli auf die Unwahrheit des Phänomens; wenn aber dasselbe der herkömmlichen Vorstellung, die man von ihm hatte, und selbst seinem Namen widersprach, indem es sich zum Theil ganz anders, sogar dunkelfarbig gekleidet, zeigte, so müßte dies eher ein Zeichen sein, daß diese Erscheinungen nicht nur ein Product der Sage und Einbildung gewesen oder betrüglich nachgeäfft waren; in einem Falle der letzteren Art hält man sich so streng, als möglich, an das traditionell Gegebene und Geltende.

In der Zeit von 1790—1812, sagt Minutoli, habe das Berliner Gespenst mehrmals Schrecken erregt; aber es habe sich zum Theil als eine Sinnentäuschung, zum Theil als eine Verkleidung, einmal als eine harmlose, abendliche Luftwandlerin herausgestellt. Das Alles kann dazwischen wohl vorkommen, erklärt aber das Ganze nicht; es widerspricht mit aller Bestimmtheit auch zu viel Einzelnes. Was den trüglich veranstalteten Spuk betrifft, so ist ein solcher in Zeiten des Unglaubens und der Frivolität eher möglich, als in gläubigen und frommen, wo dergleichen gewiß nur höchst selten vorkommt, wird aber auch um so eher entlarvt. Minutoli erzählt solche Fälle mit großer Selbstbefriedigung und spottet dabei der Romantik, die die Sache mit so schauerlichem Ernst behandelt. Aber seine Meinung, daß überall nur Täuschung oder Betrug gewaltet, ist noch viel unkritischer und unglaublicher. Die Bai-

reuther Vorfälle, wo den Franzoſen ſo empfindlich mitgeſpielt wurde und dieſe ſo gar nichts Natürliches und Betrügliches entdecken konnten, bleiben jedenfalls unerſchüttert. Was die älteren Vorfälle auf Plaſſenburg und im Berliner Schloſſe belangt, ſo ſtehen hier zwei ſehr inſtructive Fälle neben einander, von denen der eine der umgekehrte des andern iſt. Jener Kanzler wurde von dem Markgrafen die Treppe hinabgeworfen, als er die weiße Frau ſpielte; jener Oberſtallmeiſter von ihr ſelbſt, als er ſie ſchalt. Gewiß iſt dort die Mummerei; eben ſo einleuchtend aber, wie mich dünkt, iſt hier die Wahrheit der Erſcheinung. Der Oberſtallmeiſter war auch ein muthiger Mann und hat das Geſpenſt wohl ordentlich in's Auge gefaßt, ſo daß man nicht glauben kann, er habe ſich myſtificiren laſſen. Bemerkenswerth ſcheint auch dies, daß er, der nicht frevelte, wie Jener, ſondern nur indignirt war und eine edle, wiewohl übel angebrachte Würde zeigte, trotz ſeines ſehr harten Falles ſo glücklich davon kam; denn es wird ausdrücklich bemerkt, daß er keinen weiteren Schaden gelitten; dagegen der Kanzler, obgleich nur eine phyſiſche Kraft wirkte, mit dem Tode büßte.

Es iſt endlich auch von der weißen Frau in Böhmen zu ſagen, wo man auf rein geſchichtlichem Grunde fußt. Die Erſcheinungen werden mit aller Beſtimmtheit auf eine Gräfin Perchta oder Bertha von Roſenberg zurückgeführt; und dieſe iſt eine wohlbekannte hiſtoriſche Perſon, die 1425 auf dem Schloſſe Neuhaus geboren, eine ſehr tugendhafte, aber mit vielem Kreuz beladene Dame war und zur weißen Frau in Bayreuth und Berlin keine Bezie-

hungen hat. Von Letzterer ſagt Minutoli: „Sie läßt ſich mit dem beſten Willen auf ein beſtimmtes Individuum nicht zurückführen, und auch ihre bisherige Erſcheinung als eine überſinnliche *) bleibt mindeſtens höchſt problematiſch. Ihre Nebenbuhlerin in Neuhaus und Krummau dagegen hat als Perchta von Roſenberg wirklich, wenn auch unglücklich, gelebt, und ihr Wandel nach dem Tode iſt in Böhmen als Thatſache anerkannt.“ Es folgen dann einige eigenhändige, im Archive zu Wittingau bewahrte Schreiben dieſer Perchta von Roſenberg, vermählten Gräfin von Lichtenſtein, aus dem Jahre 1452, in welchen ſie ihre bedrängte Lage ſchildert.

In dem alten Schloſſe zu Neuhaus ſtand nach Balbinus, von deſſen Nachrichten Franziſci im „hölliſchen Proteus“ einen Auszug giebt ein Bild in Lebensgröße, welches, wie Alle ausgeſagt, welche die weiße Frau geſehen, derſelben vollkommen ähnlich war. Balbinus machte ſich 1655 damit bekannt; es befand ſich der Name Perchta und das Roſenbergiſche Wappen darauf.

Es hat ſich dieſer gelehrte Jeſuite viele Mühe gegeben, eine ſichere, aus erſter Quelle kommende Kunde über die Erſcheinung zu erhalten, und hat Viele gefunden, welche darüber als Augenzeugen berichten konnten. So nicht nur gemeinere Leute, die auf dem Schloſſe nächtlich zu ſchaffen und zu wachen gehabt, wie Kellner, Küchenmeiſter, Köche, Bäcker, Wächter, ſondern auch anſehnlichere, wie der Gouverneur Samuel Caroli und der Pater Georg Müller

*) Ein ſehr unpaſſender Ausdruck für ein ſo ſinnlich wahrnehmbares Phänomen.

zu Prag. Letzterer berichtete, er habe die weiße Frau um Mittag gesehen, wie sie aus einem öden, unbewohnten und wegen der zerstörten Treppen unzugänglichen Thurme herab auf die unten liegende Stadt Neuhaus gesehen. Sie sei ganz weiß gewesen und hätte einen Wittwenschleier mit weißen Bändern getragen. Jedermann habe vom Markte aus nach ihr hingeblickt, da sei sie immer kleiner geworden und endlich verschwunden.

Wilhelm Slavata, böhmischer Reichskanzler und Herr des Schlosses, schreibt in seinen libris apologeticis von der weißen Frau als von einer unzweifelhaften und landkundigen Sache.

Als Peter Wok von Rosenau noch ganz klein und unter weiblicher Pflege zu Wittingau war, kam, wenn die pflegenden Personen vom Schlafe übermannt wurden, die weiße Frau, wiegte das Kind, nahm das weinende auf die Arme, lachte es an, flüsterte ihm beschwichtigende Worte zu, wie Ammen und Kindermägde thun, trug es herum, spielte mit ihm, behandelte es mit einem Worte so zweckmäßig, daß man es ihr gern ließ und dabei nichts Schlimmes befürchtete. Einmal, da eine neue Kinderfrau die Sache anders ansah, ihr das Kind entreißen wollte und dabei schalt und fragte, was sie mit dem Kind zu schaffen habe, sagte sie: „Ich bin in diesem Hause nicht fremd, wie Du; dieses Kind ist aus meinem Geschlecht und stammt von meinem Bruder ab. Weil ihr mir aber so wenig Ehre erzeiget, so werde ich nicht mehr kommen.“ Sie blieb fortan auch wirklich aus.

P. Balbinus und Slavata sagen, daß die weiße Frau schön, blaß, schlank und von mittlerer

Größe ſei. Erſterer ſtellt die Frage, ob ſie ein guter oder ein böſer Geiſt ſei und entſcheidet ſich für das Erſtere. „Die Thaten," ſagt er, „ſprechen deutlich genug. Denn kein böſer Engel und keine verdammte Seele könnte ſich ſo ſehr verſtellen, daß nicht einmal ein böſes Wort, ein Zeichen der Verzweiflung, eine teufliſche und grauſame Ungeberde zum Vorſchein käme. Die weiße Frau läßt nichts als ſittſame Beſcheidenheit, Zucht, Schamhaftigkeit und Gottſeligkeit ſehen." Dazu führt er aus den Annalen des Neuhauſiſchen Jeſuitencollegiums Folgendes an.

J. J. 1604 am 24. Jan. lag Joachim, der letzte der Neuhauſer Familie, die eine goldene Roſe im weißen Felde zu ihrem Wappen hatte, tödtlich darnieder, und Niemand ſchickte ſich an, einen Prieſter zu holen. Da klopfte es ganz leiſe an die Thüre des Pater Rectors Nicolaus Piſtorius, welcher Joachims Seelſorger war. Die weiße Frau trat würdevoll herein und forderte ihn auf, zu eilen und dem Kranken, der nicht über eine Stunde mehr zu leben habe, das h. Sacrament zu reichen. Er machte ſich auf und kam noch eben recht, um ihn zum Tode zu bereiten. *)

3.

Es giebt noch mehr ſolche, dieſer „weißen Frau" ähnliche Familien- und Schloßgeiſter, ſpukende Ahnfrauen, die in den Schlöſſern adeliger und fürſtlicher Geſchlechter hauſen und ſich beſonders vor ein-

*) Vergl. Franzisci, a. a. O. Nr. XI ff., S. 58 ff. Was die deutſchen Sagenſammlungen betrifft, ſo ſehe man die der Gebr. Grimm I. S. 357 f., Wolf's deutſche Sagen Nr. 213 S. 320 ff., Adalbert Kuhn, Märkiſche Sagen S. 125 ff.

tretenden Todesfällen ſehen laſſen. So befindet ſich in Oſtpreußen das Schloß zu Schlodien, Stammſitz eines Hauptzweiges der Grafen zu Dohna, wo Eine aus dem Geſchlechte, die keine Ruhe im Tode hat, zur Erſcheinung zu kommen pflegt. In einem Zimmer, wo ein großes Doppelbette ſteht, deſſen ſie ſich im Leben mit ihrem Gatten bedient, wird ſie beſonders zur Nachtzeit wahrgenommen; wenn man ſie nicht ſieht, ſo wird doch das Rauſchen ihrer ſchwerſeidenen Gewänder gehört. Wenn es ſo geſpukt hat, ſo folgt ein Todesfall in der Familie.*)

Auf dem Schloſſe Enghien erſchien vor Zeiten Meluſina, ſo oft ein Mitglied der daſſelbe beſitzenden Familie ſterben ſollte, wie dies der Herzog von Aerſchot der Schweſter Heinrich IV. verſichert hat.**) Eine „weiße Frau" hat man nach Lord Byron auch in Italien, in der Marca Trivigiana, die Donna bianca de Colalto, an welche der Lord geglaubt zu haben ſcheint.***) Eines Familiengeiſtes der Art, der die Todesfälle durch Erſcheinungen verkündige, wird auch ſchon von Cardanus und Tyräus gedacht.†)

Und bei dieſer Gelegenheit will ich auch eine, ebenfalls dieſem Genre zugehörige Geiſtergeſchichte mit-

---

*) Tettau und Temme, Preuß. und Litthauiſche Volksſagen S. 158.

**) Wolf, Niederl. Sagen, S. 324 mit den Citaten daſelbſt.

***) Th. Moore's Briefe, Tagebücher und Notizen. Brief 398.

†) Est familia nobilis et inter primas Parmae, Torellorum nuncupata. Possident arcem, in qua aula est; in ea, sub camino, solet videri anus jam centum annis, quoties ex familia obiturus est aliquis. Cardan, de rerum varietate Lib. XVI c. 93. Tyraeus, de locis infestis p. 8.

theilen, welche mir, nebſt verſchiedenen anderen, das ſchon erwähnte Fräulein von Huſchberg in Nürnberg geliefert hat. Sie ſchreibt wörtlich folgendermaßen.

„Während der letzten Krankheit meines Vaters kehrte ich Mittags von einem Geſchäftsgange zurück. Indem ich über den Markt auf unſere Wohnung zuging, bemerkte ich eine Frau in vorgerücktem Alter, in noch älterer Tracht, am Fenſter eines Zimmers ſtehen, welches in jener Zeit nicht bewohnt war. Sie ſtand aufrecht am Fenſter, die Hände gefaltet, als ob ſie den Kreuzſtock damit umfaſſen wollte. Ich traute meinen Augen nicht, nahm die Lorgnette und konnte mit Hilfe derſelben jeden Zug ihres erdfahlen, hohlen Geſichtes unterſcheiden. Ich trat in's Haus, welches zwei Thüren hat, eine auf den Markt, eine auf den Platz, der um die Kirche herumgeht und ehemals als Kirchhof gedient hatte. Indem ich über den Vorplatz ſchritt, auf dem ein Tagelöhner mit Holzmachen beſchäftigt war, ſchritt die Dame die Stiege herunter, die ich, von der Straße betrachtet, immer noch für einen Beſuch vom Lande gehalten. Ich fragte den Holzhauer, wer dort komme; er ſah auf die Stiege, dann etwas verwundert auf mich, und ſagte, er ſähe Niemand. Ich zeigte ihm die Figur, die während meiner Rede langſam die Stiege herunter kam; er wollte nichts ſehen und lachte beinahe über meine Frage. Ich trat hart an die Stiege und war Willens, die Dame anzureden; allein eine unbegreifliche Scheu, eine Beängſtigung, wie ich nie empfunden, hinderte mich daran. Die Frau war groß, gut gebaut, eine ſehr ſtolze Haltung, beſonders im Tragen ihres Kopfes, graue Haare; ſie trug eine weiße Haube von Spitzen

von einer nie von mir zuvor geſehenen Form, ein weites, ſchwer ſeidenes Kleid, an dem die Grundfarbe ehemals blaßroth oder chamois mochte geweſen ſein, mit grünem Laub und dunklen Blumen durchwirkt; die Kleidung lag nicht am Körper an; Reifrock war es nicht. Der Ausdruck ihrer Züge war Kälte und Ernſt mit Sorge verbunden. An der Stiege blieb ich ſtehen, ſie ging an mir vorüber gegen die Kirche hinaus, ich folgte ihr mehrere Schritte, ſie verſchwand an der Ecke des Nachbarhauſes. Oben auf dem Vorplatze ſtand mein älteſter Bruder Wilhelm voll Erſtaunen, in einer Hand den Zimmerſchlüſſel, in der andern eine Flaſche haltend. Ich fragte, wer da geweſen? Er ſprach ſchnell und heftig gegen mich, ich ſolle ſchweigen, da die Geſchwiſter ſich fürchteten; er habe in jenem unbewohnten Zimmer Wein geholt und beim Oeffnen die Fremde bemerkt, die nicht zu den Lebenden gehöre; ſie ſei jammernd an ihm vorbei geſchritten. Die nächſte Nacht wachte ich in Geſellſchaft einer meiner Schweſtern am Bette meines Vaters; gegen 4 Uhr verlangte er Kaffee; ich ging eilends in die Küche, fand aber im Vorplatz dieſelbe Frau. Sie folgte mir bis auf die Schwelle der Küche; ich nahm im Anfang keine Notiz von ihr, allein ihr Händeringen und Jammern war mir unerträglich, ich rief ihr daher ſehr rauh zu, was ſie wolle, ſie hindere mich; ſie prallte bis ans Ende des Ganges zurück, kam aber wieder ganz langſam näher, und wie ich zur Thüre hinausging, folgte ſie mir auf den Ferſen bis zur Thür meines Vaters. Beim Eintreten ſah dieſer ſcharf gegen die Thürſpalte und ſagte zu mir: Laß mir nur dieſe nicht herein! Mit meinem Willen

nicht, gab ich zur Antwort. Er verlangte frisches Brod; ich besann mich nicht lange, lief bis zum Ende des Kirchhofes und holte welches; die Figur verließ mich auch während dieses Ganges nicht. Von dieser Zeit an bis zum Tode meines Vaters, der ohngefähr 3 Wochen darauf erfolgte, sah ich sie beinahe zu jeder Zeit und Stunde, meine Mutter und mein Bruder ebenfalls, und eine meiner Schwestern beklagte sich, sie trete ihr beinahe auf die Ferſen, wenn ſie gehe. Den 2. März, Abends 7 Uhr, verschied mein Vater; nach 11 Uhr trat ich aus seinem Zimmer; sie stand nahe bei der Thüre mit verhülltem Gesicht. Ich sah nichts mehr von ihr bis letzt verflossenen December, wo sie schnell an mir vorüberglitt. Nach 14 Tagen starb mein Neffe. Jetzt kam sie wieder jammernd und drohend jeden Tag, keine Stunde, keine Beschäftigung konnte mich dieses Besuches entheben, und ich hatte das bestimmte Gefühl, es gelte meinem Bruder Wilhelm. Anfangs März kam sie gegen Abend; ich lag auf dem Kanapee und es waren noch 3 Personen im Zimmer. Sie trat ein, den einen Arm oben über den Kopf haltend, um welchen sie ihre grauen Haare geschlungen, und zog nun mit ihrem Arme die Haare empor, daß die Augenhöhlen weit und groß und leer vor mir lagen. Sie trat immer näher an mich heran; es ward mir unheimlich und barsch rief ich ihrem Andringen ein Nein entgegen; sie entfernte sich, meine Umgebung hatte nichts gesehen. Beim Ablauf des Monats starb mein Bruder, und seit seinem Todestage habe ich Ruhe vor ihr.“

Von großem Interesse ist hier die so genaue Beobachtung und Beschreibung des Eidolons, welches

ſogar mit Hülfe der Lorgnette betrachtet wurde. Es war eine in jeder Beziehung bis in's Kleinſte hinein ausgebildete menſchliche Figur und hatte für das Auge ganz die Beſchaffenheit phyſiſcher Realität. Nicht Jedermann vermochte es zu ſehen; der Holzhauer nahm Nichts davon wahr; aber dem Fräulein, ihrem Bruder und Vater war es ſichtbar. Es war nicht unveränderlich daſſelbe; in der zuletzt beſchriebenen Scene nahm es eine ganz grauenhafte Geſtalt an. Daß es geſprochen, wird nicht gemeldet. Aber es erkannte die Gedanken des Fräuleins und beantwortete ſie auf eine maleriſch darſtellende Manier. Daſſelbe macht nämlich noch folgenden Zuſatz.

„Den Gedanken, was ſie wohl bewegen möge, zu kommen, wer wohl die Veranlaſſnng ſein möge, beantwortete ſie, indem ſie mir einen ovalrunden Schild vorhielt, worauf, in Oel gemalt, das Bild eines Kreuzherrn in weißem Mantel mit rothem Kreuz und der Kopf eines Mönches mit der Inful daneben. Dieſer Kopf hatte große Aehnlichkeit mit meiner Mutter Bruder, dem verſtorbenen Abt.“

Dieſer Beſcheid iſt gleichwohl noch dunkel genug für uns. Was die vorbedeutende Natur der Erſcheinung betrifft, ſo läßt ſich aus dieſem und ähnlichen Fällen der Schluß ziehen, daß ſolche Geiſter, wenn auch in anderer Hinſicht gar nicht hoch ſtehend, ein ſeheriſches Wiſſen von kommenden Ereigniſſen haben, das ſich allerdings nur auf den nahe ſtehenden Familien- und Verwandtſchaftskreis zu beſchränken ſcheint. Es kommt ein ſolches auch ſchon bei Lebenden vor. So befand ſich in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts zu Kopenhagen ein adeliges Fräulein, das wußte es ſtets

voraus, wenn Jemand in ſeiner ausgebreiteten Familie ſterben ſollte, ſo entfernt auch dieſe Perſon gerade ſein mochte. Die Vorſchau trat gewöhnlich des Morgens einige Zeit nach dem Erwachen bei vollkommenem Bewußtſein und wachem Zuſtande ein. Eine ſolche Gabe zu beſitzen, war dem Fräulein nicht angenehm; es war ihr läſtig und qualhaft, und ſie beſprach ſich darüber mit einem damals berühmten Arzte, dem Dr. Bartholini, indem ſie den Wunſch äußerte, davon befreit zu werden. Es geſchah dies in Gegenwart des Kanzlers Chriſtian Thomaſius, des bekannten Gegners abergläubiſcher Meinungen, den ſie nachher auch von einzelnen Geſichten der Art benachrichtigte, welche pünktlich eintrafen. *)

Heinrich van Heer erzählt von einem Manne, der viele Jahre Nachtwandler war, ſpäter prophetiſche Träume hatte, in welchen er nicht nur Dinge, die ihm ſelbſt am folgenden Tage widerfahren ſollten, ſondern auch die Leichen der ihm verwandten Perſonen ſah, die nächſtens ſterben ſollten. **)

Zu den ſpukhaften Verkündigungen Deſſen, was innerhalb des Familienkreiſes in der Ferne des Raumes und der Zeit vorgeht oder vorgehen wird, gehört noch ein anderes der ſeltſamen Ereigniſſe, die mir von jenem in dieſen Beziehungen ſo erfahrungsreichen Fräulein mitgetheilt worden ſind.

„Während unſeres Aufenthaltes auf der J—burg ſaßen wir eines Abends im Wirthſchaftszimmer, mit Arbeiten beſchäftigt; meine Mutter fühlte ſich etwas

*) Bartholini, Hist. Anatom. Centur. III. Hist. 58. p. 115. Vergl. Horſt, Deuteroſkopie I, 136 f.

**) Muſeum des Wundervollen I. 174.

unwohl und hatte ſich in die Nähe des Ofens geſetzt; es war der 28. October. Die Uhr im Schloßthurme war zerlegt, der Hammer war in Erlangen bei Helmreich, um reparirt zu werden, und die Gewichte ſtanden auf dem Boden auf. Die Mutter wurde immer unwohler, ich trat hinzu, um ſie zu unterſtützen; und ſie fiel in meinen Armen in einen kurzen Schlummer. Aus dieſem erwachend, richtete ſie ſich auf, indem ſie uns zurief: „„Kinder, die Uhr ſchlägt!““ Sie hatte noch nicht ausgeſprochen, ſo fing die Uhr an, zuerſt drei Viertel und dann die Stunden zu ſchlagen, ſie ſchlug achtundzwanzig Mal; mein Vater griff nach dem Schlüſſel des Thurmes, mein Bruder und der Knecht folgten; dort war Alles, wie es Morgens verlaſſen worden, die Gewichte am Boden. In der Nacht fing ſie wieder an zu ſchlagen und ſchlug 46. Wir amüſirten uns lange mit dieſer Uhr. Nach acht Tagen erzählte ein Bekannter meinem Vater, daß den 28. October mein Bruder Wilhelm bei Hanau in Lebensgefahr geweſen ſei; ein Pferd ſei unter ihm erſchoſſen worden; Wrede habe ihm ein anderes gegeben, und mit dieſem ſei er auf einer Recognoscirung beinahe ertrunken. Mein Bruder iſt vor einigen Wochen im 46. Jahre ſeines Alters verſchieden.“ *)

Es gehört dies unter die wunderſamen Schall- und Tonphänomene, welche von ſpukhaften Urſachen mit täuſchender Nachahmung irgend eines ſchallenden und tönenden Vorganges natürlicher Art öfters hervorgebracht werden. Es drückte ſich auf ſolche Weiſe

*) Es war um das Jahr 1833, daß mir dieſe Mittheilungen wurden.

das ſeheriſche Erkennen eines gefahrvollen Tages, den ein Familienglied verlebte, und dann die Anzahl ſeiner Lebensjahre aus, wie es die Familie ſelbſt, und wohl nicht mit Unrecht, auffaßte. Man iſt ſomit veranlaßt, die Sache auf eine Intelligenz zurückzuführen; ſchwierig aber wird es ſein, zu entſcheiden, ob es die eines Abgeſchiedenen oder die eines Lebenden war. Es kann derſelbe Familiengeiſt, der ſich nach obiger Erzählung in ſichtbarer Geſtalt zeigte, auch dieſe hörbaren Anzeichen gegeben haben; und das vorausgehende Unwohlſein der Mutter mochte daher kommen, daß ſie die Nähe und magiſche Wirkſamkeit des Geiſtes empfand. Perty nach ſeiner Art dürfte wohl annehmen, der Spuk ſei vielmehr von der Mutter ſelbſt ausgegangen; ſie ſei in einen Zuſtand des Hellſehens verfallen, worin ſie die Gefahren des Sohnes und die Zahl ſeiner Lebensjahre erkannte und habe dies durch das magiſch hervorgebrachte Tonphänomen ausgedrückt. Wie dem auch ſei, dieſe Erſcheinungen, ob von Abgeſchiedenen oder von Lebenden ausgehend, ſind verwandter Natur und laſſen ſich mit Fug zu einer Gruppe verbinden.

IV.

Der Alp
und ſeine ſpukhafte Verwandtſchaft.

1.

In allen Zeiten kam ein den Menſchen im Schlafe befallendes Uebel vor, welches im Deutſchen Alpdrücken heißt und dem volks- und alterthümlichen Glauben nach von einem Geiſte oder Geſpenſte herrührt, welches Alp, Mahr, Trud ꝛc. engl. nightmare, franz. cauchemar, altfranz. appesart, ital. pesaruolo, ꝛc. von caucher, calcare und pesare, drücken, laſten, griech. ephialtes, epialtes heißt. Es beſteht in einem qualvollen Gefühle von Gebundenheit, Belaſtung und Unbeweglichkeit, troß äußerſter Anſtrengung, ſich zu bewegen und loszukommen, wobei man wohl auch eine den Zuſtand verurſachende Geſtalt zu ſpüren, zu ſehen und zu hören glaubt. Die Erſcheinung iſt zuweilen ſo furchtbar, daß der Schrecken, das Entſetzen, womit ſie verbunden iſt, tödten kann. Der engliſche Arzt Walker hat lange an dieſem Uebel gelitten.*)

Man nimmt an, daß hierbei organiſche Störungen, welche quälende Empfindungen und geſpenſterartige Phantasmen erzeugen, ihre pathologiſche Rolle ſpielen.

*) Vom Alpdrücken, überſ. von Wolf. Frankf. 1824.

Was man Incubus und Succubus genannt hat, ſoll eine Complication des Alpes mit erotiſchen Vorſtellungen und einſeitigen, d. h. nur in einem Individuum vor ſich gehenden ſexualen Functionen ſein.*) Ich zweifle nicht daran, daß ein Theil der unter jenen Namen begriffenen Phänomene in der That nur auf organiſchen Störungen beruht und ganz nur der ärztlichen Behandlung anheimfällt. Mancher Fall wird ſich hinlänglich aus gepreßter Lage des Schlafenden, Diätfehlern und dumpfer, verdorbener Luft erklären. Auffallend iſt indeſſen, wenn man neben Beiſpielen, die das beweiſen ſollen, doch wieder lieſt, wie Veränderung der Lage, Diät, Enthaltſamkeit nicht vor dem Uebel geſchützt. Die hier zuſammengerechneten Zuſtände und Vorgänge ſind wohl ſehr verſchiedenen Grundes und Urſprunges; ein Theil davon möchte keineswegs bloß in körperlichen, localen und elementariſchen Umſtänden und Verhältniſſen, ſondern wirklich, wie das Volk meint, von magiſchen und geiſterhaften Einwirkungen herrühren, und auch wieder in der Beziehung der „Aberglaube" richtiger ſehen, als unſer Unglaube und unſere materialiſtiſche und rationaliſtiſche „Wiſſenſchaft." Insbeſondere dürfte dies der Fall ſein bei dem erotiſchen Alpe. Es laſſen ſich Fälle nachweiſen, wo Menſchen in tiefem Schlafe magiſch in die Ferne wirken, auch in der Ferne erſcheinen und bei Anderen gewiſſermaßen Beſuche abſtatten, ohne mit ihrem Körper ihr Lager und Zimmer zu verlaſſen.**) Es kann ſich ſo

*) Perty, die myſtiſchen Erſcheinungen ꝛc. S. 112 ff.

**) Vergl. hierüber die in der I. Abhandl. des II. Buches Bd. I. S. 143 ff. und die weiter unten in gegenwärtiger Nr. angeführten Beiſpiele!

zwiſchen zwei Schlafenden ein magiſches Verhältniß geſtalten. Die eine dieſer Perſonen kann nicht nur ſehr lebhaft von der anderen träumen, ſondern auch auf dieſelbe durch Fernwirkung Einfluß haben, ja mit ſeinem Eidolon, ſeiner magiſch erzeugten und erſcheinenden Körpergeſtalt, aus ſich heraustreten und ſich zu ihr hinbegeben. Iſt es Haß und Feindſchaft, was die active Perſon erfüllt, ſo wird der Alp die Form einer dämoniſchen Quälerei und Plage annehmen;*) iſt es Liebe, Sehnſucht, Begierde, ſo werden ſich die erotiſchen Formen des Vorganges ergeben. Das Phänomen überſchreitet auch wohl die Region der Schlafzuſtände, ſo daß es durch wache Menſchen mit oder ohne Willkür und Abſicht hervorgebracht wird und Wirkung und Erſcheinung auch in's wache Leben, Anſchauen und Empfinden des Individuums tritt, auf welches eingewirkt wird.

Kommt der Alp in Spukhäuſern vor, wo noch andere Umſtände und Erſcheinungen auf die Gegenwart

---

*) Es giebt, wie Einige ſagen, Leute, die Anderen, auf die ſie einen Zorn und Haß geworfen, den Alp mit bloßen Gedanken zuſchicken können; man hat dabei Diejenigen im Verdachte, denen die Augenbrauen auf der Stirne zuſammengewachſen ſind. Gebrüder Grimm, Sagen I. S. 132. Die berüchtigte, zu Stettin als Hexe hingerichtete Sidonie von Borken ſoll ihren Zaubergeiſt überall, wo ſie einen Feind hatte, um ihn zu quälen, ja zu tödten, hingeſchickt, namentlich den Prediger Lüdeke, der ſie öffentlich geſchimpft hatte, jämmerlich erwürgt haben. Temme, Volksſ. von Pommern und Rügen. Berlin 1840. Nr. 246. Faſt alle Pommeriſchen Geſchichtſchreiber ſprechen von dieſer Zauberin, auch geht die mündliche Sage von ihr. Wahr oder falſch, die Notiz gehört jedenfalls in die Geſchichte des Zauber- und Geiſterglaubens.

geiſterhafter, dem Reiche der Lebendigen nicht mehr angehöriger Potenzen führen, ſo wird man wohl anzunehmen haben, daß eine noch an dieſe Localität gebannte abgeſchiedene Perſönlichkeit die Urſache des Uebels ſei; es ſtellt ſich dieſes Genre in mehreren Fällen, wie ſie weiterhin angeführt werden ſollen, überaus deutlich und unzweideutig dar.

2.

Weiter bieten ſich, wenn man der Sache auf den Grund zu gehen und ſämmtliche dieſes Thema betreffende Erſcheinungen und Thatſachen zu verſtehen bemüht iſt, noch folgende Gedanken an.

Unſelige, niedrige, ſich in's leibliche Leben zurückſehnende, nach ſolcher Lebendigkeit ſchmachtende und hungernde Glieder des Geiſterreiches, wie man ſie wohl annehmen darf und muß,*) ſcheinen ſchlafende Menſchen zuweilen deshalb anzugreifen, um ihnen Lebenskräfte und materielle Stoffe zu entziehen und dieſe ſich ſelbſt anzueignen. Man erinnert ſich des Vampyrismus, jener entſetzlichen Plage, die dem Volksglauben gemäß von Geſtorbenen ausgeht, welche noch im Grabe fortleben oder fortzuleben trachten, ſich in einen geſpenſtigen Rapport mit Lebenden, beſonders Verwandten, ſetzen und dieſen, um ihrer illegitimen Selbſterhaltung willen, Kraft, Blut, Leben rauben. Daß die Vampyrleichen, die man des Spukes bezüchtiget, unverweſt und mit friſchem, unzerſetztem

*) Selbſt die verſtorbene Frau des bekannten Pfarrers Oberlin klagt bei einer ihrer Erſcheinungen über den fürchterlichen Hunger, den ſie zu dulden habe und der „ihr großes Elend" bewirke. Schubert, Symbol. des Traumes. S. 285 der 3. Auflage.

Geblüte gefunden werden, iſt eine anerkannte, nicht zu läugnende Thatſache. Ich gedenke über dieſen Gegenſtand, einen der ſchauerlichſten und zugleich dunkelſten und räthſelhafteſten, die es giebt, worüber denn auch ſehr verſchiedene Anſichten aufgeſtellt worden ſind, künftig einmal ausführlicher zu handeln.*) Eine augenſcheinliche Verwandtſchaft damit hat wenigſtens theilweiſe der Alp. Von Alp und Vampyr wird auch das Vieh gequält; Roſſe z. B., welche in der Nacht dem Uebel ausgeſetzt waren, ſtehen am Morgen ſchäumend, mit Schweiß bedeckt und abgemattet. Des feinen Gefühls ſolcher Thiere für geiſterhafte Dinge bedient man ſich auch wohl, um die Vampyrleichen zu entdecken; man ſetzt, wie einſt im Banat geſchah, einen unſchuldigen Knaben auf einen ſchwarzen Hengſt, der noch nie geſprungen hat, und läßt ihn über den Kirchhof reiten; in dem Grabe, über welches

---

*) Man mag darüber für jetzt Calmet in dem oft citirten Werke, Görres in der Myſtik, Perty in den myſt. Erſcheinungen, Mayo, Wahrheit im Volksglauben, und Piérart, Revue Spiritual. IV, 62, nachleſen. Für Görres iſt der Vampyrismus die magiſche Wechſelbeziehung der unterſten Vitalkräfte zu Lebenden. Mayo hält die Vampyre für Scheintodte, deren Seele mit der der Vampyriſirten in Communication trete. Perty widerſpricht, nimmt aber an, daß in den Vampyrleichen ein Leben niedriger Art fortdauere. Die gräßliche Viſion hat für ihn keine Realität. Nach Piérart ſind die Vampyren Katalepticſche und erhalten ihr Leben durch das Blut Anderer, das der ſaugende Geiſt auf eine geheimnißvolle Weiſe dem Körper mittheilt, der unbeweglich im Grabe liegt. Es iſt ohne Zweifel das Eidolon des im Grabe der Auflöſung Widerſtehenden und auf Koſten der Lebenden Fortdauernden, welches hier ſeine geſpenſtige Rolle ſpielt.

der Hengſt zu gehen ſcheut, wird, wenn man es öffnet, der gleichſam ſchlafende, wohlgenährte Vampyr gefunden.*) Die nordiſchen Roen ſind „Ungethüme, welche die Kühe melken und den Pferden ihre Kraft nehmen;“ man bedient ſich des Stahls gegen ſie, als eines antimagiſchen Mittels, welches ihre Wirkſamkeit paralyſirt.**) Dem von Tettau und Temme***) verzeichneten Aberglauben gemäß iſt der Alp oder Mahr der Geiſt eines alten Mannes oder Weibes ohne Haare, welcher Menſchen und Thiere drückt. Man kann vom „Aberglauben“ immer lernen und ſoll ſeine Winke nie verſchmähen. Es iſt denkbar, daß Aehnliches, wie von den nach Leben hungernden, Kräfte und Stoffe raubenden Todten geſchieht, von noch lebenden, aber alterſchwachen Menſchen verübt wird, welche ſich mit geſunden, kräftigen Individuen in magiſche Beziehung ſetzen, um ſich auf ihre Koſten zu ſtärken und zu erhalten, was vielleicht, dem Tagmenſchen ganz unbewußt, in Schlaf- und Erſtarrungszuſtänden vor ſich geht.

Wir können auf dieſe Weiſe einen dreifachen Alp unterſcheiden, einen feindſeligen, einen

*) Calmet II. S. 53. „Man findet,“ heißt es in dem hier mitgetheilten Schreiben eines anſehnlichen, mit der Sache wohlbekannten Mannes, „in dem Grabe einen ſo ſchönen, fetten Mann, daß man glaubt, er ſchlafe ganz ſanft und geſund. Und wenn man ihm dann den Kopf mit einem Beile abſchlägt, fließt das ſchönſte Blut in Menge heraus ..... Dann wirft man das Grab wieder zu und iſt verſichert, daß die Krankheit ein Ende nehme“ ꝛc.

**) Büttmann, Nordiſche Elfenmärchen S. 73.

***) Volksſagen Preußens und Litthauens S. 274.

erotiſchen und einen vampyriſchen. Eine andere, ebenfalls dreifache Differenz iſt dieſe, daß, was man Alp nennt, entweder blos krankhafter Natur und daher für uns hier ohne Intereſſe iſt, oder daß es die magiſche Wirkung Lebender auf Lebende, oder endlich diejenige von Abgeſchiedenen auf Lebende iſt.

3.

Es folgen nun einige Fälle, welche über die Sache ein empiriſches und hiſtoriſches Licht zu verbreiten geeignet ſein dürften.

Brognoli*) erzählt einen ſchrecklichen Fall aus dem Jahre 1645, wo ein Jüngling das Opfer nächtlicher Angriffe ward, die, wie aus mehreren Umſtänden höchſt wahrſcheinlich wird, von einem alten Weib ausgingen, deſſen feindſelige Geſinnung ihm wohlbekannt war und welches ſich ſogar durch ſeine eigenen Aeußerungen verrieth. Es erſchien die Geſtalt dieſes Weibes und warf ſich auf ihn; er kämpfte dermaßen dagegen, daß die Bettſtätte zerbrach. Ein Gefährte hörte es, und als der Angefochtene zu ihm in's Bett flüchtete, griff ihn die Erſcheinung auch hier an. Der Unglückliche gerieth dadurch in einen Zuſtand von Wahnſinn und Wuth; den Tag darauf ſtarb er. Solche Fälle laſſen ſich doch nur ſehr gezwungen auf einſeitig pſychologiſche und pathologiſche Urſachen zurückführen.

In einem anderen Falle iſt allem Anſchein nach ein junges, verliebtes Weſen, und nicht, wie man ſich einbildete, eine alte, ihres unheimlichen Ausſehens

*) Alexicacon. Disp. II. Nr. 303 p. 163.

wegen für eine Hexe geltende Frau, die Urſache einer derartigen Anfechtung geweſen. In einem Dorfe von Sommerſetſhire wurde ein junger, geſunder Mann, 21—22 Jahr ealt, vom Alpe beläſtigt, ſo daß dadurch ſeine Geſundheit litt. Niemand zweifelte, daß ihn jene Hexe zu verderben ſuche; er entſchloß ſich, das Scheuſal wachend zu empfangen und ſich ſo der Anfechtung deſſelben zu erwehren. Es folgte ein heftiger Kampf, bis man auf ſeinen Ruf Licht brachte. Die Erſcheinung verſchwand und kam nicht wieder. Der junge Mann wurde ſtehend und noch athemlos angetroffen. Er erzählte, wie er, trotz ſeiner ganz beſtimmten Meinung und Vorſtellung, daß es die ſchauerliche, dürre, gefürchtete Greiſin ſei, doch während ſeines Ringens mit ihr ein ganz anderes Gefühl gehabt, der Athem und das ganze Weſen der Erſcheinung ſei das eines jungen, blühenden Mädchens geweſen.*) Das iſt ſehr auffallend und merkwürdig. Es gab ſich hier etwas zu fühlen und zu erkennen, was nicht Einbildung geweſen ſein kann, da es vielmehr einem vorgefaßten, ganz beſtimmten Argwohn und Glauben entgegen war. Die Sache ſtimmt, wie ſie ſich hier herausſtellte, mit mehreren Volksſagen überein, wo der Alp ſich in ein junges Frauenzimmer verwandelt, worauf hin ſogar Heirathen entſtanden ſein ſollen. Wir werden unten näher darauf zu ſprechen kommen. Es ſind, ſo ſcheint es, Mädchen, die in Schlaf und Traum in die Ferne wirken, ja mit ihrem Eidolon bei dem Jünglinge oder Manne, für den ſie eine

*) Barnett, der Verfaſſer der specimens of britiah prose writers, erzählt den Fall aus eigener Erfahrung.

Leidenſchaft gefaßt, Beſuche abſtatten, ohne daß ihr waches Ich Etwas davon weiß.

4.

Erasmus Franciſci hat in ſeinem „hölliſchen Proteus" dieſem Gegenſtande das XV. Capitel mit der Ueberſchrift: „Die entdeckte Nachtmähr" gewidmet. Er erklärt ſich da zunächſt, wiewohl in der Sprache ſeiner Zeit, ganz mediciniſch rationell und beſchreibt das Alpdrücken mit ſeinen Empfindungen und Viſionen als ein Krankheitsübel, welches in körperlichen Umſtänden ſeinen Grund habe. Dann aber kommt er freilich wieder auf ſein eigentliches Thema, den vielgeſtaltigen Satan, zu ſprechen, der ſich auch hier hineinmiſche; bemerkt auch, daß „erfahrene medici den Alp oder die Nachtmähr in natürliche und unnatürliche unterſcheiden und ſolches durch Exempel beglauben." Als einen ihn bekannt gewordenen Fall aus ſeiner Zeit theilt er folgenden mit.

Zwei Schweſtern, ehrbare Jungfrauen, geſund und nicht zur Melancholie geneigt, hatten ſich in einem unheimlichen Hauſe eingemiethet. Da war es ihnen öfters, als ob Etwas zur Nachtzeit auf ſie falle und auf ihnen, wie eine ſchwere Bürde, laſte. Es war dies nicht nur im Schlafe, ſondern auch, und zwar meiſtens, im Wachen der Fall. Zuweilen, wenn Mondenſchein war, kam es wie ein dü[illegible]es Schattenbild heran und warf ſich auf's Bette. Dazu polterte es in dem Hauſe furchtbar Tag und Nacht; es ließ ſich, und das ſelbſt am hellen, lichten Tage, auch eine häßliche Mannsgeſtalt ſehen. Sie wurden von der Plage nicht eher erlöſt, als bis ſie nach einem halben Jahre die ſpukhafte Wohnung verließen.

Einen anderen Fall führt derſelbe Autor aus des Heurnius tract. de morbis capitis c. 30 an. Letzterer berichtet hier von ſich ſelbſt, wie er als kleiner Knabe an der Seite einer ſehr ehrbaren und tugendhaften Matrone geſchlafen, da er denn einſt, aus dem Schlafe erwachend, eine ſchwarze Geſtalt erblickt, die ſich über das Deckbette der Matrone gelegt. Dieſelbe habe dann am Morgen geklagt, daß ſie der Alp gedrückt.*)

Der Vorgang wird alſo hier einem Knaben ſichtbar, der von den Leiden der angefochtenen Perſon keine Kunde hat und keinen Theil daran nimmt, was doch wohl für die objective Realität der Erſcheinung ſpricht.

In einem Falle, der in Kerner's „Seherin von Prevorſt"**) begegnet, ſteht das Eidolon als dunkle Säule vor den Schlafenden und beugt ſich über ſie, was ihnen Athmungsbeſchwerden und Uebelkeiten verurſacht und ſie unfähig zur Bewegung macht — ganz der Alp. Die Seherin bekommt, wenn es vor ihr ſteht, heftige Erſchütterungen und erſtarrt. In einer bei Perty***) zu leſenden Erſcheinungsgeſchichte ſtirbt

*) Wolf hat dieſe Fälle in ſeine deutſchen Sagen aufgenommen, ſ. daſelbſt Nr. 360 und 361. Zu dem erſten führt er auch: De Vries, de Satan II. 299 an. In dem „hölliſchen Proteus" des Erasmus Franciſci, Nürnberg 1725, ſchlagen hier folgende Capitel ein: XV. „Die entdeckte Nachtmähr" und LXXIX. „Die geſpenſtige Buhlſchaft." Und in Bräuner's Curioſitäten, Frankfurt 1737, wo ſich zum Theil dieſelben Erzählungen und Citate finden: X. „Vom Alpdrücken" und II. „Von der Heren Buhlſchaft mit dem Teufel."

**) Bd. II. S. 173 f. 183. Vergl. daſ. 277, 282, 291.

***) Realität der magiſchen Kräfte S. 72 f.

eine junge Kammerfrau; ihre Nachfolgerin ſieht ein Eidolon, welches ihrer Beſchreibung nach ganz der Verſtorbenen gleicht, die von ihr nie geſehen worden war. Einmal hört man aus dem Zimmer der Kammerfrau einen ſo lauten Schrei, daß Alles erwacht und die Fürſtin mit Anderen herbeikommt, welche ſie in heftigen Krämpfen finden. Nachdem ſie ſich wieder erholt hat, erzählt ſie, wie die ſchon öfters von ihr erblickte Geſtalt gekommen und ſich über ihr Bette geneigt, ſo daß ſie den Athem und die Berührungen derſelben zu fühlen geglaubt, worüber ſie das Bewußtſein verloren.

Es werden noch auffallendere Dinge gemeldet; ſie müſſen, mag man ſie auffaſſen und betrachten, wie man will, wenigſtens verzeichnet und verglichen werden. In der Strafanſtalt zu Tobel 1845, wo ein ganzes wildes Heer losging, wurde eine Weibsperſon bis zum Erſticken gewürgt; die Erſcheinungen waren von der Art, daß auch die Thiere in Angſt und Schrecken geriethen und die böſeſten und biſſigſten Hunde Hülfe bei den ſelbſt rathloſen Menſchen ſuchten.*) Chriſtian Gerber in einer 1729 erſchienenen Schrift**) berichtet eine Geſchichte aus Dresden von 1728, die er aus dem Munde einer, wie er ſagt, ſehr glaubwürdigen, chriſtlichen und beherzten Perſon, die ſelbſt dabei geweſen, vernommen hat. Einem vornehmen Manne ſtirbt ſeine Haushälterin, deren Nachfolgerin ſofort von einer der Verſtorbenen gleichenden Geſtalt verfolgt und gemartert wird. Es iſt dies ein Zug,

*) Schweizer Blätter und Perty, Myſt. Erſchein. S. 456.

**) Perty, daſelbſt S. 449.

der öfters vorkommt; man denke z. B. an den Spuk in dem Dorfe bei Groß-Glogau, wo die Köchin des Pfarrers von ihrer verstorbenen Vorgängerin aus dem Hause getrieben wird;*) sowie an die beiden Kammerfrauen, von denen oben die Rede war. Die Abgeschiedenen wollen in solchen Fällen ihre gewohnte Stellung nicht aufgeben und es nicht dulden, daß eine Andere ihren Platz einnimmt. Eine solche, beschränkten und gemeinen Seelen eigene Eifersucht und Bosheit machte sich denn auch in dem von Gerber erzählten Falle fühlbar. Die Haushälterin bittet die Erzählerin, bei ihr zu schlafen; Letztere thut es und liegt nun neben ihr zu Bette; noch zwei andere weibliche Personen schlafen in der Stube und es brennen Lichter daselbst. Um 12 Uhr kommt es zur Thüre herein, die geöffnet und wieder geschlossen wird; eine blaue Hand greift über die Erzählerin weg und würgt die Haushälterin an der Kehle. Dies dauert bis 2½ Uhr, während die Anderen beten und die Mißhandelte nur winseln kann. Der Erzählerin, einer kräftigen Person, wird das Deckbette weggerissen. Zuletzt geht es so, wie es gekommen, wieder zur Thüre hinaus; eine Gestalt sahen die Zeugen der Mißhandlung nicht.

Wenn man dies Alles nicht für Lüge erklären will, so wird man sich des Zugeständnisses äußerer Einwirkungen wohl schwerlich erwehren können. Es durchweg aus einem krankhaften Zustande der Leidenden, aus realitätslosen Visionen und Hallucinationen, Ansteckung der Anderen mit solchen, und etwa noch aus Spukwirkungen der Lebenden und Anwesenden

*) S. in der Abh. über die Spukhäuser Buch III. Nr. XIII.

ſelbſt zu erklären, iſt ein ſo gequältes Kunſtſtück, daß man doch gewiß beſſer bei der unendlich natürlicheren objectiviſtiſchen und realiſtiſchen Auffaſſung bleibt, wie ſie ſich beſonders Denen, die dergleichen ſelbſt erfahren und beobachten, aufzubringen pflegt.

5.

Die Möglichkeit geiſterhafter Beſuche, die mittelſt der Traumekſtaſe und des ſich in ihr entbindenden Eidolons, dieſer unmittelbaren plaſtiſchen Selbſtdarſtellung der menſchlichen Perſönlichkeit, gemacht werden können, iſt keinem Zweifel unterworfen. Ein bekanntes Beiſpiel hat der Prediger Happach*) mitgetheilt. Derſelbe ſtand ſehr früh auf, und ſeine alte Magd mußte ihm ſchon um drei Uhr den Thee bringen. Sie konnte ſich dabei nur ſeiner unter dem Spiegel hangenden Taſchenuhr bedienen, mußte aber dieſelbe, da ſie die Ziffern nicht verſtand, an ſein Bett bringen und ſich von ihm die Stunde ſagen laſſen. Nun war es ſonderbar, daß ſie oft ſchon vor der Zeit erſchien und, wie es dem Prediger vorkam, die Uhr ergriff, ſich damit gegen ihn hin, dann aber wieder nach der Thüre hin wendete. Wollte ſie H. genauer anſehen, ſo wich ſie zurück; ſprang er ihr nach und rief er ſie an, ſo bekam er keine Antwort und konnte ſie nicht erreichen, ſo ſchnell entwiſchte ſie; ging er in ihre Stube, ſo fand er ſie im tiefſten Schlafe, aus dem ſie kaum zu erwecken war. Die Angſt, die rechte Zeit zu verfehlen, verfolgte dieſe ſorgliche Dienerin, die H. „ein Muſter von Accurateſſe“ nennt, ſelbſt im Schlafe; und die lebhafte Traumvorſtellung von dem,

*) Materialien für Erfahrungsſeelenkunde St. III. S. 163 ff.

was sie zu thun hatte, wurde von ihr vermittelst ihres Spektrums oder Eidolons ausgeführt, welches nach H., der dieses Phänomen wohl hundertmal in drei Jahren beobachtete, nicht die Natur, doch aber den Schein eines wirklichen, festen Körpers hatte.

Etwas Aehnliches berichtet Dr. Wötzel*) von einer Magd des Buchbinders Fruiauf. Sie schlief in einem abgesperrten Hinterhause; die Thüre des Mannes war verschlossen. Gleichwohl kam diese Person, d. h. ihr Schemen, Spektrum, Eidolon, oder wie man es nennen will, in mitternächtlicher Stunde in die Zimmer desselben, strich durch sie hin, stierte ihn im Vorübergehen an und ging dann wieder fort. Als dies das zweite Mal geschah, rief Fr. unwillig: „Was tausend soll das heißen? Dergleichen nächtliche Besuche verbitte ich mir.“ Die Gestalt stieß einen tiefen Seufzer aus und verschwand. Am Morgen hörte man, daß die Magd krank geworden sei. Diese Person hatte sich mit der Hoffnung geschmeichelt, ihres Herren Frau zu werden. Dieses sie auch im Schlaf und Traume erfüllende Verlangen bewirkte, wie dort bei Happach's alter Magd die Sorge und Aengstlichkeit, mit der sie sich zur Ruhe legte, das geisterhafte Hervortreten der sich plastisch darstellenden Seele aus dem schlafenden Leib.

Diese beiden sehr instructiven Fälle**) werfen auf Vieles, was man mit dem Namen Alp, Mahre, Trud ꝛc. bezeichnet hat, ein helles Licht. Das zweite Beispiel tritt den erotischen Fällen, wo sich das Eidolon

*) Nähere Erklärungen und Aufschlüsse ꝛc. Leipzig 1805. S. 202.

**) Andere s. Buch II. Nr. I.

als Incubus und Succubus verhält, ſchon nahe genug. Wäre Fruiauf nicht ſo abſtoßend geweſen, ſo hätte ſich ihm das Eidolon der heirathsluſtigen Dienerin wohl noch mehr genähert.

Sehr häufig iſt bekanntlich die Erſcheinung ſterbender Menſchen bei ſolchen, die mit ihnen verwandt und befreundet ſind. Es kommen hierbei zuweilen Dinge vor, die dem Alpdrücken ſehr ähnlich ſind. So erzählt Lord Byron*) folgende Thatſache. Capitän Kidd ſah die Geſtalt ſeines zu derſelben Stunde im indiſchen Ocean ertrunkenen Bruders und hatte das Gefühl, als liege derſelbe quer über das Bett und drücke ihn. Beim Befühlen der Geſtalt kam ihm die Uniform ganz naß vor — wo alſo auch die Taſtempfindung Theil nahm.

Von den hierher zu beziehenden Erſcheinungen in einem Spukhauſe iſt ſchon oben die Rede geweſen. Ein anderes Beiſpiel, welches in unſer Jahrhundert fällt, iſt das nachſtehende. In einem Hauſe zu Szegedin in Ungarn, wo Spuk verſchiedener Art ſtattfand und allerlei Geſtalten erſchienen, wurde man um 1—2 aus dem Schlafe geweckt, wobei kalte Schauder, Modergeruch, Bruſtbeklemmung, Verſagung der Stimme ſtattfand; man wurde von eiskalten Händen angefaßt, und fühlte, wie ſich Jemand auf's Bett ſetzte. Frau von Lauber ſah in den Nächten, in welchen ſie abſichtlich wachte, Nichts; als ſie ſich in der neunten Stunde dem Schlafe hingab, legte ſich Jemand über ſie.**) Hier ſcheint, allen Umſtänden und An-

*) Monthly review 1830. S. 229. Vergl. oben Bd. I. S. 228 f.

**) Magikon III, wo ein Doppelbericht über dieſe Erſcheinungen, geſchrieben 1843.

zeichen nach, ein Eingriff der Todtenwelt in die der Lebenden angenommen werden zu müſſen.

6.

Es fragt ſich: Wie weit geht das Wirkungsvermögen des Eidolons in Beziehung auf äußere Gegenſtände? In welchem Grade kann es ſich nicht nur ſicht- und hörbar, ſondern auch fühlbar machen und die Rolle einer wirklich gegenwärtigen Perſon ſpielen? Manches, was zur Beantwortung dieſer Frage dient, iſt ſchon vorgekommen; hier noch Folgendes.

Der Landrichter F. in Fr. ſchickt ſeinen Schreiber in ein benachbartes Dorf. Nach einiger Zeit tritt derſelbe wieder in das Zimmer, nimmt ein Buch aus dem Schranke und blättert darin. Der Landrichter fährt ihn an, warum er noch nicht weggegangen. Der Schreiber verſchwindet, das Buch fällt auf den Boden, und F. legt es aufgeſchlagen, wie es gefallen war, auf den Tiſch. Es ſtellt ſich nachher heraus, daß der Schreiber auf dem Wege mit einem Begleiter in einen Streit wegen einer Pflanze gerathen, und dabei geäußert, wenn er nur zu Hauſe wäre und ſeinen Linné zur Hand hätte, um die Seite aufzuſchlagen, wo der Beweis für ſeine Behauptung ſtehe. Es war dies das Buch, welches gefallen, und die Seite, die aufgeſchlagen war.*) Aus dieſer Geſchichte lernen wir zweierlei. Erſtlich, daß, um das Eidolon zu entbinden, nicht immer die Schlafekſtaſe nöthig iſt; daß es bei manchen Menſchen blos einer Erregung, einer Sehnſucht, eines lebhaften Wunſches und Gedankens bedarf,

*) Blätter aus Prevorſt IV. S. 122.

um das Phänomen zu erzeugen.*) Zweitens, daß das Eidolon äußere Gegenstände wie mit leiblichen Händen erfassen und behandeln, so z. B. ein Buch aus dem Schranke nehmen und einem bestimmten Zwecke gemäß aufschlagen kann. Wenn dieses möglich ist, so ist noch viel Anderes denkbar, was auf diese Weise bewirkt werden mag und in den einschlägigen Erzählungen berichtet und behauptet wird.

Solche Vorgänge gehen nicht immer nur aus einem unbeabsichtigten Spiele der Phantasie hervor, wie z. B. die Somnambüle Auguste Müller bewiesen hat. Dieselbe konnte, während sie wie leblos im Bette lag, Andere besuchen und zwar mit Absicht und nach Vorhersage. So kam sie einmal in der Nacht mit ihrem „magnetischen Ich" zu einer Freundin, ja legte sich zu ihr sogar ins Bett, während diese an die Wand rückte. Die Freundin glaubte, Auguste sei körperlich zugegen, eine so deutliche Anschauung hatte sie von ihr.**) Eine wunderliche, aber mit großer Bestimmtheit erzählte Geschichte ist jene, die sich in Nordholland auf dem Bobeldyk, der Kirche von Berckhout gegenüber, am 25. des Sommermonates 1616 begeben haben soll. Einer wohlbekannten Frau daselbst erschien ihr Mann Cornelius Theuniß, der doch zur See war und unmöglich zugegen sein konnte. Gestalt und Stimme war ganz die des Abwesenden;

---

*) Die Köchin im Schwesternhause zu Ebersdorf wurde häufig im Garten bei'm Körbel- und Schnittlauchbeet gesehen, während sie am Kochheerd stand und sehnlich diese Kräuter zu haben wünschte. Blätter aus Prevorst IX. S. 173.

**) Vergl. Buch II. Nr. I. S. 168 f.

das Geſpenſt verſicherte, daß es ihr Mann ſei; ſie war aber in großem Zweifel darüber, bis ſich daſſelbe neben ſie niederlegte, wobei ſie eine eiſige Kälte empfand, wiewohl es mitten im Sommer war. Da rief ſie Gott in höchſter Angſt um ſeinen Beiſtand an; die Geſtalt verſchwand hierauf und ließ ſich nicht wieder ſehen. Beſondere Züge, die hierbei vorkamen, ſind noch dieſe. Das Geſpenſt trug auf dem Haupte einen großen Filzhut, den die Frau mehrere Male aufbog, um das Geſicht zu betrachten; als es ſich auszog, gab die Frau Acht, ob es auch ſo dicke Füße habe, wie ihr Mann; ſie befand auch hier keinen Unterſchied.*) In einem ſehr ſonderbaren Fall, wo einem Nachts heimkehrenden Lieutenant ein doppelgängeriſches Eidolon vorausſchreitet und ſich vor ihm in ſeine Wohnung begiebt, wird daſſelbe von dem Bedienten für ſeinen leibhaftigen Herrn gehalten und ausgekleidet, wo alſo auch die Taſtempfindung die bei realer Präſenz ſtattfindende war.**) Als die verſtorbene Veal ihrer Freundin Bargrave erſchien, wurde ſie von Letzterer, die ſogar ihr Kleid berührte, ganz für eine noch Lebende gehalten, ſo täuſchend war die eidolomagiſche Selbſtdarſtellung der Geſchiedenen.***)

7.

Nach all' Dem können wir uns auch wohl mit gewiſſen, ſehr märchenhaft beſchaffenen Erzählungen und

*) W. Baudartii Memorien Boek 8. Fol. 54. S. de Vries, de Satan I. S. 478. Wolf, deutſche Sagen Nr. 135.

**) S. Buch II. Nr. I. S. 194 f. des I. Bandes.

***) S. Buch II. Nr. III. S. 240 ff. des I. Bandes.

Meinungen des Volkes befaſſen, wo allerdings nicht Alles geglaubt, aber auch nicht Alles verneint werden kann. Was mit den verbürgten Fällen und den bereits gewonnenen Reſultaten der Unterſuchung ſtimmt, das dürfen und müſſen wir billiger Weiſe gelten laſſen.

In der Grimm'ſchen Sammlung Nr. 80 werden unter Alp, Trud, Mahr nur plagende Weſen verſtanden. Das Volk macht aber auch wohl, wie nach Kuhn*) der Fall, einen Unterſchied zwiſchen Alp und Mahre oder Mahrt. Jener legt ſich dem Schlafenden auf den Leib und macht unruhige Träume. Dieſe, auch wohl Mahrt genannt, treibt es in ähnlicher Weiſe, wird aber als ſchönes, weibliches Weſen beſchrieben, welches man fangen kann, wenn man Ausgänge und Oeffnungen verſtopft. Häufig kehrt die Sage wieder, daß Jemand lange Zeit mit einer Mahre verheirathet geweſen, die nachher plötzlich wieder verſchwunden ſei. Ein Bauer zu Wolteſchage, vom Mahrt gedrückt, verſtopfte alle Stubenlöcher, fing denſelben und ſah, daß es eine junge, hübſche, weibliche Perſon war. Sie bat um Geheimhaltung und bot ihm ihre Hand an. Er nahm ſie zur Frau; einmal aber, als er ihr eine zornige Rede gab, verſchwand ſie mit einem Knall. Ein Mann in Straußberg wurde von der Mahre geplagt; ſein Schlafgenoſſe verſtopfte das Schlüſſelloch; da fand ſich, daß es eine weibliche Perſon war, welcher er die Ehe verſprochen. Er heirathete dieſelbe; als er aber einmal eine zu neugierige und mißtrauiſche Frage an ſie that, verſchwand ſie.**) Das Wahre an der Sache iſt wohl dies,

*) Märk. Sagen. Berlin 1843. S. 374.

**) Kuhn, a. O., S 48, 197 f.

daß von Seiten verliebter Mädchen Beſuche mittelſt des Eidolons ſtattgefunden. Es kann ſich hierbei eine magiſche Verkettung gebildet, nachher aber gelockert und gelöſt haben. Ein unfreundliches Benehmen kann das Eidolon erſchrecken, verſcheuchen, wie wir oben in dem Falle geſehen, wo Fruiauf gegen die Geſtalt ſeiner heirathsluſtigen Dienerin losfuhr, jene von nun an ausblieb, die Magd aber erkrankte.*) Die Erſcheinungen ſind jedoch zum Theile hartnäckiger und können im Falle der Kränkung und des Treubruches auch verfolgend auftreten und Rache üben.

Den niederländiſchen Sagen von J. W. Wolf**) zu Folge wird ein Weib, das in eine unnatürliche Erſtarrung fällt, und in dieſer aus ſich heraustritt oder, wie es heißt, „auszieht, um auf Jemand zu reiten," die Mahr genannt. Ein ſolches Weib in ihrem ſcheintodähnlichen Zuſtande fanden einmal bei Vilvorde die Schnitter im Korn. Als ein kleines, ſeltſames Thierchen dahergelaufen kam und in den Mund des Weibes kroch, wurde es wieder lebendig. Ein ſchöner, junger Mann in derſelben Gegend war von der Mahr geplagt; als er ein Meſſer mit dem Hefte gegen die Bruſt hielt, blieb die Erſcheinung aus — wohl nicht deshalb, weil der Alp davon wund wurde, ſondern weil Eiſen antimagiſch wirkt.***) Zu Harlem beſtreicht ſich ein Weib mit der Zauberſalbe und quält die Leute hier und dort als Mahr; ihre Tochter macht es ihr nach und wird gefangen.

*) Vergl. Bd. I. S. 319 f.

**) S. 343 ff. 654.

***) S. oben S. 193 und unten die Abhandlung über den myſtiſchen Schutz ꝛc.

Nach einer Sage, die E. Sommer*) aus Gorsleben mittheilt, kommt ein junger Burſche zu ſeiner Geliebten jede Nacht als ein weißes Mäuschen. Dieſes fing ſich in einer offen ſtehenden und über ihm zuſchlagenden Lade; da wurde der mehrere Meilen weit vom Dorfe entfernte Burſche am Morgen todt gefunden. Wie dann die Lade aufgemacht ward, entſprang das Mäuschen, kehrte zu dem Burſchen zurück und ſchlüpfte ihm in dem Mund, worauf er die Augen aufſchlug und wieder geſund war. Nach einer fränkiſchen Sage war ein junger, bildhübſcher Knecht im Kloſter zu Wechterswinkel mit dem Alpdrücken geplagt. Er fing ſeinen Alp, der die Geſtalt einer Flaumfeder hatte, und ſchloß ihn in ein Käſtchen ein. Da fand ſich eine Nonne in ihrem Bette todt. Als er die Feder los ließ, flog dieſelbe in die Zelle der Nonne und Letztere wurde wieder lebendig.**) Dies Alles, ſo fabelhaft es ausſieht, hat doch offenbar einen gewiſſen Grund. Es deutet auf ſcheintodähnliche Schlaf- und Erſtarrungszuſtände mit eidolomagiſcher Ekſtaſe und erotiſcher Gemüthsrichtung. Daß ein ſolcher Alp gefangen werden kann, was als eine zu materielle Vorſtellung nicht annehmbar erſcheint, iſt vielleicht ſo zu verſtehen, daß das von einer Perſon im ekſtatiſchen Zuſtande begehrte und heimgeſuchte Individuum eine magiſche Anziehung und Bindung zu bewirken vermag, in Folge deren die Ekſtaſe dauernd und das Wiedererwachen der ekſtatiſchen Perſon aufgehalten wird. Das Volk weiß um dieſe Dinge,

*) Sagen aus Sachſen und Thüringen, Halle 1846. I. S. 46.

**) Bechſtein, Sagenſchatz des Frankenlandes Nr. 163.

begreift ſie aber nicht; daher es denn wohl, um ſich dieſelben denkbar zu machen, Nebenumſtände erfindet, die man abziehen muß, um ſich der reinen Thatſache zu bemächtigen. So z. B., wenn ſtatt der magiſchen Anziehung und Feſſelung ein Verſtopfen des Schlüſſelloches und anderer Oeffnungen geſetzt wird, welches in Wahrheit gar Nichts nützen würde. Denn das Eidolon geht durch alle feſten Körper durch, indem es eigentlich nur die in die Ferne hin gerichtete, magiſch bethätigte, hierbei ſich plaſtiſch darſtellende und vermöge dieſer Selbſtdarſtellung erſcheinende Seele iſt.

B.

Wenn es in den alten Sagen heißt, der Teufel ſei in Geſtalt eines ſchönen Weibes erſchienen und habe mit Rittern und Grafen eine Art von Roman geſpielt, ſei ſogar von ihnen geheirathet worden, ſo iſt darunter wohl das Eidolon eines liebenden Weibes zu verſtehen, das in die magiſche Ekſtaſe verfiel oder ſich, um zu ſeinem Zwecke zu gelangen, willkürlich darein verſetzte und ſich auf dieſe Weiſe mit dem begehrten Manne berührte. Die Dichtung hat ſich dann der Sache bemächtigt und Fabeln daraus geſponnen, denen gleichwohl ein Factum der in Rede ſtehenden Art zu Grunde liegen kann. Statt des Teufels kommt auch eine „Meerfei“ vor. Wir geben einige Beiſpiele.

In der Abtei Prüm in der Eifel lebte ein Scholaſtiker, Namens Johannes; dem hatte ein Weib einen nächtlichen Beſuch zugeſagt; ſie kam nicht, wohl aber der Teufel in ihrer Geſtalt.*)

*) Caesarius Heisterbac. dist. III. c. X. ed. Tissier in biblioth. patrum ordin. Cisterciens. p. 55.

Wir von unſerem Standpunkte aus würden ſagen: Sie kam zwar, abgehalten durch eine äußere Urſache oder durch einen inneren Grund, nicht leibhaft zu ihm, erſchien jedoch, in Folge ſehnſüchtigen Verlangens, und das wahrſcheinlich in tiefem Schlafe und Traume, mit ihrem magiſch erzeugten und dargeſtellten Körperbilde.

Ritter Ameil-a-l'oeil de Lexhy fand an der ſchattig überlaubten Quelle von Lexhy eine ſchöne, junge Frau; er führte ſie auf ſein Schloß und ſie blieb bei ihm zu Nacht. Am Morgen entdeckte ſie ihm, ſie ſei der Teufel und riß ihm im Verſchwinden ein Auge aus. Die Quelle rinnt noch, befindet ſich am Eingange des Schloßgartens und wird Fontaine sainte Oude genannt.*) Das Auge dürfte er wohl bei einer anderen Gelegenheit verloren haben; aber das Volk brachte Sage und Namen in Verbindung mit dem angeblichen Teufelsbeſuch.

Graf Balduin IX. von Flandern ſoll „den Teufel geheirathet haben.“ Der war ihm, als er ſich auf der Jagd verirrt hatte, in Geſtalt einer ſchönen Jungfrau erſchienen; ein Einſiedler, der die dämoniſche Beſchaffenheit der Gräfin erkannte, machte durch ſeine Beſchwörung, daß ſie verſchwand.**)

In einem Flecken bei Aberdon in Schottland befand ſich ein Jüngling, der klagte dem Biſchof, er werde von einem weiblichen Geiſte angefochten und wiſſe ſich gar nicht von ihm loszumachen. Der

---

*) Wolf, Niederländ. Sagen Nr. 183.

**) Wolf, Niederländ. Sagen Nr. 86.

Biſchof rieth Faſten und Beten an und der Spuk ſoll darauf hin ein Ende genommen haben.*)

In Bernadott's Familie beſtand die Sage, einer ſeiner Vorfahren habe eine Fee zur Frau gehabt, die ihm vorhergeſagt, aus ſeiner Nachkommenſchaft werde ein König hervorgehen.**)

Von Peter Dimringer von Staufenberg wird erzählt, wie er ſich mit einer ſchönen Jungfrau verbunden, die, wenn er ſich allein in ſeinem Gemache befand, auf ſeinen Wunſch zu ihm kam. Als er auf dringendes Zureden mit einer Anderen Hochzeit hielt, koſtete es ihm das Leben.***)

Nach Camerarius†) hatte ein Freiherr eine Liebſchaft mit einer dämoniſchen Jungfrau; als er ſich nachher mit einem wahren Weibe vermählte, ward er von jener erwürgt.

Es erſcheinen eben ſo auch männliche Geſtalten, die ſich zu ſchönen Jungfrauen und Frauen geſellen. Einen ſolchen Fall berichtet der bekannte Cäſarius von Heiſterbach.††) Ein Prieſter Arnoldus zu Bonn hatte eine ſchöne Tochter, die er ſorglich bewachte, und, wenn er ſein Haus verließ, ſtets einſchloß, damit ſie ihm nicht verführt werde. Gleichwohl kam ein ſchöner Mann zu ihr, erwarb ſich ihre Gunſt und hatte eine Zeit lang Umgang mit ihr. Das

---

*) Delrio, Disquis. mag. und daraus Francisci, höll. Proteus S. 842.

**) Vergl. Perty, Myſt. Erſchein. S. 104.

***) Gebr. Grimm, Sagen II. Nr. 522.

†) Meditat. Hist. Cent. I. c. 70.

††) Dial. mirac. II. c. 8.

Mädchen, das ſich ängſtliche Gedanken darüber machte, entdeckte endlich die Sache ihrem Vater; der ſchickte ſie, um ſie dem Incubus zu entreißen, auf die andere Seite des Rheins; der Geiſt aber ſtieß ihn hierauf dermaßen auf die Bruſt, daß er Blut ſpie und ſtarb. Hier hat man wohl das Eidolon eines Liebenden zu erkennen, der ſich, um zu der ſtreng verwahrten Jungfrau zu gelangen, ſich in die magiſche Ekſtaſe verſetzte und ſo mit ihr in Verbindung trat.*) Die Entfernung der Jungfrau vom Orte hätte ſchwerlich geſchützt; denn eine ſolche hat bei dieſen ekſtatiſchen und magiſchen Acten keine Bedeutung. Wohl aber mag die Gewiſſensangſt des Mädchens, verſtärkt durch väterliche Zuſprache, die magiſche Verbindung zerſtört und dieſer Umſtand den Liebenden zur Rache gereizt haben.

Zu Cagliari in Sardinien war eine junge, ſehr ſchöne Edelfrau, zu der kam ein Geiſt in Geſtalt eines ſchöngebildeten Jünglings. Das wurde bemerklich und ſie erlitt deshalb den Feuertod.**)

Als ſich die h. Katharina, die Tochter der ſchwediſchen Brigitta, in Neapel befand, kam eine Dame zu ihr und entdeckte ihr unter Thränen die ſchamloſen Anfechtungen, die ihre verwittwete Tochter durch einen Nachtgeiſt zu erleiden habe. Die Heilige ſchrieb Gebete und kirchliche Handlungen vor. Das hatte den erwünſchten Erfolg. Der Dämon erſchien der jungen Frau noch einmal in ſchweigender Nacht und ſprach: „Verflucht ſei die Tochter Brigittens! Sie hat mich von dir geſchieden; ich werde nie mehr

*) Vergl. oben I. S. 181.

**) Anton. Torquemada und Francisci, hell. Prot. S. 842 f.

zu dir kommen.“ Es wird hierbei bemerkt, daß Anfechtungen der Art nichts Seltenes ſeien.*)

In den niederländiſchen Sagen von Wolf**) finde ich folgende Angaben. In Goude war ein Kloſter, genannt zu St. Maria Magdalena; daſelbſt erſchien i. J. 1503 der Teufel in Geſtalt eines ſchönen Jünglings, ſchlich ſich zu den Schweſtern, umfaßte und berührte ſie in buhleriſcher Manier und trieb viel wunderliche Dinge. Zuweilen zeigte er ſich auch in häßlicher, thieriſcher Geſtalt und machte gefährliche Sachen, ſo daß faſt Alle darob von Sinnen kamen. Das hat lange gedauert, bis die Schweſtern große Buße, Abſtinenz und mildthätige Werke übten; da hörte die Plage auf.

Es iſt leicht zu ſagen, dieſe ſonderbaren Vorfälle hätten nur in der aufgeregten, namentlich ſexualen Phantaſie der Kloſterfrauen ihren Grund gehabt. Da ſie aber ihre Hallucinationen, wenn man ſie ſo nennen will, nicht nur einzeln und für ſich beſonders, vielmehr in Gemeinſchaft und in übereinſtimmender Weiſe gehabt, ſo müßte man ſich denken, ſie hätten einander mit ihren Aufregungen und Phantasmen angeſteckt, oder wären zuſammen in eine Art von Tollheit mit gemeinſchaftlichen Imaginationen und Hallucinationen verfallen. Dies glaube, wer es glauben kann! Mir ſcheint es bei Weitem ungezwungener zu ſein, die Sache unter den angegebenen eidologiſchen Geſichts-

*) Clarus, Leben und Offenbarungen der h. Brigitta. Regensburg 1856. Bd. IV. S. 299.

**) Nr. 131. Angeführt iſt: Oude Divifie-Cronyke van Hollant. Delft 1584.

punkt zu ſtellen und, ſtatt Alles in die Subjecte hineinzuverlegen, den Fällen anzureihen, wo das magiſch erzeugte und bethätigte Bild eines Lebenden oder Todten eine ſo auffallende Rolle geſpielt.

Die in Frauenklöſtern vorgekommenen Spukereien waren nicht immer erotiſcher Natur, ſie waren zum Theile ſo gewaltſam, grauſam und lebensgefährlich, daß die Objectivität der Sache nur allzu klar am Tage lag. Man leſe z. B. die Beſchreibung, welche Wierus*) von dem Unfuge im Kloſter Wertet in der Grafſchaft Horn giebt! Hier wurden die bedauernswürdigen Frauen drei volle Jahre lang auf eine teufliſche Weiſe gequält, mißhandelt und verletzt. Es wurden ihnen ganze Stücke aus dem Leibe geriſſen, die Arme umgebreht, der Hals dermaßen umgekehrt, daß ihnen das Geſicht auf dem Rücken ſtand; ſie wurden in die Höhe gehoben und gefährlich niedergeſtürzt ꝛc. Während die Aebtiſſin eines Tages mit Frau Margaretha, Gräfin von Horn, ſprach, kniff es ſie ſo ſtark in die Hüfte, daß ſie laut aufſchrie. Man trug ſie zu Bette, unterſuchte die Stelle und fand, daß ſie ganz blau war. Und das Alles ſollte von den Nonnen ſelbſt ausgegangen und, etwa in unbewußt ſpukender Weiſe, von ihnen ſelbſt verübt worden ſein? Sie erlitten offenbar eine fremde Gewalt; darum fehlte ihnen auch der „myſtiſche Schutz“ nicht, ſo daß doch keine getödtet ward.**) Eine davon

*) De praestigiis daemonum. Basileae 1568. Lib. IV. c. 10 p. 374 ff. Auch bei Wolf, Deutſche Sagen Nr. 131, der noch andere Schriften citirt.

**) Vergl. unten Buch V. Nr. II.

ward einmal in Gegenwart einer ganzen Anzahl von Perſonen in die Höhe geriſſen; die Anweſenden ſuchten ſie feſtzuhalten, doch ohne Erfolg; ſie ward über dieſelben hinaus emporgezogen und dann auf die Erde niedergeworfen, daß ſie wie todt da lag. Eine Weile darauf erwachte ſie wie aus einem tiefen Schlafe und war ganz unverletzt.

Die Läugnung des Objectiven muß ihre Grenzen haben, ſonſt fällt ſie in's Abſurde und wird verächtlicher, als der blindeſte, kritikloſeſte Aberglaube.

Fünftes Buch.

I.

Altchriſtliche Beiſpielſammlung zur Charakteriſtik dieſer Periode insbeſondere.

Unſere Zwecke erheiſchen es, auch einige charakteriſtiſche Erzählungen und Schilderungen aus der altchriſtlichen Periode, dem Gebiete der Sage und Legende und den Biographieen frommer und heiliger Perſonen dieſes Zeitraumes auszuheben. Eine kleine Sammlung der Art darf um ſo weniger fehlen, da hier die Schönheit und der Glanz der bezüglichen Erſcheinungen auf dem Gipfelpunkt ſteht, und ſich nicht ſelten in der That der Himmel aufzuthun ſcheint, um die zu ihm empor ſtrebende Erde in ſich aufzunehmen*). Sollte Einiges davon auch blos ſubjectiv wahrgenommen oder das Product poetiſcher Erfindung und Ausſchmückung zu ſein bedünken, ſo ändert dies die Sache inſofern nicht, als in dieſem Werk nicht nur die Wirklichkeit, ſondern auch Vorſtellung, Glauben und Sage zu berückſichtigen iſt. Es dürfte jedoch auch hier nicht völlig in unſerer Willkür ſtehen, was wir davon als Wahrheit gelten laſſen wollen oder nicht, da Manches gut genug bezeugt zu ſein

*) Perty, Myſt. Erſchein. S. 107 führt die Erſcheinung der h. Agnes an, die wir dieſer Sammlung ebenfalls eingereiht, und bemerkt dazu: „Eine der ſchönen Viſionen, welche die chriſtliche Epoche erzeugt hat.“

ſcheint, um billigem Zweifel, Verdacht und Unglauben keinen Spielraum zu laſſen. Wir ziehen überall nur in möglichſter Kürze das Weſentliche aus.

Als im 2. Jahrhundert nach Chriſtus die ſchöne Potamiäna in Aegypten den Märtyrertod erduldet hatte, wandten ſich Viele in Alexandria dem Chriſtenthume zu, da ihnen dieſelbe im Schlafe erſchienen war und ſie zur Bekehrung aufgefordert hatte. Es wird insbeſondere von Baſilides, einem Trabanten, erzählt, dem ſie übergeben worden war, um ſie zum Tode zu führen, der ihr aber viel Mitleid und Theilnahme erwieſen und ſie wider die Rohheiten des Pöbels geſchützt hatte. Sie verſicherte ihm, daß ihm dies edle Betragen vergolten werden ſolle. Drei Tage nach ihrem Tode erſchien ſie ihm in der Nacht, ſetzte ihm eine Krone auf und verkündete, daß ihn der Herr in Kurzem zu ſich nehmen werde. Er bekannte ſich darauf zum Chriſtenthume und ward enthauptet *).

Der h. Ambroſius **) erzählt von der h. Agnes, der Märtyrerin, wie ihre Eltern, bei ihrem Grabe wachend, eine Schaar von glänzenden Jungfrauen in goldgewirkten Kleidern und unter dieſen auch ihre Tochter, vorüberwandeln geſehen. Dieſe habe die anderen Jungfrauen ſtill ſtehen laſſen und zu ihren Eltern geſagt, ſie ſollten ſie nicht als eine Todte beweinen, ſie vielmehr beglückwünſchen, daß ſie mit dieſen allen in's Lichtreich aufgenommen und mit Chriſtus, ihrem Geliebten, vereinigt worden ſei. Worauf die Erſcheinung hinweggeſchwunden. Es

*) Euſebius, Hist. eccles. VI, 3.

**) Serm. XCI. S. Ambrosii opera. Basil. 1538. p. 394.

folgt dann die Erzählung von der ganz mit Wunden bedeckten Kaiserstochter Constantia, die sich in der Nacht zu dem Grabe begeben, dort in einen Schlaf verfallen, darin die Heilige erblickt, welche sie zur Annahme des Christenthums ermahnte, und nach ihrem Erwachen gesund von dannen gegangen sei.

Als Agathe, die Tochter eines reichen und vornehmen Mannes zu Catana in Sicilien, wegen ihres Bekenntnisses hingerichtet, vom Volke aber einbalsamirt und in einen Sarkophag gelegt worden war, erschien ein in Seide gekleideter Jüngling, den viele andere schöne und geschmückte Knaben begleiteten, und legte an ihrem Haupte eine kleine marmorne Tafel nieder, worauf geschrieben stand: „Mens sancta, spontaneus honor deo et patriae liberatio," d. i. „Ein heiliges Gemüth, freiwillige Verehrung Gottes und Befreiung des Vaterlandes." Nachdem das Grab geschlossen war, ging er weg; man hatte ihn zuvor nie gesehen, sah und hörte auch später nichts mehr von ihm; woraus man schloß, daß es ein Wesen aus der höheren Welt gewesen *).

Nachdem die h. Febronia 304 ihren Märtyrertod gelitten, veranstaltete man ihr zu Ehren eine jährliche

*) Ueber die h. Agathe s. Acta Sanctorum Februarii, T. I. Antverp. 1684. Der Ausdruck liberatio patriae wurde auf den wunderbaren Schutz bezogen, den die Heilige, wie man glaubte, ihrer Vaterstadt gewährte. So bemerkt Wicelius (Chorus Sanctorum omnium, Köln 1554): „Davon liest man an mehr als einem Orte, sonderlich des feurigen Berges Aetna halber, daraus oft das unlöschliche höllische Feuer bis an die Stadt Catana geflossen, aber ohne Schaden abgegangen."

Feier, wobei um Mitternacht, wenn die Gebete gesprochen waren, sie selbst zu erscheinen pflegte. Niemand wagte es, sie zu berühren oder anzusprechen. Denn im ersten Jahre, wo sie erblickt wurde und ihre Muhme Briene mit dem Ausrufe: „Siehe da, mein Kind, Febronia!“ auf sie zueilte, um sie zu umarmen, wurde sie plötzlich unsichtbar. „Ueber Alle,“ so meldet der Bericht, „kommt ein Weinen; sie sind aber auch voll Freude ob des Gesichtes, das ihnen wird.“ *)

Der h. J. Chrysostomus, Patriarch von Constantinopel, mußte, vom Kaiser verjagt, im Martyrium des Basiliskus, Bischofs von Comana, übernachten. Da erschien ihm dieser und sagte zu ihm: „Bruder Johannes, fasse Vertrauen! Morgen werden wir beisammen sein.“ Derselbe zeigte sich auch dem daselbst wohnenden Presbyter und gebot ihm, dem Bruder Johannes einen Platz zu bereiten. Nun setzte zwar Chrysostomus, von den dazu befehligten Offizieren begleitet, in glühender Sonnenhitze, zu Fuß und mit unbedecktem Scheitel, seine Reise fort; er erlag aber der Beschwerde, und man mußte mit ihm

*) So die Augenzeugin Thomais, die in dem Kloster Sibapolis in Mesopotamien, worin Febronia erzogen worden war, die zweite Stelle einnahm und nachher der Briene als Vorsteherin folgte. Ihre ursprünglich syrisch oder griechisch geschriebene Schrift ist noch in der Vaticanischen Bibliothek griechisch und lateinisch vorhanden. Acta Sanctorum Junii Tom. V. Antverp. 1709. p. 14 ff. Die Erscheinung wird von Perty, Myst. Erschein. S. 83, als „Gesammtvision“ bezeichnet, Vision in dem Sinne, daß dem Gesicht kein wirklicher Gegenstand entspreche. Ich halte das Eidolon für real. Ueber das Vermeiden der Umarmung und Berührung s. oben I. S. 243. 256 ff.

nach Comana zurückkehren, wo er ſtarb und an der Seite des Baſiliskus beerdiget wurde *).

Bei und nach dem Tode des h. Martinus von Tours ſollen ſich mehrere wunderſame Dinge begeben haben, welche wir auszüglich nacherzählen wollen.

Sulpicius Severus**) beſchreibt ein in dieſem Bezuge ihm ſelbſt zu Theil gewordenes Geſicht. Es war ihm in der Morgenſtunde, als ob er wachend ſchliefe — er befand ſich alſo in einem eigenthümlichen Zuſtande, der weder ganz dem Schlafe und Traume, noch ganz dem Wachen glich. Da ſah er plötzlich den heiligen Biſchof in der ihm wohlbekannten Geſtalt, in weißem Gewande, mit feurigen Blicken und in der Rechten das Buch haltend, welches er, S. S., über deſſen Leben geſchrieben hatte. Derſelbe lächelte ihm freundlich zu; S. S. umfaßte ſeine Kniee und bat um ſeinen Segen; Martinus legte ihm die Hand auf das Haupt, was ihm ein ſehr angenehmes Gefühl verurſachte, und ſprach Worte des Segens über ihn, worauf er emporſchwebte und dem Blicke entſchwand. Wie S. S. aus ſeinem Halbſchlafe erwachte, kam die Nachricht, daß Martinus verſchieden ſei.

Severinus, Biſchof von Cöln, hielt nach den Morgengeſängen mit ſeinen Geiſtlichen, wie er zu thun gewohnt, einen Umzug um die heiligen Oerter; da

*) Leben des h. Johannes Chryſoſtomus. Deſſen Opera, ed. Montfaucon. T. XIII, p. 177. Baſiliskus war unter dem Kaiſer Mariminian zum Märtyrer geworden. Chryſoſtomus ſtarb 407; nachher, 438, wurden ſeine Reſte nach Conſtantinopel gebracht; dann nach Rom, wo ſie in der Kirche des Vaticans beigeſetzt wurden.

**) Epistola II. ad Aurelium diaconum, p. 223.

vernahm er in den Lüften einen Singchor. Er fragte den Archidiaconus, ob er dies ebenfalls höre? Es war nicht der Fall, und erst, nachdem derselbe mit dem Bischof darum gebetet hatte, erschloß sich sein Ohr für die himmlischen Klänge; er verstand aber Inhalt und Bedeutung nicht. Der Bischof erklärte, Martinus sei gestorben und werde mit Gesängen zum Himmel geführt. Es zeigte sich, daß derselbe in der That und zwar an demselben Tage und zu derselben Stunde, wo die Töne erklungen, hinübergegangen sei. *)

Es geschah ferner in jenen Tagen, daß der h. Ambrosius zu Mailand über dem Altare einschlief und 2 oder 3 Stunden lang in diesem Zustande blieb, bis man ihn endlich aufweckte. Er verkündete sofort, daß Martinus gestorben, er aber, Ambrosius, bei seinem Leichenbegängnisse gewesen, das Seelenamt gehalten und das Kapitel nur deshalb nicht zu Ende gebracht, weil er erweckt worden sei. Man merkte Tag und Stunde, und es erwies sich so.**) Hier fand also eine ekstatische Ortsversetzung und Erscheinung an fernem Orte statt.

Gregor von Tours***) erzählt auch noch folgende Begebenheit. Als 64 Jahre später Perpetuus, der dermalige Bischof von Tours, bei einem Neubau des Tempels die Gebeine des h. Martinus von ihrem bisherigen Platze entfernen wollte war der Sarg nicht von der Stelle zu bringen. Schon wollte man

*) Gregorius Turonensis de miraculis Martini, c. 4. In seinem Werke: De gloria martyrum, Colon. 1583, p. 313.

**) Gregor. Turon. a. a. O. c. 5.

***) A. a. O. c. 6. p. 316.

ihn wieder mit Erde bedecken, da erſchien ein ehrwürdiger Greis, der einen ſchneeweißen Glanz um ſich verbreitete; er ermunterte die Anweſenden zu neuen Verſuchen, warf ſeinen Mantel ab und legte ſelbſt mit Hand an den Sarg, der dann mit großer Leichtigkeit an ſeinen neuen Ort gebracht wurde. Als man nachher den Greis ſuchte, war er verſchwunden.

Probus, Biſchof von Reate, lag ſchwer darnieder. Sein Vater Maximus ließ viele Aerzte kommen, damit ihm geholfen werde; ſie verkündeten ſeinen Tod. Beim Frühſtück entfernten ſie ſich mit dem Vater in den oberen Theil des Gebäudes, nur ein kleiner Knabe wurde zurückgelaſſen. Der ſieht auf einmal einige weißgekleidete Männer herzutreten, deren ſchimmernde Gewänder vom Glanze ihres Angeſichts übertroffen wurden. Der Knabe erſchrickt und ſchreit; Probus ſchaut auf und ſpricht: „Fürchte Dich nicht. Die heiligen Märtyrer Juvenalis und Eleutherios ſind es.“ Der Knabe aber flüchtet vor der ungewohnten Erſcheinung und zeigt dem Vater und den Aerzten an, was ſich begeben hat. Sie verfügen ſich ſich ſofort in das Krankenzimmer, finden aber nur noch eine Leiche. Dies erzählt Papſt Gregor I., der Große, welcher die Geſchichte von Probus, einem Neffen des Biſchofs, erfahren hatte; es lebte, als der Papſt die Geſchichte niederſchrieb, auch der Knabe noch. Der Bericht ſchließt mit den Worten: „Es war offenbar, daß ihn (den Sterbenden) Diejenigen mit ſich genommen hatten, deren Erſcheinung der Knabe nicht zu ertragen vermochte.“

*) S. Gregorii Papae I. Dialog. Lib. IV. c. 12.

Als die h. Dorothea, welche den letzten Theil ihres Lebens in einer an die Dorakirche zu Marienwerder ſtoßenden Zelle zubrachte, um Mitternacht ihren Geiſt aufgab, entſtand um ſie her ein himmliſcher Glanz und man vernahm einen himmliſchen Geſang, der zwei Stunden lang anhielt. Zugleich ertönten von ſelbſt die Glocken und läuteten eben ſo lange fort, bis der Geſang verhallte. *)

Die Franziskaner-Nonne Maria von Toledo war aus hohem, herzoglichem Geſchlecht entſproſſen, nahm jedoch den klöſterlichen Habit und nannte ſich ſelbſt „die Arme;“ es ſchien ſich in ihr das Weſen und Leben zweier der berühmteſten Vorbilder kirchlicher Tugend und Heiligkeit, der h. Eliſabeth von Thüringen und der h. Clara, erneuert zu haben, die denn auch die Sterbende abgeholt haben. Sie baute namentlich das Clariſſenkloſter zur h. Eliſabeth in Toledo und ſtiftete einen adeligen Verein zur Krankenpflege, der dort noch jetzt exiſtiren ſoll. Sie ſtarb 1506 als Vorſteherin ihres Kloſters, wobei wunderſame Erſcheinungen vorkamen. Im Augenblicke ihres Todes wurde ein himmliſcher Geſang und eine entzückende Muſik gehört, die allen irdiſchen Wohlklang übertraf; und das ereignete ſich dann noch zweimal, erſtlich, als man für ſie den üblichen Gottesdienſt verrichtete, und zweitens, als ſie begraben wurde. Auch hatte P. Jordan, ein Dominikaner in Toledo, an ihrem Sterbetage ein Geſicht, das ſich auf ihre Aufnahme in die höheren Regionen bezog. Er erblickte eine Proceſſion von

*) Leo, Histor. Prus. p. 255.

heiligen Frauen und Jungfrauen; zuletzt ging die h. Elisabath und die h. Clara und führten in ihrer Mitte die verklärte „Arme," die nun mit einem Prachtgewande und einer Krone auf dem Haupte erschien. *)

Dominicus de Campi, ein sehr frommer Laienbruder im Kloster zu San Salvator in Florenz, von dem die Brüder sagten, er sei bereits einem Menschen aus dem anderen Leben gleich, besorgte mit der liebenswürdigsten Demuth und Freundlichkeit und dem unverdrossenstem Eifer 50 Jahre lang die Klosterküche. In der Nacht seines Hinscheidens sah eine gottesfürchtige Matrone, die Mutter des Klosterarztes Ludovici, eine Prozession von Himmlischen und Seligen, die namentlich aus Minderbrüdern und Clarissen-Nonnen bestand, aus dem Kloster daher ziehen, an deren Ende ein Franziskanerbruder in strahlendem Glanze ging. Auf ihre Frage nach der Bedeutung des Zuges erhielt sie die Antwort: der fromme Dominicus de Campi werde abgeholt. Am anderen Morgen befand es sich, daß der Bruder gerade in dieser Stunde entschlafen war.**)

Der Franziskaner Bernardin von Feltre, gest. 1494, ein berühmter Prediger, erkannte, während er im Dome zu Padua predigte, den Tod seines Vaters Donato und empfahl diesen in das Gebet seiner Zuhörer. Einige Tage nachher kamen Briefe

*) Blätter aus den Jahrbüchern der Franziskaner in der mittleren Ordenszeit (1400—1600) von P. Ratte. Mainz 1863. S. 237.

**) Ratte a. a. O. S. 200 f.

von Feltre, welche aussagten, daß Donato zu jener Stunde in der That verschieden sei. Als er selber verschied, hörte P. Angelus einen hellen Trompetenklang; er öffnete das Fenster seiner Zelle, in der Meinung, es käme Kriegsvolk heran, sah und hörte jedoch Nichts weiter. Da kam die Nachricht, Bernardin sei todt. Im Krankenzimmer lag P. Lucas von Pavia; der hörte zu dieser Stunde eine liebliche Musik und englische Stimmen, welche die Worte sangen: Laetitia et gaudium est in morte Deo servientium.*)

Der Lombarde Arnulphus, Herzog von Spoleto, ward in der Schlacht, so oft ihn eine feindliche Waffe verfehren wollte, durch den vorgehaltenen Schild eines tapferen Kriegers geschützt. Derselbe verschwand nachher; der Herzog aber erkannte ihn in dem Bilde des Bischofs Sabinus wieder, das sich in der diesem Märtyrer geweiheten Basilica bei Spoleto befand.**)

Als der h. Bischof Martinus von Tours eine Treppe hinabgestürzt war und dann mit Wunden bedeckt halbtodt in seinem Gemache lag, erschien ihm ein himmlischer Geist und bestrich seine Glieder mit einer Salbe, wovon seine Wunden heilten, so daß er schon am nächsten Tage vollkommen wiederhergestellt war.***)

Die h. Brigitta von Schweden und ihre Tochter, die h. Katharina, sollen nach ihrem Tode einem Priester, Peter Krala mit Namen, Pfarrverweser

---

*) Natte a. a. O. S. 138 ff. Vergl. oben I. S. 331 ff.

**) Paulus Diaconus, De gestis Longobardorum. Lib. IV. c. 17.

***) Sulpitius Severus de b. Martini vita c. 10.

an der Kirche zu Wadstena, erschienen sein und das Wunder einer Krankheitsheilung an ihm verrichtet haben. Derselbe litt an einem argen Kopfschmerze und konnte Mund, Zunge und Schlund nicht bewegen, um zu sprechen und Speise zu nehmen. Er gab zu verstehen, daß man für ihn Gelübde thun möge; und seine Freunde thaten so an Katharina's Grabe zu Wadstena.*) Am Tage darauf fühlte sich der Kranke, bei völlig erschöpfter Kraft, in einen Zustand der Entzückung versetzt und sah zwei ehrwürdige Frauen zu ihm hereintreten, deren eine ihn wegen seiner Ungeduld tadelte, jedoch hinzusetzte: weil man sich so vertrauend an sie gewendet habe, so solle ihm auch geholfen werden. Als der Kranke wieder zu sich kam, so bemerkte man, daß sein Schmerz gemildert und Mund, Zunge, Schlund wieder zu natürlichem Gebrauche befähigt sei. Sofort nahm er dann auch, nachdem er 7 Tage ohne Nahrung zugebracht und fast verschmachtet war, wieder Speise zu sich, genaß vollständig und opferte am Grabe Katharinen's, zum Zeichen, daß sie ihm sein Kopfleiden hinweg genommen, ein Haupt von Wachs.**)

Im Kloster zu Reinhardsbrunn befand sich ein sehr andächtiger Mönch, Bruder Volkmar geheißen; der Ruf seiner Frömmigkeit war so groß, daß sich die heilige Elisabeth in sein Gebet empfahl. Nun war dem Bruder das Mühlenamt übertragen; er wollte

---

*) Sie war daselbst am 22. März 1381 gestorben und bestattet worden.

**) Leben und Offenbarungen der h. Brigitta von Clarus. Regensburg 1856. Bd. IV. S. 307.

an dem Werke Etwas beſſern und hierbei ward ihm ſein rechter Arm ergriffen und gebrochen, ſo daß er große Schmerzen litt. In der darauf folgenden Nacht, während er ſchlaflos lag und Gott um Linderung ſeiner Schmerzen bat, ſtarb in Marburg die Landgräfin. Da erſchien ſie ihm in großer Klarheit und königlicher Pracht und ſprach zu ihm: „Bruder Volkmar, wie geht es dir?“ Der Kranke erſchrak über die Erſcheinung; er kannte jedoch die Fürſtin, deren Tod ihm unbekannt war, und ſprach, verwundert über ihr herrliches Ausſehen: „O Frau, wie habt ihr auf einmal ſo köſtliche Kleider an, da ihr doch ſo geringe, verſchmähliche Gewande zu tragen pfleget?“ Sie antwortete: „Bruder Volkmar, ich habe meinen Stand verändert;“ dabei rührte ſie ſeinen Arm an und verſchwand. Der Kranke fühlte von da an keine Schmerzen mehr, und als der Morgen kam, ſtand er geheilt und geſund von ſeinem Lager auf.*)

Einen ſchönen Gegenſatz zu den rachſüchtigen und Rache nehmenden Geiſtern, von denen ſonſt gemeldet wird, gewährt die in's 11. Jahrhundert zurückgehende Legende von der h. Gottliebe, die, furchtbar mißhandelt und gemordet, ſich nach ihrem Tode auf die mildeſte, zarteſte und freundlichſte Weiſe geoffenbart haben ſoll. Ihr Gemahl war ein flandriſcher Edelmann, Namens Bartolf, deſſen Schloß zu Ghiſtel in Weſtflandern auf der Stelle des nachher daſelbſt entſtandenen Kloſters ſtand. Bartolf's Mutter, ein böſes Weib, brachte es dahin, daß er auf die ſchuldloſe Taube einen tödtlichen Haß warf und ſie, nach

*) Nach Bechſtein's Sagenſchatz von Thüringen. Th. II. S. 168 f.

langen Quälereien, die ſie von den Beiden zu erdulden gehabt, durch ſeine Knechte grauſam erwürgen ließ. Er nahm dann eine andere Frau und erhielt von dieſer ein Töchterchen, welches blind zur Welt kam und auch bis zum 9. Jahre blind blieb. Die Leute ſagten, das ſei eine Strafe Gottes für den an Gottliebe begangenen Frevel. Das Kind vernahm es, betete am Grabe derſelben und wurde ſehend. Schon dies machte Eindruck auf den Edelmann. Nun ſtarb ſeine zweite Frau, und es begab ſich ein neues Wunder, welches ihn noch tiefer erſchütterte. Er hatte Leinwand gekauft, um ſich Hemden machen zu laſſen und ſandte dieſelbe durch einen ſeiner Diener nach Ghiſtel zu einer Nähfrau. Halbwegs zwiſchen Ghiſtel und dem Schloſſe, da wo jetzt ein Kreuz ſteht, ſah dieſer unter einem Baume eine ſchöne, weiß gekleidete Frauengeſtalt ſitzen. Dieſelbe fragte ihn, wohin er gehe, und er meldete ihr ſein Geſchäft. Sie ſagte: er ſolle die Leinwand nur ihr geben, ſie wolle die Hemden machen. Sollte es ſeinem Herrn nicht recht ſein, ſo möge er nur wieder hierher kommen, wo ſie ſeiner harren wolle. Der Diener, der ſich der Erſcheinung nicht zu widerſetzen wagte, that ſo. Bartolf aber zürnte und gebot, ſich die Leinwand auf der Stelle wieder geben zu laſſen. Der Diener lief mit bangem Herzen zu dem Baume zurück; da ſaß die ſchöne Geſtalt noch immer und war mit den Hemden beſchäftiget. Er trug ihr die Sache vor und verlangte die Leinwand zurück; ſie aber händigte ihm die bereits fertigen Hemden ein, und befahl, ſie ſeinem Herrn zu bringen. Er war ſtarr vor Erſtaunen; endlich fragte er um ihren Namen, damit er ihn ſeinem

Herrn zu nennen im Stande sei. „Darum frage nicht!“ entgegnete sie; „laß ihn nur die Falten sehen, die ich gemacht; dann wird er sich meiner schon erinnern. Dabei sage ihm, daß ich seiner im Guten gedenke und stets Sorge für ihn trage; und sollte er Etwas von mir heischen, so werde ich ihm zeigen, wie sehr ich ihm zugethan.“ Als nun so geschehen war, und Bartolf die Falten sah, erschrak er und rief: „Das ist die Arbeit meiner Frau Gottliebe!“ Sofort eilte er zu dem Orte hin, wo sie der Diener getroffen hatte, fand sie aber nicht mehr. Von da an schlug er in sich, begann große Buße zu thun, zog nach Jerusalem und kämpfte wieder die Ungläubigen, ging dann nach Rom zum Papste, um ihm seine Schuld zu beichten, und verfügte sich endlich nach Winnocksbergen, eine Meile von Dünkirchen, wo er Mönch wurde und im Kloster starb.

Der fromme Drogo, Pfarrer zu Ghistel, schrieb die Geschichte Gottliebens und sandte sie dann dem Bischof Radbod von Noyon, der sich der Verfolgten schon bei ihren Lebzeiten angenommen hatte. Dieser überlieferte sie dem Papste, welcher die edle Todte für eine Heilige erklärte.*)

---

*) Ausführlich kann man die köstliche Legende bei Wolf, Deutsche Sagen, Leipzig 1845, Nr. 278 lesen. Vergl. Nr. 264. Hier sei nur noch bemerkt, daß die liebenswürdige Heilige auch eine große Freundin und Wohlthäterin des armen Volkes gewesen. Mit ihm theilte sie die Speise, die sie empfing; und als man ihr nur noch wenige Nahrung zukommen ließ, gab sie auch noch von dieser ab. Das dankbare Volk betrauerte und verehrte sie grenzenlos und erzählte die wundersamsten Dinge von ihren Reliquien. Der Mythologe Wolf

Der h. Franz von Assisi hielt sich einst in einem Kloster seines Ordens auf, während die Brüder in einem nahe gelegenen Spitale den Kranken dienten. Unter diesen befand sich einer, der nicht nur mit einem fürchterlichen Aussatze behaftet, sondern auch so wild und grimmig war, daß man ihn für einen vom bösen Geiste besessenen Menschen hielt. Niemand wollte zuletzt mehr um ihn sein und sich seinen Mißhandlungen aussetzen; selbst die Mönche nahmen Anstand, noch ferner die schrecklichen Lästerungen anzuhören, die er wider alles Heilige ausstieß. Da übernahm Franciscus selbst die Pflege desselben, heilte ihn erst körperlich und besänftigte dann auch sein ergrimmtes Gemüth. Späterhin erkrankte dieser Mensch an anderem Siegthum und starb eines guten Todes. Zu derselben Zeit befand sich der Heilige in einem Walde und betete. Da erschien ihm der Todte, dankte ihm für die leiblichen und geistigen Wohlthaten, die er ihm erwiesen und theilte ihm mit, daß er durch ihn die Gnade erlangt, zum ewigen Leben eingehen zu dürfen. Zugleich verkündigte er ihm die große Zukunft, der sein Orden in der christlichen Welt entgegen gehe.*)

P. Ambrosius, ein Lombarde und Franciskanermönch, war noch sehr jung, als ihn sein Pro-

---

scheint für die rührende Schönheit der ausgehobenen Erscheinungsgeschichte und der ganzen Legende wenig Gefühl zu haben; er sucht und sieht nur überall vorchristliche Mythen und macht aus der nähenden Gottliebe eine spinnende Heidengöttin. Daselbst S. 601 f.

*) Fioretti di S. Francesco.

vinzial-Vicar nach Fermo in der Mark Ancona ſendete, um daſelbſt die an der Peſt darniederliegenden kranken Brüder zu bedienen. Er fügte ſich dem Befehl nach Gebühr, hatte jedoch die Ahnung, daß er dort ſterben werde. Ein frommer und einfältiger Küchenbruder, Namens Paulus, erkannte ſeine Stimmung, ſprach ihm freundlich zu und bat ihn, in dem Falle, daß es ihm wirklich das Leben koſten ſolle, ihn, wenn es Gott zulaſſe, von ſeinem Schickſale in jener Welt zu benachrichtigen. Der Pater ſagte es zu, ging und lag ſeinen Pflichten mit großer Liebe und Hingebung ob; es dauerte aber nur 8 Tage, ſo war er todt. In der Nacht, nach der Mette, befand ſich Bruder Paulus, der Koch, im Gebete; da erſchien ihm P. Ambroſius in herrlichem Glanze und mit einer Krone auf dem Haupte und ſagte: „Bruder Paul, fürchte dich nicht! Siehe die Krone, die ich wegen meines Gehorſams und der Liebe, womit ich den 5 Brüdern gedient, von Gott erlangt!“ — „Seid Ihr denn ſchon todt?“ fragte Paulus. „Ich bin nicht todt,“ war die Antwort, „ich fange jetzt erſt eigentlich zu leben an.“ Hierauf verſchwand er. Der Bruder Koch erzählte ſeine Geſchichte dem P. Guardian; der ſandte ſogleich nach Fermo und erhielt von da die Nachricht, daß P. Ambroſius genau in der Stunde geſtorben ſei, in welcher er Jenem erſchienen war.*)

Als ſich die h. Brigitta mit ihrer Tochter, der h. Katharina, in Rom befand, und letztere ſich vor einem Altar niedergeworfen hatte, erſchien eine ihr unbekannte Frau mit weißem Rocke, einem Gürtel,

*) Ratte a. a. O. S. 185 f.

einem weißen Schleier auf dem Haupte und einem ſchwarzen Mantel bekleidet. Dieſelbe kam eilenden Schrittes heran, grüßte Katharinen mit Namen und bat ſie flehentlich, für die Seele der Norwegerin zu beten. Katharina richtete ſich empor und fragte, wer ſie ſei. Die Frau antwortete, ſie komme aus Schweden und bemerkte dazu, daß die Gemahlin Karl's, des Bruders Katharinens, geſtorben ſei. Katharina lud ſie in das Haus ihrer Mutter ein; die Fremde aber lehnte es ab mit der Entſchuldigung, keine Zeit dazu zu haben; dann ſagte ſie: „Betet für die Norwegerin! Ihr werdet bald Nachricht und Hülfe aus der Heimath erhalten; denn die Norwegerin hat euch ihre goldene Krone vermacht.“ Darauf verſchwand ſie. Katharina, erſtaunt darüber, fragte die in ihrer Nähe ſtehenden Dienerinnen, wohin ſich die Frau gewendet habe. Sie entgegneten: „Wir haben Euch zwar mit Jemand reden hören, aber Niemand wahrgenommen.“ Als Katharina dieſen Vorgang ihrer Mutter mittheilte, erkannte dieſe vermittelſt einer Offenbarung, daß Frau Gydda, die Gemahlin ihres Sohnes Karl, geſtorben ſei und deren Seele von Katharinen Hülfe begehrt habe. Nicht lange darauf kam Ingwald Asmundsſohn, ein Freund Katharinens, aus Schweden und meldete den Todesfall; brachte auch den Goldreif mit, welchen Gydda nach Landesgebrauch getragen hätte, indem ſie aus einem erlauchten norwegiſchen Geſchlechte ſtammte. Er hatte einen ſo großen Werth, daß Brigitta nebſt Tochter und Geſinde ein ganzes Jahr davon leben konnte.*)

*) Leben und Offenbarungen der h. Brigitta. Ueberſ. von Clarus. Regensburg 1856. Bd. IV. S. 282.

Der Franziskaner Konrad von Offida, ein ungemein frommer und eifriger Ordensmann, bewog einen Mönch, der sich sehr unordentlich aufführte und viel Aerger und Störung im Kloster verursachte, zu einer ernstlichen Besserung, so daß man fortan sehr zufrieden mit ihm war. Wie dann dieser Mönch gestorben, hatte Ersterer, am Altare betend, eine Erscheinung desselben, der ihm mittheilte, wie er zwar um seiner Besserung willen seiner Verwerfung entronnen sei, sich aber zur Zeit noch in einem sehr peinvollen Zustande befinde. Und da sich Konrad seiner, als er noch gelebt, so liebevoll und hülfreich angenommen habe, so möge er ihm auch jetzt beistehen und einige Gebete für ihn zu Gott schicken. Wie hierauf der gute Konrad ein Vaterunser und „Herr, gieb ihm die ewige Ruhe" gesprochen, fühlte sich der Verstorbene dadurch wundersam erleichtert und erquickt und ersuchte ihn, das Gebet zu wiederholen. Auch das geschah. Allein der Geist begehrte noch mehr Trost, und so betete der mitleidige und unverdrossene Pater weiter fort, bis er hundert Vaterunser vollendet hatte. Da erklärte der Verstorbene, nun sei ihm geholfen und er vermöge nun ungehemmt zu seiner Ruhe einzugehen; worauf die Erscheinung verschwand.*)

*) Fioretti di S. Francesco. Perty sagt in Beziehung auf „die Seherin von Prevorst": „Daß Geister Gebete verlangen, kommt fast nur in Deutschland vor, am meisten bei der Hauffe — ein starker Beweis, daß ihre Subjectivität mit im Spiele ist; ihre Geister haben dieselben Ueberzeugungen von Erlösung ꝛc., die gleiche Meinung von der Wirkung des Gebetes, wie sie selbst." Dies ist entschieden falsch. Geschichten, wo Geister nach Erlösung seufzen und Gebete und kirchliche Hand-

Eine der ſchönſten Seelen, die wir in dieſem Gebiete treffen, war Margaretha Ebner aus Nürnberg, Nonne zu Maria-Medingen in Schwaben, geſt. 1351. Wir beſitzen Aufzeichnungen von ihr ſelbſt. Ein unendliches, allumfaſſendes Erbarmen wohnte in ihrer edlen Bruſt. Wenn ſie ſah, daß man ein Thier ſchlug, ſo brach ſie in Thränen aus. Als ein ſehr unglücklicher Menſch in's Kloſter kam, „über den ein ganzer Strom von Läſterungen ergangen und der von Allen verlaſſen war," hatte ſie eine große Freude darüber und dankte Gott für die Gnade, daß er ihr einen Menſchen geſendet, an dem ſie ſo recht nach ihres Herzensluſt Barmherzigkeit und Liebe erweiſen könne. Eben ſo hatte ſie auch das innigſte Mitleid mit den Geſtorbenen, denen es noch nicht vergönnt war, zu ihrer Ruhe einzugehen. Da ſie einſt wegen großer äußerer Unruhen ihr Gebet für dieſelben unterließ, glaubte ſie das ganze Kloſter von „armen Leuten" erfüllt zu ſehen, welche ſie zum Gebete für ſie antrieben. Da gelobte ſie ihnen tauſend Vigilien. Durch die Kriegsunruhen aus dem Kloſter in ihre Heimath zurückgetrieben, las ſie auf dem Wege be-

---

lungen fordern, kommen überall vor; man vergl. in dieſer Hinſicht die XVI. Abhandl. unſeres III. Buches Bd. I. S. 114 ff., beſonders S. 125—130! Perty ſelbſt führt S. 519 der „Myſt. Erſchein." eine Geſchichte vom Jahre 1745 aus Calmet an, und bemerkt dabei: „Alſo auch in Frankreich Verlangen nach Gebet, Büßungen ꝛc." Was die in jener Abh. zur Sprache gebrachte Wirkung des Antheils und Mitleids und der ausharrenden Geduld betrifft, ſo enthält beſonders die oben im Texte ausgehobene Erzählung eine ſehr ausdrucksvolle Beſtätigung der dort geäußerten Auffaſſung.

ſtändig die Todtenvigilien. Ihrer Schweſter war das ärgerlich. Da ſah dieſe einmal in der Nacht, als ſie zuſammen in einer Herberge weilten, das ganze Gebäude mit Geiſtern erfüllt, die zu ihr ſprachen: „Wenn du uns Nichts geben willſt, ſo hindere doch wenigſtens Andere nicht, uns Etwas mitzutheilen!“ Von der Zeit an hatte die Schweſter Nichts mehr dagegen, wenn Margaretha für die Todten betete.*)

Was man auch von ſolchen jenen Zeiten ſo beſonders eigenen Anſchauungen, Ereigniſſen und Handlungen denken möge — man wird nicht umhin können, die Liebenswürdigkeit der Geſinnung zu erkennen und ein Herz zu verehren, welches an allem Leidenden einen ſo tiefen, innigen und wo möglich hülfreichen Antheil nahm.

Aehnliches wird von einer anderen Kloſterfrau deſſelben Geſchlechtes, der Chriſtina Ebner im Auguſtinerkloſter zu Engelthal, berichtet, die auch die Gabe der Weiſſagung hatte und ſo berühmt und angeſehen war, daß z. B. einmal Kaiſer Karl IV. mit einem Biſchofe, drei Herzögen und vielen Grafen herbeikam und ſie mitſammt dieſer hohen Begleitung kniefällig um ihr Gebet erſuchte. „Wie bei der ſeligen Margaretha, ſo finden wir auch bei Chriſtina eine ausgezeichnete Liebe zu den Seelen der Verſtorbenen. Unzählige Male wurde ſie gemahnt, für Einzelne zu beten, damit ſie erlöſt würden, erhielt gewöhnlich auch die Kunde von der Erlöſung derſelben.“**) Sie ſtarb

*) Kurzer Begriff des Lebens der ſeligen Margarethe Ebner. Augsburg 1717. Jocham, Bavaria sancta II, 290.

**) Jocham a. a. O. S. 306. Nach einem Manuſcripte von Medingen.

im Jahre 1356. Ueber ihrem Grabe ward zu Engelthal eine Kapelle erbaut und in der Sebaldskirche zu Nürnberg iſt ihr ein Ebneriſches Monument errichtet.

II.

Das tutelarische Moderations- und Directionsphänomen, oder der mystische Schutz wider gewaltsame und gefährliche Angriffe magischer und geisterhafter Kräfte und Wesen.

1.

Die eigenthümlichen und auf gemeinem Wege nicht zu erklärenden, doch aber thatsächlich vorkommenden Energien und Einwirkungen auf Lebloses und Lebendes, welche man unter dem Namen Spuk oder Spukerei begreift, sind zum Theil sehr gewaltsamer Natur und gehen namentlich mit dem bedrohlichsten Werfen, Schleudern, Zusenden und Herabfallenlassen von harten, schweren, spitzigen und schneidenden Gegenständen und Instrumenten vor sich. Hierbei macht sich nun aber ein noch mehr in Verwunderung setzender Umstand bemerklich, welcher der außerdem so großen und leicht selbst an das Leben gehenden Gefährlichkeit der Sache paralysirend entgegentritt, und sie theils völlig aufhebt, theils wenigstens mäßigt, mindert, auf einige seltene Fälle beschränkt, und welcher daher einer ganz besonderen Betrachtung und Erwägung werth zu sein scheint.

Die Erfahrung macht uns hier mit einer Art von phyſiſchen Vorgängen und Effecten bekannt, die doch nicht nach phyſiſchen Geſetzen, ſondern mit Alternirung derſelben, ja im Gegenſatze zu ihnen und im Widerſpruche damit geſchehen. So z. B., wenn große Steine und gefährliche Inſtrumente mit bedeutender Geſchwindigkeit herankommen. Sie ſchlagen an, prallen aber nicht zurück, ſondern fallen ſenkrecht herab. Sie durchſchlagen Fenſterſcheiben und bleiben darin ſtecken. Sie fahren und fliegen dicht an den Köpfen vorbei oder über ſie hin und berühren ſie nicht. Oder ſie berühren wohl die Gegenſtände, nach welchen die Bewegung geht, fallen aber ſo leicht wie Schwämme auf. Sie durchlöchern zum Theil Gebäude,*) thun aber dennoch den Menſchen Nichts. Sachliche Dinge ſind nicht ſo, wie Perſonen, — Thiere weniger, als Menſchen, geſchützt. Unter den Geräthſchaften im Hauſe wird oft die gräulichſte Verwüſtung und Zerſtörung angerichtet; eine bedeutendere, namentlich mit tödtlichem Erfolge verbundene Beſchädigung und Verwundung von Menſchen aber findet nicht ſo leicht ſtatt. Den ſpukhaften Wirkungen iſt hier in der Regel ein beſtimmtes Ziel, eine nicht zu überſchreitende Grenze geſetzt. Die verletzende Gewalt des Maſſengewichts und der den geſchleuderten Körpern ertheilten Geſchwindigkeit der Bewegung, die zum Theil als eine „unglaubliche“ bezeichnet wird, iſt nicht überhaupt hinweggenommen, ſie erſcheint nur in

*) Wie von ſpukhaften Steinwürfen zu Paris geſchah; ſ. unten.

beſtimmten Beziehungen teleologiſch geſchwächt und beſchränkt. Vielleicht iſt hierher auch die Erſcheinung zu rechnen, wenn heftige Stürme, die ſich an ſpukhaften Orten*) erheben, in einem Augenblick wieder aufhören. Eben ſo vielleicht, wenn das Entzogene wiederkehrt, wenn z. B. ein Weinbecher ſeines Inhaltes beraubt und dann wieder von oben herab vollgegoſſen wird.**) In einem neuerdings bekannt gewordenen Falle wurde einem frommen Pfarrer in Frankreich das Bette angezündet, und es verbrannte dieſes nebſt anderen im Zimmer befindlichen Gegenſtänden; aber ſo wie dieſer Brand ohne ſichtliche Urſache entſtanden war, ſo erloſch er auch wunderſamer Weiſe wieder ganz von ſelbſt.***) Wir wollen uns in dieſer Betrachtung vorzugsweiſe nur an die häufig beobachteten, regelmäßig wiederkehrenden Arten und Formen dieſes merkwürdigen Phänomenes halten, ſo insbeſondere, was die geſchleuderten Körper, Maſſen und Werkzeuge betrifft, bei denen eine moderirende, dirigirende und tutelariſch wirkende Kraft ſo deutlich in die Augen leuchtet.†)

---

*) Wie um das Griesheimer Jagdhaus, das wegen des daſelbſt hauſenden unbezwinglichen Spukes 1770 niedergeriſſen wurde, ſ. unten.

**) Wie bei den Vorfällen zu Pirſo bei Anzerma, die Chieza de Leon in ſeiner Historia Peruana beſchreibt. Wir werden dies Alles unten näher beſprechen.

***) Bianney's Leben von Monnin, überſ. von Rieſorty. Köln und Neuß 1865. I. S. 225. ff.

†) „Das ſpukhafte Werfen," bemerkt ſchon Schindler, das magiſche Geiſtesleben, S. 309, „hat das Eigenthümliche, daß die Gegenſtände, wiewohl ſie aus großer Entfernung herbei-

Bedeutendere Verletzungen von Menſchen, ſagten wir, kämen nicht leicht vor. Nur ausnahmsweiſe nämlich finden bei den betreffenden Vorfällen Verletzungen ſtatt, indem ſolche, wenn ſie naturgemäß eintreten müßten, durch eine plötzliche Ermattung und Erlahmung der Wurf- und Stoßkraft verhindert werden. Wirklich gefährdet aber ſind vornehmlich zweierlei Individuen: erſtlich vorwitzige, ungläubige, mit äußerlicher Gewalt und Macht auftretende, trotzende und aufreizende; zweitens ſolche, die auf dem Wege ſind, eine hohe Stufe ethiſcher und religiöſer Vollkommenheit zu erreichen. Jene ſind der Tücke und Rachſucht der Spukgeiſter in dem Grade ausgeſetzt, daß die empfindlichſten Mißhandlungen, die ſchwerſten Niederlagen erfolgen können. Auf der entgegengeſetzten Seite werden auch fromme, gottſelige, andächtige Perſonen mitunter in der auffallendſten und anhaltendſten Weiſe verfolgt, gemartert und bedroht; in dem Maaße aber, daß ſich die Energie und der Erfolg des Angriffes mehrt, ſteigert ſich auch das dann erſt recht glänzend erſcheinende Wunder der gleichwohl bewirkten Lebenserhaltung; ein tödtlich ausgehender Fall iſt mir hier nicht bekannt geworden.

ſtiegen, doch am Körper machtlos herabfallen; und der presbyterianiſche Geiſtliche Barter erzählt als Augenzeuge, wie die Steine zwar träfen, aber keinen Schaden thäten. Ein Federmeſſer bleibt dem Prof. Schuppart in den Kleidern ſtecken, ohne die Haut zu ritzen, und Tranchirmeſſer und Säbel verwunden ihn nicht.“

2.

Daß dieſe Dinge alle zuſammen nur ſubjectiv und imaginär ſeien, kann nicht angenommen werden, wenn damit nicht alle, auch die handgreiflichſte empiriſche Gewißheit erſchüttert werden ſoll. Durch Menſchen auf natürlichem, wenn auch noch ſo liſtigem und künſtlichem Wege können viele dieſer Erſcheinungen der Natur der Sache nach auch nicht bewirkt ſein; am wenigſten ſteht es in eines Menſchen Macht, ſchwere Maſſen und gefährliche Inſtrumente in die heftigſte und ſchnellſte Bewegung zu verſetzen und dieſer Bewegung zu gleicher Zeit ihre naturgeſetzliche Wirkung zu nehmen. Die myſtiſche Thatſache, als ſolche, muß anerkannt werden; es kann bloß über die Art, wie man ſie zu verſtehen und zu erklären habe, ein Zweifel obwalten. Auf bloße, blinde Naturkräfte können die Phänomene nicht alle zurückgeführt werden. Sie ſind ſchon ihrer äußerlichen Beſchaffenheit nach ganz eigenthümlicher Art, tragen eine dem Kenner wohlbekannte, durch alle Zeitalter hindurch beobachtete Phyſiognomie und laſſen ſich in ihrer vollen, allſeitigen Beſtimmtheit mit nichts Anderem vergleichen. Während der merkwürdigen Spukereien auf dem Münchhofe bei Grätz, worüber Görres ausführlich berichtet, hat der Phyſiker und Mathematiker Aſchauer die genaueſte und beſonnenſte Unterſuchung angeſtellt und keine Naturkraft entdeckt, aus der ſich die Sache nur mit einiger Wahrſcheinlichkeit erklären ließe. In vielen Fällen ergiebt ſich aus der Verfahrungsweiſe der ſpukenden Urſachen, die poſitive Gewißheit, daß es Intelligenzen ſind, daß mit Verſtand, Willen, Abſicht zu Werke gegangen wird. Es iſt

dies um ſo unzweifelhafter, weil in mehreren Geſchichten der Art auch menſchliche Stimmen ertönen und förmlich geſprochen wird, indem z. B. ein Dämon mit einem presbyterianiſchen Geiſtlichen ein ganzes Geſpräch, eine Art von Disputation hält, worüber man bei Görres*) nachleſen mag. Ob es die ſpukhaften Kräfte lebender oder abgeſchiedener Menſchen, ob es die Bosheiten der kakodämoniſchen Geiſterwelt ſind, was man hier vor ſich hat, kann die Frage ſein; es kann je nach Maßgabe der objectiv gegebenen Umſtände, oder je nachdem man ſich zu dieſem oder jenem Syſteme neigt und hält, bald das Eine, bald das Andere das Annehmbare ſcheinen. Für unſere gegenwärtige Betrachtung iſt es einerlei, da es ſich in jedem Falle nur um Das handelt, was ich den myſtiſchen Schutz oder das tutelariſche Moderations- und Directionsphänomen nenne.

3.

Wir haben es hier, was die feindſelig magiſche und ſpukhafte Seite betrifft, mit denjenigen Arten von Erſcheinungen zu thun, die einen gewaltſam angreifenden und Gefahr bringenden Charakter haben und bei welchen ſich der bösartige Zweck der Beunruhigung, Beſchädigung, Zerſtörung in beſonderem Maße kenntlich macht. Es wird hierbei oft mit raffinirter

*) Myſtik III. S. 424. Einen anderen Fall ſiehe daſelbſt IV. Abth. II. S. 16. Der Dämon, Allen hörbar, giebt auf Alles Antwort; ſpricht lateiniſch; ſagt, über das Glaubensbekenntniß befragt: Credo Deum patrem omnipotentem, iſt aber nicht dahin zu bringen: in Deum zu ſagen, weil das eine zu fromme Bedeutung hat.

Tücke und Bosheit verfahren; selbst ganz harmlose Individuen, Kinder, Thiere werden auf das Unbarmherzigste geschreckt und gequält, letzteren zuweilen sogar der Tod verursacht. Soll man nun glauben, die verursachenden Wesen, so unedel, roh, gemein, boshaft, schadenfroh, wie sie sich zeigen, pflegten dennoch die gutmüthige Absicht zu hegen, nichts Menschliches in erheblicher, namentlich tödtlicher Weise zu verletzen, und verstünden es, die von ihnen in Bewegung gesetzten Körper, Massen, Instrumente, den physischen Gesetzen entgegen, so zu dirigiren, in der Art dahinfliegen, anschlagen, niederfallen zu lassen, daß die Wirkung keine allzu schmerzliche und verwundende sei? — Das wäre eine höchst unwahrscheinliche Vorstellung. Ich sehe mich vielmehr gezwungen, anzunehmen, daß der magischen Dynamis, welche sich bei der sogenannten Spukerei entwickelt, eine höhere, stärkere abschwächend, begrenzend, von dem vorgesetzten Ziele ablenkend und so das gefährdete Menschenleben schirmend entgegentrete, daß diese höhere Kraft und Macht eine gewisse selbst elementarische Vertretung und Vergegenwärtigung in der Sphäre des Erdlebens und Luftkreises habe, und daß die magische Wirkung, wenn sie bösartiger Natur ist, durch das so vertretene und vergegenwärtigte höhere Element in ihren Aeußerungen gehemmt und wenigstens so weit eingeschränkt werde, daß sie keine allzu bedeutenden und allgemeinen Schäden und Verwüstungen anrichten könne, besonders dem Lebendigen und Menschlichen gegenüber. Ein solcher Schutz ist ja auch nothwendig, wenn es solche Kräfte giebt, wie sie sich in so vielen historisch wohlbezeugten und unläugbaren Spukgeschichten äußern, und wenn nicht durch solche die ihren

Tücken und Zerstörungsgelüsten ausgesetzte Menschheit zu Grunde gehen soll. Denn was haben wir ihnen entgegenzusetzen? Christenthum und Kirche glauben allerdings sehr große und wirksame Mittel zu besitzen, ihnen Einhalt zu thun; und wir sind weit entfernt, dies bestreiten zu wollen. Aber diese Religion herrscht und blüht nicht überall auf Erden, ist selbst bei den christlichen Völkern keineswegs überall in ihrer Aechtheit, Lebendigkeit, Vollständigkeit und genügenden Kraftentwickelung vorhanden. Ein großer Theil der Christenheit ist vollkommen entchristlicht. Selbst gläubige Gemeinschaften und geistliche Persönlichkeiten sind nicht immer und überall siegreich, wenn sie mit energischen Spukgeistern in Conflikt gerathen; in England haben solchen gegenüber nicht nur einzelne Geistliche, sondern ganze Synoden einen notorischen Bankerott gemacht. Bei dem Buchhändler und Rathsherrn Labhart zu Constanz, wo sich 1746 und 1747 eine der auffallendsten Spukereien entwickelte, wurde alles Mögliche versucht, um des Unfuges Herr zu werden, doch mit dem schlechtesten Erfolg.*) Die polizeilichen und militärischen Persönlichkeiten und Kräfte, die sich den spukenden Potenzen zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten entgegengestellt haben, sind wohl noch schlimmer weggekommen; und weder Cromwell's, noch des alten Fritzen Commissäre, Soldaten und militärische Haudegen haben, wenn sie sich mit

*) S. die ausführliche Relation bei Abt Calmet, a. a. O. Th. I. S. 313 ff. Daß nicht jeder Exorcismus, auch wenn der Name Jesus dabei, von Wirkung ist, zeigt schon die Erzählung der Apostelgesch. 19, 15 ff., wo die jüdischen Beschwörer von dem Dämon überwältigt und mißhandelt werden.

ächtem Spuk- und Geisterwesen berührten, etwas Anderes davongetragen, als Spott und Hohn.*)

Wäre da nicht noch Etwas vorhanden, was sich diesem Unwesen hemmend und wehrend entgegensetzt, so wären so furchtbare Potenzen wohl im Stande, ganze Bevölkerungen zu Grunde zu richten, die ganze Ordnung der Dinge umzukehren, die ganze Menschheit zu vernichten.

---

*) Auf den ersteren Fall, der in Woodstock spielte, werden wir unten näher zu sprechen kommen. In einem Dorfe bei Großglogau spukte es koboldartig bei dem Pfarrer. König Friedrich II. ließ die Sache durch einen Hauptmann und einen Lieutenant von der Garde untersuchen; es erging ihnen, wie schon oben Bd. II. S. 98 f. erzählt. Wie der Hauptmann fluchte, bekam er eine derbe Maulschelle. „Das ist mir zu toll," rief er und zog sich zurück. Auf seinen Bericht hin wurde das Haus niedergerissen. Um das schon erwähnte, 1716—17 erbaute Griesheimer Jagdhaus bei Darmstadt erhoben sich heftige Stürme, die dann auf einmal aufhörten; oft sah man es erleuchtet, wiewohl es unbewohnt war. Der Rittmeister Fuchs vermaß sich mit 20 auserlesenen Dragonern, der Sache auf den Grund zu kommen. Die Leute wurden aber durch Stürme und Feuer verjagt. J. J. 1770 ließ der Landgraf von Hessen das Haus des ewigen Spukens wegen niederreißen. Magikon II. S. 348 ff. Im Schlosse zu Baireuth, wo „die weiße Frau" ihren Aufenthalt genommen, wurden zu Napoleons Zeiten mehrere französische Generale erschreckt und insultirt, insbesondere dem General d'Espagne arg mitgespielt, so daß er noch in der Nacht in der größten Aufregung die Residenz verließ. Auch Napoleon I. hatte daselbst eine böse Nacht und vermied deshalb in nachfolgender Zeit das Schloß und die Stadt; s. unsere Abhandlung über die weiße Frau oben Bd. II. S. 167 ff.! Im Kloster zu Maulbronn untersuchte eine Militärabtheilung und fürstliche Commission ohne Erfolg, s. unten.

4.

Ich nehme, wie man aus dem Vorgetragenen erſieht, eine den magiſchen Wirkungen der Spukgeiſter entgegenſtehende Macht außerhalb des Menſchen an. Uebrigens könnte man ſich allerdings auch denken, daß unmittelbar das Lebendige ſelbſt, wenn es durch magiſche Angriffe gefährdet iſt, eine antimagiſche Kraft entwickele, ſo daß die Gewalt der Würfe aufgehoben, oder die geworfenen Gegenſtände abgelenkt würden; es wäre „das magiſche Ich“ des Menſchen, welches, dem gemeinen Ich deſſelben unbewußt, der fremden Magie die ſeinige abwehrend entgegenſetzte. Daß es Verhältniſſe und Conflikte giebt, wo eine myſtiſche Kraftentwicklung der anderen in ſolcher Art wirklich entgegenſteht, will ich nicht läugnen; es ließe ſich auch darüber eine Abhandlung ſchreiben. Allein um den bösartigen, gewaltſamen Angriffen magiſcher Potenzen und Urſachen mittelſt gleichartiger, nur noch höher entwickelter Menſchenkraft zu begegnen und einen genügenden Widerſtand zu leiſten, dazu gehört doch wohl eine beſondere Anlage, Beſchaffenheit und Befähigung, die nicht jedes Individuum hat und die wohl nur ſehr ſelten vorhanden iſt. Wie tief ſchlummert bei den Meiſten, namentlich bei ſogenannten Welt- und Verſtandesmenſchen, alles die gewöhnlichen Vermögenheiten Ueberſteigende; wie ganz tritt bei dem überwiegend größten Theile der Menſchheit gegen das in ſeiner Blüthe ſtehende gemeine Ich jenes geheimnißvolle zweite zurück! Was aber den in Rede ſtehenden Schutz betrifft, ſo finden wir, daß er ſich ſo ziemlich auf alle Menſchen erſtreckt, wofern nur nicht in profaner Weiſe getrotzt und gefrevelt wird, daß er z. B. in einem

ſpukhaft angefochtenen Hauſe Herrſchaft und Geſinde, Mann und Weib, Erwachſene und kleine Kinder, Starke und Schwache umfaßt, ſich namentlich, wie gezeigt werden ſoll, der Schwangeren, Säugenden und Säuglinge annimmt. Ich kann nicht glauben, daß bei allen dieſen Individuen, Ständen, Lebensaltern und Entwicklungsſtufen ein Vermögen vorhanden, welches der gewaltſam auftretenden und bedrohlichen Magie der ſpukenden Urſachen die Spitze zu bieten im Stande wäre.

5.

Wir wollen nun näher in's Einzelne und Beſondere gehen, und das nur erſt im Allgemeinen Angeführte durch beſtimmte Beiſpiele und Nachweiſungen erläutern. Wir wollen hauptſächlich das ſpukhafte Werfen und Schleudern von harten und ſchweren Körpern, die oft wie durch einen magiſchen Bildungsprozeß erzeugt und neugeſchaffen erſcheinen, und das ihm entgegentretende ſchutzkräftige Widerſpiel in's Auge faſſen.

Nach Wilhelm von Paris hauſte ein Dämon in einem Hauſe der Pfarrei von St. Paul zu Poitiers, zerbrach Fenſter und Glaswerk und warf mit Steinen, ohne daß Jemand verletzt wurde. — In Drepano befand ſich 1585 bei einem der Ortsbewohner ein neckender und lärmender Spukgeiſt; er warf große Steine, doch ohne Schaden; er ſchleuderte die Gefäße hoch empor, allein ſie zerbrachen nicht; als ein junger Menſch auf einem Saiteninſtrumente ſpielte, begleitete er deſſen Spiel, Allen hörbar, mit anſtößigen Liedern ꝛc. Ein zu Hülfe gerufener Prieſter ging

nicht in das Haus, befreite es aber gleichwohl durch kirchliche Mittel von dieſem Spuk.*) — In demſelben Jahrhundert wurden nach Antonio de Torquemada**) vom Dache und von den Treppen eines Hauſes in Salamanca eine Menge Steine geworfen, was viel Verdruß und Ungemach verurſachte, doch Niemand beſchädigte. Eine von mehr als 20 Perſonen, den Corregidor an der Spitze, angeſtellte Unterſuchung, wobei man jeden Winkel beleuchtete, kam zu keinem Reſultate. Als die Herren das Haus verließen und ſchon unten an der Treppe waren, rollte ihnen von oben eine große Maſſe von Steinen nach, die ihnen zwiſchen den Beinen durchfuhren, ohne einem derſelben weh zu thun. Ein ſogleich erneutes Nachſuchen war ebenfalls ohne Erfolg. Auch am Portal des Einganges regneten Steine herab. Ein vom Aguazil aufgenommener und über ein benachbartes Dach geworfener großer Stein wurde wieder nach ihm zurückgeſchleudert, fuhr aber über ihn hinüber und verletzte ihn nicht. Ein Geiſtlicher von Denen, welche ſie Torres menudas nennen, machte dem Unweſen ein Ende.

Man ſieht in dieſen, wie in ſo vielen anderen Fällen, daß die kirchlichen Mittel einem ſolchen Unfug oft ein raſches Ziel zu ſetzen im Stande ſind. Aber ſchon ehe das geſchieht, muß Etwas vorhanden ſein, ein Schutz von oben, ein allgemein verbreitetes Element, oder wie man es ſonſt faſſen und bezeichnen

*) Delrio, Disquis. magic. L. VI. c. 2. p. 997.

**) Jardin de Flores curiosas. 1577. Colloquio tercero p. 147.

will, welches arge Beschädigungen und Verwundungen verhindert und die Bedrohten vor dem Umkommen schützt.

J. J. 1835 kamen in einem Presbyterium in der Gegend von Rambouillet zu Prunay-sous-Albis wunderliche Dinge vor. Mehrere Personen, die ihre Aussage unterzeichnet haben, sahen im Kloster, und zwar von innen, wider die Fensterstöcke und eine Glasscheibe Steine fliegen, ohne sie zu zerbrechen und ohne auf ihrem Fluge Menschen zu treffen. Andere Phänomene sollen folgende gewesen sein. Gegenstände änderten ihren Ort oder wurden von außen hereingeworfen, während doch Thüren und Fenster verschlossen waren; es fielen auf menschliche Aufforderung Geldstücke herab; es wurden durch unsichtbare Ursachen Möbel beschädigt, die Beine eines im Bette liegenden Mannes gebunden, auf dem Heerde Feuer gemacht, den Menschen Kleidungsstücke vom Leibe gerissen und nach entfernten, schwer zugänglichen Orten hinweggeführt.*)

J. J. 1862 spielte sich im Hause des Nationalrathes Joller in Niederdorf bei Stans, Schweizer Kanton Unterwalden, eine ebenfalls sehr sinnenfällige und unläugbare Spukgeschichte ab, die trotz amtlicher Untersuchung und angewendeter Vorrichtungen auf keine physikalischen Ursachen zurückzuführen war, so daß es, wie Joller**) ausgesprochen, „als vollständig gewiß angenommen werden kann, daß es kein Spuk

*) Einem Artikel in der Revue Spiritualiste von 1859 S. 35) zu Folge.

**) Im „Bund" vom 4. Sept. des Jahres.

von Menſchenhänden geweſen.“ Hier fanden unter Anderem folgende Phänomene ſtatt. „Während dreier Tage warf es Stühle, Tiſche, Gefäße ꝛc. um, theils mit, theils ohne Geräuſch. Oft wurden Steine aus dem Kamine geworfen. Zerbrochen oder verletzt wurde Nichts; ſelbſt die Steine, welche das eine oder das andere meiner Kinder aus der Höhe des Kamines trafen, ſchlugen kaum fühlbar auf. — — — — — — Die letzte Erſcheinung war vorgeſtern Abends etwa um 8 Uhr, wo es einen fauſtgroßen, von Thau angefeuchteten Stein über die Stiege bis vor die Thüre der Wohnſtube und einen gleichen durch das Kamin in die Küche hinunterwarf.“*) Wie energiſch die ſpukende Urſache war, geht z. B. daraus hervor, daß ſich Thüren von ſelbſt öffneten und ſchloſſen, und das zuletzt mit ſo furchtbarer Gewalt und Sprengung der Riegel, daß man die Zerſtörung des Hauſes fürchtete. Und doch verletzten die Steinwürfe nicht; zuweilen ging das Umwerfen von Gegenſtänden ſogar geräuſchlos vor ſich, als würde dem harten Auffallen gewehrt. Hier haben wir doch wohl keine einfache Thatſache und Kraftäußerung, ſondern ein dualiſtiſch und contradictoriſch zuſammengeſetztes Phänomen vor uns. Daß die gewaltthätige Urſache keine blinde, unperſönliche, bloß phyſikaliſche, wenn auch unbekannte, vielmehr menſchlich-geiſterhafte, wahrſcheinlich eine aus dem Todtenreiche war, ließ ſich aus verſchiedenen Umſtänden erkennen. So wird von einem unausſtehlichen Anfühlen mit eiskalter

*) Joller a. a. O.

Hand oder Fingerspitzen und einem wie von raschem Flügelschlag erzeugtem eiskalten Luftzuge berichtet, welche Plagen sämmtlichen Hausbewohnern meist bei Nacht, aber auch bei Tag fühlbar geworden. Sehr häufig sei ein täuschendes Nachahmen von Uhraufziehen, rollendem Spulenrade, Holzhacken, Geldzählen, Wischen, Singen und articulirten Tönen, wie von Menschenzunge, gewesen. Der Nationalrath Joller ist von verschiedenen Seiten als ein aufgeklärter, rechtlicher und wahrheitliebender Mann geschildert worden; er und seine Familie litten unter dem Gewichte jenes, so sehr man ihn zu verheimlichen suchte, nicht zu bergenden, äußerst schreckhaften und tumultuarischen Unfuges außerordentlich; die Gesundheit seiner Frau nnd seiner Kinder wurde erschüttert, und er änderte deshalb seinen Wohnsitz. Er sagt in einem Schreiben an Perty,*) er habe sich von jenen sehr mannichfachen Erscheinungen trotz alles Widerstrebens bei hellem Tage und mit wachen Sinnen 6 Wochen lang, oft dutzend Male täglich überzeugt. „Es sind Thatsachen, die ich noch vor 7 Wochen mit Achselzucken belächelt hätte, für die ich aber heute mit meinem Dasein einstehen muß."

Der allerlärmendste Spuk, den ich kenne, war der zu Woodstock, als Cromwell 1649 Commissäre zur Besitznahme des Schlosses sendete. Im Schlafzimmer wurden mehr als 4 Schock große Steine geworfen, die zum Theil auf die Betten fielen; dabei war ein Getöse, als ob 40 Stück Geschütze auf einmal losgefeuert würden. Die Mauern wurden in ihrem Grunde

*) Die Realität magischer Kräfte S. 64.

erſchüttert, ſo daß man glaubte, das ganze Gebäude ſtürze zuſammen. Von den Steinen wurden Wände und Bettſtätten verſehrt; die Füße der letzteren entzweigeſpalten, die Pfoſten weggeſchlagen, daß die Betthimmel niederſtürzten, Lichter und Feuer ausgelöſcht, die Holzſcheiter auf und nieder geſchleudert, die Leute mit grünem, ſtinkendem Waſſer übergoſſen, alle Fenſter eingeworfen; getödtet wurde aber doch Niemand. Nur Einem, der ſein Schwert zog, ging es ſchlecht; eine unſichtbare Hand rang es ihm ab und ſtieß ihn mit dem Knopf vor die Stirne, daß er betäubt wurde.*) — Bei der von Görres**) ausführlich mitgetheilten Spukerei auf dem Münchhofe bei Grätz ging es gräulich zu; es wurde mit Steinen geworfen; es wurden alle möglichen Gegenſtände in Bewegung geſetzt, zertrümmert, aus den Händen und vom Tiſche geſchlagen. Nichts blieb unangetaſtet, als ein auf dem Tiſche aufgeſtelltes Crucifix; die daneben ſtehenden Lichter aber wurden mit großer Gewalt fortgeworfen. Wurden Menſchen von großen Steinen oder eiſernen Geräthſchaften getroffen, ſo empfanden ſie, trotz bedeutender Wurfgeſchwindigkeit, nur einen leiſen Aufſchlag und die Gegenſtände fielen ſenkrecht, nicht abprallend zu Boden. „Mancher Wurf ging durch die Fenſter hindurch, mancher bedeutend große Körper blieb jedoch trotz ſeiner Maſſe und Geſchwindigkeit mitten in

*) Robert Plot, Profeſſor der Chemie und Verfaſſer der Naturgeſchichte von Orfordſhire 1677, hat dieſe Geſchichten zuerſt bekannt gemacht, nachdem er ſich von ihrer Wahrheit gründlich überzeugt hatte.

**) Myſtik III. S. 362.

den Scheiben stecken; andere berührten nur eben das Glas und fielen dann senkrecht herunter.“ Ein großer eiserner Schöpflöffel, der ¾ Pfund wog, fuhr einem der Betheiligten mit unglaublicher Schnelligkeit an den Kopf und fiel dann senkrecht herab; die Berührung wurde nur leise empfunden. Eine kupferne, mit Eisen beschlagene, für 10—12 Menschen zureichende Suppenschüssel fuhr mit äußerster Geschwindigkeit so nahe am Kopfe vorüber, daß der Luftzug die Haare aufhob, worauf sie hinter der Person schadlos niederfiel. Zwischen vier Individuen, die in der Küche standen, fiel von oben herab ein 15 Pfund wiegender Holzeimer herab; bei der geringsten Abweichung von seiner Richtung hätte er eins derselben treffen müssen. — Im Kloster Maulbronn bei dem evangelischen Prälaten Schlotterbeck fand 1659 bis 1660 ein gewaltsamer und abscheulicher Spuk statt; hierbei wurden vom Dach und durch die Fenster die verschiedensten Gegenstände geworfen; wenn aber schwere Gegenstände die Fenster passirt hatten, so fielen sie nicht zur Erde, sondern schwebten langsam herab. Es that übrigens Schüsse; das Haus wurde erschüttert, Unflath in die Speisen gemischt. Eine Militärabtheilung und eine fürstliche Commission konnten Nichts herausbringen.*) — In der berüchtigten Geschichte des dämonischen Trommlers von Tedworth, die sich 1661 entwickelte,**) kommen Züge, wie folgende, vor. Nach einem Geistlichen wurde eine Bettleiste geworfen, die ihn am Schenkel traf, aber so gelinde,

*) Blätter aus Prevorst V. S. 142 f.

**) Ausführlich bei Görres, Mystik III. S. 370 ff.

daß eine Wollflocke nicht ſanfter hätte aufſchlagen können. Man bemerkte dabei, daß ſie an dem Orte, wo ſie hingefallen, ſogleich liegen blieb. Das Geſinde wurde oft mit den Betten aufgehoben und ohne Verletzung wieder niedergelaſſen. Als die Hausfrau mit einem Kinde niederkam, war in der Nacht nur ganz wenig Lärm und dann drei Wochen lang gar keiner mehr zu verſpüren. Dann kehrte er aber ſtärker als je zurück und ängſtete die Kinder, indem es ſo heftig an ihre Bettſtätten ſchlug, daß es ſchien, ſie ſollten in Stücke gehen. Legte man die Hand an ſie, ſo wurde ſie heftig erſchüttert, aber einen Schlag erhielt man nicht. — Bei der Spukerei im Pfarrhaus zu Gröben 1718, die wegen der hierbei ſichtbaren Geneſis der Spuk- und Geſpenſterſteine ganz beſonders wichtig iſt, und auf die wir unten zurückkommen werden, ſchwirrten die geworfenen Steine, die ſich von der Erde erhoben, vor dem Kopfe des aus dem Fenſter ſehenden Geiſtlichen vorbei.*) — Ein koboldartiger Spukgeiſt hauſte 1746 auch bei einem Pfarrer in der Grafſchaft Dachsburg im unteren Elſaß, der das Eigene hatte, daß er ſich nur bei Tag verſpüren ließ. Anfangs wurden Scheiben zerbrochen und dann durch die hierdurch entſtandenen Löcher andere Steine auf ſehr geſchickte und richtig zielende Weiſe nachgeſendet. Als der Pfarrer ſein Haus ausgeſegnet, blieben die Fenſter ganz; doch wurde den

*) Pfarrer Jeremias Heiniſch, das Zeugniß der Wahrheit von den Wirkungen eines Kobolds in der Pfarrwohnung zu Gröben.

Hausgenoſſen noch Manches, ohne ſie zu verletzen, nachgeſendet.*) — Bei Georg Walton zu Portsmouth 1682 wurde gegen das Haus ein Hagel von Steinen geſchleudert, die das Thor aus den Angeln ſchlugen. Menſchen, gegen welche die Steine mit Gewalt flogen, empfanden nur eine ganz ſachte Berührung davon. Doch wurde der Eigenthümer des Hauſes, ein Quäker, beſchädigt.**) Bei jenen furchtbaren Steinwürfen, die in unſeren Zeiten zu Paris gegen beſtimmte Häuſer gerichtet waren, und bei welchen die Steine dem Gewichte und der Entfernung nach, aus der ſie kamen, nicht durch natürliche Menſchenkraft geworfen ſein konnten, wurde, „ſonderbarer Weiſe,“ nie Jemand verletzt.***)

6.

Die magiſche Kraft der Spukgeiſter gewinnt an Spielraum und Energie, wenn ihr ohne hinreichende Gegenmittel und Gegenkräfte getrotzt und entgegengetreten wird, ſei es auch in religiöſer Form; noch mehr ſind Frevler gefährdet, die ſich durch ihr ſich ſubjectiviſtiſch iſolirendes Weſen jenes myſtiſchen Schutzes antheilhaft machen. Geſchützt aber ſcheinen vorzugsweiſe gebärende und ſäugende Frauen zu ſein. Bei einem evangeliſchen Prediger in Ungarn fand 1666 eine harte Plage ſtatt. Es riß das Pflaſter in Haus und Hof auf und warf mit den Steinen; die Leute

*) Abt Calmet, Dissertations sur les apparitions et sur les revenans 1749 c. XXVI. S. 233 der Ueberſetzung. Augsburg 1757.

**) Cotton Mather, Wunder der unſichtbaren Welt, und Perty, Myſt. Erſchein. S. 442.

***) Perty daſelbſt S. 458.

wurden bei den Haaren gerauft; Alles ward durch einander geworfen; es wurden Geräthe, Thüren, Fenſter, Oefen beſchädigt. Ein Bruder des Pfarrers wollte den „Satan“ beſchwören, wurde aber in dem Augenblick ſchmerzhaft mit einem Steine getroffen. Der Predigersfrau, die ein Kind ſäugte, wurde ein Ei an den Hals geworfen, welches zerbrach; das war zu ertragen, allein das war nicht Alles. Auch ein Mörſer von 14 Pfund wurde nach ihr geworfen, doch höchſt merkwürdiger Weiſe ohne Schaden zu thun. Man erinnere ſich an das obige Ausſetzen des Spukes bei einem Geburtsfalle. An einem Sonntagsabend, da die Leute beteten und ſangen und damit ein wenig innehielten, wurde neben dem Tiſch ein Pflugrad niedergeworfen; zugleich flog auf den Tiſch, wo die Bibeln und Geſangbücher lagen, ein großer Stein und fuhr dann krachend zum Fenſter hinaus. Die Stubenthüre wurde mit den größten Steinen zerſchmettert, dem Paſtor der Leuchter aus der Hand geworfen; doch geſchah den Angefochtenen nie ein größeres Leid, außer daß zuweilen einige Blutstropfen fielen. Man wurde von großen Steinen und anderen gefährlichen Dingen getroffen, „aber es war, als würde man mit einem Schwamme geworfen.“ Frevelnde Menſchen wurden derber mitgenommen.*) Einem Dr. Gipps, Pfründner in Weſtmünſter, wurden am Anfange des vorigen Jahrhunderts in einem Spukhauſe, das man am Ende räumen mußte, beim Herausgehen aus einem Zimmer, Bänke, Leuchter, Stühle und Bettleiſten nachgeſendet, als ſei es auf ſein Leben abge-

*) Hauber, Bibl. mag., und Perty S. 441 f.

ſehen; doch ohne daß er verletzt wurde.*) — In den erſten Decennien des vorigen Jahrhunderts fiel die bekannte, eine ganze Reihe von Jahren andauernde Spukgeſchichte im Hauſe des Superintendenten Schuppart zu Gießen vor, die ganz ſicher bezeugt und überliefert und von dem Geiſtlichen ſelber umſtändlich erzählt und beeidigt, vorliegt. Steine von 6—10 Pfund flogen ihm nach dem Kopf, ganze Fenſter mit Scheiben und Blei fuhren hinaus; der Mann wurde geſchlagen, geſtochen, gebiſſen; ſo auch auf die roheſte Weiſe ſeine Frau mißhandelt. Letztere bekam laut ſchallende Backenſtreiche; „aber dieſe Schläge waren nicht ſo hart, als andere Ohrfeigen," wie Sch. erzählt. Man ſieht, wie das Phänomen in den verſchiedenſten Fällen und nach den verſchiedenſten Relationen ſich überall gleich bleibt, was doch nicht auf Einverſtändniß, Ueberlieferung, Abſchreiben beruhen kann. Auch eine Tranchirgabel und ein Tranchirmeſſer wurden nach Sch. geworfen. Von der Gabel traf nur der Stiel; das Meſſer fuhr vorbei; ebenſo fuhr nach ihm ein ſpitziges Meſſerchen, ohne ihm wehe zu thun. „Da ſiehe tutelam divinam," ſagte Sch. bei dieſer Gelegenheit zu ſeiner Frau. Indem fuhr ihm ein pfündiger Stein an den Kopf her und ſchmiß das Fenſter aus. Er fiel, wenn er ſich zu Bette legte, auf Stecknadeln, ſie krümmten ſich und er blieb unbeſchädigt. Nur einmal verletzte ihn ein Meſſer unten am Fuß. „Es hat Niemand ſonderlich geſchadet," berichtet der Geiſtliche, „außer einem Mann, der

*) Nach Glanvill bei Görres, Myſtik III. S. 386 f.

darüber fluchte; da flog ihm gleich eine Schüſſel durch die Luft an die Naſe, daß es einen lauten Schall that.“ Der Unfug hörte zuletzt auch hier von ſelber auf, wie denn überhaupt dieſe Geſchichten, auch ohne von Menſchen beſeitigt zu werden, früher oder ſpäter zu Ende gehen; wie auch Seuchen aufhören, ſelbſt jene furchtbaren, die, wie einſt der ſchwarze Tod, Alles zu morden drohen, und welchen der Menſch nicht das Geringſte mit Erfolg entgegenzuſetzen vermag. Denn Nichts in der Welt hat einen unbedingten Spielraum der Wirkſamkeit; es iſt in der providenziellen Ordnung der Dinge Allem, ſo energiſch und gefährlich es ſich erweiſe, doch immer ſein Maß und Ziel geſetzt.*)

*) Ich habe mich bei dieſer auszüglichen Darſtellung an das bei Horſt, Dämonologie I. S. 242 ff., abgedruckte Aktenſtück gehalten, wo Schuppart in einem Collegium 1723 ſeinen Zuhörern die ihm erinnerlichen Umſtände mittheilt. Es iſt aus des Pfarrers Reuß Bekanntmachung in den theologiſchen Nachrichten 1810 Bd. I. S. 265 genommen. Horſt beruft ſich zugleich auf ſeinen Vater, der die Geſchichte aus Schuppart's eigenem Munde gehört. Görres kommt auf das Ereigniß in der „Myſtik“ IV. Abtheilung I. S. 11 ff. zu ſprechen, wobei er der Diſſertation des G. P. Verpoorten: De daemonum existent. et oper. Gedani 1729 p. 24 folgt. Der Unfug dauert hiernach 8 Jahre lang; viele tauſend Steine von 10 bis 15 Pfund werden, wie aus Kanonen geſchoſſen, nach allen Theilen von Schuppart's Leibe geworfen, ohne ihn zu verletzen ꝛc. Schuppart ſtarb plötzlich i. J. 1730. Die alberne Annahme, daß Studenten in Verbindung mit der Frau Pfarrerin die Geſchichte veranſtaltet und den Pfarrer 8 Jahre lang genarrt und gepeinigt hätten, iſt auch nach Perty's Urtheil „Myſt. Erſchein.“ S. 449, „ganz unzuläſſig.“ Aber zu ſolchen Abſurditäten muß die Aufklärung, um ſo hiſtoriſchen und notoriſchen Thatſachen gegenüber ihr Princip und Anſehen zu retten, in den meiſten Fällen ihre Zuflucht nehmen.

7.

Wir ſind bei dieſer Betrachtung, ſo will es ſcheinen, einem Naturgeſetz im höheren Sinne des Wortes auf die Spur gekommen, einem ſolchen, welches den niedrigen Naturgeſetzen, die man freilich allein ſo zu bezeichnen pflegt, Geſetzen, nach welchen hier ſo oft Verletzung und Tod eintreten müßte, ſchützend und ſchirmend entgegentritt. Erwägen wir, daß es ja auch ſonſt noch ſolche providentiell ausſehende Gegenſätze und Regelungen des Laufes der Dinge giebt, wie wenn z. B. nicht nur, wie ſo eben bemerkt, verheerenden Seuchen ein beſtimmtes Ziel geſetzt, ſondern nach ſolchen auch eine vermehrte Fruchtbarkeit eintritt, die Ehen geſegneter, Zwillingsgeburten häufiger, als gewöhnlich ſind.

Die nachgewieſene Moderation und Direction ſpukhaft geworfener Gegenſtände zum Schutze der ihnen ausgeſetzten Menſchen, erſcheint als ein ziemlich allgemeines, geſetzliches Vorkommniß, das man nicht abweiſen kann. Auch die in Beziehung auf Frau Hauffe, die ſogenannte „Seherin von Prevorſt," und um ſie her ſich manifeſtirenden Spukkräfte verübten Gefährliches ohne ſchlimmen Erfolg. Eine Scheere fällt neben Kerner's Kind aus der Luft und ſpießt ſich am Boden. Eine Stricknadel fährt durch die Luft gegen die Seherin; dieſe ſchreit auf, aber die Nadel legt ſich in ein neben ihr ſtehendes Glas nieder. Perty*) ſagt, die Hauffe habe auf die Stricknadel eine magiſche Anziehung geübt; aber warum hörte dieſer Zug in der Nähe der Frau ſo plötzlich auf? Verwandelte ſich die Anziehung in Abſtoßung?

*) Myſt. Erſchein. S. 455.

Aber wie kam es denn, daß ſich die Nadel neben der Hauſſe ſo ſacht niederließ? Nehmen wir eine objective, geiſterhafte Urſache an, ſo fragt ſich: Wollte dieſelbe nur necken und ſchrecken, aber nicht verletzen? Oder war ſie verhindert, ihre Tücke vollſtändig auszuüben, und was hinderte ſie, es zu thun?

In Hinſicht der Spukgeſchichte auf dem Münchhofe macht Görres die Bemerkung, es ſei eine geiſtige Urſache erkennbar, die auch menſchlicher Motive fähig; „denn," ſagt er, „während ſie ſich nicht ſcheute, durch Zertrümmern der Fenſter und Geräthe Schaden am Beſitzthum anzurichten, vermied ſie doch mit ſichtbarer Sorgfalt jede körperliche Verletzung der Anweſenden. Selbſt religiöſe Beweggründe ſind nicht ohne Einfluß auf ihr Treiben geblieben; denn während ſie alles Bewegliche im Hauſe zum Spiele ihres Muthwillens machte, hütete ſie ſich doch, an das aufgeſtellte Crucifix zu rühren, wiewohl ſie die beiden Leuchter zu beiden Seiten herunterſchlug." Alſo ein humaner, ſogar chriſtlich religiöſer Kobold und Dämon, und doch voll ſo roher Luſt am Necken, Schrecken und Quälen der Menſchen und an Ausübung bübiſchen Muthwillens! „Die bewegten Maſſen," ſagt Görres, „waren oft ſo groß, ja bei der pfeilſchnellen Geſchwindigkeit der Bewegung übergroß, und doch die Wirkung am Ende ſo gering, daß das Geworfene wohl in den Scheiben ſtecken blieb oder ſenkrecht an den geworfenen Perſonen niederfiel. Die Kraft konnte ſich alſo nach Gefallen mehr oder weniger intenſiv auslaſſen; die Regulirung dieſer Intenſion war aber nicht dem Zufall hingegeben, ſondern zu dem vernünftigen Zweck, die

Menſchen nicht zu verletzen, geordnet; ſie war alſo bei vorausgeſetzter Gutartigkeit durch ſich ſelbſt gemäßigt, bei Annahme von Bösartigkeit aber durch ein höheres Geſetz gehalten und beherrſcht.“ Hier kommt auch Görres auf den Gedanken der Möglichkeit, daß die anſcheinende Mäßigung der ſpukenden Urſachen nicht in ihrem eigenen Weſen und Wollen, ſondern in dem die Abſichten derſelben vereitelnden Entgegenwirken einer höheren Kraft gegründet geweſen.

Stünde die Sache einzeln da, ſo ließe ſich ein ſo ſonderbarer Widerſpruch, wie er uns in dem Treiben dieſes Dämons entgegentritt, wenn man ihm moraliſche und religiöſe Rückſichten und Motive zuſchreibt, eher denken. Aber es enthüllt ſich uns hier eine in's Allgemeine gehende und den Charakter eines Geſetzes annehmende Thatſache, die uns ſelbſt bei den bösartigſten und pöbelhafteſten Spukgeiſtern begegnet und da um ſo mehr befremdet und Wunder nimmt. Ein ſolcher war jener, der den Superintendenten Schuppart eine ganze Reihe von Jahren ſo erbarmungslos ſchreckte, quälte und ängſtete, und der die elendeſten Bubenſtreiche verübte, indem er z. B. einmal die Pfeife des Geiſtlichen mit Menſchenkoth füllte und Tabak darauf ſtreute. „Meine Academici,“ ſagt Sch., „haben Dreck und Steine in ihren Säcken gefunden.“ An Mordluſt ſcheint es auch nicht gefehlt zu haben. „Ich habe,“ ſagt Schuppart, „bei 6 Jahren mit dem Teufel gekämpft und faſt keine Viertelſtunde ſicher ſein können, daß er mir nicht den Hals herumdrehte. Er hat mir und meiner Frau Stricke um den Hals geworfen, daß wir wären ſtrangulirt

worden, wenn wir uns die Stricke nicht ſchnell abgemacht.“ Vor religiöſen Dingen hatte dieſer Geiſt keinen Reſpect; der Talmud, die Kirchenordnung, das Geſang- und Gebetbuch, das neue Teſtament wurde zerriſſen, oder es wurden Blätter herausgeriſſen; einmal z. B. das Blatt mit dem Text, den der Geiſtliche ſo eben in der Betſtunde explicirte; Jeſ. 47 wurde mit Tinte begoſſen. Trotz alledem wurde Niemand erheblich verwundet oder gar getödtet. Selbſt das Strangulirен gelang nicht. Die Kraft der wirkenden Urſache ſcheint im Momente des Verſuches paralyſirt worden zu ſein; denn außerdem hätten ſich die Gefährdeten einer ſo übermächtigen Potenz doch ſchwerlich zu erwehren vermocht. Es wäre mir lieb, glauben zu können, daß dieſe Weſen nicht ſo gar diaboliſch ſeien, wenn es mir die vorliegenden Thatſachen nur geſtatten wollten.

Saligario in einer von ihm beſchriebenen Beſeſſenheitsgeſchichte*) erzählt, wie ihm der Dämon mit einem Meſſer nachgegangen, dann, nicht weit von ihm ſtehend, einen großen Stein nach ihm geworfen und ihn am Beine getroffen, was ihm aber nicht den geringſten Schmerz gemacht. Wozu Görres bemerkt: „Man ſieht, die Würfe der Dämonen ſind wie die der Kobolde. Sie fahren mit großer Wuth und Gewalt daher, ſind aber in ihrer Wirkſamkeit gebunden und fallen kraftlos vor ihrem Ziele nieder.“ — „Was dem Pfarrer Schuppart begegnete,“ ſagt ebenderſelbe, „hat unverkennbar ein vorwiegend bösartiges, nur gezügeltes Moment in ſich.“

*) Memorie della beata Eustochio.

Gezügelt wodurch? Durch die eigene Mäßigung eines ſo bösartigen Weſens, oder durch etwas Höheres, Stärkeres?

Daß das Crucifix auf dem Münchhofe unangetaſtet blieb, mag allenfalls als ein Reſt von eingeprägter Ehrfurcht vor einem ſo heiligen Gegenſtande betrachtet werden. Es mag dieſem auch wohl eine gewiſſe, der magiſchen Spukkraft gewachſene Weihe und Gegenkraft eigen geweſen ſein, ſo daß jene keine Macht darüber hatte.

Der Dämon von Tedworth goß Nachtgeſchirre in die Betten. Auch hier alſo die reinſte Pöbelhaftigkeit. Mit religiöſen Dingen trieb er einen offenbaren Spott. Die Bibel der Hausfrau legte er, wie zum Hohn, in die Aſche, die Blätter nach unten; aufgeſchlagen war ſie beim 3. Capitel des Evangel. Marcus, wo von den unreinen Geiſtern, die vor Chriſtus niederfallen, und von der Macht, die den Apoſteln über die Dämonen gegeben, die Rede iſt. Das ſollte doch wohl heißen: „Ihr habt keine Macht über mich, trotz eures Bibelwortes.“ Dieſer rohe, boshafte, ächt dämoniſche Quälgeiſt ſchien, wie oben erzählt, gleichwohl ſehr auffallend die niederkommende Hausfrau zu ſchonen; der Lärm hörte drei Wochen lang auf. Ich kann ſo abſcheulichen Weſen nicht ſo viel freiwillige Zartheit zutrauen. Der Dämon iſt, ſo ſehr er trotzte und höhnte, dennoch von einer höheren Kraft und Macht in dieſen Schranken gehalten worden. Daher tobte er auch, als er wieder freier wurde, um ſo ärger und ängſtete die von ihm ſchändlich verfolgten Kinder mit gewaltigen Schlägen an ihre Bettſtätten. Ein ſehr bösartiger Spukgeiſt in Camenz bei Bingen,

von welchem Sigebertus in seiner Chronik meldet, warf Steine, zündete Scheunen und Häuser, auch das Getreide eines Mannes auf dem Felde an, suchte besonders den Letzteren, der nichts Uebles gethan, ins Verderben zu bringen; brachte den Leuten die Meinung bei, daß der Ort um dieses Menschen willen verflucht sei, und suchte sie zu bewegen, ihn umzubringen. Warum that er es nicht selbst? Man zeigte die Sache dem Bischof von Mainz an; es wurden Priester gesendet, die weiheten und segneten die Aecker und Höfe; da wich der Geist.*)

Die Elisabeth Lohmann in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, deren Geschichte der Superintendent Müller geschrieben, war, wie sie behauptete, von einem gewissen Tietze bezaubert und in den Zustand der Besessenheit versetzt worden. Der Dämon sprach aus ihr: „er würde sie noch mehr quälen, wenn des Obersten sein Sohn (Christus) nicht wäre, der habe zu viel Weiße (Engel) um sie hergestellt.“ Die Lohmann wurde bei den Colvulsionen und Stößen, die sie erhielt, nie beschädigt; es blieb auch kein Schmerz zurück; auch wurde nach dem heftigsten Singen und Peroriren keine Ermüdung gefühlt.

8.

Nur ausnahmsweise lese ich von Menschen, welche von spukhaften Steinwürfen hart getroffen worden seien. So habe es 1583 in einem Hause zu Riga unter anderem Unfug auch von oben herab ungeheuere, mit Pech bestrichene Steine geworfen; und es sei hierbei

*) Thyraeus, de locis infestis p. 9. Magica d. i. wunderbarliche Historien. Eisleben 1600. F. 29.

ein Pole so schwer am Scheitel getroffen worden, daß er mehrere Tage halbtodt gelegen. Ein Priester habe dem Tumulte ein rasches Ende gemacht.*) Bei dem Unfug in Labhart's Buchdruckerei zu Constanz 1747 von welchem Calmet**) schreibt, gab es nicht nur Schläge, sondern auch Wunden; der Rathsherr Labhart erhielt eine bedeutende Verletzung am Kopfe. Namentlich Solchen, die das Haus aus Vorwitz betraten, wurde arg mitgespielt; sie wurden an den Boden geworfen, mit Wasser begossen, mit gewaltigen Schlägen davon getrieben und bis in das nächste Haus verfolgt. Ein Bauer, der den Beschwörer machte, ward in's Angesicht geschlagen, der Scharfrichter, der seine Kunst versuchte, mit Steinhagel, Stößen und Schlägen in die Flucht getrieben u. s. w. Am Ende hörte der Spuk von selber auf.

9.

Der mystische Schutz, von welchem wir sprechen, ist ein allgemeines, in gewissem Sinne naturgeschichtliches, in der göttlichen Welteinrichtung gegründetes, sich über alles Menschliche erstreckendes Phänomen. Doch ist dies nicht durchaus in demselben Grade der Fall. Das Schwache scheint hier vor dem Starken bevorzugt zu sein; manche Individuen können sich durch ihr Verhalten einer solchen Wohlthat untheilhaft machen; gewiß ist auch unter Ländern, Stämmen, Völkern, Religionskreisen und historischen Zeiträumen, was den Grad jenes Schutzes betrifft, viel Unterschied; es läßt

*) Literae collegii F. S. Rigensis illius anni.

**) Sur les apparitions. Th. I. Cap. XXXV. S. 313 ff. der Uebers.

ſich denken, und man muß es ſich wohl ſo vorſtellen, daß auch hier theilweiſe Verluſte deſſelben eintreten, und daß in Folge deſſen die, ſei es aus einem jenſeitigen Geiſterreiche in Menſchheit und Natur eingreifende oder aus dem Menſchen ſelbſt herauswirkende dämoniſch-magiſche Dynamis mehr Macht und Spielraum hat, als ſonſt. Am ſchrecklichſten erſcheint ſie, wenn es ihr geſtattet iſt, ſich als ihres destructiven Mittels des Feuers zu bedienen. Die feurige und feuergefährliche Natur ſpukhafter Potenzen iſt bekannt genug; öfters iſt in Folge derſelben Feuer ausgekommen und ein und das andere Haus in Aſche gelegt worden.*) Aber es ſind noch größere Verheerungen der Art möglich. Das entſetzlichſte Beiſpiel einer, wie es ſcheint, rein geiſterhaften Brandſtiftung, das mir bekannt iſt, fällt in das Jahr 1533 und hat ſich nach dem Zeugniſſe des Juriſten Camerarius in dem würtembergiſchen Orte Schildach zugetragen. Dort hatte ſich im Hauſe des Wirthes zum goldenen Stern eine ſpukhafte Potenz in wunderſamen Weiſen zu regen begonnen. Man warf Verdacht auf die Magd; ſie wurde ausgetrieben. Einige Tage darauf wurde das Haus und die Stadt binnen zweier Stunden mit ſolcher Wuth und Schnelle von den Flammen verzehrt, daß nicht die geringſte Anſtalt und Vorkehr dagegen zu treffen war. Fliegende Feuerballen hagelten hie und da auf die Häuſer herab, und Die, welche im Anfang zum Löſchen fremder Häuſer herge-

*) Vergl. oben S. 267, Schindler, das magiſche Geiſtesleben S. 313 f. 308 und unſere Abhandl. über die geiſterhaften Feuererſcheinungen und Brandwirkungen oben im III. Buch Nr. XII. Schindler ſpricht auch aus eigener Beobachtung.

eilt waren, ſahen hinter ſich die eigenen im Feuer ſtehen. Das aus gehauenen Steinen erbaute Schloß Landskrona, das ſich auf einem ziemlich entfernten Berge erhob, entging mit genauer Noth dem Untergange.*) Wahrſcheinlich war jene Magd eine in der That magiſche Perſönlichkeit, wurde nach ſchonungsloſer Ausſtoßung von Niemand aufgenommen und unterſtützt, ging ſo in äußerſter Noth elend zu Grunde und verwandelte ſich in ihrem Todesgrimm in einen flammenden, Alles umher in Brand ſteckenden Spukgeiſt und Rachedämon.**)

10.

Thiere ſind, wie es ſcheint, vor magiſchen Potenzen und Spukgeiſtern weniger geſchützt, als Menſchen

*) Operae horarum subscivarum Centuria I. Ph. Camerario autore. Francofurti 1602 c. LXXIV p. 342. In der Sagenſammlung der Gebr. Grimm I. Nr. 206 findet ſich folgende Darſtellung. Ein ſchweizeriſches Städtchen, Namens Schiltach, brannte 1533 plötzlich bis auf den Grund ab. Das hatte, wie die Bürger des Ortes vor der Obrigkeit bezeugten, „ein Teufelsſpuk“ gethan. Zwei Prieſter hatten den Geiſt beſchworen, der ihnen aber ihre Sünden vorwarf und erklärte, es ſei ſeine Abſicht, die Stadt bis auf den Grund zu verderben. Erasm. Rotterd. epist. fam. Lib, XXVII. c. 20. N. Remigii daemonolatria p. 335, 336.

**) Aus dem Munde eines beſeſſenen Jünglings hat man, wie aus einem Glühofen, Schwefelflammen hervorgehen ſehen. Act. Sanct. 15. Sept. p. 68. Vergl. was oben Bd. II. S. 64 ff. über feurige und flammende Geiſtererſcheinungen und Feuer entwickelnde Verweſungsprozeſſe beigebracht worden iſt. Leichname werden zuweilen in vollem Brande erblickt. Ein am 2. Oct. 1725 bei Herrenhof gehängter Menſch ſoll des Nachts „lichterloh“ gebrannt haben, was man namentlich zu Anfang des Märzes 1726 mehrere Nächte nicht nur zu Herrenhof, ſondern auch in anderen umliegenden Orten geſehen haben will. Hiller, Thüring. Merkwürdigkeiten IV. Samml. Jena 1726. S. 259.

— warum? getraue ich mir nicht zu beſtimmen. Sie fürchten die Geiſter auch ganz außerordentlich, und aufgeklärte Leute müßten daher dieſe Geſchöpfe für höchſt abergläubiſch halten, wenn dieſer Begriff auf ſie anwendbar wäre. Die Thiere wiſſen, daß ſie jenen unheimlichen Weſen und Kräften Nichts entgegenzuſetzen haben; die beſten Hunde verſtummen, werden muthlos, gehen nicht vorwärts, flüchten ſich. Als im väterlichen Hauſe Weslay's, des Begründers der nach ihm benannten Methodiſten, eine ſpukende Urſache wirkſam war, zitterten die Kinder im Schlafe, wenn es in ihrer Nähe geſchah. Eine Dogge, die der Hausherr deswegen angeſchafft hatte, bellte die erſte Nacht heftig, ſchwieg aber dann und ſchien ſich mehr zu fürchten, als die Kinder. — Bei den Vorfällen im Schloſſe Woodſtock ſchlug der Hund nur einmal mit furchtbarem Gewinſel an. — Bei ſtarkem Pochen an zwei Hausthüren auf dem Münchhof*) ſchlug der Kettenhund nicht an. — Bei dem Spuk in der Strafanſtalt zu Tobel im Kanton Turgau gaben die ſehr wachſamen Hunde, wenn es lärmte, nicht einen Laut von ſich.**) Bei den Erſcheinungen im ehemaligen Kloſter N—g, die über 11 Jahre dauerten, ging ein treuer Pudel mit der Verwalterswittwe H. nie bis an das Ende eines finſteren Ganges, von dem der Lärm zu beginnen pflegte.***) Als es während der Spukerei

---

*) Ueber die daſelbſt vorgefallenen Spukereien iſt oben die Rede geweſen.

**) Perty, Myſt. Erſch. S. 456.

***) Blätter aus Prevorſt IV. S. 177 ff.

des Dämons von Tedworth oft so gewaltig pochte, daß man es auf weite Entfernungen hin vernahm, und die Nachbarn, von welchen keiner unmittelbar am Hause wohnte, darüber aus dem Schlafe erwachten, rührte sich kein Hund umher. Ein sonst immer gesundes Roß stand zur Zeit dieser Ereignisse eines Morgens in vollem Schweiß; darauf nur sachte in einer Ebene hingeritten, wurde es lahm und war am 2. oder 3. Tage todt. Ein anderes Roß ward an der Erde gefunden, eines seiner Hinterbeine war im Maule so fest eingekeilt, daß es mehrere Männer nur mühsam und mit Hülfe eines Hebels herausbrachen. Schuppart erzählt in Beziehung auf seine spukhaften Erlebnisse: „Es raste damals Alles im Hause, die Meerkatze und zwei Turteltauben, und Alles, was im Hause und in der Stube war, turnirte und rasete immer fort.“ Es ist, als wenn sich der mystische Schutz, der allgemeinen Welteinrichtung nach, zunächst nur auf die Menschheit bezöge und unmittelbar nur dieser zuzukommen, die thierische und untermenschliche Natur aber erst durch sie daran Theil zu nehmen vermöge. Es wird über diese Dinge noch viel zu sagen sein; die Untersuchungen stehen erst noch in ihrem Anfange.

11.

Die Spukgeister werfen mit dem Vorhandenen und Vorfindlichen; sie scheinen aber auch das Vermögen zu besitzen, in dem Falle, daß dergleichen nicht in Bereitschaft ist, rohe Materien und Massen auf magischem Wege selbst zu erzeugen, um sich derselben in ihrer schreckenden und quälenden Manier zu bedienen. So namentlich, was die Steine betrifft. Oft waren solche gar nicht da, und man begreift nicht, wo

die dennoch geworfenen hergekommen. Bei den ſchon berührten Ereigniſſen in Salamanca unterſuchten mehr als zwanzig Menſchen ein Spukhaus; man forſchte mit erleuchtendem Fackellicht jeden Winkel aus; allein man entdeckte Nichts. Wie dann die Männer die Treppe hinabgingen, rollte ihnen eine Menge von Steinen nach, als würden 3—4 Körbe voll ſolcher ausgeſchüttet; es regnete auch Steine am Eingang; eine hierbei wiederholte Nachforſchung blieb ebenfalls ohne Erfolg. Es waren wirkliche Steine; denn der Aguazil hob einen davon auf und warf ihn über ein Dach, worauf ihn der Trasgo (Kobold) wieder zurückfliegen ließ. Bei einem Spuk im Pfarrhauſe zu Gröben machte der Pfarrer bei hellem Tage die Bemerkung, daß von der Erde im Hofe an einer Stelle, wo keine Steine lagen, ſolche dennoch aufſtiegen und auf das Stalldach fuhren, ſowie auch, daß einige Steine aus der Mauer des Pfarrhofes dem Stalle gegenüber auf dies Dach hinflogen, und daß man in der Mauer gleichwohl weder Oeffnung noch Riß bemerkte. Es hoben ſich auch wohl, wenn er von ſeiner Studierſtube aus in den Hof blickte, Steine von der Erde auf und ſchwirrten an ſeinem Kopfe vorbei, wo wieder das ablenkende Princip gewaltet zu haben ſcheint. Einmal kamen ſie von drei Orten zugleich geflogen. Auch das war eigen, daß dieſe ſpukhaft geworfenen Steine ſelbſt beim Regenwetter trocken blieben.*) Während der Erſcheinungen bei dem Quäker George Walton in Portsmouth 1682 wurden die Fenſterſcheiben durch Steine zertrümmert, die nicht von außen,

*) Nach einer Schrift des Pfarrers Heiniſch 1723 bei Görres Myſtik III. S. 396.

ſondern von innen kamen. Die Leute hoben neun von dieſen Steinen auf; manche waren ſo heiß, als ſeien ſie im Feuer gelegen. Auf den Tiſch gelegt, flogen ſie bald wieder herum.*) Man glaubt hier faſt die Geneſis dieſer Steine wahrzunehmen, ihr plötzliches, unbegreifliches Vorhandenſein, ihre Hitze, ihre Trockenheit beim Regenwetter — das Alles ſcheint zu der Annahme zu berechtigen, daß dieſe Materien und Maſſen ganz neu, mittelſt eines ſchnellen, mit Wärmeentwickelung verbundenen Bildungsprozeſſes entſtehen. In einem von dem Exorziſten Brognoli**) erzählten Falle, über welchen er 1684 über Rath gefragt wurde, hatte ein Prieſter allnächtlich durch Lärm und Steinwürfe zu leiden. Einmal, da noch zwei andere Geiſtliche bei ihm die Nacht zubrachten, entſtand ein großer Lärm und ein Beben der Erde, worauf rauchende Steine geworfen wurden. Wie es in einem Zimmer des Schloſſes Woodſtock mehr als 4 Schock großer Steine warf, war ein ungeheures Getöſe, als würden 40 Stück Geſchütze abgefeuert. Bei dem Spuk, der ſich 1583 in einem Hauſe zu Riga begab, wurden von oben herab „ungeheure, mit Pech beſtrichene Steine“ geworfen.***)

Ob mit der plötzlichen Erſcheinung ſolcher Körper, wie ſie in den Spukgeſchichten vor Augen tritt, die der Meteorſteine veralichen und in Zuſammenhang

*) Cotton Mather, Wunder der unſichtbaren Welt, und Perty, Myſt. Erſchein. S. 442.

**) Alexicacon. Disput. II. Nr. 429 p. 214.

***) Literae collegii F. S. Rigensis bei Görres III. S. 402.

gebracht werden könne, dieſe Frage getraue ich mir nicht zu beantworten. Zur Vergleichung lädt Manches ein. So läßt ſich an die ſehr charakteriſtiſche, oft pechartig glänzende Rinde der Meteorſteine, ſowie an das donnerartige Getöſe erinnern, unter welchem ſie zur Erſcheinung kommen.*) Eine Art der bekannten und wiſſenſchaftlich anerkannten Steinfälle iſt die, wo die Maſſen aus einem bei heiterem Himmel plötzlich ſich bildenden kleinen, ſehr dunklen Gewölke, unter einem Getöſe, das einzelnen Kanonenſchüſſen gleicht, herabgeſchleudert werden. Ganze Landesſtrecken finden ſich zuweilen durch ein fortziehendes Gewölke der Art mit Tauſenden von Fragmenten ſehr ungleicher Größe, aber gleicher Beſchaffenheit bedeckt.**) Die Meteorſteine ſind beim Fallen zerreiblich, verhärten ſich allmählig, ſind, nach dem Herabfallen berührt, heiß, und haben ſomit ſehr viel Aehnlichkeit mit den räthſelhaften Spuk- und Geſpenſterſteinen. So wie man die Meteorſteine chemiſch unterſucht und zerlegt hat, ſo ſollte man auch jene, wie es ſcheint, magiſch producirten, einer ſorgfältigen Prüfung unterwerfen. Doch das iſt ein Geſchäft, dem ſich unſere nach dieſer Seite hin ſo ſpröde und ſchamhafte Wiſſenſchaft ſo bald noch nicht unterziehen dürfte.

Ob die eigenthümliche Schöpferkraft der Geiſterwelt noch weiter zu gehen vermag? Ob ſie ſelbſt einer niedrigen Art von Thieren das Daſein zu geben im Stande iſt? — Der Prieſter Georg, Zögling des Archimandriten Theodor, erzählt,

*) Humboldt, Kosmos I. S. 134.

**) Daſelbſt S. 22.

wie es im Hause eines Tribunen zugegangen. Wenn sich das Gesinde zum Mittag- oder Abendessen hingesetzt, wurden Steine auf den Tisch geworfen; den Mägden wurde das Garn auf dem Stuhle zerrissen und die Räume mit einer solchen Menge von Schlangen und Mäusen erfüllt, daß Niemand mehr zu bleiben wagte. Es fragt sich aber, ob man hier wirkliche Thiere, oder magisch vorgespiegelte Thiergestalten anzunehmen habe. Auch jene Steinerzeugung ist für keine eigentliche Schöpfung zu halten; sie besteht ohne Zweifel nur in einer raschen Verdichtung und Zusammenziehung ausgedehnter Materien, wie sie bereits im Luftkreise enthalten sind. Gespenstige Phantasmen kommen auch sonst vor, wie in der Schweizer Spukgeschichte, welche sich im Hause des Nationalrathes Joller begab und wovon oben berichtet worden ist. „Eine schreckliche Erscheinung," erzählt derselbe, „die einmal meinem 10jährigen Knaben fast das Leben gekostet hätte, waren unförmliche Nebelbilder, welche mehrmals bei hellem Tage erschienen und selbst von Personen, welche nicht im Hause wohnten, beobachtet werden konnten."

12.

Daß so bedeutende, über das Natürliche im gemeinen Sinne des Wortes hinausgehende Energien durch rein physische Gegenwirkungen paralysirt werden können, ist kaum zu erwarten. In den alten Arzneibüchern und Apotheken fehlte es nicht an Vorschriften und Mitteln gegen Bezauberungen und dämonische Anfechtungen. Schuppart nahm in seiner Noth auch dergleichen antimagica zu Hülfe. Er selbst erzählt höchst naiv: „Ich habe den Zauberbalsam aus der fürstlichen

Apotheke zu Stuttgart gebraucht, allein es hat meiner Frau Nichts geholfen.“ Ein Medicus, erzählt er weiter, habe ihm ein Buch geſendet, worin das Recept zu einem Rauchpulver ſtand; das habe er in der Apotheke machen laſſen und auf Kohlen gethan, dann bei ſeiner Frau angewendet, die an einer dämoniſch verurſachten großen Backengeſchwulſt gelitten; er habe ihr darauf eine Maſſe Zwirn, Pferdehaare und anderes ſolches Zeug herausgezogen. Eines antimagiſchen Rauchpulvers wird in den alten Zauberbüchern, ſowie auch im Hexenhammer, mehrmals gedacht. Recepte zu Präſervativ- und Heilmitteln gegen die Hexerei, wie ſie in allen älteren Kräuter- und Apothekerbüchern ſtanden, kann man bei Horſt*) leſen. Unter den Kräutern ſtanden in beſonderem Rufe Hypericon oder Johanniskraut, welches auch Teufelsfliehe hieß und ſchon bei den alten Heiden angewendet wurde, dann morsus diaboli, Teufelsabbiß, ſelbſt von den Aerzten und Botanikern empfohlen, Spina alba, Frauendiſtel, auch ſchon altberühmt ꝛc. Des Johanniskrautes bediente ſich auch die Seherin von Prevorſt, namentlich zu Amuleten.**)

*) Dämonomagie II. S. 305 ff.

**) In einem Gedichte von J. Körner auf die geſchiedene Seherin kommt die Stelle vor:

„Bald deinem ſtillen Grab entſteige
Die Blume, der du oft vertraut,
Des Mittlers Leiden ſtummer Zeuge,
Das heilige Johanniskraut.“

Ueber das homeriſche Moly, Odyſſ. X, 287, und den Knoblauch als antimagiſche Mittel ſ. Friedreich, Symbol. und Mythol. der Natur S. 346 ff.

Was die Metalle betrifft, so könnte man aus einigen der bewährten Spukgeschichten auf eine antimagische Kraft des Eisens schließen. Während der bekannten Spukerei des schon mehrerwähnten Dämons von Tedworth bemerkte ein Bedienter, der sich zuweilen festgehalten und wie gefesselt fühlte, daß, wenn er von seinem Schwerte Gebrauch machen und um sich schlagen konnte, das ihn Haltende entwich. In der Schuppart'schen Geschichte ist die Sache noch auffallender. „Wenn ich einen Degen hatte," erzählt der Geistliche, „war ich sicher von vornen; wenn ich ihn wieder hinlegte, bekam ich Schläge und Streiche, wie vorher. Wenn ich schlief und es fochten mir über dem Gesichte beständig zwei Männer, so war ich sicher; sobald sie aber aufhörten, hatte ich meine vorige Qual." Aus welchem Grunde solche Waffen schützen, das ist die Frage. Sie scheinen hier nicht in Folge ihrer schneidenden und stechenden Eigenschaft und mechanischen Gewalt, sondern darum, weil das Metall, aus dem sie gemacht sind, eine antimagische Kraft besitzt, die Angriffe der spukhaften Potenzen abzuhalten*). Aber

*) Vergl. oben II. S. 193, 207. Auch Grimm, Mythol. unter „Gegenmittel." Ueber die Wirkung der Metalle auf Somnambulen s. Perty myst. Erschein. S. 180 ff. Sie ist verschiedener Art; viele können kein Eisen vertragen, andere kein Gold oder Silber; Gold wirkt meist wohlthätig, in manchen Fällen aber auch aufregend ꝛc. Die 18jährige Somnambule Reiner's verlangte von ihrem Vater, der sie magnetisirte, er solle andere Beinkleider anziehen, weil sie eine daran befindliche metallene Schnalle genirte. Hofrath Erdmann in Dresden hat über eine Somnambule berichtet, welche im wachen Zustande alle Metalle schadlos berühren, den ganzen Tag über mit eisernen Stricknadeln stricken konnte, der aber im magnetischen Schlaf eine solche Nadel so-

nicht alle Spukgeister fürchten sich davor, wie die Geschichte vom Schlosse Woodstock lehrt, wo gerade jener Tapfere, der sein Schwert zog, übel zugerichtet wurde.

Die Schutzwaffen des Geistes und das Vertrauen auf die höheren Mächte dürfte hier stets das Zweckmäßigste und Wirksamste sein.

13.

Noch hätten wir einen Blick auf die religiösen Ascetiker und Ekstatiker zu werfen, welche durch ihre Abstraction vom äußeren Weltleben und ihre tiefe Zurückziehung in's Innere den geheimnißvollen Regionen des Geisterreiches mehr als andere, der Außenwelt zugekehrte Menschen genähert sind und sich einerseits in ihren Andachten und Entzückungen zum Höchsten und Heiligsten erheben, andererseits aber auch von jenem niedrigen und tückischen Geisterpöbel, von dem die hier vielfach besprochenen Spukereien auszugehen scheinen, auf das Boshafteste und Gefährlichste angefochten und mißhandelt werden. Die betreffenden Biographien und Legenden enthalten in dieser

---

gleich die krampfhaftesten Verdrehungen des Armes zuzog. Die sogenannte Seherin von Prevorst (Kerner's Buch über dieselbe 2. Ausg. S. 67, 76) war gegen Metalle sehr empfindlich. Der Magnetstein hatte eine fürchterliche Wirkung auf sie. Als sie einmal Krämpfe haben wollte, berührte sie einen ganzen Morgen lang Stahl in Verbindung mit Essig, um so die heftigsten Krämpfe zu stundenlangem Ausbruche zu bringen. Kohle wirkt nach Roviano (Neururgie. Stuttg. 1849) auf Somnambüle plötzlich erweckend, einige andere Stoffe in ähnlicher Art, aber schwächer. Wie die Metalle sämmtlich auf den höchst empfindlichen Kaspar Hauser wirkten, ist in meinen Schriften über denselben zu lesen.

Beziehung zum Theil Dinge, die schwer zu glauben sind, die wir aber doch nicht für bloße Erfindungen kirchlicher Autoren und Legendenschreiber halten werden, wenn wir bedenken, wie viel Aehnliches auch in außerkirchlichen Kreisen und Literaturen begegnet, wo klerikale Interessen ganz außer Spiele sind. Die spukhaften Kraftentwickelungen und ihre Erfolge zeigen sich hier über das gewöhnliche Maß und die sonst gesetzten Grenzen hinaus gesteigert; eben so aber sehen wir, wie die zum Schutze gegen solche Gewalten und Gefährdungen bestimmte mystische Gegenkraft und Gegenwirkung eine in entsprechendem Grade verstärkte ist.

Es ist hier eine Anzahl interessanter Beispiele und Beschreibungen zur Hand. Allein ich begnüge mich, statt dieselben ausführlich vorzutragen, auf das bekannte Werk von Görres: „Die Mystik" hinzuweisen, wo man über jene frommen Personen und ihre Kämpfe mit einer finsteren Geisterwelt reichliche Nachrichten finden wird. Um einige Namen zu nennen, so sind solche Personen z. B. der h. Antonius in der Wüste, die h. Franziska von Rom, der Jesuite Johann von Castillo,*) der P. Sebastian del Campo zu Sassari in Sardinien, Christina

*) Wenn derselbe die Nacht durch seine Antoniuskämpfe bestanden, so verließ er, wie berichtet wird, des Morgens sein Lager nichts desto weniger so kräftig und frisch, als hätte er der süßesten Ruhe gepflogen. Ein Arzt erklärte einmal den Zustand des Zermarterten für höchst bedenklich, fand ihn aber hernach auf eine so unbegreifliche Weise wiederhergestellt, daß er vor Erstaunen außer sich kam.

von Stumbelen,*) Crescentia von Kaufbeuern, Maria Mörl ꝛc. Dieſelben erfuhren das Aeußerſte, was von jener finſteren Seite her zu erfahren iſt, hatten ſich aber eben ſo ſehr auch des außerordentlichſten Schutzes zu erfreuen, ſo daß ſie, noch ſo grauſam und mörderiſch angegriffen, nicht nur mit dem Leben davon kamen, ſondern ſogar ein hohes Alter zu erreichen und, nachdem die Verfolgungen aufgehört hatten, ihr Leben in Ruhe zu beſchließen im Stande waren.**)

---

*) Bei dieſer erfolgten, was ſonſt nicht der Fall zu ſein pflegt, von magiſchen Steinwürfen Verwundungen; einmal z. B. traf ſie ein vierpfündiger Stein ſo hart zwiſchen die Schultern, daß ſie Blut ſpie. Sie ward auch gebiſſen, daß Blut floß und zurückbleibende Narben entſtanden ꝛc.

**) Die ſo arg mißhandelte Chriſtina von Stumbelen lebte nachher noch 24 Jahre lang und wurde 70 Jahre alt. Bianney, der gefeierte Pfarrer von Ars, der 1859 ſtarb, wurde 35 Jahre lang faſt ununterbrochen beunruhigt und gequält; endlich ließen die Phänomene nach und in den 6 letzten Monaten ſeines Lebens hörten ſie ganz auf; er ſtarb in Frieden über 70 Jahre alt. S. deſſen Leben von Alfr. Monin.

III.

Ueber die Delirien der Sterbenden. Vergleichung derselben mit mythologischen Vorstellungen.

Sterbende haben bekanntlich „Delirien;“ die Phantasie spielt hier ihre in der That unläugbare Rolle. Doch wird vielleicht mehr davon, als recht ist, als bloßes Phantasiespiel betrachtet, oder das, was wirklich ein solches ist, doch viel zu oberflächlich betrachtet und nicht in seinem wahren Grunde, seiner realen Bedeutung, seiner, wenn keine unmittelbare stattfindet, doch mittelbaren Wahrheit erkannt. Die Visionen der Sterbenden sind sehr verschiedener, ja entgegengesetzter Art; sie sind theils freundlich, lieblich, schön, herrlich, lichtvoll, entzückend; theils auch das Gegentheil: widerwärtig, feindlich, finster, in Angst und Schrecken setzend; zuweilen treten beiderlei Charaktere zusammen hervor. Es läßt sich darin eine Art von Symbolik erkennen, welche in verschiedenartigen Bildern theils das Eingehen der Seele in die innere, lichte, Friedensregion des Geisterreiches, theils die Hindernisse schildert, die sich diesem Eingehen entgegenstellen.

Nehmen wir z. B. die landschaftlichen Bilder, mit welchen die Alten ihre Vorstellungen von der Todtenwelt ausschmückten! Sie scheinen ihren Grund

in den lieblichen Delirien jenes Ueberganges zu haben, wo sich reizende Naturscenen, paradiesische Gärten und Haine darstellen. Die Griechen haben ihr ἠλύσιον πεδιον, ihre Blumenwiese, ασφοδελος λειμων, gehabt; die deutsche Dichtung und Mythologie spricht in demselben Sinne von grünen Wiesen, durch welche z. B. die Kinder in das Haus der freundlichen Frau Holla kommen; von Selbstmördern sagte man, sie seien von diesem Paradiese ausgeschlossen.*) In der Traumsymbolik bedeuten blühende Auen noch immer den Tod. So hatte der Superintendent Dr. Justi einen prophetischen Traum, der sich auf den drei Tage später erfolgten Tod seines neunjährigen Sohnes bezog. Er führte seinen Carl auf einer blühenden Aue an der Hand, derselbe schritt rasch und freudig voran, sah den Vater lächelnd an, eilte in einen großen, herrlichen Palast und verschwand darin. Einen ganz ähnlichen Traum hatte zu gleicher Zeit die Mutter. Hier wurde der Knabe von ihr und dem Mädchen an der Hand geführt; er eilte eben so voran, lächelte und verschwand in dem Palast.**) Auch Menschen, die aus Scheintod und langen Ohnmachten wieder zu sich gekommen, haben erzählt, daß sie sich in den reizendsten Gegenden befunden und die seltsamsten und herrlichsten Erscheinungen gesehen. Ein Gehangener, der wieder zu sich kam, sah, während er hing, die schönste Baumallee. Jener höchste Grad von Somnambulismus, der sich so nahe mit dem Tode berührt und den man „Hochschlaf," — „Wonneschlaf" —

*) Grimm, Myth. unter „Elysium."

**) Horst, Deuteroskopie II. S. 79.

„Entzückungsſchlaf" getauft hat, bringt ebenfalls ſolche Viſionen hervor. Die ſich in dieſem Zuſtande befindende Somnambule Heinekens glaubte ſich von einem Lichtmeer umfloſſen, und dieſes geſtaltete ſich ihr zu viſionären Luſtgefilden; es war ihr dann, als liege ſie in der heiterſten Frühlingsſonne; Alles um ſie her trug das Gepräge des reizendſten Frühlings; ſie ſah die lachendſten Gegenden und Landſchaften mit Blumen und Früchten in den lebhafteſten Farben.*) Der Muſik, welche Sterbende zu hören glauben, entſpricht die Vorſtellung, daß im elyſiſchen Gefilde Geſang und Tanz herrſche.**) Einen ſo muſikaliſchen Tod ſtarb der Theoſoph Jacob Böhme. Er rief in ſeinen letzten Lebensmomenten ſeinen Sohn Tobias und fragte ihn, ob er die ſchöne Muſik höre. Da dieſer es verneinte, hieß er ihn die Thüre öffnen, damit der Geſang deutlicher hereindringen könne.

Was die zurückhaltenden Umſtände oder Potenzen betrifft, ſo ſtellen ſich dieſe in Geſtalt finſterer, feindlicher Weſen dar. Da ſieht ſich der Sterbende wohl von Teufeln und ſchwarzen Geſtalten umringt und bedroht. Wer ſich in Beziehung auf dieſe hemmenden Momente zu ſchwach fühlt, als daß er glaubte, ſie überwinden zu können, der wird ſich nur erſchreckt und geängſtet zeigen; ein energiſcher Geiſt ergrimmt wohl darüber und ſetzt ſich zur Wehre. Der ſterbende Heim in Berlin ſah grüne Wieſen und Wälder und

*) Kieſer, Archiv II. 3. 36.

**) Virg. Aen. VI. 644: Pars pedibus plaudunt choreas et carmina dicunt. Tibull. II. 3. 59: Hic choreae cantusque vigent.

Alles bot den lieblichſten Anblick dar. Da brachen auf einmal ſchwarze, häßliche Männer herein und ſtörten ihn in dem Genuſſe des ſchönen Schauſpieles, an dem ſich ſeine Seele ergötzte. Er gerieth darüber in eine ungeheuere Wuth; man mußte ihm einen Stock geben und er ſchlug auf die ſchwarzen Ungethüme mit einer Kraft los, die man dem Sterbenden nicht zugetraut hatte.*) Wie deutlich iſt dieſe Symbolik! Die ſcheidende Pſyche war bereits in die elyſiſchen Gefilde der Alten entrückt, vergnügte ſich an den holden, erquicklichen Phantaſieen, womit ſie die ſelige Innenwelt ſchmückte, in die ſie einzugehen im Begriffe war. Aber da empfand ſie in ſich auch ein ſtörendes, hemmendes Element, und es ergriff ſie ein Zorn, deſſen Heftigkeit zu dem Wonnegefühl jenes Eingehens und der Luſt, die ihr das ſüße Delirium bereitete, in dem entſprechenden Verhältniſſe ſtand.

In den Mythologien iſt wohl Vieles, was ſich auf jenſeitige Zuſtände bezieht, aus den Ausſagen Derer geſchöpft, die dem Tode nahe geweſen und aus todähnlichen Zuſtänden wieder zu ſich ſelbſt gekommen waren. „Ein Brauſen großer Gewäſſer, das Bewegen von Strömen, welche zu überſchreiten ſind, erſchreckte die Seele jener ſcheintodten heidniſchen Fürſtentochter in Mexico**) eben ſo, wie es die europäiſchen Chriſten erſchreckt.“ Die Ströme der Unterwelt, der Acheron, Styx ꝛc. der Griechen, ſind alſo keine ganz leere

*) Blumröder, über das Irreſein. Leipzig 1835. S. 167.

**) Schubert ſpielt hier auf das Geſicht der Schweſter Montezuma's an, welches ich nach Clavigero in der Schrift über den Tod S. 93 ff. erzählt habe.

Fabel; sie haben wenigstens eine psychologische und pathologische Wahrheit, indem der Sterbende das Gebrause solcher Gewässer zu vernehmen glaubt und der Meinung ist, daß über solche hin sein Weg gehe. Die alten Perser sprachen von der Brücke Tschinevad, wo die Handlungen der Seelen abgewogen werden und das Loos der letzteren bis zum Auferstehungstage entschieden wird. Auch diese Vorstellung zeigt sich in den Phantasien der Sterbenden begründet. Baron Knorr von Rosenroth, der bekannte Kabbalist, soll nach seinem Tode von seiner Tochter mehrmals gesehen worden sein. Einmal, so lautet die Erzählung, erschien er in Gestalt eines kleinen Knäbleins; er hatte den Kopf verbunden; und als ihn die Tochter nach der Ursache fragte, sagte er ihr, er habe über eine tiefe Kluft und große Wasser auf einem schmalen, gefährlichen Wege hinübergehen müssen; er sei zwar in dieser Kindergestalt glücklich hinübergekommen, doch hätte ihn der Sturm am Kopfe beschädigt. Man kann hier zugleich die symbolische Andeutung finden, daß der vornehme, gelehrte, auf sein Wissen stolze Mann wieder habe gleichsam zum Kinde werden müssen, um in jene selige Innenwelt einzugehen.*) Wir wollen indessen nur auf das auch hier — und das wohl schwerlich in äußerlichem, historischem Zusammenhange mit altpoetischen Vorstellungen — vorkommende Bild der Brücke aufmerksam machen.

Solche Zusammenstimmungen werden um so interessanter, je weiter in Raum und Zeit die zu ver-

*) Schubert, Symbolik des Traumes. S. 261 der 3. Auflage.

gleichenden Vorſtellungen, Religionen und Menſchengeſchlechter auseinanderliegen. Es iſt ſchon oben in einer von uns angeführten Bemerkung von Schubert auf Amerika hingedeutet worden. Wir fügen nun noch Folgendes hinzu. In Südamerika fand ſich eine Nation, die ſehr merkwürdige religöſe Vorſtellungen und Gebräuche hatte. Es waren die Manjacicas, von welchen Charlevoix in ſeiner Geſchichte von Paraguay Buch XV. und die lettres édifiantes et curieuses écrites des missions étrangeres berichten. Die Religion derſelben hatte mit jüdiſchen, chriſtlichen und perſiſchen Dingen die frappanteſte Aehnlichkeit. Ich erwähne nur das ſpeciell hierher Gehörige. Sie glaubten an einen Himmel und eine Unſterblichkeit der Seele; die letztere müſſe aber, um in den Himmel zu kommen, durch einen ihrer Prieſter dahin getragen werden. Die Reiſe wurde für ſehr beſchwerlich gehalten. Sie gehe, ſagten ſie, über ſteile Gebirge, dicke Wälder, Moräſte, Seen und waſſerreiche Thäler hin; endlich komme man an einen großen Fluß mit einer hölzernen Brücke, welche Tag und Nacht von einem häßlichen, bleichen, kahlköpfigen Gotte, Namens Tatuſeo, bewacht werde. Dieſer halte die den Fluß paſſirende Seele zuweilen auf, um ſie zu reinigen; iſt ſie ungelehrig und widerſpenſtig, ſo werde er böſe und werfe ſie, um ſie zu erſäufen, in den Fluß. Wir finden auch hier wieder, wenn auch in beſonderer mythiſcher Einkleidung, die ſo verbreiteten Grundgedanken von einem Prozeſſe, dem die abgeſchiedenen Seelen unterworfen ſind; von der Schwierigkeit für einen Theil derſelben, zu jenem ſtillen, glücklichen Aſyle zu gelangen; von einer dazu nöthigen Läuterung und Beſſerung und

der Gefahr eines abſoluten Verlorengehens, in dem Falle, daß dieſe Metamorphoſe nicht möglich iſt. Ja wir finden ſogar wieder dieſelben Bilder, die ſich in anderen Mythologien finden: die Gewäſſer, den zu paſſirenden Hauptſtrom der Unterwelt, den griechiſchen Styx, die Brücke der perſiſchen Mythologie; der erwähnte Todtengott gemahnt an den Charon, nur daß bei den Griechen ſtatt der Brücke das verwandte Bild des Kahnes ſteht.*)

*) Ich muß bei dieſem ſchon vor Jahren geſchriebenen Aufſatze auf die Bemerkungen zurückweiſen, die ſich in der Vorrede Bd. I. S. XIV finden.

IV.

Das Theater der Geiſterwelt, oder: Ueber geiſterhaft dargeſtellte Scenen aus der Vergangenheit.

Das ſchon wiederholt genannte Fräulein von Huſchberg, welches mir um's Jahr 1833 ihre Mittheilungen gemacht, beſchrieb mir unter Anderem ein von ihrem Bruder beobachtetes Phänomen, wo ſich gleichſam ein theatraliſches Schauſpiel darbietet, das von Geiſtern gegeben und abgeſpielt zu werden ſcheint. Die Dame erzählt wörtlich Nachſtehendes.

„Zu Aachen, auf dem ſogenannten Graben, der um die Burg Karls des Großen gezogen und ſpäter ausgefüllt und mit Häuſern bebaut wurde, beſaßen die Grafen von Goldſtein ein Haus, welches ſie gegen Ende des 17. Jahrhunderts an einen Kaufmann veräußerten. Im Hofe ſtand ein kleiner, uralter Bau, der unten ein Gewölbe und oben Nichts als einen kleinen Vorplatz und ein Zimmer enthielt. Die Hausthüre dieſes Baues war zugemauert und Niemand wußte die Urſache davon anzugeben. Einer der Commis im Hauſe, der nicht bequem logirt war, bat ſich die beiden Gemächer in dieſem Bau aus und erhielt ſie auch. Er hatte ſchon einige Zeit in Ruhe

und Stille da logirt, als er, zur Zeit des Advents mit meinem älteſten, verſtorbenen Bruder Nachts aus einer Geſellſchaft heimgehend, dieſen einlud, die Nacht bei ihm zuzubringen. Zwiſchen 12 und 1 Uhr öffnete ſich die Thüre des Zimmers, und ein junges Mädchen in alterthümlicher Tracht, eine eiſerne, oben offene Ampel in der Hand, und von einem jungen, geharniſchten Ritter begleitet, trat in's Zimmer. Beide, immer leiſe mit einander ſprechend, ſetzten ſich darauf am Tiſche nieder. Mein Bruder und ſein Freund waren beim Eintritt dieſer Geſtalten erwacht, ſetzten ſich im Bette aufrecht, betrachteten die Sache als einen Spaß von Freunden und fingen darüber zu ſcherzen an. Das Mädchen ſtand auf, ſchnallte dem Ritter den Panzer ab und löſte den Helm. Jetzt erſt bemerkte mein Bruder, daß dieſe Geſichter ihm fremd und leichenblaß waren. Plötzlich hörte man den Hufſchlag eines Pferdes im Hofe, der geſchloſſen war. Das Pferd hielt vor der Thüre, ein Geharniſchter ſtieg ab, ſtieg laut klirrend die Stiege hinauf und öffnete raſch die Thüre. Eine kräftige unterſetzte Männergeſtalt trat in's Zimmer; das Mädchen ſchrie laut auf: „„Jeſus, mein Vater!““ Und in dem Momente ſtieß der alte Ritter ſeinen Dolch dem jungen in die Bruſt, dann ſeiner Tochter. Mit lautem Getöſe fielen dieſe zu Boden, das Licht erlöſch und Alles war verſchwunden. Mein Bruder zündete Licht an und erſchöpfte ſich in Möglichkeiten. Den anderen Morgen fragte der Herr des Hauſes, was denn die Nacht für ein Mordlärm bei ihnen geweſen? Sie theilten den Auftritt mit. Die Thüre des Baues wurde wieder vermauert, bis er ſpäter ganz weggebrochen wurde.“

So viel ſieht man hier auf den erſten Blick, daß eine tragiſche Scene aus alter Zeit gleichſam theatraliſch dargeſtellt und abgeſpielt wurde. Was ſich in dieſer Nacht geſpenſtig wiederholte, das hat ſich einſt an dieſem Orte in lebendiger Wirklichkeit begeben; ein Vater hat ſeine Tochter und ihren Geliebten in dem alten Bau überraſcht und in wüthendem Zorne niedergeſtochen. Die Zeit der Erſcheinung iſt die geiſterhafte Adventszeit, dieſe Mitternacht des Jahres, wo ſich auch ſonſt das ſchlummernde Geiſterweſen zu regen pflegt. Daß ſich das Phänomen bereits früher, wahrſcheinlich regelmäßig um dieſe Zeit des Jahres, gezeigt habe, läßt ſich daraus abnehmen, daß der Bau vermauert war; er ſollte unbenützt bleiben, damit durch den daran haftenden Spuk Niemand erſchreckt werde. Ob er dadurch ganz unterdrückt und erſt wieder durch das Aufbrechen des Einganges und die Bewohnung auferweckt worden ſei, das wiſſen wir nicht. Eine ſchreckliche That, verübt in den Zeiten des Ritterthums, bebte durch die Jahrhunderte nach; unſere Geſchichte weiß Nichts von ihr; aber auch die Geiſterwelt ſchreibt eine Art von Geſchichte und meldet einer ſpäten Nachwelt Thatſachen und Vorgänge, die die Lebenden längſt vergeſſen haben.

Was alſo das Factum betrifft, auf welches die Viſion zurückdeutet, ſo iſt die Sache wohl klar und durchſichtig genug. Anders iſt es, wenn es ſich um die Erklärung der Erſcheinung, als ſolcher, handelt; da erheben ſich Fragen und Zweifel, die nicht leicht zu erledigen ſind.

Man kann ſie erſtlich ſubjectiviſtiſch als eine „retroſpective Deuteroſkopie“ betrachten. Die

beiden Beobachter hätten, durch die Oertlichkeit, wo die blutige That geſchehen, ſeheriſch angeregt, rückwärts in die Vergangenheit geblickt, ſich das betreffende Factum innerlich vorgeſtellt und dieſe ihre Vorſtellung als einen äußeren Vorgang angeſchaut, ſo unbewußt ſich ſelber täuſchend. Aber zu ſolchem Rückblicke in die Vorzeit und der Production eines ſolches Geſichtes mit dem Scheine der Objectivität gehört doch wohl eine beſondere Anlage und Natur, ſo daß nicht leicht Zwei zuſammen ſo Etwas wahrnehmen werden. Da hilft nun freilich die beliebte Anſteckungstheorie. Der die Viſion aus ſich Erzeugende hätte in ſeinen Zuſtand und ſein Schauen den Anderen hineingezogen, der für ſich Nichts bemerkt haben würde. Dies mag bei dem Schlafgeſellen möglich geweſen ſein. Allein das Geräuſch, welches durch das Anſtürmen des ergrimmten Vaters entſtand, vernahm man auch in dem größeren Gebäude; man wurde durch einen „Mordlärm“ aus ſeiner Ruhe geſtört. Sollte auch das Anſteckung geweſen ſein? Das iſt nicht glaublich. Und wäre es der Fall geweſen, ſo würde auf die Leute im Hauſe wohl die ganze Viſion und Audition übergegangen ſein, nicht bloß das Hören des Lärmes. Nimmt man einen objectiven Vorgang an, ſo iſt die unvollſtändige Wahrnehmung im Hauſe begreiflich, weil den natürlichen Geſetzen gemäß. Auf einen ſolchen werden wir demnach hingedrängt. Da aber treten neue Fragen und Bedenken auf.

Waren es drei Geiſter, der des Mörders und die der Gemordeten, welche mit einander, wie lebende Schauſpieler, dieſe Scene aufführten? Dem widerſtrebt der furchtbare Ernſt der Sache, aus dem ſie ſchwerlich

ein ſolches Spiel zu machen aufgelegt waren. Oder war es nur einer, etwa der des Mörders, der ſeine ſchreckliche Handlung fortwährend traumartig wiederholte, ſo oder, daß ſeine Traumvorſtellung eine eidolomagiſche Realität hatte und auf dieſe Weiſe den Lebenden ſicht- und hörbar wurde? Dies ließe ſich eher denken; ich habe ſo in der Abhandlung über das Eidolon ein Schlachtgeſicht erzählt, bei welchem die Umſtände deutlich dafür zu ſprechen ſchienen.*) Doch um Alles zu ſagen, ſo wäre noch eine dritte Auffaſſung möglich.

Es giebt, ſo könnte man ſagen, ein allgemeines Welt- und Menſchheitsgedächtniß, worin alles hiſtoriſch Vorgehende aufbewahrt bleibt, und ſich beſonders das Graſſe, Fürchterliche, Entſetzliche in tief eingeprägter Weiſe erhält und lebhaft wiederholende Vergegenwärtigungen begründet. Letzteres wird vornehmlich unter gewiſſen Umſtänden und in gewiſſen Zeiten auftauchen und Erſcheinungen bewirken, wie die beſchriebene iſt. Es ſind erwachende, aus dunkler Tiefe aufſteigende Erinnerungen des allgemeinen Erd- und Menſchengeiſtes, wie auch aus unſerem individuellen Gedächtniſſe das darin Schlummernde zu Zeiten mit großer Lebendigkeit hervortritt und mit allen Umſtänden vor der Seele ſteht oder vor ſich geht.

Das ſind die möglichen Erklärungsweiſen; eines entſcheidenden Urtheils darüber enthalte ich mich.

Der Fall ſteht nicht einzeln; es iſt nur ein beſonders dramatiſcher, wie ich kaum einen anderen weiß. Daß ſich Mordſcenen ganz ſo, wie ſie wirklich vorgefallen, geſpenſtig wiederholen, iſt auch Volks-

*) S. oben Bd. I. S. 94 ff., beſonders S. 98 f.

glaube und Volksſage; und inſofern hat jene Erzählung ganz die typiſche Familienähnlichkeit, die ſich bei Geiſtergeſchichten derſelben Art zu zeigen pflegt. Es mögen ein Paar Beiſpiele folgen.

Ein Soldat in Weſel liebte ein Mädchen und wurde wieder geliebt. Die Eltern gaben die Verbindung nicht zu; die Liebenden ertrugen die Trennung nicht und beſchloſſen, mit einander zu ſterben. Sie gingen in der Nacht auf den Wall, wo eine geladene Kanone ſtand, und ſtellten ſich mit dem Kopfe vor die Mündung; der Soldat zündete an und die Kugel riß ihnen die Köpfe weg. Das geſchieht nun ſeitdem jede Nacht von Neuem in geſpenſtiger Darſtellungsform. Die Liebenden ſtellen ſich vor die Kanone, der Soldat zündet an, um 1 Uhr hört man den Knall, der Spuk iſt ſofort verſchwunden; die Kanone aber bleibt geladen, wie ſie geweſen war.*)

Unter den unzähligen Spuk- und Geiſterſagen der poetiſchen und ſeheriſchen Ruhl**) iſt auch dieſe. In der Herrenſchleifmühle ſtieß ein Schleifer ſeine Frau, die ihm zu ſpät ſein Mittagseſſen brachte, im Zorne in das Kammrad. Die wird nun ſeitdem vom Volke geſehen, indem ſie in der Mittagsſtunde auf die Mühle zugeht, einen kläglichen Schrei thut und dann verſchwunden iſt.***)

Es laſſen ſich hierher auch die auf Schlachtfeldern bemerklichen Phänomene ziehen. Die Alten berichten, daß man da, wo die marathoniſche Schlacht vorgefallen,

*) Wolf, Deutſche Sagen S. 368 f.

**) Wie ſie uns Storch und Bechſtein ſchildern.

***) Bechſtein, Sagenſchatz des Thüringerlandes S. II. S. 124.

noch fortwährend in der Nacht „wiehernde Pferde und kämpfende Männer“ vernehmen; wer zufällig und unabſichtlich dahin komme, dem geſchehe Nichts, wer ſich aber aus Vorwitz hinſtelle, um den Schlachtlärm zu hören, der komme nicht ungeſtraft davon.*) Dazu fügt Erasmus Franciſci die Notiz, daß Dr. Spon,**) der dieſe Gegend bereiſte, von den Bewohnern gehört habe, wie daſelbſt noch jetzt nicht ſelten in nächtlicher Weile ſchreckhafte Stimmen vernommen würden. Von anderen Schlachtfeldern wird Aehnliches angegeben. Solche Relationen finden ſich bei Cäſarius von Heiſterbach,***) Peter Thyräus†) und Erasmus Franciſci;††) auch des Mouſſeaux†††) mit Anſchluß an Thyräus beſpricht dieſen Gegenſtand; er nimmt an, daß Schlachtfelder und Kirchhöfe nicht durch Seelen abgeſchiedener Menſchen, ſondern durch Dämonen zu locis infestis werden. So das Schlachtfeld von Kerope in Livland. Kerope wurde den Moskowitern, deren Waffen die angrenzenden Ebenen mit dem Blute deutſcher Krieger gedüngt hatten, durch das polniſche Schwert entriſſen. Seit dieſen furchtbaren Metzeleien fanden dort Erſcheinungen ſtatt. Wer dergleichen Phänomene weder auf Abgeſchiedene,††††) noch auf Dämonen zurückführen,

*) Pauſanias, Attica 32.

**) Euridſe Reiſen, Buch VI.

***) Dial. mirac. XII. c. 16.

†) De locis infestis. Pars I. c. 14 p. 55.

††) Hölliſcher Proteus Cap. 27: „Das Nachſpiel des Würgengels.“

†††) La magie etc. p. 104.

††††) Wie Piérart, Revue Spiritualiste V, 79.

noch auch Alles in's Innere der Wahrnehmenden zurückdrängen will, der kann auch hier das allgemeine Welt- und Menschheitsgedächtniß und seine eidolomagisch hervortretenden Erinnerungen in Anspruch nehmen.

Es bieten sich auch friedlichere Schauspiele dar, die aber doch meist einen sehr grauenhaften Charakter haben und die Ahnung unglücklicher und gräuelhafter Vorgänge vergangener Zeiten erwecken. Verschwundene Dörfer, zerstörte Klöster und andere solche Gegenstände zeigen sich; und die alten Bewohner scheinen wieder auferstanden zu sein und sich in ehemaliger Weise zu bethätigen. Einige Beispiele der Art wird man in Bechstein's Sagenschatz des Thüringerlandes finden. Wir heben in kürzester Weise bloß Folgendes aus. In der Wüstung Germelshausen hat, sagt man, ein Dorf gestanden, das wurde verwünscht, d. h. es steht noch, wird aber selten erblickt; es ist auch nicht gut, es zu sehen und seinen geisterhaften Bewohnern zu begegnen. Es werden Individuen genannt, die in den Fall gekommen sein sollen. Ein Diezhauser Feldscheerer durchschritt das sichtbar gewordene Dorf und sah die Leute in altväterischem, grauem Gewand in die Kirche gehen. Ein Schuhmacher aus Wichtshausen, Heinrich Messing, der zum ersten Male in die Gegend kam und von dem Dorfe Nichts wußte, sah es liegen, hörte die Hunde bellen und die Hähne krähen; sah eine Frau dem Dorfe zuschreiten, der er zum Glücke nicht folgte, sonst wäre er verloren gewesen; bemerkte auch einen vernachlässigten Teich und wunderte sich darüber. Auf dem Rückwege sah er weder Dorf noch Teich und an des letzteren Stelle einen Acker. Ferner ist ein weites Feld, Gertles

(Gertlitz) geheißen; damit verhält es ſich in ähnlicher Weiſe. Ein Reiſender kam hier durch ein geſpenſtiges Dorf; es war Sonntag; es läutete in die Kirche; die Leute ſchritten ernſt und lautloſen Schrittes nach ihr hin; ihre Tracht war auffallend alt und ſonderbar; angeredet gaben ſie keine Antwort; die Augen ſtarrten gläſern; den Schauenden kam ein übermächtiges Grauen an. Wer hier in den heiligen Nächten, d. h. vom Weihnachtsheiligabend bis zum h. Dreikönigstag, zwölf ſchlagen hört, der kann zu großem Glücke kommen; aber der Ton iſt über alle Maßen entſetzlich und ſchmettert den Hörenden zu Boden. Ein Bauer aus Marisfeld, der ihn vernahm, trug ein heftiges Fieber davon und lag ein Jahr lang krank danieder. „Auf der Wallfahrt" bei Altenſtein ſtand, der Sage nach, ein Kloſter, das im 30jährigen Kriege zerſtört wurde; da wird alle 7 Jahre an dem Tage der Zerſtörung eine große Prozeſſion gehalten. Die todten Nonnen ſtehen auf; es erhebt ſich mitten im düſtern Walde der Kloſterbau; es läutet die Kloſterglocke und die Nonnen ziehen Paarweiſe in die von Irrlichtſchein erhellte Kloſterkirche. Es iſt Alles durchſichtig und wie aus Nebel geſtaltet.*)

Und nicht nur das Volk in ſeiner reflexionsloſen Einfalt und Hingebung ſchaut, glaubt, erzählt ſich ſolche geiſterhafte Repräſentationen und Reſurrectionen des Vergangenen. Es giebt viele Fälle, wo Perſonen aus den gebildeten, gelehrten und vor-

*) Bechſtein a. a. O. Th. III. S. 195 ff. 225 ff. Th. IV. S. 186 f. Vergl. IV. S. 69 f.: „Die geſpenſtige Schmiede." Th. IV. S. 89: „Die Prozeſſion."

nehmen Ständen Aehnliches beobachten. So ſehen einmal in Mainz zwei Geiſtliche ſpät Abends, wie ſich die St. Chriſtophskirche erhellt und daraus eine Prozeſſion mit Lichtern nach dem Kirchhofe zieht, ſich an einem Grabe aufſtellt und dann wieder in die Kirche zurückgeht, welche ſich von Neuem erhellt und dann auf einmal wieder ganz dunkel iſt. Das Geſicht klärt ſich nicht auf; der Küſter weiß am andern Morgen von keinem Begräbnißacte.*) — Der Regierungspräſident von Oerz in Halberſtadt geht Nachts über den Saal ſeines alten Hauſes und erblickt hier eine große Tafel mit Speiſen und Lichtern und eine Menge Gäſte, welche zu eſſen und zu ſprechen ſcheinen; darunter einen Biſchof und Ordensleute. Er geht vorbei, kehrt aber auf der Treppe um und betrachtet ſich die Scene von Neuem; da faßt ihn ein Schrecken und er eilt hinweg in ſein Gemach. Das Haus war vordem eine biſchöfliche Reſidenz geweſen.**) — Eine Baronin von St. wird in der Nacht von einem Lärm geweckt, ſieht und hört in ihrem Zimmer Karten, im Nebenzimmer Billard ſpielen. Es entſteht ein Streit; es klirren Degen; mit dem Schlage 12 Uhr iſt Alles verſchwunden. Der deshalb befragte Wirth giebt an, das Haus ſei früherhin eine Tabagie geweſen, und im Billardſaal, gerade vor 50 Jahren in der Nacht, da die Dame das Geſicht gehabt, ſei Einer erſtochen worden.***)

---

*) Magikon II, 215.

**) Hennings, von Geiſt. und Geiſterſ. S. 624.

***) So erzählt Stahmann aus Dresden in den „Ahnungen aus der Geiſterwelt" II, 46.

Das Geiſtertheater ſpielt aber noch andere Scenen, die nicht bloße Wiederholung des Geſchehenen, vielmehr deſſen Umkehrung ſind. Auch davon mag hier ein Beiſpiel ſtehen. In der Burg Schwanau auf dem Lowerzer See hat nach einer Schweizer Sage der böſe und grauſame Vogt des Kaiſers gewohnt und ſeinen Lüſten gefröhnt. Die Schweizer haben ſie gebrochen. Doch haftet an den Ruinen ein ſich jährlich einmal hervorthuender ſchauerlicher Spuk. Es erſchüttert ſie in der Stille der Nacht ein Donner; im Thurm ertönt ein Klagegeſchrei, und um die Mauer herum wird der Vogt von einem weiß gekleideten Mädchen, welches er entehrt hat, ſo lange verfolgt, bis er ſich heulend in den See ſtürzt.*) Hier iſt es, als wenn die Beleidigte zum Rachedämon geworden wäre, der den Beleidiger im Tode verfolgt. Die Umkehrung iſt auffallend; das mißhandelte Mädchen iſt nun das mächtigere Weſen, der Vogt iſt machtlos dagegen und wird von ihm wie ein Wild gejagt.

Das für eine Phantaſie des Schweizervolkes zu erklären, iſt leicht, aber ungenügend. Ein vollſtändiger Schlüſſel des Verſtändniſſes für dieſe Dinge fehlt uns noch. Aber bevor man die Räthſel löſt, muß man ſie kennen und in's Auge faſſen; und dazu wenigſtens möge dieſer Aufſatz dienen.

*) Joh. Müller, Schweizergeſchichte II, 3.

Die Erſcheinungen im Kloſter Fürſtenfeld bei Bruck.

Beilage zum „Geiſtertheater“ Nr. IV.

In einem Würzburger Journal*) theilt Herr v. Scharfenſtein Begebenheiten „aus dem Leben eines baieriſchen Regimentscadeten“ mit, womit er ſein eigenes meint, und erzählt hierbei von den räthſelhaften Erſcheinungen, die bei ſeinem Aufenthalte in dem ehemaligen Ciſterzienſerkloſter Fürſtenfeld bei Bruck, einige Stunden von München, beobachtet worden ſind. Dieſes Kloſter hatte Ludwig der Strenge 1261 geſtiftet, um den Mord zu ſühnen, den er an ſeiner Gemahlin, Maria von Brabant, begangen. Es iſt in ein Invalidenhaus verwandelt worden; der zweite Stock wird für detachirte Truppenabtheilungen verwendet. Hier wurde unſer Kadet 1850 mit der 6. Escadron des 1. baieriſchen Küraſſierregiments Prinz Karl einquartirt. Es befindet ſich daſelbſt ein großer Saal, „der Kaiſerſaal“ genannt; ein kleineres Zimmer daneben dient dem Kadeten als Schlafzimmer; vor dem Saale geht ein langer Gang vorüber, an deſſen Ende, in einem kleinen Saale, der Rittmeiſter ſein Quartier genommen hatte. Ein Kreuzgang führt in der Mitte des Ganges an

*) Sibylle. Nov. 1865. Nr. 130—132.

der vormaligen Silberkammer vorbei zur Kloſterkirche. In dem Kreuzgange patrouillirte ein Küraſſir mit blankem Säbel Tag und Nacht auf und ab.

Das Gebäude war als ſpukhaft bekannt und verrufen; man hatte davon bereits in München gehört; ſchon frühere Einquartierungen hatten „Allerlei geſehen;“ die unten wohnenden Invaliden mieden den oberen Stock. Auch in Bruck ſprach man von dem Spuke. Die Geſtalt eines Mönches mit bleichem Angeſicht durchwandere die Gänge, thue aber Niemandem etwas zu Leide. Der Kadet lächelte über die Einfalt der Leute; der „Hofprieſter,“ mit dem er darüber ſprach, hatte zwar ſelber Nichts bemerkt; ſagte jedoch, es werde verſichert, daß ſein Vorgänger den Mönch geſehen; auch zweifle Niemand an der Wirklichkeit der Erſcheinungen.

Unter den Küraſſiren war einer, Namens Willibald Schäffer, ein „enragirter Deutſchkatholik,“ der für Ronge ſchwärmte und aller Geiſter ſpottete. „Es möge ihm nur Einer kommen; er werde ihn ſchon heimſchicken.“ Ein einziges Factum der bezüglichen Art genügte, ſeinen Muth zu dämpfen und ſeine dürftige negative Begriffswelt über den Haufen zu ſtoßen.

Als er einmal in dem Kreuzgange die Wache hatte, hörte man in tiefer Nacht einen Piſtolenſchuß. Man fährt aus dem Schlafe, ſtürzt herbei und findet den Gangwächter ohnmächtig am Boden liegen. Einige Zeit vorher hatte ihn unſer Kadet ſeine Piſtolen laden ſehen. Er hielt ſie in den Händen; die eine war losgeſchoſſen, die andere hatte er noch geladen in der andern Hand.

Man trug ihn zu Bette; er kam wieder zu ſich; aber kalter Schweiß bedeckte ſeine Stirne, er zitterte fieberhaft und ſprach nicht. Er ſollte wegen unbefugten Schießens beſtraft werden, allein man mußte ihn in's Krankenzimmer bringen. Da blieb er drei Wochen lang und war zu allem Dienſt untauglich; er phantaſire, hieß es, jede Nacht und habe Viſionen. Als er endlich wieder in den Dienſt trat, ſah er ſo ſchwach und elend aus, daß er Jeden dauerte. Von der Zeit an bekehrte er ſich auch und wurde ein eifriger Kirchengänger. Es mußte Etwas vorgegangen ſein, was ihn tief und auf die Dauer erſchütterte.

Im Zimmer des Kadeten erzählte er endlich dieſem und ſeinem Burſchen im Vertrauen, was ihm begegnet war. Es hatte eben 1 Uhr geſchlagen; die Lampe in der Mitte des Ganges drohte zu verlöſchen, durch die Fenſter ſchimmerte jedoch glanzhell der Mond. Da kam von dem äußerſten Ende des Ganges her eine hohe Geſtalt und ſchwebte der Lampe zu. Schäffer erkannte das bleiche Antlitz eines Mönches in weiß- und ſchwarzem Gewand; der Kopf war mit einem runden Hute bedeckt. Die Geſtalt kam langſam vorwärts, ohne den Boden zu berühren, richtete die großen dunklen Augen auf den Gangwächter, wandte ſich, nachdem ſie ihn noch einmal durchbohrend angeblickt, dem ehemaligen Silberzimmer zu und verſchwand im Dunkel der Nacht. Schäffer, erſt durch den Schrecken gelähmt, faßte ſich nun und nahm ſeine Piſtolen zur Hand. Wie hierauf die Geſtalt wiederkehrte, ſchoß er auf ſie, erhielt aber in dem Augenblicke einen ſo furchtbaren Schlag auf den Kopf, daß er betäubt zu Boden ſank. Ein neuer Beweis, wie unnütz, ja

gefährlich es iſt, ſolchen Phänomenen gegenüber mit äußerer, phyſiſcher Gewalt zu Werke zu gehen.

Es werden noch mehr von den Einquartierten gemachte Erfahrungen und Wahrnehmungen unheimlicher Art berichtet. Der geſpenſtige Mönch kam einmal Schlag ein Uhr zu dem Escadronſchneider, ſetzte ſich zu ihm auf's Bett und ſtarrte ihn mit hohlen Augen an. Der Schneider ſchlug ein Kreuz und das Geſpenſt verſchwand — ganz das Gegenſtück zu dem Abenteuer des kühnen und ungläubigen Gangwächters und Deutſchkatholiken.

Auch der Rittmeiſter gehörte zu den Aufgeklärten; er ſprach nur von Fictionen und aufgeregter Phantaſie. Doch auch ihm ſchlug ſeine Stunde. Einmal, da er gegen 12 Uhr zu Bett gegangen, wurde er wie von einem Donnerſchlage gewaltſam aufgeſchreckt; es war ihm hierbei, als drehe ſich das Gemach, als ſchwankten die Möbeln und als würde der Spiegel von der Wand geſchleudert. Er ſpringt empor, reißt die Thür des Zimmers auf und erblickt in dem Gange den ihn mit hohlen Augen anſtarrenden Mönch. Er eilt in's Zimmer zurück nach ſeinem Pallaſch und zieht blank; wie er wieder hinaus tritt, iſt die Geſtalt verſchwunden. Er macht Licht und ſieht, daß 1 Uhr vorbei; die Erſcheinung fiel alſo in dieſelbe Zeit, in der ſie auch den Andern ſichtbar geworden war.

Es wird noch Etwas angegeben, ein beſonderes Geſicht, welches die Urſache iſt, daß wir der Erzählung hier ihre Stelle gegeben. Der Korporal Hegwein, nachher erſter Wachtmeiſter bei den Chevauxlegers in Nürnberg, ſah an dem Orte eine ganze Scene, wo vier Mönche, Gebete murmelnd, eine ſchwere Lade

trugen; eine größere Gestalt folgte, deren Oberkleid im Nachtwinde flatterte und deren Haupt mit einem runden Hute bedeckt war. Diese interessante Wahrnehmung kann zu denen gerechnet werden, die in der Abhandlung über das Geistertheater zur Sprache gekommen. Es ist eine sich dramatisch-geisterhaft wiederholende Vergangenheitsscene, die wohl mit dem einzeln erscheinenden Mönche in engem, historischem Zusammenhange steht.

Die Tracht der sich darstellenden Mönchsgestalten war, allgemeiner Beschreibung gemäß, genau die der ehemaligen Cisterzienermönche. Ein Bild, wovon die Visionäre ihre Vorstellung copirt haben konnten, war in dem Klostergebäude nicht vorhanden.

Der Wachtmeister Schön, der schon 29 Dienstjahre zählte, äußerte beim Abzuge seine Freude, aus dem „verfluchten Spukneste“ fortzukommen. Man wird dabei an die Franzosen im Schlosse zu Baireuth und an Napoleons Aeußerung darüber erinnert.*) Herr von Minutoli wird vielleicht auch hier von Betrug sprechen und den Verdacht etwa auf einige durchtriebene Invaliden werfen, welche den Mönch und die Scene gespielt.

Lassen wir den klugen Leuten ihre Weisheit und überblicken wir mit geziemendem Ernste die von Herrn von Scharfenberg berichteten Thatsachen, welche um so glaubwürdiger sind, da derselbe mehrere der betreffenden Personen so genau mit Namen bezeichnet! Alles deutet darauf hin, daß einst in diesem Gebäude etwas Schreckliches, vielleicht jedoch geheim Gehaltenes

*) S. oben die Abh. über die weiße Frau. Bd. II. S. 164 ff., besonders S. 170.

und außerhalb des Kloſters nicht bekannt Gewordenes vorgefallen ſei, welches dann in geiſterhafter Weiſe durch die Jahrhunderte nachgebebt und ſich unſerer Ahnung theils in der ſpukhaften Erſcheinung eines ruheloſen Geiſtes, theils in viſionären Scenen verräth, welche dem düſteren Drama der Vorzeit entnommen ſind.

V.

Zeit und Ewigkeit.

Die Subjectivität und Relativität des menschlichen Zeitbewußtseins und die Legende von Peter Forschegrund.

In Beziehung auf die tieferen und geheimeren Zustände, die schon im Leben möglich und die uns in wohl noch stärkerem Maße und intensiverem Grade im Tode oder nach dem Tode erwarten mögen, ist es wichtig, sich über die große Differenz zu unterrichten, die in unserer inneren Zeitmessung stattfindet. Im Allgemeinen ist dieser Gegenstand bekannt genug; er gehört dem Kreise unserer alltäglichsten Erfahrungen an, und man braucht sich nur gewisser Redensarten zu erinnern, die, wie bei ganz gewöhnlichen Ausdrücken der Sprache so häufig der Fall, eine ganze, die tiefsten Mysterien unseres Geistes und Lebens betreffende Theorie und Philosophie in sich schließen und aus sich entwickeln lassen.

Kurzweile — Langeweile — Zeitverkürzung — Zeitvertreib — Ist es denn schon so spät? — Ist es denn erst so oder so viel Uhr? — Wie schnell ist mir diese Stunde, dieser Tag, dieser Abend vergangen! — Will denn diese Nacht gar kein Ende nehmen? ꝛc.

Lange Zeiträume ſchwinden oft wie ein Moment dahin, und Augenblicke werden zu Ewigkeiten. Lauter ganz bekannte Redensarten und Thatſachen unſeres Bewußtſeins. Und doch, wie merkwürdig, wie räthſelhaft, wie bedeutungsvoll!

Die Zeit hat eine objective, von unſerer Auffaſſung und Empfindung unabhängige Seite. Das ſehen wir am Gange der Uhr. Der bleibt ſich gleich, mag uns die Zeit ſchnell oder langſam vergehen. Aber es giebt auch eine innere Uhr, eine ſubjective Zeitmeſſung, die ſehr geſetzlos, wandelbar, launenhaft iſt, die ganz von unſerer Stimmung und Empfindung, von dem jedesmaligen ſtofflichen Inhalt unſeres Bewußtſeins und unſerem pſychologiſchen, äſthetiſchen und pathologiſchen Verhalten zu demſelben abhängt.

Vor allen Dingen iſt dies zu erinnern: Die Zeit, als dieſe reine Form des Nacheinander-Seins, iſt uns unerträglich. Sie muß einen Inhalt haben, der ſie genügend ausfüllt, ſonſt wird uns die Zeit lang, d. h. wir ſchauen ſie an, empfinden ſie als bloße, abſtracte Zeit, als dieſe leere Form, in die unſer Daſein aufgeht; und das iſt eine Qual. So wie der unerfüllte Raum, ſo iſt auch die unerfüllte Zeit etwas Grauenhaftes und Furchtbares für uns. Ein endloſe Zeitfolge, rein als ſolche, wäre ſchon eine Hölle, auch ohne poſitive Höllenpein. Das Leere widerſteht unſerer Natur, die nach Beſtimmtheit, Poſitivität, Gehalt, Fülle der Vorſtellung, Anſchauung, Erfahrung, Empfindung und Thätigkeit begierig. Aber es giebt verſchiedenartige Beſtimmtheit, ſolche, die uns zuſagt, und ſolche, die mit unſerem Weſen im Widerſtreit iſt. Haben wir mit letzterer zu kämpfen, ſo iſt

unſer nächſter Wunſch, davon erlöſt zu ſein; da iſt zunächſt auch die ganz einfache Freiheit und Ruhe willkommen. Aber es dauert nicht lange. Wir werden uns bald nach einer zuſagenden Beſtimmtheit und Ausfüllung ſehnen, nach einer ſolchen, welche das ausmacht, was wir Befriedigung, Heiterkeit, Vergnügen, Glück, Freude, Genuß, Seligkeit nennen.

Wird die Zeit auf eine uns widrige Weiſe ausgefüllt, ſo ſteigert dies die Peinlichkeit unſeres Zuſtandes und dehnt in demſelben Maße die ſubjective Zeitdauer aus. Schon eine ſchmerzlos, aber in inhaltsloſer Oede verlebte Zeit läßt uns dieſe qualhaft verlängert erſcheinen; noch weit mehr eine mit Schmerz erfüllte. So kann uns eine ſchlaflos hingebrachte Nacht auch ohne Weiteres lange genug vorkommen; aber eine in Schmerzen durchwachte dünkt uns noch weit unendlicher. Jeder Augenblick hat hier den furchtbaren Werth einer hölliſchen Ewigkeit.

Eine harmoniſche Zeiterfüllung begründet dagegen Wohlgefühl und läßt uns in demſelben Maße, als dies der Fall iſt, die Zeit verſchwinden. Hier kommt es darauf an, was dem Individuum Befriedigung gewährt und Freude macht. Das eine z. B. liebt ſinnliche Vergnügungen, verlangt äußere, laute, lärmende, ja wilde und grauſame Zerſtreuungen und Unterhaltungen, das andere hat ſeine Luſt an ſtilleren, ſanfteren, edleren, geiſtigeren Unterhaltungsweiſen und Bethätigungen. Dem einen wird die Zeit vermittelſt der erſteren, dem anderen vermittelſt der letzteren in erwünſchter Weiſe beſchleunigt werden und unvermerkt, ohne als ſolche, als leere, inhaltsloſe Zeitform angeſchaut und empfunden zu werden, dahin-

ſchwinden. Das eine wird ſich bei einem Kartenſpiele, in einer luſtigen Geſellſchaft, auf einem Balle, bei einem Feſt- und Zweckeſſen, ja bei einer Schlägerei und Metzelei beſtens amüſiren, während das andere in ſolchen Fällen nur Langeweile, ja Unwillen und Abſcheu zu empfinden vermag. Und ſo auch umgekehrt: ein Studium, eine ſtille Arbeit, die ein dazu disponirtes Individuum ganz ausfüllt und befriedigt, wird einem anders beſchaffenen und geſtimmten langweilig und widerwärtig vorkommen. Hier ſind nicht nur die wechſelnden Stimmungen und Bedürfniſſe, ſondern auch die ſo ſehr verſchiedenen Bildungsſtufen der Menſchen von weſentlichem Belang. Je tiefer der Menſch ſteht, deſto äußerlicher, ſinnenfälliger, rauſchender, barbariſcher werden die Amüſements ſein, die ihm die Zeit ausfüllen, die ſie ihm, als jene unerträglich leere Form ſeines Bewußtſeins, zu verdrängen vermögen, durch welche er ſich, wie man zu ſagen pflegt, dieſelbe zu vertreiben pflegt.

Empfinden wir die Zeit gar nicht mehr, ſo entſteht das, was wir Entzücken, Wonnerauſch, Seligkeit nennen. Der Inhalt der Zeitform muß zu dieſem Behufe abſolut ausfüllend ſein; dann ſind wir ganz glücklich, dann bleibt uns Nichts mehr zu wünſchen übrig; denn es läßt ſich in die leere Zeitform unſeres Bewußtſeins kein weiterer Inhalt gießen. „Dem Glücklichen ſchlägt keine Uhr.“ Und ſo iſt der Himmel da, wo die Zeit, als ſolche, durch einen abſolut genügenden Inhalt für das zeitmeſſende Bewußtſein vollſtändig aufgehoben iſt. Wenn wir uns die Ewigkeit als unendliche Zeit denken, und uns einen, dieſelbe verhältnißmäßig ausfüllenden, ſie ſomit für

Bewußtſein und Empfindung vernichtenden Inhalt nicht vorzuſtellen vermögen, ſo graut uns davor. Dieſe Sätze drückt merkwürdig ſchon eine alte Legende aus, die ſich in Süddeutſchland, am Rheine, im Norden Europa's, im Munde des Volkes, in ſchwediſchen und ruſſiſchen Volksliedern findet.

In alter Zeit, ſo berichtet ein ſolches Lied, lebte in einem nordiſchen Kloſter ein Mönch, der Alles ſehr gründlich zu erforſchen ſtrebte, und den man daher Peter Forſchegrund nannte. Der ging eines Morgens aus ſeinem Kloſter in einen nahe gelegenen Wald, in welchem er zu wandeln und ſeinen Betrachtungen nachzuhangen liebte, und dachte dabei über die Ewigkeit nach. Er ſtellte ſich dieſelbe als eine zeitliche Unendlichkeit vor, und zweifelte ſehr, ob eine ſolche trotz des Mangels aller irdiſchen Unſeligkeit und trotz des Genuſſes, welchen den Seligen das Anſchauen Gottes gewähre, erträglich ſein werde. Da hört er auf einem Baume einen Vogel ſingen, deſſen Töne ihn in Staunen und Entzücken verſetzen. Er bleibt ſtehen und horcht, er vergißt ſich und Alles über den wundervollen Geſang, der dieſer Welt und dieſer Natur nicht anzugehören ſcheint. Endlich gedenkt er der Pflicht, wieder heimzukehren; er meint, es ſeien wohl ſchon ein Paar Stunden verfloſſen, ſeitdem er in den Wald gegangen. Er eilt zurück. Da fallen ihm allerlei Veränderungen auf; Hügel und Thal und Gewäſſer ſind wohl noch dieſelben, aber Manches fehlt, was vorhanden geweſen, und Manches iſt da, was gefehlt. Er kommt an's Kloſter und findet auch dieſes ganz verändert in ſeinem Bau, ſeinen Umgebungen und ſeinem Eingange. Er tritt hinein und erblickt

lauter fremde Geſichter; er will in ſeine Zelle gehen und findet ſie nicht. Auch er wird von den Anderen mit Befremden angeſchaut. Wie er Niemand kennt, ſo kennt auch Niemand ihn. Nur einer der Kloſtergeiſtlichen, der viel in alten Schriften las, erinnerte ſich ſeines Namens, den er in der Chronik des Kloſters geleſen; es war da aufgezeichnet, wie vor tauſend Jahren ein gelehrter und gedankenvoller Mönch, Namens Petrus Forſchegrund, eines Morgens in den Wald gegangen und nicht mehr zurückgekehrt. Die Sache war nun klar; der Mönch hatte dem Geſange eines Vogels, den ihm Gott aus ſeinem Paradieſe geſandt, tauſend Jahre lang zugehört, und dieſe lange Zeit war ihm vergangen, als wären es nur ein Paar Stunden geweſen.

Die Ewigkeit hatte jetzt für den Zweifler ihre Schrecken verloren; er erkannte, daß man in der Fülle der himmliſchen Seligkeiten von keiner Zeit und Zeitlänge mehr wiſſen werde. Und ſo gab er freudig ſeinen Geiſt auf, indem ſein alter, mürber Leib ſofort in Staub zerfiel.*)

Es gehen im Volke noch mehr Sagen dieſes Charakters, wie z. B. die von einem Ziegenhirten

---

*) In der Sage vom Mönche zu Affligbem, welche Wolf, Niederl. Sagen Nr. 148, giebt, dauert die Ekſtaſe nur 300 Jahre. Dazu iſt ein Manuſcript der Abtei Affligbem in Dendermonde und: Prudenz von Duyſe, Vaterlandſche Poezy. Gent 1840. I. S. 35 und 202 citirt. Die Begebenheit ſoll ſich unter dem frommen Abt Fulgentius gegen das Ende des 11. Jahrhunderts zugetragen haben. Aber es knüpft ſich dieſe Tradition oder dieſer Mythus, wenn man will, noch an viele andere Klöſter, wie an das von Heiſterbach bei Bonn. Poetiſche Bearbeitungen dieſes

in Sittendorf, der auf dem Kiffhäuserberge in einen viſionären Zuſtand gerathen ſein ſoll, worin er mit den Geiſtern des Berges zu verkehren glaubte. Als er aus dieſem eigenthümlichen Zuſtande erwachte, der ihm nur wenige Stunden gedauert zu haben ſchien, hatte ſich Alles verändert; Hund und Heerde war verſchwunden; er ſelber hatte einen langen Bart; die Leute, die er ſah, waren ihm fremd und er ihnen. Es ſtellte ſich zuletzt heraus, daß er zwanzig Jahre auf dem Berge zugebracht.*) Wir laſſen das Verhältniß dieſer Sagen zur hiſtoriſchen Wirklichkeit gänzlich dahingeſtellt; die Subjectivität und Relativität des menſchlichen Zeitbewußtſeins iſt jedenfalls auch in ihnen deutlich ausgeprägt.

Stoffes aus unſerer Zeit finden ſich in: Lerſch's Bonn und ſeine Umgebung. Bonn, S. 45, wo eine ſolche von Mosblech, und in meiner Anthologie: „Blumen und Früchte aus dem Garten chriſtl. Weltanſchauung." Mainz 1863. S. 144 ff. Eine lang dauernde Ekſtaſe mit aufgehobener Zeitmeſſung iſt denkbar und könnte den thatſächlichen Anlaß zu der Sage gegeben haben.

*) Bechſtein, Thüringer Sagenſchatz IV. S. 29 ff. Vergl. daſelbſt S. 23 ff. Die Zeit, die hier ein Brautpaar, das auf den Berg gegangen, in viſionärem Zuſtande zubringt, wird auf zweihundert Jahre angegeben.

Noch einige Bemerkungen, die Orlacher Reliquie und deren diesem Bande angefügte Zeichnung betreffend.

Es ist oben S. 87 auf eine Zeichnung der seltsamen Reliquie hingewiesen, welche mir Herr Lehrer Müller in Geißlingen geliefert hatte und welche am Ende des Bandes zu finden sein sollte. Sie ist in den Unruhen des Jahres 1866, welche den schon begonnenen Druck des Werkes unterbrachen, abhanden gekommen. Nun hat sich aber der genannte Freund in seiner wahrhaft überschwänglichen Güte und Gefälligkeit noch einmal nach Orlach begeben, um mir eine neue Zeichnung zu verschaffen, sowie sie nun diesem Bande S. 315 angefügt ist. Er bemerkt dazu: „I bezeichnet das Innere der Hand, a die Auflage des Daumens, b die Lage des Zeigefingers, c u. c die des Mittelfingers, d, d u. d die des Ringfingers, e, e u. e die des kleinen Fingers, f u. g aber noch weitere Berührungen. Ich habe nun erfahren, daß der Saum des Tuches unten am I nach dem (die Brandspuren nach sich lassenden) Vorgange noch zusammenhängend gewesen und nur dadurch, daß einzelne Besucher Fäden zum Andenken mitnahmen,*) seine jetzige Gestalt erhalten. I war also ursprünglich von bezeichnenderer Veranschaulichung. Die Zeichnung giebt freilich nur die durchbrannten Stellen; könnte sie auch das dieselben verbindende Angebrannte geben, so wäre die Veranschaulichung viel vollkommener. Ueber der Grommbach'schen Hausthüre befindet sich ein Denkstein, worauf die Worte zu lesen: Wichtige Begebenheiten gaben Veranlas-

*) Das ist ein merkwürdiger Umstand, indem daraus zu sehen, in welchem Grade man sich für solche Gegenstände interessirt.

ſung dieſem Hauſe, welches durch Gottes Güte anno 1833 von Johann Michael Grommbach erbaut wurde.

Wie man auch die Sache anſehen möge — Vorſtellungen, Vorgänge und Gegenſtände, die ſo ſtark in das Volksleben eingreifen, gehören doch immer der Geſchichte an und fordern zur Betrachtung und Erklärung auf.

y
f
b
c
c
d
d
d
a
J
e
e
e

Anhang.

Antikritiſche Bemerkungen.

1.

Zwei gegneriſche Beurtheilungen meines übrigens ſo wohl aufgenommenen und, wie ich mit Sicherheit weiß, nicht ohne Nutzen gebliebenen Büchleins über den Tod, von welchen mir eine erſt jüngſt zu Geſichte kam, veranlaſſen mich zu einigen Gegenbemerkungen, wie ich ſie meiner Sache, ſowie den Edlen, die Antheil an mir und meinen Beſtrebungen nehmen, ſchuldig zu ſein glaube, und wie ſie hier um ſo weniger am unrechten Orte ſein werden, da jenes Werkchen als ein Vorläufer, ja ein Beſtandtheil des gegenwärtigen Unternehmens anzuſehen und ſeinem Inhalte und Zwecke nach ſo nahe verwandt mit dem „Geiſterreiche“ iſt. Es iſt nicht zu erwarten, daß die betreffenden Arten von Kritik mit dieſem, ſowie mit den künftigen Theilen des „Myſtagogen,“ wenn derſelbe ſeinen projectirten Fortgang nimmt, anders verfahren werden; daher eine dieſe Verfahrungsweiſen charakteriſirende Antikritik auch zu prophylaktiſchem Behufe dienlich ſein dürfte.

2.

„Was der Eine will bereiten,
Einem Andern will's nicht gelten;
Hüben, drüben muß man ſchelten —
Das iſt nun der Geiſt der Zeiten.“

Göthe.

Es iſt in der Welt ein wunderliches, ja man darf wohl ſagen wahnſinniges Weſen und Treiben, und das nicht am

wenigſten da, wo ſich das Heiligthum der Vernunft und Intelligenz zu befinden ſcheint, im Bereiche der Literatur und Kritik, ſo daß der Wohlmeinende einen böſen Stand hat und daß mit ordentlichen und wahrhaft erſprießlichen Leiſtungen kaum oder gar nicht mehr durchzukommen iſt. Es giebt Menſchen, Denkarten, Bücher, die von zwei im äußerſten Grade aus einander liegenden Seiten und Standpunkten gleichmäßig angefeindet werden; und man würde ſich ſehr irren, wenn man dies für ein um ſo ſprechenderes Zeichen ihrer wirklichen Tadelhaftigkeit und Verwerflichkeit hielte. Es iſt nicht ſchwer zu ſehen, daß jene beiderſeitigen Extravaganzen und Fanatismen von dem Wahren, Guten, Vernünftigen und Heilſamen, wie es in der centralen und concreten Mitte zu liegen pflegt, ſehr weit entfernt ſind; und das, wozu ſie ſich beide, wiewohl aus ganz verſchiedenem Grunde, ſo antipathiſch verhalten, wird daher wohl nichts Anderes, als eben jenes Wahre, Gute, Vernünftige, Heilſame, und deſſen ächte Vertretung und Förderung im Felde der Oeffentlichkeit ſein. Die eine dieſer Seiten hat die Geſtalt und den Charakter deſtructiver Negativität und geht am gewöhnlichſten mit ſeichtem, wohlfeilem Hohn und Spotte zu Werke; die andere, welche ſich eines ernſten, ſtrengen Richteramtes anzumaßen pflegt, giebt ſich das Anſehen conſervativer Poſitivität, iſt aber bei den verkehrten Mitteln, die ſie in Anwendung bringt, um Nichts beſſer, als Erſtere, ja wirkt noch ſchädlicher, auflöſender, zerrüttender, als ſie. Ich bin ſo unglücklich oder auch ſo glücklich, je nachdem man es nimmt, mir das Mißfallen des einen wie des andern dieſer falſchen Extreme in gleichem Maaße zugezogen zu haben.

Und ſo könnte ich denn, da die Betreffenden mit offenem Viſir in die Schranken getreten, zwei repräſentative Namen nennen; allein ich ſcheue das Perſönliche und möchte Niemand gern ohne Noth beleidigen, beſchämen und beſchädigen, ſo unfreundlich und rückſichtslos auch gegen mich verfahren werden möge. Ich will daher den einen der beiden Herren den Negativen, den anderen den Poſitiven nennen, von welchen zunächſt der Erſtere ſeine Abfertigung erhalten ſoll.

3.

Dieſer, der Negative, giebt mir ein wiſſenſchaftlich ſehr discreditirendes Prädicat, indem er mich einen unkritiſchen Kopf nennt. Es kommt jedoch darauf an, was man unter dieſem Ausdrucke verſteht und aus welchem Munde ſolch ein Vorwurf kommt. Ich bin kritiſch in meiner Art, indem ich das Wahre vom Falſchen ſorgfältig zu ſcheiden befliſſen bin, und Nichts, was ſich für wahr ausgiebt, unbedachtſam und ununterſucht dafür gelten laſſe. Ich kann in dieſer Beziehung z. B. auf die Vorrede zum „Geiſterreich“ S. VIII f. und XVI f., auf die Eingangsaphorismen, namentlich Nr. 76, S. 35 des I. Bandes und auf die Abhandlung „über Verſtand, Aberglaube und Vernunft“ daſelbſt S. 39 ff. verweiſen. Allein die auf der negativen Seite ſtehenden Beurtheiler pflegen den erwähnten Titel einem Solchen zu geben, bei welchem nicht, wie bei ihnen, das Negiren die hauptſächliche, ja einzige Rolle ſpielt, dem es vielmehr, wie mir, um poſitive Erkenntniſſe zu thun iſt, und der daher Dinge gelten läßt und geltend macht, die ſie verachten und verwerfen, ſei es auch, daß dafür die beſten Gründe ſprechen. In dieſem Sinne muß ich mir das Prädicat gefallen laſſen, brauche aber dabei nicht zuzugeben, daß ich mich im Dunkel wahrhaft unkritiſcher Bewußt- und Gedankenloſigkeit herumtreibe. Ich ſtehe auf Seiten dieſer Gegner deshalb nicht, weil ich ihre Sache meiner Kritik unterworfen und gefunden habe, daß ſie nichts taugt. *) Ich bin „unkritiſch“ aus Kritik, und ſie ſind „kritiſch“ aus Mangel an ſolcher. Ich geize auch gar nicht nach der Ehre, zu den „kritiſchen Köpfen“ in jenem entleerenden und aushöhlenden Sinne des Wortes zu gehören, da man als ſolcher auf jeder Bierbank ſeine Geiſtesverwandten und Meinungsgenoſſen trifft. Der Unglaube iſt heutzutage zu trivial geworden, als daß man ſich etwas darauf zu Gute thun könnte; und der Hohn der Menge iſt mir erträglicher, als ihr Händedruck.

*) So z. B. in Beziehung auf Minutoli und die weiße Frau, ſ. eben Bd. II. S. 164 ff.

4.

Der Negative verſpottet mich, weil ich unter Anderm auch einiger im Hexenprozeß vorgekommenen, mit anderen der Art eine höchſt merkwürdige Gruppe bildenden Phänomene gedacht, die ſich dazu eignen, eine der Stützen des Glaubens an eine ſelbſtſtändige, unter allen Umſtänden unverwüſtliche Menſchenſeele und deren Fortdauer nach dem Tode zu bilden. Den Hexenproceß mit der Unſterblichkeit zuſammen zu bringen, ſei lächerlich, meint er. Die Beiden haben dem Anſcheine nach freilich nichts mit einander zu thun; ich zeige aber in in jener Schrift, daß und wie ſie gleichwohl zuſammen zu bringen ſind. Und was den verrufenen Gegenſtand betrifft, den man, wie der Negative zu fordern ſcheint, gar nicht berühren ſoll, ſo iſt zu ſagen, daß der ächt wiſſenſchaftliche Mann die ſeinen Zwecken entſprechenden Notizen und Beweisgründe überall hernimmt, wo er ſie findet; daß ihm Nichts, was irgendwie intereſſant, inſtructiv und lichtgebend iſt, ein noli me tangere iſt, noch ſein darf, mag er es in den Abhandlungen einer Academie der Wiſſenſchaften, in einem zwanzigmal aufgelegten Lehrbuche, bei claſſiſchen Autoren oder in den Acten des Hexenproceſſes, in Volksſage und Volksglauben, bei afrikaniſchen Negern, amerikaniſchen Rothhäuten ꝛc. finden. Dem Wahrheitsforſcher gehört die ganze Welt, und er läßt ſich dieſes ſein legitimes Reich nicht verkleinern und verkümmern. Der nicht allein in den Hexenprozeſſen, ſondern auch ſonſt noch vorkommende Folter- und Marterſchlaf, von dem ich in meiner Schrift gehandelt habe, iſt jedenfalls eine hiſtoriſche, phyſiologiſche und pſychologiſche Thatſache; und der Umſtand, daß körperlich Gepeinigte ſich in ihre latente Innerlichkeit zurückziehen können, ſo daß ſie, im Gegenſatz zu der qualvollſten und verletzendſten Einwirkung von außen, in einen Zuſtand des inneren Wohlſeins, der Entzückung und der wunderſamen Erhöhung der Seelenkräfte zu gerathen im Stande ſind, iſt einer der auffallendſten Beweiſe, daß Seele und Leib kein ſo einfaches Eins ſind, als Diejenigen annehmen, welche die Seele ſo unterſchiedslos mit dem Leibe entſtehen, daſein und vergehen laſſen; daß es ein Reich der myſtiſchen Innerlichkeit gibt, in

welches ſich die Pſyche im Falle der Noth zurückziehen kann, und welches allem Anſchein nach das Aſyl iſt, in welches ſich die im Tode abſcheidende Seele birgt.

5.

Der Negative bedeutet mich, daß in den Zuſtänden des Tiefſchlafes, der Ekſtaſe, des Scheintodes, von welchen aus ich mir erlaubt, auf die Beſchaffenheit des Todes ſelbſt zu ſchließen, immer noch ein Unterſchied zwiſchen Leben und Tod Statt finde. Was man bei ſolchen Gelegenheiten nicht Alles lernt und erfährt! Der Poſitive belehrt mich, daß Göthe ſeinen Fauſt nicht, wie er, der Dichter, ſelber ſagt, ſeinen geſchiedenen Freunden und Geliebten, ſondern — den poetiſchen Figuren im 1. Theile des Fauſt dedicirt hat; *) der Negative macht mich auf den Unterſchied des Lebenden und Todten aufmerkſam, der nur einem ſo unkritiſchen Kopfe, wie ich ſei, entgehen könne. Wäre derſelbe nicht ein ſo kritiſcher Kopf im ſchlimmen Sinne des Wortes, ſo würde er einſehen, daß Zuſtände, die dem Tode ſehr nahe ſtehen und ihm ſehr ähnlich ſind, doch immer einen Wahrſcheinlichkeitsſchluß auf die Natur des Todes ſelbſt zulaſſen, ja zu einem ſolchen zum Theil unwiderſtehlich hinführen. Die Vernichtungsgläubigen berufen ſich auf diejenigen Erſcheinungen in den dem Tode nahen oder ähnlichen Zuſtänden, welche den Anſchein des Vergehens, Vernichtetwerdens oder Vernichtetſeins haben; Louis Büchner nimmt zu dieſem Behufe ſogar den gewöhnlichen, geſunden, zu neuem Daſein und Thun erquicklich ſtärkenden Schlaf in Anſpruch, indem er ihn, aller Erfahrung und Empfindung zum Trotze, mit den Schauern der Vernichtung ausſtattet.**) Wenn nun in Ohnmacht, Scheintod, magnetiſchem Schlaf, Folterſchlaf ꝛc., wenn ſelbſt in der Stunde des Todes vielmehr das Gegentheil bemerklich iſt, wenn da zuweilen die außerordentlichſten poſitiven Momente zu Tage kommen, ſollte es nicht auch der andern Seite geſtattet ſein, ſich auf die ihr entſprechenden Thatſachen zu ſtützen? Eine ſolche Tyrannei, die dem Gegner

*) S. oben im I. Bande, S. 108 f. Red.

**) S. die Schrift über den Tod S. 20.

wehrt, was ſie, und das ſogar bis zum unſtatthafteſten Uebermaß, ſich ſelbſt erlaubt, laſſen wir uns nicht gefallen. Die Erſcheinungs- und Erfahrungswelt iſt kein Eigenthum der verneinenden Partei; ſie gehört Allen, und wir haben ſo gut, als die Andern, das Recht, factiſche Wahrheiten zu unſern Gunſten zu benutzen, ſoweit es die objective Natur der Sache erlaubt.

6.

Der Negative ſagt ſchließlich: „D. hätte, ſtatt auf den Titel ſeiner Anthologie zu ſetzen: für Zweifelnde, beſſer gethan, zu ſetzen: für Gläubige.“ Es iſt wahr, ich habe einen Glauben vorausgeſetzt, ich ſetze ihn auch hier wieder im „Geiſterreich“ und „Myſtagogen“ voraus — den an glaubwürdig berichtete und vernünftiger Weiſe nicht zu leugnende Thatſachen. Auch habe ich nur für ſolche Zweifler geſchrieben, welche den Glauben an die Fortdauer, über die ſie im Schwanken ſind, in dem Falle, daß er ihnen annehmbar gemacht wird, nicht dennoch zurückweiſen. Steht dem Glauben der Wille entgegen, ſo iſt alle Mühe vergebens; denn der Wille, wie auch Schopenhauer geltend macht, ſpielt die erſte Rolle im Menſchen; die Intelligenz pflegt nur ſein Werkzeug und Diener zu ſein und nur ſo weit zu gehen, als es ihr der Wille erlaubt. Nicht auf Gläubige, wohl aber auf Glaubenswillige und Glaubensfähige habe ich gerechnet und rechne ich.

Der Negative hat nicht ein einziges Wort geſprochen, was der Sache in's Herz gegangen, was mich irgendwie zu ſtören, zu widerlegen oder zu belehren vermöchte.

7.

Was zweitens den Poſitiven betrifft, ſo ſtehe ich faſt an, ſeine Aeußerungen wörtlich wiederzugeben; denn er bedient ſich ſo vulgärer Ausdrücke, daß ſchon das bloße Citiren derſelben unanſtändig erſcheinen kann. Es iſt dergleichen um ſo auffallender, wenn es ſich in einem für gelehrte Leſer beſtimmten Literaturblatte findet. Ich bitte die meinigen um Nachſicht, wenn ich, um dieſen Gegner zu charakteriſiren, denſelben in ſeiner ganzen, auch formellen Eigenthümlichkeit

vorführe. Es soll nicht scheinen, als ob ich mich vor seiner polemischen Kraftsprache fürchte.

„Für Alles," sagt er, „was der Verfasser aus den dunklen, allen Nuancen der Selbsttäuschung und des Humbugs so leicht zugänglichen Regionen des Traumes und des magnetischen Hellsehens zum Besten giebt, hat Referent bereits seit Jahren eine dicke Haut. Herr Prof. D. mag sich über solch eingepupptes Philisterthum ertrösten, wie es ihm beliebt; aber Referent bleibt trotz Ennemoser, Schelling und Görres bei den goldenen Worten: „„Du sollst Dich nicht zu den Wahrsagern und Zeichendeutern halten."" — „„Träume haben keine Bedeutung, Wahrsagereien keinen Sinn."" Auch was über die seligen Gefühle der Sterbenden und über die Sehnsucht schöner Seelen à la Rachel und Bettina von Arnim zu lesen ist, vermag bei einer so rostigen und frostigen Rezensentenseele nicht zu verfangen. . . . . Auf die Aussprüche Sterbender, deren Prof. D. so viele anführt, ist schon gar Nichts zu geben. Wer viel an Sterbebetten herumkommt, weiß das nur zu gut. Der Sterbende affectirt eine solche Lust zum Sterben allerdings nicht selten; aber wehe Dem, der darauf eingeht und ihm sagt, es habe wirklich sein Stündlein geschlagen! Oder auch: er sucht seinen Zustand sich selber auszureden, versteckt die blau gewordenen Hände vor seinen eigenen Augen und versichert, daß ihm ganz ausnehmend wohl sei. Referent hat Gelegenheit, dergleichen öfter, als ihm gerade lieb ist, zu beobachten. Von einem Sterbejubel und dergleichen konnte er zu seinem großen Leidwesen Nichts bemerken, desto mehr aber von furchtbarer Angst und Verzweiflung, gräulichen Verzerrungen und unausstehlichen Schmerzen, die weder Opiate, noch Chloroformirungen zu lindern vermögen."

II.

Dieser Mann muß gar keinen Begriff von wissenschaftlicher Kritik und Polemik haben, oder sich selbst für eine absolute persönliche Autorität halten, weil er seine Subjectivität und Individualität in der Art geltend macht, als ob sie schon rein als solche genügte, um fragliche Sachen

zu entſcheiden. Was geht es uns an, wenn er für Dinge, wie die betreffenden ſind, „eine dicke Haut“ hat, wie er ſich ſo elegant ausdrückt? Wir unſererſeits haben eine feinere. Was kümmert's uns, wenn er eine „roſtige und froſtige Recenſentenſeele“ iſt? Wir lieben Friſche, Geiſt und Feuer. Was ſoll es auf uns für eine regulative Wirkung machen, wenn er für ſeine Perſon ernſte Forſcher, geiſtvolle Männer, wiſſenſchaftliche Autoritäten verachtet? Wir werden deshalb nicht aufhören, auf ſolche zu achten und von ihnen zu lernen und anzunehmen, was uns in der Erkenntniß der Dinge zu fördern vermag. Was brauchen wir uns über ſein „eingepupptes Philiſterthum“ zu „erröſten“? An mumienhafte Philiſterei und poeſieloſe Gewöhnlichkeit, wie ſie uns maſſenhaft umgiebt, ſind wir längſt gewöhnt; nur das iſt überraſchend, daß ſich Jemand ſo öffentlich und ausdrücklich dazu bekennt, damit groß macht und zu verlangen wagt, alle Menſchen ſollten ſein, wie er, damit von der bereits ſo proſaiſch gewordenen Erde auch noch der letzte Funke vor Geiſt und Poeſie verſchwinde. Einen Dichter und Künſtler dürfte es hiernach gar nicht mehr geben; es müßte auch Alles, was in Bibel, Kirche, Cultus, Legende Poetiſches und Romantiſches enthalten iſt, entfernt und die Religion, ihrem ganzen mit der Poeſie ſo innig verwachſenen Weſen zuwider, in eine abſolute Nüchternheit, Trockenheit und Dürre verwandelt, d. h. geradezu vernichtet werden. Aber wer ſich ſolche Prädicate giebt und ſolche Anforderungen ſtellt, der hat ganz einfach ſich ſelbſt gerichtet.

2.

Ein höchſt triviales Argument iſt dies, wenn man, um ein ganzes Reich von Erſcheinungen und Thatſachen zu verwerfen, von der Selbſttäuſchung und dem Betruge ſpricht, die darin vorkommen ſollen oder auch wirklich vorkommen. Wo fehlt es an dieſen? Irrthum, Einbildung, Wahn, Gaukelei, Fälſchung, Lug und Trug finden ſelbſt im Bereiche der gemeinſten, äußerlichſten und greiflichſten Dinge ſtatt; noch mehr natürlich, wo das Höhere, Feinere, minder Sinnliche und Faßliche beginnt. So bekanntlich auch in der

religiösen Sphäre, wie es insbesondere einem Manne, der Kirchengeschichte studirt hat, nicht unbekannt sein kann.*) Aus diesem Grunde sucht sich denn auch die Kirche so sorglich vor falschen Heiligen und vorgeblichen oder vermeintlichen Wundern zu sichern; deshalb aber, weil es solche giebt, auch die wahren und ächten zu verwerfen, davon ist sie weit entfernt. Auch in sonstiger Mystik wissen sich ernste Männer und bedächtige Forscher, bei aller Anerkennung der Sache, ja bei entschiedener Vorliebe für dieselbe, vor den ihnen wohlbekannten Fallstricken der Imagination, Simulation und Gaukelei zu wahren. Wer aber jenes von so unzähligen Beobachtungen und so gewichtvollen Autoritäten getragene, im Allgemeinen keinem Zweifel unterliegende Gebiet so leicht und einfach abzuthun meint, der beweist, daß er sich mit der Sache niemals ernstlich beschäftigt und darüber gar keine Stimme abzugeben hat. „Wer heutzutage die Thatsachen des animalischen Magnetismus und seines Hellsehens bezweifelt, ist nicht ungläubig, sondern unwissend zu nennen," sagt Schopenhauer.**)

10.

Der Positive beruft sich, um Alles niederzuschlagen, was ich meinem Zweck und Bedarf gemäß, über Sterbende berichtet und angeführt habe, auf seine eigene Praxis und Experienz. Daß es noch andere Beobachtungen giebt und geben

*) Vergl. Görres, Mystik III. 678—91 IV. II. 106. Perty, Myst. Ersch. S. 712 f.

**) Vergl., was Perthy, Myst. Ersch. S. 127 f., 131 ff., 238 über den mit dem Lebensmagnetismus und Hellsehen getriebenen Mißbrauch und über die hier vorgekommenen Thatsachen der Charlatanerie, der Gaukelei, des Betrugs ꝛc., zugleich aber über die Unstatthaftigkeit der Verdächtigung und Anschuldigung des ganzen Gebietes, als eines realitätslosen, blos betrügerischen, sagt. Ueber simulirte Besessenheitsfälle, betrügerische Spukereien und Geistererscheinungen s. daselbst S. 335, 428 f., 509 ff. Görres, Mystik III. 649 ff. und andere Schriften. S. auch Perty's Bemerkungen S. 31 des angeführten Werkes. Im I. Bande unseres „Geisterreiches ist S. 637 Note zu vergleichen. Das Alles weiß man sehr wohl; man wußte dergleichen schon als aufgeklärter Schulknabe und bedarf in seinem 68. Lebensjahre keiner Belehrung darüber.

kann, als die ſeinigen, räumt er nicht ein; was er nicht mit eigenen Augen geſehen und mit eigenen Ohren gehört hat, das exiſtirt nicht. Er ſelber zwar ſpricht von Sterbenden oder Todtkranken, welche verſichern, daß ihnen „ganz ausnehmend wohl“ ſei. Es ſcheint ſich alſo doch auch aus ſeiner Erfahrung zu ergeben, daß der Tod nicht immer und in jeder Beziehung ein ſo furchtbares Angeſicht hat. Aber wenn ſterbende und todtkranke Menſchen, die doch ſchwerlich aufgelegt ſein können, Komödie zu ſpielen, von einem gewiſſen eigenthümlichen Wohlſein ſprechen, wie es vielfältiger Ausſage nach von ſolchen zuweilen in der That empfunden wird, ſo glaubt er es nicht. Daß bei Sterbefällen große Differenzen ſtattfinden und auch ganz andere Erſcheinungen eintreten, als die berührten, habe ich nicht geläugnet; dergleichen aber hervorzuheben, oder gar ausſchließlich zu ſchildern, war in jenem Buche offenbar nicht am Ort. Ich hatte bloß den Vernichtungsglauben zu bekämpfen, den Zweifel an Seele und Fortdauer zu beſeitigen; und dazu dienten nur die ſchönen, erbaulichen und tröſtlichen Fälle, namentlich jene, bei welchen das Jenſeits in das Dieſſeits wunderſam hereinzuleuchten und den Beobachtern ſeine affirmativen Qualitäten zu enthüllen ſcheint.*)

11.

Der widerwärtigſte Punkt iſt der, daß die Polemik des Poſitiven eine dogmatiſch verdächtigende und anſchuldigende iſt. Ich werde mich in dieſer Hinſicht am füglichſten ganz nur auf den Standpunkt des Bibel-, Chriſten- und Kirchenglaubens ſtellen, der ſein eigener iſt oder doch zu ſein hätte, um auf dieſe Weiſe darzuthun, wie grundlos und unſtatthaft ſeine Rügen ſind, und wie wenig er ſelbſt dabei auf chriſtlichem und kirchlichem Boden ſteht.

*) Vergl. Schubert, Symbolik des Traumes, S. 175 der 3. Auflage. Es iſt hier von einem Geheimniß die Rede, vermöge deſſen der Sterbende zwiſchen ſeiner noch lebenden Umgebung und einer anderen Welt ein vermittelndes Glied, eine Leiter bildet, an welcher die Kräfte und Erſcheinungen jener Welt in die unſrige herabſteigen und in dieſelbe auf Momente herüberwirken.

Ich hätte mich, den göttlichen Verboten entgegen, zu den Wahrſagern und Zeichendeutern geſellt, weil ich merkwürdige Träume angeführt und den Zuſtänden des Somnambulismus und Hellſehens eine factiſche Wahrheit eingeräumt! Seheriſche und bedeutſame Träume gebe es gar nicht; ſie ſeien ſämmtlich ohne Sinn, das ganze in Rede ſtehende myſtiſche Gebiet ſei nichtig und es könne kein ſtatthafter Gebrauch davon gemacht werden.

Darauf habe ich zu entgegnen, daß Bibel, Kirchengeſchichte, Legende durchweg voll von Thatſachen ſind, wo ſich Gott des Schlafes, Traumes und verwandter Zuſtände bedient, um ſich zu offenbaren; daß in ſolchen, dieſen Quellen und Darſtellungen zu Folge, auch himmliſche Geiſter, heilige Perſonen und verklärte Menſchenſeelen erſcheinen und wirken, daß alſo dieſer orthodox ſein wollende Kritiker eine große Unbeſonnenheit begeht, daß es gläubigerſeits ſogar als ein wahrer Frevel betrachtet werden kann, wenn dieſe ganze Seite des menſchlichen Weſens, dieſer ganze Spielraum myſtiſcher Kräfte und Aeußerungen von ihm ſo unbedingt geſcholten und verworfen wird. Ich habe ferner zu erinnern, daß die magiſchen Vermögenheiten, deren Mißbrauch, namentlich in Verbindung mit dem Götzendienſt und dem Abfall von Gott zum Reiche der Finſterniß, von Bibel und Kirche allerdings hoch verpönt iſt, niemals von ihnen für rein chimäriſch und illuſoriſch erklärt worden ſind, indem ihnen ſtets eine große Macht eingeräumt wurde, daß es ſich alſo für einen orthodox ſein wollenden Kritiker gar nicht ſchickt, dagegen im Tone rationaliſtiſchen und materialiſtiſchen Unglaubens zu eifern und ſich ſo — zwar nicht zu den Zauberern und Wahrſagern, wohl aber zu den religionsfeindlichen Aufklärern zu geſellen. Ich werde endlich noch hinzuſetzen dürfen, daß die Anerkennung geheimnißvoller, die mechaniſchen, phyſikaliſchen und chemiſchen überragenden Kräfte, die an ſich unſchuldig ſind und zum gottgeſchaffenen Weſen des Menſchen und der Natur gehören, noch keineswegs eine Theilnahme an verbotener Zauberſünde iſt. Es iſt in der ganzen Schöpfung ſo viel Wunderſames, Myſtiſches, Magiſches, dem gemeinen Sinne Fremdes und Unfaßliches, auch dem Natur-

forſcher Unerklärliches, daß es Unſinn wäre, Alles der Art ohne Unterſchied verdächtigen und verdammen zu wollen. Da müßte man wohl auch zuletzt in dem Magnet, der das Eiſen anzieht, in dem unſichtbaren Bande, welches den Planeten an die Sonne bindet, in den myſteriöſen Ahnungen und Inſtincten der Thierwelt, in den unläugbaren Wundern der Sympathie, in den inneren, unmittelbaren Zuſammenhängen, die zwiſchen Liebenden, Gatten, Verwandten ſtattfinden, in den ſo ausgezeichnet magiſchen Kräften der menſchlichen Hand, des menſchlichen Auges und Blickes,*) in der eigenthümlichen, auf Menſch und Thier bezüglichen Anziehungskraft, welche die Italiener attrattiva nennen, und welche in ſo hohem Grade der h. Philipp Neri beſaß,**) in dem Allen, ſage ich, müßte man entweder eine „Selbſttäuſchung," einen „Humbug" oder ein Spiel böſer Geiſter erkennen; und ſo weit dürfte ſich ſchwerlich Jemand zu gehen getrauen, ſelbſt der Poſitive nicht.

12.

Was die Myſterien des menſchlichen Schlaf- und Traumlebens betrifft, die ich auch hier im „Geiſterreich" und „Myſtagogen" nicht unberührt laſſen kann und will, ſo werden dieſe von der Bibel auf das Vollſtändigſte und Ausdrücklichſte anerkannt. Wem ſind nicht die Träume der Patriarchen, Männer Gottes, Propheten und anderer Perſonen im alten und neuen Teſtamente bekannt; wem nicht die Traumdeutungen eines Joſeph und Daniel, die darum noch Niemand den „Wahrſagern und Zeichendeutern," deren Künſte verboten ſind, zugezählt hat! Weiß der Poſitive wirklich Nichts von dem berühmten Traume Jakob's zu Bethel, wo dieſer die himmliſche Leiter und oben die Gottheit erblickt, deshalb jenen Stein aufrichtet und ſalbt und die Stätte zum Heiligthume weiht?***) Seheriſche und

*) S. was darüber Schindler, Mag. Geiſtesleben S. 76—78 ſagt.

**) Vergl. hierüber Göthe, Italieniſche Reiſe II, 195. Eckermann, Geſpräche III, 201. Perty, Myſt. Erſchein. S. 344.

***) 1. Moſe 28, 12 ff.

ſinnvolle Träume, Geſichte, Ekſtaſen haben ſelbſt Leute, wie Bileam, Pharao, Nebucadnezar gehabt. Wie der Erſtgenannte ſeine bekannte meſſianiſche Weiſſagung ausſpricht, ſagt er: „So ſpricht der Mann mit geöffnetem Auge, ſo ſpricht, der die Worte Gottes hört, der da kennet des Höchſten Kunde, der Geſichte des Allmächtigen ſieht, dahin geſunken, enthüllten Auges.“ *) Als Nebucadnezar einen Traum gehabt, den die chaldäiſchen Weiſen nicht deuten können, befiehlt er, ſie alle umzubringen; aber dem Daniel „ward in einem Geſichte der Nacht das Geheimniß geoffenbart.“ **) „Und Saul befragte Jehova; aber Jehova antwortete ihm nicht, weder“ — wie er ſonſt pflegte — „durch Träume, noch durch das Licht,***) noch durch die Propheten.“†) Dem Salomo erſcheint Gott wiederholt im Traume.††) Der Prophet Joel†††) ſagt: „Und es geſchieht hernachmals, da gieße ich meinen Geiſt aus über alles Fleiſch, und es prophezeien eure Söhne und Töchter, eure Aelteſten haben Träume und eure Jünglinge ſehen Geſichte;“ und Petrus beruft ſich auf dieſe Stelle in der Apoſtelgeſchichte.††††) Träume, Viſionen, Ekſtaſen kommen nicht weniger, als im alten Teſtamente, auch im neuen vor. „Als er aber Solches im Sinne hatte, ſiehe, da erſchien ihm ein Engel des Herrn im Traume.“ — „Und da ſie im Traume eine göttliche Weiſung erhalten, nicht zu Herodes zurückzukehren, zogen ſie auf einem anderen Wege in ihr Land.“†††††) Paulus wird durch ein Geſicht bewogen,

---

*) 4. Moſe 24, 15 f. Vergl. V. 3 f.

**) Dan. 2, 19.

***) „Urim und Thummim,“ das heilige Loos der Hebräer, welches der Hoheprieſter im oder am Bruſtſchildchen trug und bei ſchwierigen Rechtsſachen befragte, 2. Moſ. 28, 30, 3. Moſ. 8, 8, Eſra 2, 63, Nehem. 7, 65. Dieſe Art von Orakel und Wahrſagerei war nicht verboten, weil ſie nicht abgöttiſch war.

†) 1. Sam. 28, 6.

††) 1. Kön. 3, 5 ff. Cap. 9, 2 ff.

†††) Cap. 3, 1.

††††) Cap. 2, 17.

†††††) Matth. 1, 20. Cap. 2, 12.

nach Macedonien zu gehen.*) „Und der Herr sprach im Gesichte bei Nacht zu Paulus" ꝛc.**) Merkwürdige Träume und Visionen erzählen dann auch die Kirchenväter und andere altchristlichen Autoren. Welche Rolle Träume und Visionen namentlich in der Geschichte der Märtyrer spielen, darüber kann man sich leicht z. B. aus der Religionsgeschichte von Stolberg unterrichten. Die ganze kirchliche Literatur ist voll davon; man hat das Andenken daran sogar durch Denkzeichen bewahrt.***) Bossuet in seiner Trauerrede auf die Prinzessin Anna von Gonzaga erzählt, wie dieselbe durch einen merkwürdig instructiven Traum belehrt und bekehrt worden sei.†) War auch dieser sinn- und bedeutungslos? In dem Buche Jesus Sirach††) wird zwar vor dem Vertrauen auf nichtige Träume gewarnt; aber auch bemerkt, daß es andere gebe, die von Gott selbst gesendet sind.

13.

Was Sterbeekstasen und Sterbejubel betrifft, die auch nur ein eitles, lügenhaftes Vorgeben sein sollen, so habe

*) Apostelg. 16, 9.

**) Daselbst 18, 9. Cap. 23, 11. Cap. 27, 23.

***) Der h. Romuald, Abt von St. Emmeram (st. 1001) wurde blind. Einst war er Nachts in der Kirche ganz allein, betete vor einem Crucifixe mit weinender Inbrunst und entschlummerte. Da schien es ihm, Christus steige vom Kreuze herab, nehme vom Altare zwei brennende Kerzen weg und halte sie ihm vor die Augen. Er erwachte und hatte sein Augenlicht wieder. Zur Erinnerung an dieses gnadenreiche Traumwunder ließ er in der Kirche des h. Emmeram ein Denkzeichen aufhängen. Jocham, Bavaria sancta. München 1861. I. S. 460 f. Das Buch ist mit erzbischöflicher Bewilligung gedruckt.

†) Sie traf, so schien es ihr, im Walde in einer kleinen Hütte einen blinden Mann, der ihr auf Befragen mittheilte, daß er so schon geboren sei. „Du weißt also nicht," sagte sie, „was das Licht, dieses holde, erfreuliche Wesen, ist? — „Nein," erwiederte er, „allein ich glaube daran und denke, daß es etwas sehr Schönes sei." Darauf änderte er die Stimme und sprach mit überlegenem Ton und Ausdrucke: „Das mag dir zeigen, daß es Dinge giebt, die von der vortrefflichsten Art sind, wiewohl man sie nicht zu fassen vermag." Auch Chateaubriand im Leben Rance's erwähnt dieses Traumes.

††) Cap. 34 (31).

ich in meinem Werkchen nicht etwa nur ſolche Fälle vorgeführt, welche dem Poſitiven zu bezweifeln und zu verneinen geſtattet iſt; ich habe eine ganze Anzahl von Beiſpielen gegeben, die aus ächt kirchlichen, für ihn unverwerflichen Quellen geſchöpft ſind, ſo, daß ſelbſt klerikale Augenzeugen genannt werden, die ebenfalls Erfahrung gehabt und welchen er ſeine ſehr eingeſchränkte individuelle Erfahrung nicht entgegenſetzen darf.*) Ich ergreife hierbei die Gelegenheit, noch ein Paar Nachträge zu liefern, über welche derſelbe, wenn ſie auch nicht nach ſeinem Geſchmack ſein ſollten, doch vielleicht Anſtand nehmen wird, ſein Anathem zu rufen.

Vianney, der bekannte Pfarrer zu Ars, hatte ein Inſtitut für weibliche Waiſen gegründet, Providence genannt. Darüber wird berichtet: „Mehrere dieſer armen Mädchen hat man auf eine bewundernswürdige Weiſe ſterben ſehen. Sie freuten ſich, die Erde verlaſſen zu dürfen, um in den Himmel eingehen zu können. Ihr letzter Seufzer war ein fröhlicher Triumphgeſang.“ — — — — — „Eine derſelben, die ſich vor ihrer Krankheit außerordentlich vor dem Tode gefürchtet hatte, ſagte den Tag vor ihrem Ende zu ihrer Lehrerin: „„Ich leide körperlich ſehr, allein innerlich bin ich zufrieden. Ich habe nicht geglaubt, daß es ſich ſo gut ſterbe.““ Und ſie ließ ſingen und ſang ſelber aus allen Kräften ein frommes Lied, bis zu dem Augenblicke, wo ſie ihre ſchöne Seele aushauchte.“ — — — „Auch Benedikte Larbet, eine der Gründerinnen, ſtarb einen ſehr ſchönen Tod. Wie ſie heilig gelebt hatte, ſo endete ſie auch. Als ſie die Tödt-

*) Siehe S. 167—175. Die Perſönlichkeiten, von deren Lebensende hier die Rede iſt, ſind Fra Giovanni Maſſias; Dominicus a Jeſus Maria; die h. Agnes von Böhmen; Gertrudis Kuchlein im Kloſter Adelhauſen; Schweſter Bella nach dem Zeugniſſe des Cardinals Damian; der h. Peter von Alcantara; Sophie von Rheinfelden im Kloſter Unterlinden; Maria von Oignys, der „die Gabe der Jubilation“ in beſonderem Maße beiwohnte, und deren Ende der Prior Aegidius beobachtete; der h. Thomas von Aquin; der berühmte Prof. Möhler; ein von Thomas Cantipratanus im Sterben beobachtetes Kind.

lichkeit ihrer Krankheit erfahren, rief ſie, außer ſich vor Freude: Ha, welch ein Glück! Ich ſoll alſo Gott ſehen dürfen.“*) Das Buch, woraus dies genommen, iſt auf Geheiß und mit Approbation des Biſchofs von Belley herausgegeben, auch mit kirchlicher Autoriſation in's Deutſche überſetzt. Ich werde mich daher, dem Manne der Kirche gegenüber, wohl darauf berufen dürfen und nicht zuzugeben brauchen, daß ein glückliches und freudiges Sterben auch in ſolchen Fällen, wie die angegebenen ſind, überall nur, wie er zu behaupten wagt, eine elende, heuchleriſche Grimaſſe ſei.

Ein anderes „mit Erlaubniß der Oberen“ edirtes Buch iſt das von Pater Ratte, welches Beiſpiele aus den Jahrbüchern der Franziskaner enthält.**) Auch hier finden ſich Nachrichten von gottſeligen Perſonen, die „in Verzückung des Geiſtes“ geſchieden, im Sterben geſungen u. ſ. w. So Angelina Corbaria, geſt. 1434, Maria Maximiliana, geſt. 1638, Johanna von Kreuz, geſt. 1534. Dieſe ſang in ihren letzten Wochen oft lieblich „wie ein himmliſcher Schwan;“ ſie hatte ſtundenlange Ekſtaſen; zuletzt lag ſie einen ganzen Tag lang „in ſeliger Entzückung“ da. Als ſie wieder zu ſich kam, ſchrie ſie laut: „Freuet euch mit mir, freuet euch!“ Sie ſchied mit glänzenden Augen und verklärtem Angeſicht.***)

14.

Wenn der Poſitive ſagt: „Unſer einem — das will ſagen: allen rechtgläubigen Chriſten, wie er einer ſei — „iſt der Tod nichts weniger, als eine Rückkehr der Seele zu ihrem göttlichen Urſprung“ — das heißt dem Wortſinne nach: er führt ganz und gar nicht, auch nicht im beſten Falle, aufwärts zu Gott — ſo muß auch die Aeußerung der ſterbenden Lardet: „Welch ein Glück! Ich werde Gott ſchauen!“ für irrig erklärt werden. Ebenſo die des ſeligen P. Johannes Bonviſi von Lucca, welcher

*) Vianney's Leben von Monnin, überſetzt von Rieſorth. Köln und Neuß 1865. I. S. 190 f.

**) Erbauliche Blätter ꝛc. Mainz 1863.

***) Ratte a. a. O. S. 232, 268, 275 f.

bei dem ſanften Tode, den er 1472 ſtarb, fröhlich zu ſeinen Brüdern ſagte: „Lebt wohl! Ich gehe zu Gott.“*) Ebenſo jene des h. Johann von Gott, der in ſeiner Todesſtunde auf dem Boden niederkniete und, indem er mit heller Stimme rief: „Jeſus, in deine Hände empfehl' ich mich,“ den Geiſt aufgab.**) Die frommen Ausdrücke: „Im Herrn entſchlafen“ — „In Gott ruhen“ — „animam Deo reddere“ — „Seine Seele ſeinem Schöpfer übergeben“***), haben, dem Poſitiven zu Folge, keine Geltung, ſind Phraſen ohne Sinn oder enthalten wohl gar einen bedenklichen und verdammlichen. Wenn die Schrift ſagt: „Die Seelen der Gerechten ſind in Gottes Hand und keine Qual rühret ſie an,“ und wenn die Kirche für ihre Todten betet, daß ihnen die ewige Ruhe werden und das ewige Licht leuchten möge,†) ſo ſind dies auch wohl ſo verkehrte Vorſtellungen, wovon er das Heiligthum zu ſäubern unternimmt. Letzteres Gebet hat vor einiger Zeit die biſchöfliche Verſammlung in Baltimore (7.—21. Oct. 1866) gebetet;††) der Poſitive hätte es, ſeiner Rechtgläubigkeit gemäß, nicht mitſprechen können. Im 2. Corintherbriefe 5, 6 ff. findet ſich eine Stelle, wo Paulus faſt wörtlich den Satz ausſpricht, den jener als unchriſtlich und unkirchlich verwirft. Wir ſeien hier auf Erden und bei Leibesleben, ſo heißt es dort im 5. Capitel, auf der Wanderſchaft und ferne vom Herrn; und der Gläubige ſehne ſich daher nach dem Ende dieſer Wanderſchaft, um daheim bei'm Herrn zu ſein. In der angeführten Biographie Vianney's†††) iſt aus deſſen Munde der Satz referirt: „Der Tod iſt die Vereinigung der Seele mit Gott.“

*) Ratte a. a. O. S. 96.

**) Biographie deſſelben von Wilmet, Regensburg 1860. S. 140.

***) Dieſen Ausdruck braucht die ſoeben citirte Lebensbeſchreibung, die mit biſchöflicher Approbation erſchienen iſt.

†) Requiem aeternam dona eis Domine, et lux perpetua luceat eis!

††) Vergl. Niedermayer's Schrift über dieſes Concilium.

†††) Bd. II. S. 306.

„Unſer Einem," ſagt der Poſitive, „iſt der Tod ganz einfach die traurige Folge der Strafe und Sünde." Dem Chriſten keineswegs. Dieſe „Einfachheit" iſt ja, dem allgemeinen Glauben der Chriſtenheit nach, ſo weit ſie ihrer Religion getreu, durch Chriſtus getilgt, als welcher Tod und Hölle beſiegt,*) die Pforten des ewigen Lebens geöffnet, dem Schächer am Kreuze das Paradies verheißen hat, der alle die Seinen nach ſich ziehen und ſeiner eigenen Herrlichkeit und Einheit mit dem Vater theilhaft machen will.**) Wenn der Tod für dieſen Herrn wirklich nur etwas ſo einfach Trauriges und Schreckliches iſt, ſo iſt er ja gar kein Chriſt.

15.

Aber ich habe vielleicht pantheiſtiſche Anſichten aufgeſtellt oder verrathen, ſolche, nach welchen es kein individuelles Fortbeſtehen im Tode giebt, das menſchliche Selbſt vielmehr in Gott, als dem Allgeiſte, aufgeht und in's Allgemeine und Ganze verſchwimmt? Gegen dieſe Art von Philoſophie iſt, wie gegen den Materialismus, das ganze Buch gerichtet; gegen Beide wird das Fortleben des Individuums, als ſolchen, behauptet; es geſchieht eben ſo hier im „Geiſterreich."***) Aber ſelbſt dann, wenn ſich der Poſitive gegen wirklich pantheiſtiſche Lehren ereifert hätte, wären ſeine Sätze als unchriſtlich und widerchriſtlich und ſeine Manier, ſolchen Irrlehren entgegenzutreten, als verkehrt zu bezeichnen, indem er dabei eine noch ärgere und gräulichere Häreſie zu erkennen gäbe.

Ich glaube nicht, daß er in der That ſo weit vom Glauben entfernt iſt, als es ſcheint. Eine ſo ſchneidende und

*) „Der Tod iſt verſchlungen in den Sieg. Wo iſt, o Tod, dein Stachel, wo iſt dein Sieg, o Unterwelt?" 1. Corinth. 15, 54 f. Jeſ. 25, 8. Hoſ. 13, 14.

**) „Ich bitte für die, welche an mich glauben, damit Alle Eins ſeien, damit, wie du, Vater, in mir und ich in dir, ſo auch ſie in uns Eins ſeien. . . . . Ich habe ihnen die Herrlichkeit gegeben, die du mir gegeben haſt . . . . . ich will, daß, wo ich bin, auch ſie bei mir ſeien ꝛc." Ev. Joh. 17, 20 ff.

***) Man ſehe z. B. die Einleitung zu Nr. III des II. Buches S. 231 des I. Bandes.

mit Bewußtſein ſo offen zur Schau geſtellte Differenz in ſeiner Stellung iſt undenkbar; er hat ſich in ſeiner kritiſchen Hitze ohne Zweifel nur übereilt und unbedachtſam ausgedrückt. Aber es iſt doch gar zu arg, wie er, als dogmatiſcher Cenſor Andere zurechtweiſend und beſchuldigend, wider bibliſche und kirchliche Dinge ſich ſelber verſündiget, die Fundamente des Glaubens erſchüttert und ſich in die ſchönſte Harmonie mit den Rationaliſten und Materialiſten ſetzt, ſo daß das bekannte Wort: „Die Extreme berühren ſich" hier ſeine vollkommene Anwendung findet. Möge ihm das für die Zukunft zur Warnung dienen und ihn milder und ſchonender gegen Andere machen!

16.

Am Ende heißt es: „Am Sterbebette gewöhnlicher Leute, wie wir ſind, iſt kein anderes Wunder ſichtbar, als das des Sacraments, von dem es heißt: „„Das Gebet des Glaubens wird dem Kranken zum Heile ſein, der Herr wird ihn aufrichten, und wenn er in Sünden iſt, werden ſie ihm vergeben werden."" Dieſes „„der Herr wird ihn aufrichten"" erfüllt ſich bei Denen, welche die letzte Oelung würdig empfangen, in einer Weiſe, die gewiß ſchon mehr Zweifler bekehrt hat, als all die curioſen Dinge, die in Daumer's Buch zu leſen ſind." Nun, da wäre ja doch ein glückſeliges, mit Seelenerhebung und wunderſamer Aufrichtung verbundenes Sterben möglich; und ich würde wenigſtens, was die von mir angeführten Fälle betrifft, „wo das Gebet des Glaubens" und „der würdige Empfang der letzten Oelung" ſtattgefunden, nicht ſo zornig anzuſchnauben ſein. Was für Perſonen übrigens durch ſolche Scenen bekehrt werden ſollen, iſt nicht recht klar. Sind andere, als die Sterbenden ſelbſt, ſolche, die dem Vorgange blos zuſehen, gemeint? Die aber bei dem Ende ſo frommer Menſchen zugegen, ihnen dann auch wohl nahe verwandt oder befreundet ſind, möchten ſelten zu Denen gehören, die einer „Bekehrung" bedürfen. Und wie Viele von den Letzteren haben denn Anlaß und Gelegenheit, das Wunder zu ſehen, welches der Poſitive für das allein geeignete und wirkſame Bekehrungsmittel erklärt?

Sollte es nicht menſchenfreundlich, zweckmäßig, chriſtlich ſein, auch den Unzähligen, die nicht in dieſem Falle ſind, Etwas darzubieten, was ihnen zur Erbauung, zum Troſte, zum Heile gereichen kann, und was dann auch freilich ſo eingerichtet ſein muß, daß ſie geneigt ſein können, ſich damit zu befaſſen, und es nicht gleich auf den erſten Blick aus den Händen werfen? Wären aber die Sterbenden ſelbſt gemeint, ſo käme eine völlige Ungereimtheit heraus. Denn wer zum „Gebete des Glaubens" ſeine Zuflucht zu nehmen und „die letzte Oelung würdig zu empfangen" vermag, der iſt ſchon gläubig genug; er pflichtet nicht blos den allgemeinen und fundamentalen Glaubenslehren bei, auf welche meine Schrift hinzuführen bezweckt; er hält noch viel Anderes für wahr und heilſam, wogegen ſich ein großer Theil der Menſchheit und der Chriſtenheit abweiſend verhält, während bei Denen, welche ich im Sinne habe und an welche zu denken, mir ebenfalls eine chriſtliche Liebespflicht und Miſſion zu ſein ſcheint, ſelbſt die erſten und allgemeinſten Grundlagen aller Religion und höheren Anſicht der Dinge ſchwanken oder mangeln. Auch Diejenigen, welche bei dergleichen Sterbefällen anweſend ſind, werden wohl meiſt zu den Gläubigen im ſpeciellſten Sinne des Wortes gehören. Die „curioſen Dinge" aber, die ich aus kirchlichen Quellen geſchöpft, werden auch ſolche mit Erbauung leſen können; auf keinen Fall iſt es ihnen erlaubt, ſie zu verachten und für nichtige Mähren zu halten, wie der Poſitive thut.

17.

„Dem Wohlmeinenden keinen Schlag," pflegte der vortreffliche Biſchof Sailer zu ſagen, der durch Verletzungen ſelbſt ſo viel zu leiden gehabt. Das würde auch auf mich paſſen; denn ſo viel kann und darf ich ſagen, daß ich es mit meinen ſchriftſtelleriſchen Bemühungen wohl meine. Es iſt auch nicht weiſe, in ſo hohem Grade wider die Sailer'ſche Regel zu handeln. Ich kann noch überdies verſichern, daß die Kritik des Poſitiven und dieſe ganze Verfahrungsweiſe überhaupt von einſichtsvoller klerikaler Seite entſchieden gemißbilligt wird. Ich bin jedoch weit davon

entfernt, um Schonung zu betteln. Man ſchlage mich, ſo viel man will, aber nicht ohne Wahrheit, Gerechtigkeit und Billigkeit! Das kann Jeder fordern, was er auch verſchuldet haben mag.

Es iſt mir ſchwer angekommen, dieſe Zeilen niederzuſchreiben, und ich habe lange angeſtanden, es zu thun. Nicht wegen der Furchtbarkeit der Gegner und der Schwierigkeit der Erwiderung — man hat geſehen, wie es ſich damit verhält — ſondern weil ſolche Streitigkeiten widerwärtig und unerbaulich, auch meiner friedlichen Stimmung im höchſten Grade zuwider ſind. Möchte es das letzte Mal ſein, daß ich in dieſem Tone zu ſprechen gezwungen bin!

Druckfehler und Verbeſſerungen.

Nachträglich zum 1. Bande.

Die Entfernung des Druckortes und die leidenden Augen des Verfaſſers haben zur Folge gehabt, daß im 1. Bande noch einige Fehler mehr, als die ſchon angezeigten, unbemerkt geblieben ſind.

So iſt in der Vorrede

S. XVI Z. 4 v. o. ſtatt repräſentiren: präſentiren zu leſen.
S. 20 Z. 3 iſt ein ſinnſtörendes Komma zu tilgen.
S. 95 Z. 6 ſtatt nur ließ ein.
S. 126 Z. 8 ſt. zu Neujahr l. zum 6. Januar.
S. 137 am Anfange des Capitels ſt. eidoloſogiſche l. eidolomagiſche.*)
S. 150 Z. 10 v. u. l. was, wie in den.
S. 244 Z. 12 ſt. es iſt l. iſt es.
S. 273 ſteht eine falſche Seitenzahl.
S. 304 Z. 18 l. geiſtigen.
Im Inhaltsverzeichniß Z. 7 v. u. l. eintreten, und in der Berichtigung zu S. 149 ſt. gewendet l. gewandert.

Zum 2. Bande.

S. 9 Z. 11 v. o. lies: einige griechiſche Worte.
S. 11 Z. 9 l. denſelben oder aus demſelben.
S. 22 Z. 3 v. u. ſt. geweihte l. geſeite.
S. 56 Z. 9 v. o. l. glaubt.
S. 70 Z. 17 l. Dämonomaniſchen.
S. 74 Z. 18 l. feuriger.
S. 77 Z. 4 l. Immendörfer.
S. 80 Z. 16 l. laſſen und gab.
S. 106 Z. 4 v. o. ſt. dienen l. Dienern.
S. 108 Z. 11 und 10 v. u. im Texte l. eine ———————— aufbehalten.
S. 110 Z. 16 v. o. l. Cäſarius von Heiſterbach.
S. 116 Z. 10 v. u. im Texte l. bannen.
S. 123 Z. 6 v. u. im Texte l. Guido Jenem zum.
S. 147 Z. 10 v. o. ſt. an l. in.
S. 150 Z. 3 l. ſehe.
S. 155 Z. 7 l. beſtimmtem.
S. 158 Z. 4 v. u. l. wollen.
S. 177 Z. 1 u. 2 v. u. im Texte ſt. der l. den.
S. 186 Z. 11 ſt. drei l. die — und ſt. Stunden l. Stunde.
S. 190 Z. 3 ſt. „ſeinem“ und „ſeiner“ l. ihrem und ihrer.
S. 208 Z. 10 v. u. im Texte l. naturgeſetzliches.
S. 220 Z. 6 ſt. erzählt l. erklärt.
S. 226 Z. 2 l. vernehme.

*) Was ich unter Eidoloſogie verſtehe, iſt Bd. I. S. 70, vergl. 32, zu ſehen; die ſogenannten Geiſtererſcheinungen pflege ich „eidolomagiſche Phänomene“ zu nennen.

Druck von Carl Schnee in Lippoldiswalde.